DuMont Kultur-Reiseführer

Bernhard Streck

dl
ld

Sudan

Steinerne Gräber und lebendige Kulturen am Nil





Kultur-Reiseführer in der Reihe DuMont-Dokumente

Zur schnellen Orientierung – die wichtigsten Sehenswürdigkeiten und Stämme im Sudan auf einen Blick:

(Auszug aus dem ausführlichen Register S. 400ff.)

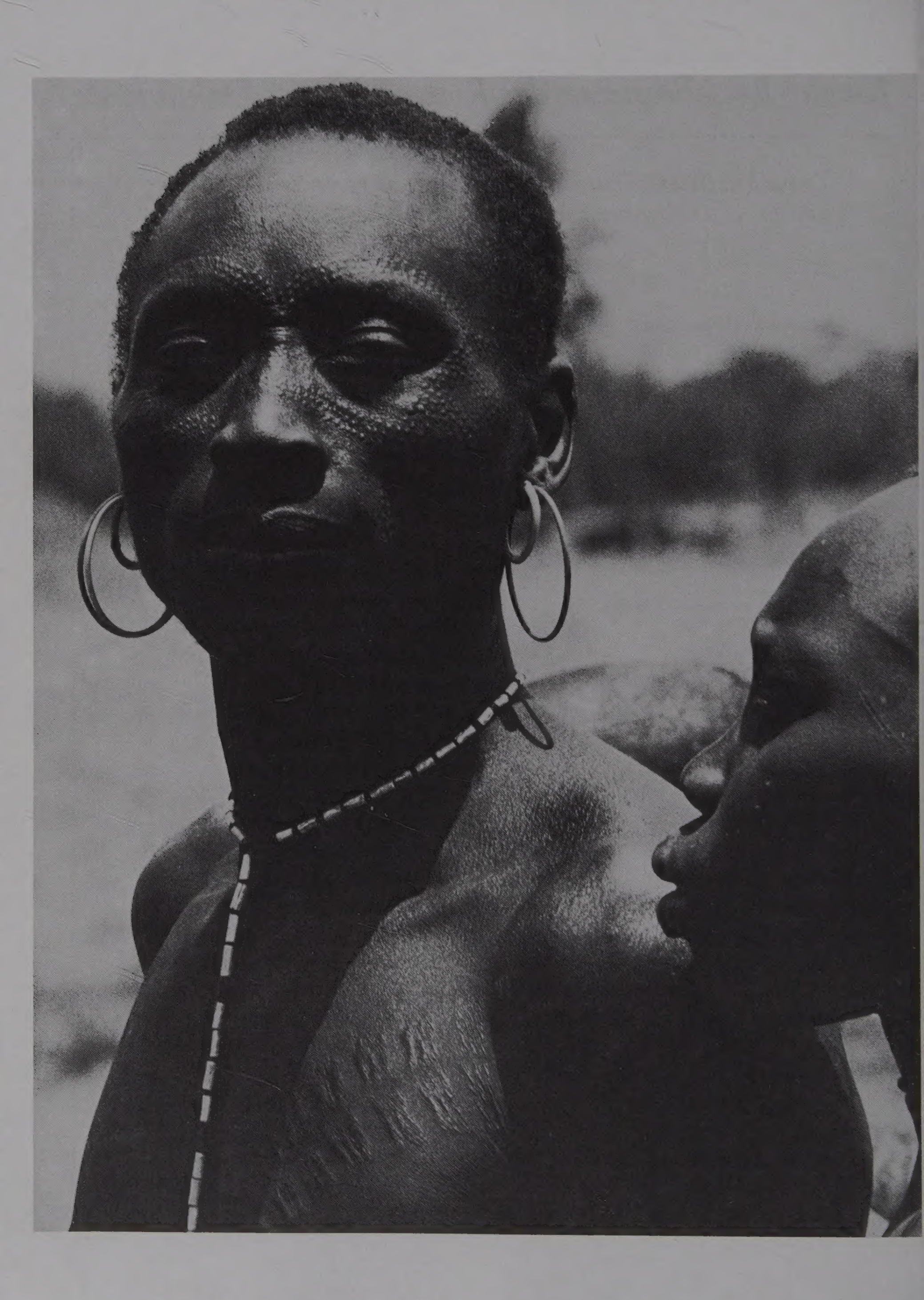
Sehenswürdigkeiten

Vgl. auch das Städteverzeichnis S. 360ff.

Stämme

In der vorderen Umschlagklappe: Übersichtskarte des Sudan

In der hinteren Umschlagklappe: Archäologische Stätten am Nil von Aswan bis Khartoum



Bernhard Streck

Sudan

Steinerne Gräber und lebendige Kulturen am Nil

DuMont Buchverlag Köln

Abb. Umschlagvorderseite: Mädchen der arabischen Kabābīsch-Nomaden mit Zöpfchenfrisur (mustrāṭ)

Abb. Umschlaginnenklappe: Amontempel am Jebel Barkal, im Hintergrund die Niltaloase

Abb. Umschlagrückseite: Gehöft der Logir am Rand des Imatong-Gebirges (Aequatoria)

Frontispiz S. 2: Murle-Krieger aus dem Südostsudan

Für Samir Lama,
mit dessen Motorkarawane
ich die Nilländer ›entdeckte‹

2. Auflage 1989

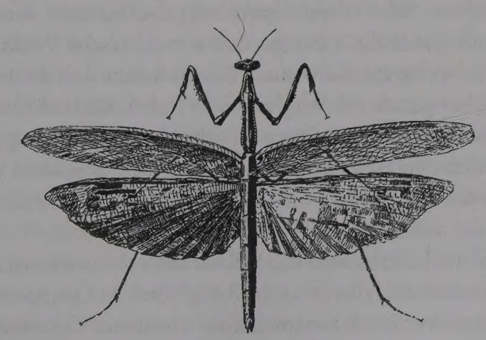
Druck und buchbinderische Verarbeitung Boss-Druck, Kleve

Printed in Germany ISBN 3-7701-1232-6

Inhalt

Die Mitte – Steppen und Inselberge

Der Süden – Busch und Sumpf



Mantis (Gottesanbeterin), in Nubien Wappentier der ṭahhara (Beschneiderin, vgl. S. 28)

Einführung

Land und Leute am mittleren Nil sind weit weniger bekannt als der Unterlauf des Stromes – das schon im Altertum touristisch bedeutende Ägypten – oder das Quellgebiet mit seinen grandiosen Landschaften und seinem reichen Tierleben. In den Raum zwischen diesen beiden Brennpunkten des Afrika-Tourismus verirren sich Reisende nur selten, obwohl der Nilsudan durchaus ebenbürtige Attraktionen vorweisen kann: Altertümer, Wildtiere, dazu noch eine ganze Palette farbenprächtiger Lokaltraditionen, die den Besucher in Staunen versetzen und zum Verweilen einladen können. Aber die ›Merkwürdigkeiten‹ des riesigen Landes müssen gesucht werden, auf staubigen Straßen, unter Mühen und Entbehrungen. Das ist der Grund, weshalb keine Besucherströme kommen und der Reisende auf sich allein gestellt ist – im Guten wie im Schlechten.

Der Sudan ist kein Luxushotel, wohl aber eine Herberge, die schon seit Jahrhunderten von Landfremden aufgesucht wird. Diese mußten sich freilich alle durchfragen, haben darum die Kostbarkeiten des Landes immer wieder neu entdeckt und – falls sie zurückkamen – die Menschen in ihrer Heimat stets aufs neue in Erstaunen versetzt. Die mittleren Nilländer sind ein klassisches Feld für Reiseabenteuer. Über sie gibt es wahre Bibliotheken der wundersamsten und ergötzlichsten Itinerarien, die sich oft gleichen, ohne voneinander abgeschrieben zu sein. Schon früh wurden diese Quellen für Geographien und Handbücher ausgewertet; in der Antike etwa von Claudius Ptolemäus (›Geographia‹) und im arabischen Mittelalter von Ibn Churdādbeh für sein ›Buch der Wege und Reiche‹ *(kitab al masālik wa l mamālik).*

Es gibt also eigentlich nicht viel Neues zu berichten über die Bauern, Hirten, Händler und heiligen Stätten am mittleren Nil. Vielleicht berechtigt aber zu einer wiederholten Zusammenfassung des Sehenswerten gerade die Tatsache, daß wir auf rasche Veränderungen auch außerhalb der westlichen Welt ›programmiert‹ sind. Gewiß haben sich die technischen Mittel der Darstellung verfeinert, aber gerade ein Vergleich von Relief, Holzschnitt und Fotografie zeigt überraschend dauerhafte Konturen auf. Die vernünftigste Vorbereitung auf eine Sudanexpedition ist deshalb immer noch eine Ägyptenreise, denn die 4000 Jahre alten Steinbilder etwa in der Mastaba des Ti oder in der Punt-Halle von Deir el Bahri führen unmittelbar in die bis heute aktuelle Ethnographie der südlicheren Nilländer ein.

Die Nachrichten über das Land jenseits des 1. Kataraktes sind zwar nach wie vor bruchstückhaft, sie übertreffen aber dennoch alles, was ein Reiseführer an Grundwissen vermitteln kann. Für den vorliegenden Band wurden daher aus den verschiedenen Gebieten Themen ausgewählt, die einerseits typisch für die örtlichen Überlieferungen sind, sich andererseits aber auch zusam-

mensetzen lassen zu einem Gesamtbild, denn der Sudan besitzt sowohl viele Kulturen als auch eine gemeinsame Kultur. In erster Linie mit letzterer wird der Reisende Bekanntschaft schließen. Um dies zu erleichtern, wurde im Text vielen Begriffen die sudanarabische Bezeichnung beigefügt.

Bei dem Versuch, den Sudan zu erklären, ergab sich eine weitere Schwierigkeit: Wie gehören die steinernen Zeugen und die jetzt lebenden Menschen zusammen? *Turab al kuffār* – »Gräber der Ungläubigen« – lautet sehr oft das abwertende Urteil der heutigen Sudanesen über ihre archäologischen Schätze. Dem entspricht die strikte Trennung, die der Reisende zwischen einer großartigen Vergangenheit und einer ärmlichen Gegenwart zieht. In der 1831 erschienenen ›Völkergallerie‹ heißt es über den Sudan: »Da die neuen Trümmer dieses unglücklichen Landes durch nichts ein Interesse erwecken, so wollen wir auf die Alterthümer einen, wenn auch flüchtigen Blick werfen.« Mit den ›neuen Trümmern‹ war die nach der türkischen Eroberung im Jahr 1821 einsetzende ›Entwicklung‹ gemeint, die den Reisenden auch heute nur in seltenen Fällen interessiert. Der große Afrika-Forscher Leo Frobenius erklärt sich diesen Interessenkonflikt wie folgt: »Die Bewohner des mittelsten Nillandes wissen im allgemeinen von geschichtlicher Vergangenheit nichts. Die Vergangenheit kümmert sie nicht. Die Araber und Berber (Nubier) weiden ihre Herden, die Neger bestellen ihre Felder, heute wie gestern – morgen wie heute. Die Fragen, ob die Regenzeit richtig einsetze, ob eine Viehseuche herannahe, sind die wichtigsten. Die Menschen wissen und wollen nichts anderes. Kaum sind drei Jahrzehnte verstrichen, seit die Greuel die Mahdiländer brandmarkten, und daß englische Truppen, mit fanatischen Derwischen um Vorrechte kämpfend, zu Tausenden und aber Tausenden mit ihrem Blute die Erde zeichneten – keiner der Eingeborenen hat ein Interesse daran. In der Hauptstadt Khartum, in der einst des edlen Gordons Haupt auf hoher Stange aufgerichtet war, rollt ein emsiges Geschäfts- und Regierungsleben tagtäglich seine Schienen auf und nieder, und in El Obeid, der früheren Residenz des Mahdi, der Hauptstadt Kordofans, sprechen die Männer in den Cafés von den Preisen des Gummi und von der Aussicht der Fruchternte – das blutige Bild jüngster Vergangenheit ist verwischt.«

Wie steht es aber mit den erhabenen Zeugen der Vergangenheit, um derentwillen die Fremden ins Land kommen? Fallen sie der gleichen ›Verdrängung‹ anheim, oder trennen sich die heutigen Sudanesen von den ›Gräbern der Ungläubigen‹ umso leichter, als diese nicht ihre eigene Frucht sind? Oder wäre denkbar, daß die Erhaltung der Schaffenskraft der des Erschaffenen vorgezogen wird? Der französische Philosoph Volney schrieb über das Verhältnis der Nilbewohner zu ihren Altertümern: »Der Kunstliebhaber mag sich empören, wenn er sieht, wie man die Säulen eines Palastes zu Mühlsteinen zersägt, aber der Philosoph kann sich eines Lächelns nicht erwehren angesichts der unerforschlichen Bosheit des Schicksals, die dem Volk zurückgibt, was ihm einst soviel Elend bereitete, und nun den Hochmut des nutzlosen Luxus für seine bescheidenen Bedürfnisse bestimmt.«

Wer den Reiz der Fremde sucht, muß auch mit unterschiedlichen Wertungen rechnen, und die touristische Orientierung auf das ›sight seeing‹ fällt nur in den seltensten Fällen mit den Idealen der Landesbewohner zusammen. Daß aber auch deren Ausdrucksformen – einschließlich ihres Umganges mit der Geschichte – den Reisenden interessieren können, soll in den Kapi-

teln über nichtsteinerne Zivilisationen angeregt werden. Erst wenn es gelungen ist, auch Fertigkeiten im ›life seeing‹ zu entwickeln, wird man wohl das Verhältnis zwischen Muslimgemeinden und Heidengräbern, Hirtengesellschaften und Kolonialkultur, Subsistenzbauern und Entwicklungsprojekten begreifen.

Der Kulturführer Sudan verfolgt daher drei Ziele: Einmal möchte er Geschichte erzählen, die ›große‹ wie die jeweils lokale, dann deren Hinterlassenschaften nennen – ob sie nun ›tot geworden sind‹, weitergepflegt oder in neuem Sinne genutzt werden – und drittens ein Gespür vermitteln für zeitgenössische Lebensformen, die ganz andere Konturen zeigen als die Kulturen, aus denen wir Reisende kommen. Es gibt im Sudan viele Gegenden, in denen die Menschen sich ›sanfter‹ der natürlichen Umgebung anpassen, als die moderne Zivilisation das tut, in denen die Menschen größeren Wert auf die Regelung ihrer Verwandtschaft und Nachbarschaft legen als in einer individualistischen Gesellschaft, in denen die Menschen sich ihre Abhängigkeit vom Schicksal oder höheren Mächten ganz anders denken als christliche oder nichtchristliche Europäer. Wirkt schon diese dreifache Fremdheit der Lebenskultur vieler Sudanesen überraschend genug, so wird es den Reisenden noch mehr verblüffen, daß er solche Formen durchaus mit vertrauten (d. h. westlichen) vergesellschaftet vorfinden kann. Die Kunst, die im Sudan außerhalb der steinernen Gräber und Tempel zu bewundern ist, besteht in der Fähigkeit, mehrere Welten nebeneinander zu ertragen oder in einer zusammengesetzten Kultur zu leben. Europäer nennen solche Menschen manchmal ›verdorben‹, weil sie die ›Reinheit des Stils‹ vermissen. Sie ziehen dann weiter, bis sie ›unverdorbene‹ Dörfer, wo sie durch nichts an die eigene Kultur erinnert werden, zu Gesicht bekommen. Doch die Fähigkeit der kulturellen Kombination ist im Sudan so alt wie die Pyramiden und Paläste, denn auch diese waren umgeben von Strohhütten, in denen man oft andere Götter verehrte und andere Gesetze befolgte.

Die Beschreibung fremder Zustände stellt einen Reiseführer vor größere Probleme als die Darstellung von Kunstobjekten. Wollte man diesen Unterschied leugnen und eine fremde Kultur bloß als Werk deuten, hätte man ihre Lebendigkeit verkannt. Der Ethnograph, der aus der fremden Kultur in die eigene übersetzen möchte, taucht erst in jene ein, um ihre ›Innensicht‹ zu lernen, spricht dann aber darüber in Begriffen, mit denen wir Europäer uns ›außerhalb‹ verständigen. Beim Ertrag eines Hirsefeldes gelingt die Übersetzung in unseren Horizont leichter als bei Verwandtschaftsverhältnissen; ganz schwierig wird sie im Bereich der Denkweisen und Lebensvorstellungen. Deshalb findet sich im vorliegenden Buch manche Wiedergabe von Mythen, Volkserzählungen oder Gedichten.

»Bei den Ägyptern ist alles anders«, hatte schon Herodot festgestellt. Zugleich begannen aber griechische Kaufleute, im Nildelta Handel zu treiben, denn es gab eben auch viel Gleiches. Heute werden im Sudan Eisenbahnzüge von bundesdeutschen Lokomotiven gezogen, ganz verstehen kann man diese Verkehrsmittel aber erst, wenn man in ihnen auch Karawanen sieht. Die Fabriken am Nil ähneln hauptsächlich von weitem den unsrigen, im Innern geht es um viel mehr als nur um Produktivität. Und ein sudanesischer Landrat oder Regierungspräsident setzt eine Tradition fort, die schon alt war, als sich in Germanien die Nebel der Geschichte erst zu lichten begannen.

Noch ein Aspekt steckt in der Spannung von Fremdheit und Vertrautheit zwischen den Kulturen. Im Sudan kennt man Fremde schon seit Jahrtausenden: als Pilger, als Händler, als Prediger und als Eroberer. Der heutige Reisende kann wählen, welchen Hut er sich aufsetzt. Zwar gibt es den – alles andere als nur freundlich gemeinten – Sammelbegriff *khawāja* für die Weißen. Aber mit einer eigenen Rollenbestimmung mag dieser bestaunte wie belächelte Khawāja, der da ohne Gott und ohne Kinder, aber mit unendlich viel Geld herumreist, auch mitbestimmen, welchen Charakterzug die besuchten Sudanesen bei ihm besonders wahrnehmen: die Zurückhaltung, den Geiz, die Rechthaberei oder die Beutegier.

Nach einer solchen Selbstbestimmung, die vielleicht vor dem Reiseantritt noch nicht ganz gelingt, kann man versuchen, die Erfahrungen der früheren Reisenden zu wiederholen – etwa mit der Landschaft, die in der ›Völkergallerie‹ von 1831 so geschildert wird: »Beinahe acht Monate lang bietet das Land den Anblick der traurigsten Unfruchtbarkeit dar. Unermeßliche Flächen dehnen sich vor dem Blicke aus, ganz mit Sand und dem Staube dürrer Pflanzen bedeckt, nur eine Distel oder Euphorbie vegetirt kümmerlich im ausgedorrten Erdreich. Im April und Mai, der Zeit, in der bei uns die Natur in neuer Kraft erwacht, ist hier alles öde und todt. Sobald jedoch die Regenzeit beginnt, ist Alles wie mit einem Zauberschlage umgeschaffen. Wenige Tage reichen hin, um das ganze Land mit Grün zu bedecken und jene üppige Fülle von Vegetation hervorzurufen, die das begeisterte Auge mit solcher Lust betrachtet.«

Oder mit dem Charakter der Bewohner, den Alfred Edmund Brehm 1853 wie folgt beschrieb: »Sie sind im Grunde genommen kerngute Menschen, gastlich und zuvorkommend gegen den Fremden und bei all ihrer Armut – oder besser gesagt, bei ihrem Reichtume, denn sie wissen nicht, daß sie arm sind – gern bereit, einen Dürftigen zu beschenken oder einen Hungrigen zu erquicken.« Oder mit der Verzweiflung, die Johann Ludwig Burckhardt im Jahre 1813 angesichts der Andersartigkeit seines sudanesischen Begleiters packte: »Ich konnte es bei ihm nie dahin bringen, mir die Entfernungen der Orte zu sagen und die Stelle anzugeben, wo wir des Nachts haltmachen wollten. Wenn ich ihn über diese Punkte fragte, so antwortete er allemal: ›Gott möge unseren Pfad ebnen.‹ Und drang ich auf eine entscheidende Antwort, so rief er: ›Gott ist groß, er kann Entfernungen verlängern und abkürzen!‹ Er glaubte, wie viele Araber, falls man etwas über die Zukunft mit einiger Gewißheit bestimme, man Gott dadurch beleidige und Unglück auf der Reise hervorrufe. Daher sprechen wenige von dem, was getan werden soll, ohne hinzuzusetzen: ›Inschallah!‹ (Wenn Gott will!).«

Zu Beginn eines Vorhabens sagen die Sudanesen: *»be ism l illāhi«* (»Im Namen Gottes«), um das Gelingen zu sichern. Fragt man nach dem Ziel, antworten sie, wie Ferdinand Werne schon 1852 feststellen mußte: »*garib* oder *hassa* (nahe oder sogleich), wenn der Ort, den sie angeben, noch eine Tagesreise entfernt ist.« Hat man aber seinen Bestimmungsort erreicht, versuchen die Leute dort, mit *»mashālla – mashālla«* den eigenen Bösen Blick, d. h. ihren Neid auf den Fremdling oder dessen Habe zurückzuhalten. Ist man schließlich krank geworden, sagen sie *»kuffāra«*, d. h. ›Sühne‹, und meinen, Gott möge das Leiden als Sühne für begangene Sünden anrechnen.

Die Berichte der vielen Reisenden und die heutigen Erfahrungen im Lande weisen unmißverständlich auf die Unmöglichkeit hin, im Sudan genormte ›sights‹ zu handlichen ›Paketen‹ zu montieren und als ›Serie‹ auf dem Markt anzubieten. Erfahrene Kunden der Reisebörse müssen am mittleren Nil mit Enttäuschungen rechnen. Das Land ist etwas für Lernende, die unauffällig

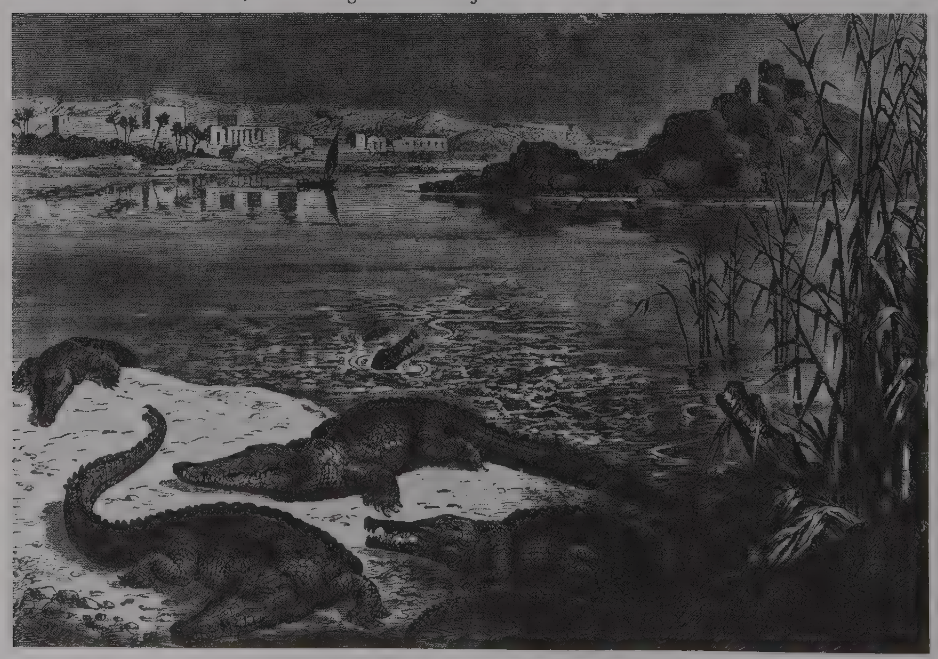
und sprachenkundig, bedürfnislos und offenherzig sich dem fremden Leben nähern. Solches Reisen bedeutet eine Kunst und hieß zur Zeit der abendländischen Renaissance ›ars apodemica‹. Der Kulturführer Sudan möchte dazu anleiten.

Gedankt sei allen Reiseschriftstellern, Archäologen und Ethnographen, deren Werke ich konsultieren konnte; allen Reisenden, die ich im Sudan begleiten durfte und die mir mit ihren Fragen weiterhalfen; Werner Jackwerth, Liselotte Wegscheider, Gisela Hoff-Rottenburg und Gusti Zimmerschied für das überlassene Material; Stefan Reichmuth für die Korrektur des Wörterverzeichnisses, Harald Streck für die Durchsicht des Manuskripts und dem DuMont-Verlag für die Veröffentlichung.

Berlin, im März 1982 Bernhard Streck

P.S.: Die Schreibweise nichtdeutscher Namen und Wörter folgt der nicht immer einheitlichen Konvention. Wo es sich nicht um eingebürgerte geographische, Stammes- oder Eigennamen handelt, wurden die arabischen Ausdrücke in einer allgemein anerkannten Weise transkribiert, teils jedoch das sudanarabische *g* dem hocharabischen *q* vorgezogen. Die Lautwerte erklärt der sudanarabische Sprachführer auf S. 373 ff. Das Längungszeichen wurde bei Begriffen aus afrikanischen Sprachen durch Doppelvokal ersetzt.

Krokodile am Oberen Nil; Darstellung aus dem 19. Jh.



Der Norden – Wüste und Wasser

Nubien heute – das Tal der Gärten

Auf der Karte liegt Nubien wie ein schwungvolles ›S‹ in der östlichen Sahara. Für die Bewohner stellt es einen schmalen, aber fruchtbaren Landstreifen dar, durch den der Nil als Lebensstrom fließt, ihre Gärten bewässert und versorgt gegen die beiderseits angrenzende Wüste. Diese ist das Gegenteil des Tales, und die Menschen leben mit dem Rücken zu ihr. Die Bauern pflanzen und ernten unter schattigen Palmen, besuchen sich gegenseitig in ihren kunstvoll dekorierten Lehmhöfen und pflegen ihre Feste, in denen sich Ideen aus allen Geschichtsepochen abgelagert haben. Das grüne Band Nubien, das Innerafrika mit der mediterranen Welt verbindet, ist uralt, und der Lebensstil der Nubier, die sich nach den Worten ihres Erzählers Tayeb Salih »zwischen Moschee, Fluß und Feldern hin- und herbewegen«, macht auf den Reisenden einen sehr reifen Eindruck.

So ging es jedenfalls dem Frankfurter Naturforscher Eduard Rüppell (Abb. 56), der 1822 das Tal passierte, ebenso dem 18jährigen späteren Zoologen Alfred Edmund Brehm, der 1847 zum ersten Mal Nubien durchreiste. Damit sind nur zwei aus der langen Reihe europäischer Abenteurer und Gelehrter genannt, die diesen Korridor benutzten, um ins Beute oder Wissen verheißende Afrika vorzustoßen. Eine weniger beliebte Kategorie von Passanten waren die Heerführer, die seit der frühen Antike den Nil hinaufzogen. Oft kam den Nubiern dabei die Tatsache zustatten, daß ihre Wasserstraße voller hindernder Schwellen steckt. Doch eine ganze Reihe von Burgen und Tempeln auf beiden Ufern zeugt davon, daß die Gartenbauern schon seit alters Herren kannten. Vor allem in der Auseinandersetzung mit deren Wechsel ist die nubische Kultur gereift. Doch sehen wir uns zunächst die Landschaft an.

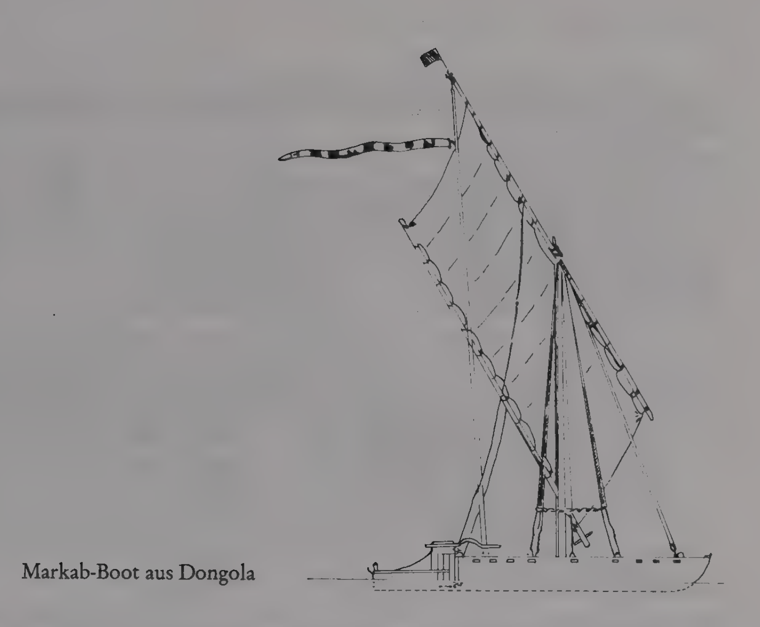
Geographie

Bei Khartoum haben sich Weißer und Blauer Nil vereint, um, so gestärkt, das zu beginnen, was keinem anderen afrikanischen Strom gelungen ist: die Durchquerung der Sahara. Nicht nur die extreme Hitze (bis zu 50° C), das faktische Fehlen von Regen und der – bis auf den unzuverlässigen Atbara – gänzliche Verzicht auf Zuflüsse während der ausstehenden 3000 km setzen dem Nil zu, auch die Geologie legt ihm buchstäblich Steine in den Weg, und zwar immer dann, wenn mesozoischer Sand mit altem Urgestein wechselt. Die ältere dieser beiden Formationen zeichnet verantwortlich für die sechs Katarakte, über die sich der Nil stürzen muß, und hat ihn vielleicht auch dazu bewogen, nochmals umzukehren und neu auszuholen.

Der Streifen anbaufähigen Landes zwischen den Riesenflächen der Libyschen und der Nubischen Wüste ist selten breiter als 2 km; auf dem harten Urgestein setzt er oft ganz aus. Im südlichen Bogen, der sogenannten Bayuda, findet sich auch landeinwärts spärliche Vegetation, weiter nördlich nur noch in den Wadis und Senken zu beiden Seiten des Tales. Charakterische Bäume und Büsche sind hier Leptadenia pyrotechnica *(marakh),* Capparis decidua *(tundub),* Zizyphus spinachristi *(sidr),* Balanites aegyptiaca *(hijlij)* und Acacia nubica *(la'awt).* Im Gegensatz dazu präsentiert sich der Bewuchs am Wasser üppig und umfaßt Tamarindus indica *('aradēb),* deren Früchte einen Saft ergeben und deren Rinde medizinische Verwendung findet, verschiedene Akazien, die Bau-, Brenn- und Schiffsholz liefern, die Dumpalme (Hyphaene thebaica; *dōm*), deren Blätter man zu Matten und Seilen verarbeitet, und vor allem die Dattelpalme (Phoenix dactylifera; *nakhla*), deren Früchte frisch oder getrocknet gegessen, gebrannt oder gekeltert werden und den Hauptreichtum des Tales ausmachen.

Das rund 1500 km lange Tal von Khartoum nach Wadi Halfa kann in folgende Abschnitte eingeteilt werden: Der erste, kurze endet in der ›Wassertrog‹ genannten Sabaloka-Schlucht, unter deren nur eineinhalb Autostunden von der Hauptstadt entfernten Felsen reiche Khartoumer gern Picknick machen. Das etwa 10 km lange Felsenmeer bildet den 6. Katarakt, von dem ein fruchtbarer und dichtbesiedelter Talabschnitt über Shendi, Atbara und Berber zum 5. Katarakt führt. Danach bleiben die Ufer spärlich besiedelt; vor allem das rechte und hier nördliche ist oft von Sanddünen zugedeckt. Mit dem 4. Katarakt verläßt der Nil wieder die unwirtliche Granitplatte und fließt in einem breiten, kompakten Bett seine gemächliche Rechtskurve, wiewohl einige Senken von früheren Wegen des Flusses künden. Nördlich von Kerma beendet der 3. Katarakt die lang gewährte Ruhe, die allerdings für kurze Zeit wiederkehrt, bis der Dal-Katarakt den Nil in den *baṭn alhajar,* den ›Bauch der Steine‹, stürzt. Dieses durch die ganze Geschichte berühmte Hindernis wurde zusammen mit dem 2. Katarakt südlich von Wadi Halfa durch die moderne Technik nivelliert, als der Hochdamm von Aswan das hiesige Tal der Gärten in einen Wüstenfjord verwandelte.

Es scheint begreiflich, daß die Steinschwellen des nubischen Nil die Schiffahrt zu einem Hindernislauf oder gar ganz unmöglich machen. Doch gilt es als eine der Tugenden der jungen Männer Nubiens, sich im Umschiffen der Klippen zu üben und mittels Seilen und Muskelkraft die übelsten Schnellen *(shellāl)* zu überwinden. Früher brachte die sogenannte Dattelflotte alljährlich einen Teil der Ernte von Dongola, Mahas und Sukkot die Katarakte hinunter nach Wadi Halfa. Das ging nur mit den kleinen *markab*-Booten, die aus dem harten Holz von Acacia nilotica *(sunt)* nach der altägyptischen spantenlosen Bauweise gezimmert werden. Zwar sinkt das schwere Mimosenholz im Falle des Kenterns, aber allein seine robuste Elastizität vermag Kollisionen mit den Felsen der Katarakte zu überstehen. In Unternubien, wo der Nil sich wieder beruhigt hat, pflegte man größere Boote *(naggr)* mit Spanten und lateinischen Dreiecksegeln zu verwenden, wie sie heute noch in Aswan in Gebrauch sind. Das nubische Abenteuer der Überwindung von Katarakten mit Segelbooten schildert Brehm so plastisch, daß der Wagemut, in der Folgezeit mit eisernen Dampfern die tosende Treppe hinaufzufahren, kaum noch vorstellbar scheint. Dies geschah dreimal: 1885 brachte der britische General Wolseley seine Kriegsflotte bis Metemma, um den in Khartoum eingeschlossenen Gordon – freilich zu spät – zu entsetzen. 1898 erreichten die Kanonenboote des Reconquistadoren Lord Kitchener Khartoum,



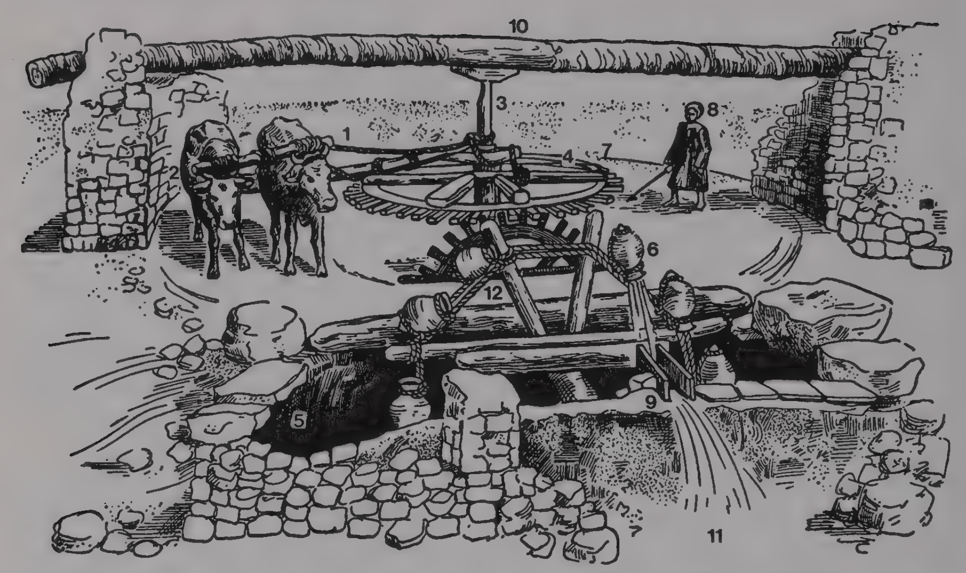
Markab-Boot aus Dongola

und 1963 wurde das Flaggschiff der aufzulösenden Dampferflotte Wadi Halfas, die El Thoraya, in 50 Tagen den Nil stromaufwärts gebracht.

Die Katarakte und die Tributansprüche der Burgherren am Nil sorgten auch dafür, daß schon früh Umgehungsstraßen benutzt wurden. Die bedeutendste Alternative zum Tal stellte die ›Straße der 40 Tage‹ *(darb al arba'in)* von Asiut in Ägypten über die Oasen Kharga und Selima nach Darfur dar (vgl. S. 105). Im 19. Jh. gewann der östliche Weg von Korosko nach Abu Hamed infolge seines logistischen Wertes für die türkische Besatzungsarmee Gewicht. Der bereits erwähnte Kitchener ließ dann kurz vor der Jahrhundertwende die Eisenbahn von Wadi Halfa durch die nubische Wüste treiben, um seine Kriegsmaschinerie zur Wiedereroberung Khartoums nach Süden transportieren zu können. Seit den 30er Jahren kennt das Tal auch Motorfahrzeuge, die heute auf verschiedenen Pisten die Bayuda durchqueren und den landwirtschaftlich bedeutenden Dongola-Bogen mit der Hauptstadt und den nördlich angrenzenden Zentren verbinden. Die ›Straßen‹ dieser Region sehen aus der Luft wie in Abständen zusammengebundene Fadenbündel aus, da die trockenen Bachbetten *(khor)* infolge des Uferbewuchses stets an derselben Stelle überquert werden müssen, auf den freien Flächen aber jeder Fahrer dem tausendfach zerfurchten Sand auszuweichen trachtet.

Landleben

Das Tal der Gärten ist eine Oase in der Wüste, langgezogen und voller Leben, die ohne Regen auskommt und alles dem *baḥr*, dem Fluß, verdankt. Um sein Wasser zum Anbau zu nutzen, gibt es viele Methoden. Die älteste überläßt alle Arbeit dem Fluß selbst, der allsommerlich, wenn im Süden und im abessinischen Hochland der Regen niedergeht, anschwillt und danach einen



Göpelschöpfwerk (sāqia/sawāgī) 1 Zugseil (alas) 2 Joch (islāj) 3 senkrechte Radachse (mishigg) 4 Radspeichen (nāmga) 5 Wasserbecken (gawitti/kudēk) 6 Wassereimer (gādūs/gawādīs) 7 Rad (ḥalaga) 8 Ochsentreiber (sallōbāg) 9 Wasserrinne (sabalōga) 10 oberes Achsenlager (diū) 11 Kanal (jadwal/jadāwil) 12 Schöpfrad ('uṭfa/nub. argadee)

Streifen fruchtbaren Schlammes zurückläßt. Diese Anbauweise heißt *sallūka* (wie übrigens auch der charakteristische Trittpflanzstock) und hat sich bis heute bewährt. Alle anderen Wege, den Regen durch Flußwasser zu ersetzen, erfordern viel Arbeit und ständige Kontrolle. Entweder wird das ansteigende Wasser mit Hilfe von Kanälen und Schleusen in tiefer gelegene Becken geleitet, oder es wird mechanisch in höher gelegene Uferzonen angehoben. (Die Beckenbewässerung wurde erst nach der türkisch-ägyptischen Eroberung 1821 eingeführt; doch bewässert man heute die etwa 20 Senken des nubischen Nil meist mit Pumpen. Die größten Becken liegen bei Dongola [Suleim, Burgeig] und bei Shendi.) Das älteste Schöpfgerät ist der *shādūf* (nub. *kiye*, Schöpfbaum), der mittels eines Gegengewichts Wasser in höhere Gräben hebelt. Die Methode stammt aus dem ägyptischen Neuen Reich und kann heute noch an vielen Stellen, vor allem im Süden – etwa am Sobat Ufer – beobachtet werden. Vermutlich persischen Ursprungs ist das berühmte und heute noch (oder wieder) arbeitende Göpelschöpfwerk, die *sāqia* (nubisch *eskalee*), deren von Tieren gedrehtes Zahnrad ein Schöpfrad bewegt (Farbabb. 12). Etwa 2000 Jahre lang hat die Sāqia dem Nil geholfen, seine Anrainer zu ernähren; und sie muß ihre Arbeit auch heute wieder aufnehmen, wann immer das Dieselöl für die Pumpen ausbleibt oder nicht bezahlt werden kann. Die technische Revolution der Einführung von Pumpen *(tulumba/-āt)* – im Jahr der Unabhängigkeit (1956) waren es schon über 2000 – geht auf die Initiative der britischen Kolonialmacht zurück, die schon vor dem 1. Weltkrieg mit Dampfpumpen das hinter den Gärten liegende Land *(mīri)* zu bewässern begann. Dem Beispiel folgten allmählich reiche Bauern, schließlich auch neu gebildete Genossenschaften, die – vom Staat beraten und über

Lizenzen gelenkt – eine kommerzielle Landwirtschaft auf der Basis von Dieselpumpen begründeten. Die Beschaffenheit des Tales selbst setzte dieser Entwicklung noch vor der Ölpreisexplosion Grenzen. Heute sind mancherorts die großen kommunalen Pumpstationen zugunsten kleinerer privater aufgegeben worden. Außer für Datteln sinken die Erträge des Marktfrüchteanbaus, und die galoppierende Inflation weist immer stärker auf die Bedeutung der Selbstversorgungswirtschaft hin.

Zur Eigenversorgung gehört an erster Stelle die Hirse (*dura*, nubisch *mareg*), aus der dünne Fladen *(kisra)*, Brei *('aṣīda, lugma)*, Saft *(abray, madīda)* und Bier (*marīsa*, nub. *dakai*) zubereitet werden und deren Stengel (*gaṣab*, nub. *wartab*) als Viehfutter und Baumaterial Verwendung finden; Weizen (*gamiḥ*, nub. *jiwi*) aus dessen Mehl man dicke Fladen (*gurraṣa*, nub. *kabida*) bäckt; Kuherbsen *(lūbya)*, Bohnen *(fūl maṣrī)*, Linsen, Gerste, Mais u. v. a. Einen zentralen Platz auch in der Selbstversorgung nimmt die Dattel ein, die auch als Sud *(barbūr)* oder gebrannt *('aragi)* konsumiert wird. Für jede Dattelpalme waren 1981 7 Piaster Steuern zu bezahlen. Ein guter Baum bringt 120 kg Jahresernte, die Ende der 70er Jahre über 20 Pfund einbrachten.

Bedürfnisse der Niltalbauern, die über die Gartenprodukte hinausreichen, werden von teils aus Ägypten kommenden Händlern *(fallah/falāliyh)* gedeckt, die eine große Rolle in den Dörfern spielen, da sie Industriewaren hereinbringen, über Transportmittel (LKWs) verfügen, Geld verleihen, die Überschüsse vermarkten und Gewinne investieren – oft aber auch über das sogenannte *shail*-System, den Aufkauf der Ernte im voraus, Bauern in Abhängigkeit halten. Das Handwerk gilt dagegen nicht als besonders geschätztes Gewerbe; die auf Produktion und Erhalt lokaler Gebrauchsgegenstände spezialisierten *ḥalab* oder Niltalzigeuner nehmen in der gesellschaftlichen Rangordnung den untersten Platz ein, noch unter den aus dem Westen stammenden Landarbeitern *(gharbāwi, takrūri, fellāta)*. Auch die Tätigkeit des Fischens ist nicht sehr angesehen; das machen arme Leute, deren Brüder Holz sammeln oder köhlern. Es gibt noch weitere verachtete Tätigkeiten, auch solche, zu denen der gutsituierte Nubier ein gespaltenes Verhältnis hat und die im sogenannten Freudenviertel der Dörfer von den Nachkommen der Sklaven *(sūdāni)* ausgeübt werden. Wirtschaftlich sehr bedeutend ist die Rolle der hauptsächlich auf dem linken Ufer und dort weit hinter den Gärten lebenden Wüstennomaden, die auf dürren Weiden Kamele, Pferde, Esel, Ziegen und Schafe züchten. Sie kommen saisonweise in die Dörfer, verkaufen Vieh, handeln Feldprodukte ein und verdingen sich zur Arbeit in den Gärten.

Gegen alle Habenichtse grenzen sich die Besitzer der Gärten als ›Eingesessene‹ *(muwāṭinīn)* mit wohlbekannter Herkunft *(mu'aṣṣalīn)* ab. Verwandte Familien stehen sich in allen Lebenslagen gegenseitig bei und mischen sich auch zu allen Gelegenheiten ein. Das Tal der Gärten ist wie durchzogen von einem dichten Netz von Sozialbeziehungen, die Beistandsverpflichtungen, Respektbezeugungen, Sympathien und Antipathien, Neid und Streit beinhalten. Es handelt sich dabei um ein kompliziertes Muster von Gegenseitigkeiten mit Rechten auf Land, Gerät, Dattelpalmen und Ernteanteile, das nicht nur dem ökonomischen Prinzip folgt. Die Abstammung wird in der männlichen Linie gezählt, und die Vererbung richtet sich nach dem Gesetz gleicher Anteile. Eine große Nachkommenschaft hebt das Ansehen des Bauern und ist sein Lebensziel; aber die kleinen Erbteile erlauben seinen Söhnen oft nicht mehr, selbst ein Erbe weiterzugeben. Im Tal der Gärten geziemt es sich, daß der Jüngling die Tochter seines Onkels väter-

licherseits *('amm,* nubisch *abunenga)* heiratet, seine Base also. Wenn das nicht geht, gilt auch die Heirat mit der Tochter des Mutterbruders *(khāl,* nub. *angi),* und schließlich sind die Töchter der Schwester des Vaters oder der Mutter akzeptabel. Entscheidend bleibt stets die verwandtschaftliche Nähe, die gegenseitiges Verständnis erwarten läßt, keine übertriebenen Brautpreisforderungen erlaubt und den Besitz zusammenhält. In Nubien will man unter sich bleiben, und bei den *ahalna,* den eigenen Leuten, ist man sicher, daß nichts nach draußen getragen wird. Die größte Achtung genießen in solch einem Verband der Großvater (*jidd,* nub. *annu*) und die Großmutter (*ḥabbōba,* nub. *annau*), die das Leben in den Gärten am besten kennen und die genau wissen, was bei Geburt (*maūlid,* nub. *inoso*), Namensgebung *(simāya),* Initiation *(ṭahāra),* Heirat (*zawāj,* nub. *balee),* Begräbnis *(dafin,* nub. *konoroso)* und Trauer *(furāsh,* nub. *tafag)* alles zu tun und zu beachten ist. Denn Fehler können sich rächen, z. B. in Gestalt der in Nubien seit Urzeiten heiligen Katzen, in denen sich vielleicht Seelen schlafender Zwillinge *(tōm)* verbergen.

Zu den festlichen Anlässen kommen die wohlanständigen Familien zusammen und gestalten ihre Freude in Musik und Tanz. Auch hier sind die Aufgaben geschlechtsspezifisch aufgeteilt; Sache der Frauen ist z. B. das in ganz Afrika bekannte Trillern *(zaghārīd).* Schließlich lädt man auch oft professionelle Künstler, Tänzerinnen oder Sänger *(shār)* ein. Das Musikinstrumentarium der Nubier ist freilich bescheiden und gemeinsudanesisch: es besteht aus Leier *(ṭambūra, kisir),* Rahmentrommel *(tār)* und einfelliger Tontrommel *(dalūka);* letztere stellt das einzige von Frauen gespielte Instrument dar. Neuerdings kommt oft die *'ūd,* die arabische Laute, dazu. Der blinde Sänger Dahab von der Insel Sai sang z. B. folgendes Heimatlied:

Leel leeli leel elleel
leeli leel beledeena woo leel.
Oh Berg, du bist eine große Hilfe für uns, oh Berg,
Du bist der Pflock des Landes; ich habe keinen Schatten für mich;
Ich habe keinen Schatten für mich; ich habe keinen Schatten für mich;
Du bist unser Wegweiser, oh Berg.
Oh könnte ich dich sehen, oh Halbmond;
Den ersten Halbmond; wo; oh Halbmond;
Den Halbmond dieses Monats;
Den Halbmond, der vom Westen aufstieg!
Nach zehn Tagen nahmst du zu;
Du nahmst zu und wurdest zum Vollmond.
Oh, dein Licht fällt auf das Wasser (den Nil),
Wie 60 Arten von Juwelen;
Oh, dein Licht fällt auf das Wasser.
Sieh den Regenbogen über den Hügeln,
Wie 60 Arten von Juwelen!
Oh, ihre Stimme ist in meinem Herzen;
Sie ist im Innersten meines Herzens;
Sie ist in meinen Lungen und in meiner Leber.
Leeli leel beledeena woo leel.

Oh, mein Vater ruf den Mond!
Komm herab, bei Gott!
Ich werde durch das Fenster schauen;
Ich werde sehen, wo Nunu sitzt.
Leeli leel beledeena woo leel; ...
Ich werde mir die Flügel eines Vogels zulegen, der in seinem Nest sitzt.
Ich werde auf dem Dach des Feki sitzen;
Ich werde dich ein- und ausgehen sehen.
Leeli leel beledeena woo leel.
Wie kann ich wissen? (ob sie es ist)
Ehe sie hereinkommt (in den Innenhof),
Sehe ich ihren Schatten und ich weiß, sie ist es.
Leeli leel beledeena woo leel ...
Eine einsame Insel, die keiner betritt; ...
Der Fisch im Wasser, den ein Dampfer verschluckt hat.
Ich glaubte, du seist verschwunden;
Aber du sitzest hier.
Ich suchte dich auf den Inseln,
Unter den Bäumen;
Ich suchte Dich auf den Inseln, weinend.
Leeli leel beledeena woo leel; leeli leel leel elleel.

(Artur Simon: Musik der Nubier. Berlin 1981)

Höhepunkt des Festzyklus wie auch des Lebenslaufes eines Niltalbauern ist die mehrtägige Hochzeitsfeier, die je nach Talabschnitt verschiedene Zeremonien einschließt: z. B. die *lēlat el ḥenna*, die Färbung von Händen und Füßen des Brautpaares mit Henna, die *jirtik*-Zeremonie (auch *gartig*), bei der der Bräutigam u. a. mittels roter Fäden und blauer oder grüner Perlen *(likkēb)* um das Handgelenk gegen den Bösen Blick geschützt wird, die *lēlat ed dukhla*, die Heimholung der Braut ins Haus des Bräutigams, die *gaṭa' er raḥaṭ*, d. h. der Schnitt durch den Schamgürtel der Braut, oder die Nilprozession *(saira)*, in welcher man den Bräutigam mit Musik und Gesang zum Fluß führt und dort symbolisch reinigt. Die Brautleute treffen sich während der turbulenten Feierlichkeiten beim Sonnenaufgang und -untergang in aller Stille *(ḥaḍāna)*, erst in der siebenten Nacht werden sie schließlich alleingelassen *(lēlat el gēla)*. Die Einhaltung und richtige Gestaltung solcher Feste unterscheidet ›zivilisierte Leute‹ von den Wüstenbewohnern, die zwar auch vornehmer Abkunft sind, aber keine Gärten besitzen, von den ehemaligen Sklaven, die sich zwar zu benehmen gelernt haben, aber doch nie selbständige Bauern werden können, und erst recht von den Zigeunern, die weder über Anstand noch Herkunft noch über Land verfügen.

Die rechtschaffenen Bewohner des Tals sind sunnitische Moslems nach der Ordnung *māliki* (malekitischer Ritus). In zivilrechtlichen Fragen wie Scheidung oder Erbe gilt die *sharī'a*, das dem Koran und der Tradition folgende islamische Recht. Die Bauern beachten die Gebote wie

Gebet *(ṣalāt),* Fasten *(ṣiyām),* Almosengeben *(zakāt),* Pilgerschaft *(ḥajj)* und feiern den *'īd al fiṭr,* das Ende des Fastenmonats *ramaḍān,* und den *'īd al aḍḥa,* das Pilgerfest mit Widderopfer nach Abrahams Vorbild, wie es überliefert ist. Ferner folgt der gläubige Bauer gemäß dem Brauch im sudanesischen Islam einer *tarīga,* einer der sufistischen Bruderschaften, unter denen im Norden des Landes die Khatmiya die bedeutendste ist.

Das religiöse Leben der Männer spielt sich zwischen Moschee *(jāmi'),* Koranschule *(khalwa)* und Gemeindehaus *(zāwiya)* ab. Man folgt dem rechten Weg, den der *sheikh* als lokaler Würdenträger, der *khalifa* als Stellvertreter des Bruderschaftshauptes und der *fakī* als der Frömmste des Dorfes vorangehen. Sie besitzen *baraka,* den Segen Allahs, und können Wunder *(karāmāt)* tun. Deswegen geht man mit seinen Sorgen und Gebrechen zu ihnen. Manche helfen, indem sie einen Koranspruch in ein Lederamulett *(ḥijāb)* einnähen. Ihre Kraft wirkt auch noch über den Tod hinaus und kann an ihren Gräbern, den *qubba,* erfleht werden. Oft flattern dort Votivfähnchen im Winde.

Städte

In dem Zusammenwirken von Gartenbauern, Händlern, Viehnomaden, Sklavenarbeitern und Wanderhandwerkern spielten seit der Antike feste Plätze als Sitz der Mächtigen und als Handelszentren eine entscheidende Rolle. Die heutigen Städte im Tal der Gärten sind teils ehemalige Mek- oder Kashef-Residenzen (vgl. S. 47) oder gehen auf die ab 1821 einsetzende türkische Verwaltung zurück. Mit dem blutig durchgesetzten osmanischen Landfrieden nahmen die unregelmäßigen Tributleistungen der Bauern endgültig den Charakter fester Steuern an. Die Stadt dient als Sitz des Verwalters *(mūdir),* des Militärs *('askari),* der Polizei *(bōlis),* des Gerichts *(maḥkama);* dort befinden sich Gefängnis *(sijn),* Krankenhaus *(mustashfa),* Oberschule *(madrasa sānawiya 'ulya);* dort verkauft man die Früchte der Gärten und kauft, was diese nicht hervorbringen. Seit der Sudan eine Republik ist (1956), bekamen die Uniformierten ein politisches Gegengewicht in den reichen Familien und deren Einfluß in den neu geschaffenen Land- und Stadträten *(majlis).* Für die Dörfler wurde damit die Herrschaft wieder etwas vertrauter.

Die erste Stadt von Khartoum nilabwärts ist auf dem linken Ufer **Metemma,** das schon Brehm seiner Gold-, Silber-, Eisen- und Lederarbeiten halber erwähnte. 1897 wagte die Stadt unter dem Sheikh Abdalla wad Sād eine Erhebung gegen den Khalifen in Omdurman, der sich blutig rächte. Fast gegenüber liegt das weit bedeutendere **Shendi,** die Hauptstadt der in diesem fruchtbaren Nilabschnitt lebenden arabisch-nubischen Ja'alīyin und über Jahrhunderte Karawanenstation auf der großen transsudanischen Handels- und Pilgerstraße. Der schottische Reisende Bruce rühmte schon im 18. Jh. das Angebot des dortigen Marktes, und in der ›Völkergallerie‹ von 1831 lesen wir: »Die ganze Bevölkerung ist fleißig, die Spindel wird überall von allen Männern und Weibern gehandhabt. Schmiede in Eisen, Gold und Silber sind viele da, auch Töpfer und Zimmerleute nebst Gerbern, Sandalenbereitern usw. Alle sechs Wochen treffen die Karavanen aus Senaar ein, und mit Aegypten war der Verkehr lebhaft.« Historische Größe errang Shendi aber durch seinen Mek Mohammed Naīr el Nimr, den ›Panther‹ (1785–1846): Im Jahre

1822 forderte Ismail-Pascha, der Eroberer des Sudan und Sohn des türkischen Herrn über Ägypten, Mehmet Ali, von Nimr auf der Stelle 1000 Sklaven. Daraufhin lockte dieser den größenwahnsinnigen Tyrannen in ein Haus und verbrannte ihn dort samt Gefolge, was wiederum Ismails Schwager Mohammed Bey el Defterdar (›Landschatzmeister‹), der inzwischen Kordofan erobert hatte, auf den Plan rief, um Rache zu nehmen. Nimr floh zum oberen Atbara, wo Samuel Baker 1862 noch seinen Sohn als Räuberhauptmann antraf. Defterdar, den die Nubier *el jalād*, den Henker, nennen, verwüstete nicht nur Shendi, sondern auch Metemma, Kabushiya und Ed Damer.

Heute ist Shendi mit seinen über 50 000 Einwohnern wieder eine quirlige Stadt, ein Zentrum der Beckenbewässerungswirtschaft, der Handweberei und der Baumwollindustrie. Hier werden die *jellabīya*, die Nationaltracht der Sudanesen, die *'immа*, das über 4 m lange Turbantuch, und auch der 9 m lange *tōb*, der Umhang der Sudanesin, hergestellt. Die wirtschaftliche und politische Macht liegt bei den großen Händlern und Landbesitzern; sie heißen Mohamed Yusif Mugawir, Zarrug el Badawi, Ahmed Mohamed Kheir oder Osman el Obeid el Hag.

Ed Damer, die nächste, wesentlich kleinere Stadt, ist heute Verwaltungszentrum der neugeschaffenen Nilprovinz. Aber schon in der ›Völkergallerie‹ lesen wir, daß Ed Damer auch als Priesterstaat fungiere, in der die meroitische Tradition des Heiligen Reiches fortgesetzt werde: »Es scheint übrigens, daß die Insel Meroe zu einem Religionsstaate ausersehen sei, denn noch heut zu Tage finden wir am Südufer des Tacazze, wo er in den Nil fällt, also an der Spitze der Nilinsel, welche die Zusammenflüsse bilden, den Priesterstaat Damer mit 500 Häuptern. Hier ist die Herrschaft in den Händen eines Oberpriesters, Fakir el Kebir, der zugleich Oberherr und Orakelgeber und dessen Stelle erblich in der Familie ist. Er lebt in seiner Wohnung des Morgens wie ein Einsiedler und bestimmt den Nachmittag den Staatsgeschäften. Seine Wohnung ist eine sehr beschränkte Zelle, daneben eine Kapelle. Burckhardt fand einen ehrwürdigen Greis in weißem Gewande, um welchen viele Fakys oder Fakirs standen, deren Rang durch den größern oder geringern Ruf der Heiligkeit, worin sie standen, bestimmt schien. Es gibt hier mehre Schulen, zu welchen viele junge Leute aus Darfur, Senaar und Sudan kommen, um den Koran und das Gesetz zu studiren. Die Schulen sind auf einem offenen Platze um eine große Moschee herum. Man denke sich statt dieser einen Ammontempel, statt des Korans die Bücher des Hermes, und man befindet sich im alten Meroe, in einer Priesterniederlassung des Alterthums.« Der erste Großfakir Damers war Mohammed Ibn Mohammed al Majdhūb (1693–1776). Die von ihm gegründete Bruderschaft, die Majādhīb, unterhält auch heute noch viele Koranschulen im Sudan. In Ed Damer werden übrigens auch die Kamelherden der Buṭāna zusammengestellt, die ihr Fleisch in einem wochenlangen Marsch durch die Wüste längs des Nils nach Ägypten transportieren (vgl. Farbabb. 16).

Atbara, nach dem gleichnamigen Nilzufluß benannt, entstand mit und lebt von der sudanesischen Eisenbahn, die sich hier gabelt. Als administratives und technisches Zentrum von ›Sudan Railways‹ war sie auch Geburtsort der sudanesischen Gewerkschaftsbewegung und Hochburg der 1971–1984 verbotenen Kommunistischen Partei des Landes. Die ausgedehnten Werkstätten und riesigen Halden halbverschrotteter Dampflokomotiven funktionieren nach

eigenen Gesetzen, zu denen auch das Reparieren des Materials gehört, das auf den 4757 km sudanesischer Bahnstrecken verschleißt und in oft tagelanger Fahrt herbeigebracht werden muß. Entsprechend der internationalen Herkunft der mittlerweile meist dieselbetriebenen Lokomotiven werden dafür Ersatzteile aus England, USA, Japan oder der Bundesrepublik benötigt.

Von **Berber,** 20 km stromabwärts, führte die alte Karawanenstraße, die schon einmal 1885 durch eine Bahnlinie ersetzt werden sollte (vgl. S. 118), zum Hafen Suakin am Roten Meer, und nach Norden reiste man vor der Eisenbahnzeit in sieben Tagen nach Es Sebna in Unternubien. Damit war der Ort schon immer eine fette Pfründe; der erwähnte Schweizer Reisende Johann Ludwig Burckhardt erzählt: »Da man mich bei der Karawane immer für einen sehr armen Mann gehalten hatte, so verlangte der Mek von mir anfänglich nur drei Taler; als er aber nachher sah, daß ich noch einige Taler in meinem Gürtel trug, so mußte ich ihm noch einen vierten geben. Fürchtete er nicht das mächtige Oberhaupt von Shendi und gänzliche Unterbrechung des Transporthandels über Berber, so würde er in seinen Forderungen gegen die Handelsleute sicher noch weit härter verfahren. Sein jährliches Einkommen von den Karawanen rechne ich auf 3000 bis 4000 Spanische Taler. Dieses Geld verwendet er für die Unterhaltung seiner zahlreichen Sklaven, Pferde und schönen Dromedare und auf die tägliche Beköstigung von etwa 50 Personen, die zu seinem Haushalt gehören.«

Das nächste Zentrum ist **Karima,** das man über eine Stichbahn von Abu Hamed erreicht. Seit 1963 gibt es hier eine Fabrik, in der 350 Stammarbeiter ursprünglich Tomaten in Tomatenmark verwandeln und dieses in Konserven abfüllen sollten. Doch die Gartenbauern schätzten diese Absatzmöglichkeit nicht sehr, da sie bis 1977 für ein Pfund Tomaten gerade 0,7 Piaster bekamen. Später wurde fertiges Tomatenmark aus der Türkei, Bulgarien, ja sogar aus Australien eingeführt und in Karima von großen in kleine Dosen umgefüllt. Zwei Drittel der Werkskapazität lagen 1980 still, doch nicht deren profitabler Einsatz ist der Sinn der Anlage, sondern die Versorgung der Beschäftigten. Man pflegt die Fabrik von Karima am heiligen Berg Barkal wie einen Tempel. Eine Fähre setzt zur Schwesterstadt am anderen Ufer über, die den stolzen Namen **Merowe** trägt. Brehm bemerkte 1850 über das Städtchen: »Es besitzt eine verfallene Indigofabrik, schlechte Basars, eine ziemlich erhaltene Moschee, liegt aber zum größten Teil in Trümmern.« Das gleiche galt vor kurzem wieder, da die Folgen der verheerenden Nilflut von 1978 lange nicht beseitigt wurden.

Nach dem Shaiqīya-Land kommt man in die Zentren der Bedairīya mit Namen **Karmakol** und **Debba** (letzteres zu deutsch: ›Sandhügel‹). Besonders Karmakol ist berühmt für seinen Dattelschnaps *('aragi)*, dessen Herstellung hier nicht nur in den Händen ehemaliger Sklaven liegt. In wenigen Stunden hat nun der kundige Geländefahrer – man verläßt dazu die zerfurchte Uferpiste und fährt durch die Wüste – von hier aus **Dongola** erreicht, wiederum eine relativ junge Stadt mit klangvollem altem Namen. Anlage und Befestigung dieser Mameluckengründung erfolgten nach den Plänen des deutschen Naturwissenschaftlers Christian Gottfried Ehrenberg, der an der Niltalexpedition des Freiherrn von Minutoli in den Jahren 1821–23 teilnahm. Dongola al Urd (d. h. ›das Lager‹), wie der Ort im letzten Jahrhundert hieß, zog bald die Staatskara-

wanen der neuen Kolonialmacht an und sollte nach Plänen der damaligen 70er Jahre sogar über eine Eisenbahn durch das Wadi el Milk mit El Fasher in Darfur verbunden werden. Mit der britischen Reconquista kam der Ort dann einem Bahnanschluß näher, doch wurde die Stichstrecke von Wadi Halfa nach Kerma schon 1905 wieder stillgelegt. Später erhofften sich viele Dongolaner von der ›Einheit des Niltales‹, d. h. von einem Zusammenschluß des Sudan mit Ägypten, eine bessere Anbindung an die Weltwirtschaft.

Aus Dongola stammen nicht nur viele Händler im gesamten sudanesischen Staatsgebiet (die *danaqla*), sondern auch der Nationalheilige und Befreier des Landes vom türkischen Joch, der *Mahdi* (›Erlöser‹) Muhammad Achmed (vgl. S. 48), und der langjährige Präsident des Landes, Jā'far al Numayri. Die lokale Herrschaft wird aber durch die Rivalität zwischen ägyptischen Kaufleuten, den Falaligh, und den eingesessenen Händlerfamilien, z. B. den Meluk, bestimmt. Auch Nachkommen der einst gefürchteten Militärkaste der Mamelucken wohnen heute noch in Dongola. Im Winter *(shita)* wird es nachts hier schon recht kalt, und die Tage verderben Myriaden von *nimittis* (Simulium griseicollis), kleinen Fliegen, die aus dem vom abschwellenden Nil zurückgelassenen Schlamm aufsteigen und als schwarze Wolken die Luft vernebeln. Die Dongolaner tragen um diese Zeit feine Netze über dem Kopf oder behelfen sich mit dem Rauch glimmender Eselsäpfel. Im Sommer *(ṣēf)* dagegen, wenn es fast unerträglich heiß ist, muß man sich in Dongola vor den *ghibeisha* genannten Pferdebremsen (Tabanus bovinus) hüten, die hier, wie der Volksmund sagt, die Größe von Lämmern erreichen.

Die letzte Stadt – nach dem lieblichen Mahas-Zentrum **Delgo** und der Sukkot-Zentrale **Abri** – in Sudanesisch-Nubien ist **Wadi Halfa.** Während der alte, sehr schön gebaute Ort nach dem Auszug seiner 20000 Einwohner im Jahre 1964 in den Fluten des ansteigenden Nubia-Sees versank, läßt die Unsicherheit der letztlichen Uferhöhe noch keine vernünftige Stadtplanung für das versetzte Halfa zu. Wiewohl hier alle paar Tage ein Schiff aus Schellal bei Aswan Hunderte von Personen, meistens Händler, die gemäß jahrtausendealter Tradition Waren in Ägypten eingekauft haben, an Land setzt und die Bahnlinie nach Khartoum für Weiterbeförderung sorgt, besitzt der Wüstenort weder befestigte Straßen noch schattenspendende Bäume. Ein chinesisches Projekt sah vor, die in der nun veränderten Heimat verbliebenen Nubier zu Fischern umzuschulen. Die Vorbehalte der ehemaligen Gartenbesitzer gegen diese Arbeit bilden aber nicht die einzigen Schwierigkeiten; die neuen Motorboote brauchen Diesel, und das war in Wadi Halfa immer knapp.

Die Städte des Niltales gelten für die Bauern als Zentren des Sittenverfalls, Hochburgen der Korruption und Brutstätten für Bastarde *(mawālid)*, sind aber zugleich notwendig zur Regelung größerer Streitfälle und als Möglichkeit, etwas hinzuzuverdienen. Dies betrifft in erster Linie die jungen Männer, die der Enge ihrer Dörfer entfliehen und hoffen, durch Glück in der Fremde ihren niederen Status aufbessern zu können. Hinzu kommt, daß die Gärten nicht mehr satt machen und auch nicht weiter ausgedehnt werden können, die Bevölkerung aber stetig zunimmt.

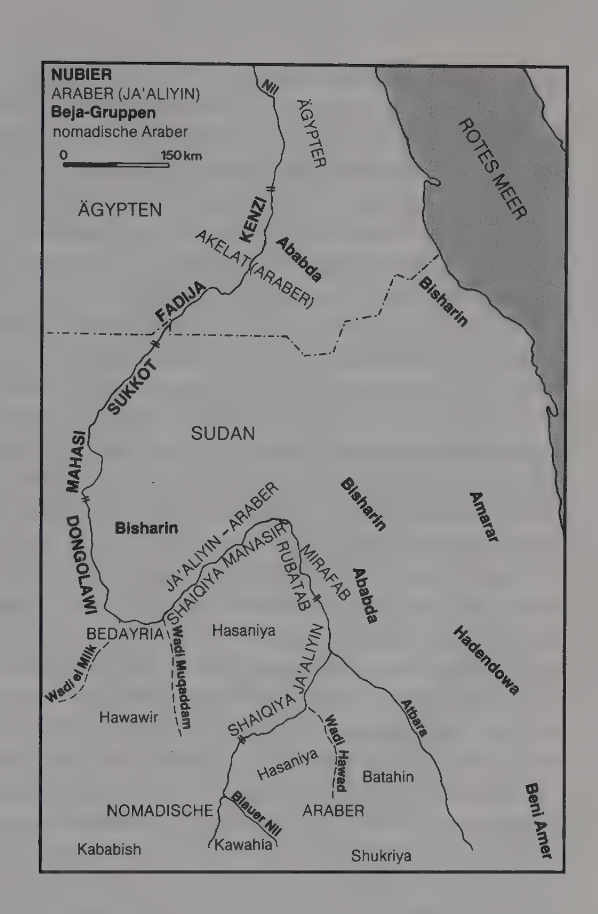
Wanderarbeit ist in Nubien ein altes Phänomen, das bereits Brehm aufgefallen ist, der Dörfer antraf, in denen nur Greise, Frauen und Kinder lebten. Nubier dienten in den Heeren der ver-

schiedensten Mächte (ein Papyrus aus dem Neuen Reich nennt sie sogar als Büttel der Steuereintreiber); noch heute sind etwa die Shaiqīya stolz auf ihr früheres Reisläufertum (Söldnerwesen), das nach dem Zusammenbruch ihres heldenhaften Widerstandes gegen die nördlichen Eindringlinge bei Korti und Doka im Jahre 1821 eben in turko-ägyptischen Diensten fortgesetzt wurde. Nubier arbeiteten früher in den vornehmen Haushalten Kairos und heute in den Hotels der touristischen Zentren. Schon früh stießen sie auch nach Süden und Westen vor. Dorthin allerdings nicht als Diener, sondern als Händler *(jellāba)*, die oft genug einflußreiche Stellungen unter den Schwarzen errangen und bis heute halten. Seit der moderne Staat sich im Sudan eingerichtet hat, übt auch der öffentliche Dienst eine magische Anziehungskraft auf die Jugend (in erster Linie die schulgebildete) aus, während Arbeitsplätze in Industrie und Handel sehr beschränkt sind. Eine ganz besondere Attraktion stellen seit einiger Zeit die märchenhaften Löhne in den Ölländern dar, wo heute aus fast jeder nubischen Familie ein Mitglied arbeitet.

Die berühmte ›Wanderlust‹ der Nubier, mit der sie auf die Benutzung ihres Landes als Durchgangsstraße von Fremden aller Zeiten antworteten, formte auch ihr besonderes Verhältnis zum Tal der Gärten als ihrer Heimat. In Khartoum, in Atbara, in Port Sudan, überall, wo Nubier aus denselben Talregionen zusammen arbeiten, bilden sich Vereine und Klubs, die die Solidarität des Tales am fremden Ort wiederherstellen sollen. Außerdem werden die Bindungen zur Heimatgemeinde gepflegt: Man sammelt für eine Schule, eine Gesundheitsstation oder eine Dieselpumpe und trifft sich – vor allem im Norden – alljährlich zu den Festen der Heiligen, den *mūlid*, zu Hause. Schließlich kommt für fast jeden Arbeitswanderer einmal der Zeitpunkt, wo er zurückkehrt ins Tal der Gärten, um, wie Tayeb Saleh schreibt, wieder »schlafen zu gehen, wenn die Vögel verstummen, die Fliegen das Vieh in Ruhe lassen, die Blätter der Bäume herabhängen, die Hennen ihre Flügel über die Kücken breiten und die Ziegen sich hinlegen zum Wiederkäuen.«

Stämme

Die Bewohner des Tals der Gärten tragen alle ähnliche Kleidung, und diese unterscheidet sich kaum von der am Roten Meer, auf der Gezira, in Kordofan oder Darfur. Der Islam hat die Menschen im frommen Sudan gleichgemacht – nur Kenner sehen an der Qualität der weißen *jellabīya* den Status des Trägers. Die Kleidung der Männer wie die der Frauen ist nicht gerade ›praktisch‹, sie hindert eher bei körperlicher Arbeit. Das fällt vor allem westlichen Reisenden mit besonderer Arbeitsethik auf. Für den Sudanesen gelten Bequemheit, Schicklichkeit und Schönheit als die höheren Werte, und deren Anforderungen erfüllt die lose fallende Jellabīya ebenso wie der zarte, den Frauenleib umnebelnde *tōb*. Statt der schwierig zu wickelnden *'imma* setzen viele Männer vor allem zu profanem Tun ein weißes oder orangefarbenes, gehäkeltes Käppchen *(ṭāqīya)* auf. Charakteristisch ist schließlich auch der Lederschuh *(markūb)*, den auch die Nomaden tragen, die sich im übrigen allerdings etwas anders kleiden: Bei ihnen dürfte die Tauglichkeit beim Arbeiten und Reiten schon eine Rolle gespielt haben, denn ihre *'arāgi* hat kürzere Ärmel und reicht bloß bis zu den Knien. Darunter trägt der Nomade eine türkische Hose *(sirwāl)*. Beides ist im Idealfall weiß, doch wer die Wasserknappheit der Wüste kennt, wird



Nubische Stämme und ihre Nachbarn (nach Adams)

sich an der vorherrschenden Sandfärbung nicht stoßen, die im Kontrast zu der oft darübergezogenen dunklen Weste *(sidēri)* auch nicht weiter auffällt. Zur Abgrenzung von dieser, seiner Meinung nach die ungebildeten Sudanesen kennzeichnenden Tracht kleidet sich der Intellektuelle und Angehörige des öffentlichen Dienstes *(effendi)* in eine unten weit ausgestellte Hose *(bantalōn)*, über die ein nach Möglichkeit frisch gebügeltes Hemd *(qamīs)* fällt. Seine Füße stecken in offenen Sandalen, wenn nicht gar in hochhackigen Importschuhen.

Was die Leute im Tal der Gärten – vor allem die älteren – voneinander unterscheidet, sind die Gesichtstatauierungen, in der Regel Schnitte *(shilūkh)* in beiden Wangen bei beiden Geschlechtern. An ihnen ist die Zugehörigkeit zu einem *gabīla*, einem Stamm, abzulesen; jemand mit zwei oder drei kurzen Narben an der Schläfe kommt aus dem nördlichen Nubien, den Dongolawi kennzeichnen drei lange, senkrechte Backenschnitte, den Shaiqi drei waagerechte und den Ja'ali Winkel (*ḍerb aṭ ṭēr*, Vogelfuß).

Die Hauptstämme im Tal nördlich von Khartoum sind, dem Nillauf folgend, die zuletzt erwähnten Ja'alīyin um Shendi, die Mirāfāb um Berber, die Rubāṭāb um Abu Hamed, die

Manāsīr um El Kab, die Shaiqīya um Merowe, die Bedairīya um Dabba, die Danaqla um Dongola, die Mahas um Delgo und die Sukkot um Abri. Die Stämme Unternubiens hießen Fadidja und Kenuzi, ihre nomadischen Nachbarn Akelat und Ababda. Die Tendenz, sich auf die Herkunft der im späten Mittelalter eingewanderten arabischen Nomaden zu berufen (in deren Gefolge auch der Islam von Heiligen und Händlern eingeführt wurde), ist bei den einzelnen Nubiergruppen unterschiedlich ausgeprägt. Die oberen Stämme führen sich fast alle auf al Abbas, den Onkel des Propheten, zurück und rechnen sich zu der großen Gruppe der aus Ägypten eingewanderten Ja'alīyin-Araber (hier im weiteren Sinne gebraucht). Unterhalb der Bedairīya haben die Nubier aber ihre alte Sprache bewahrt (ca. 200 000 Nubier im engeren Sinne), wenngleich auch noch die Danaqla die Abstammung von Abbas beanspruchen. Aber Mahas, Sukkot, Fadija und Kenuzi bekennen sich zum ortsansässigen Nubiertum. Der Dialekt der letzteren zeigt starke Ähnlichkeit mit dem der Danaqla, während Mahas, Sukkot und die Halfa-Nubier zusammen den sogenannten Nobiin-Dialekt sprechen. Die nubische Sprache ist seit Lepsius' Grammatik von 1880 in Europa bekannt und wurde nacheinander als hamitisch (1880), sudanisch (1911), protochamitisch (1911), nigritisch (1935), ostsudanisch (1949) und nubosaharanisch (1975) klassifiziert. Humanbiologisch nehmen die Nubier als Korridorbewohner natürlich eine Mittelstellung zwischen der mediterranen und der schwarzafrikanischen Menschengruppe ein, sind aber möglicherweise älter als diese beiden Extreme und verbunden mit vielen als ›äthiopid‹ bezeichneten Bevölkerungen Nordostafrikas.

Die Nubierstämme sind trotz uralter staatlicher Tradition erstaunlich sippendemokratisch organisiert. Die Staatsbildungen brachen immer wieder zusammen und gründeten sich eigentlich immer auf Fremdherrschaften. Das Kontinuum von Macht und Einfluß an der Basis stellten die Sheikhs her, die Häupter der reichen Familien sowie die lokalen und religiösen Würdenträger. Sie wurden gleich nach der türkischen Eroberung mit dem Einsammeln von Steuern beauftragt. Den Grundgedanken, mit Hilfe der örtlichen Notabeln zu regieren, entwickelten ab 1898 die Briten mit ihrer ›indirect rule‹ zu wahrer Meisterschaft. Dabei machte man die Stämme oft zum ersten Mal zu politischen Einheiten mit einem offiziellen und der Kolonialregierung verantwortlichen Führer *(nazir)*. Die Untereinheiten hießen *omodīyas*, deren *'omda* mehrere Sheikhs *(shuyūkh)* mit ihren Dörfern kontrollierten und die einem *wakīl nazir* oder *shēikh khat* unterstanden. Alle diese Würdenträger wurden von der Regierung bezahlt und hatten neben ihren administrativen auch juristische Aufgaben. 1969 beseitigte die ›May Revolution‹ des Jā'far al Numayri dieses System der ›Eingeborenenverwaltung‹ (native administration/*idāra āhliya*), die in den ›entwickelten‹ Gebieten freilich schon in den 30er Jahren zugunsten eines ›local government‹ aufgegeben worden war. An die Stelle der aus jedem Stamm geformten Hierarchie mit ihren Beratungsgremien traten nun Lokalräte, die von der örtlichen Bevölkerung – gleich welcher Stammeszugehörigkeit – zu wählen waren. In der Praxis bestimmten aber auch in den neuen Räten die Häupter der großen Familien, da im Sudan öffentliches Ansehen und Einfluß eben nicht von familiärem und wirtschaftlichem Erfolg getrennt werden können.

Gureir

Gureir heißt ›Schwemmland‹, ist aber auch ein großes Dorf im Talabschnitt der Shaiqīya. Wir wollen uns dort etwas umsehen, um das Leben im Tal der Gärten besser zu verstehen. Bereits dicht am Fluß beginnt der Anbau auf dem sogenannten *jurūf*-Land; dann folgen die unteren Bewässerungsgräben *(ḥafir tiḥit)* und der *sawaqi* genannte Landstreifen. Jetzt erst fangen die Lehmhäuser der Bauern an, direkt hinter den Gärten. Nach der verheerenden Flut von 1946 wurden die Höfe allerdings zum Teil etwas höher gelegt, meist jenseits der oberen Gräben *(ḥafir fōq)*, die weitere Gärten bewässern. Dann erst folgen die Häuser der ehemaligen Sklaven, die entweder von Arbeitswanderung leben oder von offiziell verachteten Dienstleistungen. Schon im Wüstensand stehen schließlich die Palmblatthütten und Zelte der Nomaden, die freilich nur, wenn sie ihre Herden verloren haben, hier permanent wohnen.

Über das sich ergänzende Wirtschaftshandeln der verschiedenen Gruppen, die sich dennoch unterschiedlich wertschätzen, wurde oben einiges gesagt. Nun gibt es aber auch innerhalb der Gesellschaft gutsituierter Shaiqīya Strukturen, die erst bei genauerem Hinsehen deutlich werden. Zum Beispiel sieht man in der Öffentlichkeit nur Männer beisammensitzen. Die Frauen tun dies auch, aber abgeschirmt, hinter den Mauern und dort in den für Frauen vorbehaltenen Gebäudeteilen *(ḥarim)*. Bei ihnen ist der sehr wichtige Dorfklatsch zu Hause, sie stellen gleichsam den nach innen gekehrten Teil der Shaiqīya-Welt dar. Hier regieren unumschränkt die Großmütter, die darüber wachen, daß der familiäre Teil des Shaiqīya-Lebens so weiterläuft wie bisher, vor allem, daß die Heiraten den Regeln folgen, daß Kinder geboren und ordentlich erzogen werden und daß man über die Verstorbenen richtig trauert. Was sich im einzelnen schickt, verkünden die Matronen nicht als Katalog von Vorschriften, sondern in Erzählungen verkleidet, die an den Abenden immer wieder gern gehört werden. *»Ya ajūz, kalamak yajūz!«* betteln die Kinder: »Oh Mutter, du erzählst so schön!« Dann kommen Geschichten von keuschen Frauen und tapferen Männern, dem unermüdlichen Nil und der Verderben bringenden Wüste.

In der Subkultur der Frauen, die auch über eigene Sprachelemente verfügt, haben sich viele vorislamische, christliche und vorchristliche Gedanken gehalten: z. B. die Marienverehrung, viele Vorstellungen von Heiligen und Geistern und – der für Außenstehende befremdlichste Brauch – die sogenannte pharaonische Beschneidung. Im Unterschied zur ›Sunna-Beschneidung‹ (auch ägyptische genannt) werden in Nubien (wie auch in vielen anderen Teilen des Sudan) dem Mädchen nicht nur Klitoris und kleine Schamlippen entfernt, sondern auch die großen Schamlippen, worauf die gesamte Vaginaöffnung bis auf einen kleinen Austritt vernäht wird. In der Hochzeitsnacht öffnet der Bräutigam feierlich, oft mit Hilfe einer kundigen Matrone, die Naht; nach der Geburt eines Kindes muß sie allerdings wiederhergestellt werden.

Dem westlichen Betrachter erscheint der Brauch als barbarische Regulierung, wenn nicht Abtötung des Geschlechtslebens der Frau. Die Männer des Niltales aber zucken mit den Schultern und sagen, das sei Frauensache *(umaūr niswān)*; Frauen wüßten am besten, wie sie ihre Keuschheit zu bewahren hätten. Und die Frauen bestehen auf dem Brauch, verwahren sich gegen Einmischung und praktizieren ihn trotz der Kampagnen seitens des offiziellen Islam und gegen das Verbot seitens der Regierung, das 1850 zum ersten Mal von dem Türken Abd el Latif

Pascha ausgesprochen wurde. *Khifāḍ far'aūny*, die pharaonische Beschneidung, ist ein Geheimnis der Frauen, das sie aus vorchristlicher Zeit herübergerettet haben und über das sie ihre Identität als Wahrerinnen des Brauchtums beweisen. Die Folgen dieses Eingriffs, vor dem es die Mädchen schon schaudert, wenn sie über die Gottesanbeterin, das Wappentier der Beschneiderin *(ṭahhara)* sprechen, sind empfindliche Störungen des ehelichen Geschlechtslebens und ein perpetuierter Abstand zwischen weiblichem und männlichem Leben. Während der junge Mann wirkliche Freuden in den Häusern der Ex-Sklavinnen sucht, flüchtet sich die vernachlässigte Frau von Zeit zu Zeit in eine Besessenheit, die ihr die Äußerung und Befriedigung ausgefallener Wünsche erlaubt. Dieser *zār* genannte Kult kam wahrscheinlich um die Jahrhundertwende aus Abessinien an den Nil und findet sich heute in ganz Nordostafrika, auch und gerade in den Vorstädten. Der Geist, der die Frau vorübergehend besitzt, ist meist ein *ḥabeshi*, ein abessinischer, bisweilen aber auch ein *khawāja*, ein europäischer, oder ein *naṣrāny*, ein christlicher. Je nach Herkunft verlangt der Geist Messingschmuck, europäische Kleider oder – wenn er ein *zuruq*, ein schwarzer Geist ist – billige und einfache Dinge, wie sie eben ein ehemaliger Sklave besitzt. Auch die Zeremonienmeisterin ist oft eine Ex-Sklavin; im Zār-Kult verbinden sich also diffamierte und diskriminierte Bevölkerungsteile mit den Dämonen gegen die ›saubere‹ Welt der Männer mit ihrem Vatergott. Das sei Frauenart, entschuldigen sich diese wieder, wenn sie vor dem Laden des Dorfhändlers sitzen und Tee trinken, wenn sie sich im *diwan*, der Empfangshalle eines Gehöftes, bewirten lassen oder wenn sie freitags zur Moschee gehen. Diese Orte bilden den nach außen gekehrten Teil der Niltalkultur, denn die Männerwelt ist nicht einfach die andere Hälfte, sondern ihr sichtbares, offizielles und vor allem dem Fremden alleine zugewandtes Gesicht. An den drei genannten Orten fühlt sich der Mann als Araber, hat Teil an der universalen Zivilisation des Islam und lernt die technischen Errungenschaften des Westens kennen.

In der Zweiteilung der Niltalgesellschaft hat sich zweifelsohne der Sieg der patrilinearen Ordnung der Araber über die matrilineare, vorislamische der Nubier (s. u.) manifestiert. Doch auch die Männer stecken noch tief in den alten Anschauungen, viel tiefer, als sie es zugeben dürfen: Im Himmel über Gureir leben Engel und unter der Erde Teufel. Zwei Engel begleiten jeden Menschen durchs Leben und beschützen ihn gegen die bösen Geister *(jinn)*. Diese wiederum leben wie die Menschen, in Stämmen und Staaten, und lauern an bestimmten Orten, die der Shaiqi darum meidet. Die Jinn scheuen das Licht; deswegen geht man am besten mit weißer Farbe gegen sie vor. Und die dunkelhäutigen Sklaven oder die Schwarzen aus Westafrika – hier zementiert Religion Vorurteile – werden immer wieder des Bündnisses mit den Mächten der Finsternis verdächtigt.

Seit die Wanderarbeit zugenommen hat und eine moderne Schule im Dorf steht, ist die alte Vorstellungswelt der Shaiqīya nicht mehr so unangefochten. Gegenüber der *khalwa*, der Koranschule, in der Knaben – meist aus Nomadenfamilien – unter Anleitung des *faki* Koransuren auswendig hersagen und auf ihre Holztafeln *(laūḥ)* schreiben lernen (Farbabb. 15), wo sich oft auch die Bauern einfinden zu gesellig-religiösem Tun – gegenüber dieser ehrwürdigen Einrichtung haben die Absolventen der Regierungsschule einen Klub eröffnet. Manchmal gehen Jünglinge hinüber in die Khalwa und beten mit, um zu zeigen, daß beides möglich ist: westliches Wissen zu haben und an Allah zu glauben. Aber die Alten bleiben mißtrauisch und halten fest an ihrer

Meinung, im Klub treibe Satan sein Wesen, manifest im Kartenspiel, im Kassettenrecorder oder in den Basars, die die Jungen abhalten, um Geld für ein Fest zu sammeln. Und dort kommen dann die Geschlechter zusammen ...

So hat die spannungsreiche Gesellschaft der Shaiqīya in den letzten Jahren einen weiteren Gegenpol bekommen: die sich selbständiger fühlende Jugend, die für ihre säkularen, westlichen (oder östlichen) Ideen eine neue Synthese sucht. Doch das Tal der Gärten hat Übung im Absorbieren von Fremdelementen, es tut das schon 6000 Jahre lang.

Nubia

Das Tal der Gärten dürfte schon in der Jungsteinzeit (ab 4000 v. u. Z.) zu den ersten Anbauversuchen Anlaß gegeben haben. Seither gibt es auch Beziehungen zum Land unterhalb der Katarakte, wo die technischen und organisatorischen Neuerungen herkamen. Über die feindlichen und friedlichen Kontakte mit dem Norden wird im nächsten Kapitel zu sprechen sein; hier interessiert uns alleine das Ergebnis der langen Geschichte, und das manifestiert sich vor allem in Gräbern, in denen zunächst pharaonische Mächte verehrt wurden, an denen man später christliche Gebete sprach und die heute als Ruhestätten islamischer Heiliger gelten. Zwischen ihnen und den verfallenden Relikten der verschiedenen Herrschaftsepochen entwickelten die Nubier ihre einmalig schöne Lehmarchitektur, die zwischen Dongola und Aswan zur vollsten Blüte gelangt ist.

Im Unterschied zur Siedlungsweise der Fellachen in Ägypten oder den Dörfern im Zentral- und Südsudan lieben die Nubier das geräumige Wohnen, sowohl innerhalb als auch außerhalb ihrer Höfe. Deren Baumaterial ist Lehm *(jālūṣ)*, der in horizontalen Wülsten aufeinandergeschichtet und außen so verstrichen wird, daß er glatte, saubere Wände ergibt. Solche umgeben als Mauern das gesamte rechteckige Gehöft, in dem sich mehrere einstöckige Gebäude um einen manchmal noch geschlechterbezogen unterteilten Innenhof gruppieren. Das größte Gebäude ist die Empfangshalle; oft blicken ihre mit Lehmwülsten betonten Rundbogen über die Außenmauern; die anderen Räumlichkeiten dienen als Küche, Schlafzimmer, Abstellräume, Vorratskammern und Kleinviehställe. Berühmt sind die nubischen Höfe wegen ihrer reichen Ornamentik. Die der Straße zugewandte Seite zeigt geometrisch gestaltete Reliefs – manchmal weiß getüncht und mit chinesischen Tellermustern durchsetzt –, die sich auf Erhöhungen über dem Haupteingang fortsetzen können. Auch die Mauerkrone ist meist dekoriert und gliedert zusammen mit vertikalen Halbsäulen die bis zu 50 m langen Außenmauern. Die Kenuzi zogen dem Relief die Bemalung vor, und zwar in mehrfarbiger Ausführung – eine Kunst, die noch recht jung gewesen sein soll. Die Dächer bestehen in Obernubien aus Palmblättern und Lehm, soweit man sich in diesem regenlosen Gebiet nicht ganz mit Gras und Matten behilft, die über Holzsparren gelegt werden. In Unternubien bauten die Kenuzi allerdings noch stellenweise – oder nach den ersten Umsiedlungen infolge Holzmangels wieder – das antike Tonnendach aus Lehmziegeln, das auch in Oberägypten zu finden ist. Hölzerne Fensterrahmen leisten sich nur Wohlhabende; dagegen bestehen die Türen fast immer aus dicken Holzbrettern, die mittels lokal gefertigter Nägel zusammengehalten werden und sich über vertikale, in Schwelle und



Nubisches Hoftor

Sturz eingelassene Zapfen drehen. Das Außentor schließt ein aus ineinandergreifenden Holzteilen angefertigter Riegel *(dukul,* nubisch *kusher, terri),* der bisweilen durch Schnitzwerk verziert ist.

Im Innern des Nubierhofs gehören zum Mobiliar mehrere Exemplare des gemeinsudanesischen und vielfach verwendbaren Holzrahmenbettes *('anqarēb),* dessen Liegefläche aus Seilen oder Palmblattstreifen geflochten ist, gelegentlich ein Dreifuß aus Eisenblech, an den Wänden oft eingebaute Lehmsitzbänke *(mastaba,* nub. *tago)* und Truhen aus Holz für persönliche Gegenstände, etwa Behälter mit Henna *(ḥinna)* zum Bemalen von Händen und Füßen, mit Antimon als Augenschminke *(kuḥul)* oder Räuchergefäße *(dukhān),* über denen sich die Hausherrin regelmäßig in den Rauch von Sandelholz *(ṣandul)* hüllt. Früher gehörte in die Kosmetiktruhe auch der Extrakt aus Moschusdrüsen des Krokodils, den man in die Haare rieb, oder es stand neben der Bank ein Topf mit vom Roten Meer bezogenen Strombusmuscheln (Anguis odorifera),

die den Raum mit eigenartigem Duft erfüllten. Der hart gestampfte Boden kann mit geflochtenen Matten ausgelegt sein; in dieser von Frauen gepflegten Flechttechnik werden auch Körbe, Schalen und Schachteln hergestellt. Für die wiederum antikisch anmutenden Trinkwasserkrüge *(zīr,* nub. *gotti)* steht in der Regel ein schattiger Ort bereit, wo die alte Methode der Verdunstungskühlung optimal funktioniert. Das den Mädchen obliegende Wasserholen erfolgt allerdings heute meist mit den leichteren und unzerbrechlichen Blechkanistern *(ṣafīḥa).* Für durstige Passanten werden übrigens, wie überall, wo der Sudan von der nubischen Zivilisation geprägt ist, Wasserkrüge an der Außenmauer gefüllt *(sabīl).*

In Mahas und Sukkot kann man die bezaubernde Architektur Nubiens noch besichtigen. Fadija und Kenuzi sind untergegangen. Im Zuge der Rettungsaktion vor der großen Sintflut wurden auch Daten über die Lebensweise der Gartenbewohner gesammelt, dann siedelte man sie um. Die ägyptischen Nubier nach Aswan und ›Neu-Nubien‹ bei Kom Ombo, die sudanesischen nach Khashm el Girba am Atbara, wo die Regierung unter erheblichem Zeitdruck ein Bewässerungsprojekt, 23 Dörfer und ein neues Halfa aus dem Boden stampfte – in einer Gegend, die keine Dattelpalmen wachsen läßt und die sich im Sommer in Schlamm verwandelt. 41000 Nubier wurden 1964 samt ihrer Habe, darunter 16000 Stück Vieh, per Eisenbahn an den Atbara gebracht, wo sie ihre neuen, von der deutschen Firma Kocks für sie entworfenen Häuser bezogen: zwei Zimmer, Küche, WC, Abstellraum, Veranda und Dächer aus Wellasbest. Die Leiche des nubischen Heiligen Sidi Ibrahim el Mirghani wurde in Degheim ausgegraben und in der Butana wieder bestattet. Die Degheimer, die sich am stärksten gegen die Deportation gewehrt hatten, hielten wenigstens an ihrem Glauben fest, solange Sidi bei ihnen begraben liege, habe ihr friedliches Verhältnis zum Nil Bestand.

Die einmalige Architektur der Flußoasenkultur Nubiens besteht aus Bauelementen verschiedenster Epochen, und ihr symbolischer Schmuck hatte in verschiedensten Epochen eine Bedeutung: z.B. war die Mondsichel Teil der Königskrone von Ballana, sie gehörte zu den Insignien des Eparchen von Faras (vgl. S. 44), zierte dann die Spitzen der moslemischen Minarette und erscheint wieder im Dekor nubischer Hausfassaden. Nicht so sehr das Alter macht den Wert nubischer Kunst in den heutigen Dörfern aus, sondern ihre Kombination, ihr Arrangement, mit dem die Bewohner des mediterran-afrikanischen Korridors ihre bewegte Geschichte bewältigen und denen, die kommen und wieder gehen, zeigen, daß sie es sind, die – ein letztes Wort Tayeb Salehs – »wirklich leben, Seuchen und Hunger, Kriegen und der Verderbtheit der Herrscher zum Trotz«.

Literatur: *Brehms* Reisebeschreibung von 1855 ist in ansprechender Form bei Erdmann neu herausgegeben worden: ›Brehms Reisen im Sudan, 1847–1852‹ Tübingen/Basel 1975. – Die erste neuere völkerkundliche Darstellung Nubiens stammt von Rolf *Herzog:* ›Die Nubier. Untersuchungen und Beobachtungen zur Gruppengliederung, Gesellschaftsform und Wirtschaftsweise.‹ Berlin: Akademie 1957. – Intensive Feldstudien in Unternubien machte das Ehepaar A. und W. *Kronenberg,* deren Ergebnisse bislang in drei Bänden der Zeitschrift des Sudan Antiquities Service, Kush, veröffentlicht wurden: ›Preliminary Report on Anthropological Field-work in Sudanese Nubia 1961–2.‹ Kush Vol. 11: 302–311, 12: 282–290, 13: 205–212, 1963–65; – Vom selben Forscherpaar stammt die schöne Sammlung ›Nubische Märchen‹, Köln: Diederichs 1978. – Ebenfalls der mündlichen Überlieferung Nubiens gewidmet ist die mit einer ausge-

zeichneten Einführung versehene Sammlung von Ahmed *Al-Shahi* und F. C. T. *Moore:* ›Wisdom from the Nile. A Collection of Folk Stories from Northern and Central Sudan.‹ Oxford: Clarendon 1978. – Die beste Ethnographie aus dem Gebiet selbst stammt von dem Shaiqi Hayder *Ibrahim:* ›The Shaiqiya. The Cultural and Social Change of a Northern Sudanese Riverain People.‹ Wiesbaden: Steiner 1979. – Über die Kunst nubischer Hausfassaden liegt die Studie von M. Wenzel vor: ›House Decoration in Nubia.‹ London 1972, oder auch die Dissertation von Armgard Goo-Grauer: ›Die Architektur und Wandmalerei der Nubier.‹ Bamberg 1968. – Die Tragödie des Auszugs der Nubier ist detailliert beschrieben von dem seinerzeit mit der Durchführung beauftragten Beamten Hassan *Defalla:* ›The Nubian Exodus.‹ London: Hurst 1975. – Zur Musik Nubiens hat Artur *Simon* am Museum für Völkerkunde Berlin 1981 eine Schallplatte herausgegeben (MC Nr. 9). – Einige der Novellen Tayib *Salihs* sind ins Englische übersetzt worden: ›Season of Migration to the North.‹ London: Heinemann 1969/78; ›The Wedding of Zein.‹ London: Heinemann 1969/78

Nubien gestern – die steinernen Zeugen

Der Norden des Sudan zieht viele Reisende nicht wegen des Friedens seiner Gärten, sondern wegen der Hinterlassenschaften seiner früheren Herren an. Nubien galt für Europa seit der Antike als ›Wurmfortsatz Ägyptens‹ ins schwarze Afrika hinein, und nicht mit letzterem, sondern mit dem mächtigen Koloß im Norden wurde es verglichen, als, wie der Afrikanist Frobenius sagte, ›verarmtes Ägypten‹. Der wohl beste amerikanische Nubienkenner, William Y. Adams, verwendet für die südlichen Nachbarn des Nilreiches Toynbees Begriff des ›externen Proletariats‹, das am Rande der antiken Ökumene seit der Bronze-Zeit in wechselnder Beziehung zum Zentrum stand.

Für das Begreifen der steinernen Zeugen Nubiens ist es auf jeden Fall wichtig, zwei Aspekte auseinanderzuhalten: die ehemalige Bedeutung als verehrte und gefürchtete Monumente imperialer Religions- und Steuerpolitik und die neuere Bedeutung als Objekte der Archäologie und des internationalen Kunstgenusses. Letztere Phase wurde mit dem schottischen Sonderling und Abessinienreisenden James Bruce of Kinnard im Jahre 1772 eingeleitet. 50 Jahre später schwärmte der Franzose Frederic Cailliaud angesichts des zweieinhalbtausendjährigen Meroe: »Stellen sie sich mein Ergötzen vor, als ich der Spitzen einer Pyramidenschar gewahr wurde, die nur wenig über den Horizont ragten und gerade von den Strahlen der Sonne berührt wurden ... Ich stieg auf den Gipfel der höchsten unter ihnen und dort, getragen vom Wunsche, meinen bescheidenen Tribut dem berühmten Geographen zu zollen, dessen Genius mich zu diesem Platz geführt, kerbte ich den Namen d'Anville in den Stein.«

In seinem Werk ›Riviere Blanche‹ von 1752/4 hatte dieser Gelehrte die erste Karte Nubiens mit der ungefähren Positionsangabe Meroes gezeichnet. Andere Forscher erregten sich über die Unsitte ihrer Kollegen, den Entdeckerstolz zur Beschädigung des Kunstwerks ausufern zu lassen, wie 1824 der Frankfurter Eduard Rüppell: »Wie sehr mußte ich das Schicksal anderer hier gewesener Reisender beneiden, die ihre überflüssige Zeit zu nichts besser zu verwenden wußten, als ihre Namen in großen lateinischen Lettern einzumeißeln!« Dritte schließlich begnügten sich nicht mehr mit dem geistigen Gewinn der bloßen Ansicht steinerner Zeugen; sie

begannen sie zu plündern, wie der italienische Arzt Giuseppe Ferlini, der 1834 die Spitzen der Pyramiden Meroes abtrug, um der dort aufbewahrten Juwelen und goldenen Grabbeigaben habhaft zu werden. Er erwarb sich so ein Vermögen, das ihm erlaubte, den ägyptischen Militärdienst zu verlassen. Die Schätze sind heute Teil der ägyptologischen Sammlungen in München und Berlin.

Von diesem genuin europäisch-westlichen Interesse an den Denkmälern ist ihre zeitgenössische Bedeutung zu trennen: Auf das Tal der Gärten legten sich periodisch Theokratien, sehr oft von Norden die Katarakte überbordende Herrschaftsformen, die lange über Tempel, später über Kirchen und schließlich nur noch über Burgen dem Land Tribute abforderten. Darüber hinaus wurde nach ägyptischem Muster die anbaufreie Zeit der Nubier zum Frondienst genutzt, der eine nicht unbedingt landfremde Klasse von Schreibern, Priestern und Königen aushielt. Unsere Anschauungsobjekte in diesem Kapitel waren also einmal wohl »Sinnzentren, die sich dem Chaos entgegenstemmten« (Strelocke), oder gar Stationen göttlicher Energie, die den Flutrhythmus des lebenspendenen Nil garantierten, andrerseits aber auch gefürchtete ›Scheunenverwaltungen‹ und ›Schatzhäuser‹, zu denen die Gartenbauern allenfalls als Arbeiter Zutritt hatten. Die steinernen Zeugen Nubiens erzählen auch von einer Politik herrschender Beamter, die Max Weber in ›Wirtschaft und Gesellschaft‹ so charakterisierte: »Durch Prügel und ähnliche Mittel erzwangen diese die Deklaration des abgabepflichtigen Besitzes, so daß sich die Steuererhebung typisch als ein plötzlicher Überall der Beamten mit Flucht der Pflichtigen und Jagd auf sie abspielte.« Die Ägypter haben sich bekanntlich an ihren Fronleistungen schadlos gehalten, indem sie den Tempelraub zu erstaunlicher Perfektion entwickelten. Die Nubier haben, wie wir sahen, auch das oft Fremden überlassen und begnügten sich mit dem Zerfall der steinernen Zeugen. Immer wieder begrub eine neue Monumentenwelle eine ältere unter sich oder setzte, wie die jüngste, alles Vorangegangene unter Wasser. Von den Konsequenzen dieser Katastrophe – deren Auswirkungen auf die Lebenden wir oben kennengelernt haben – für die Kulturlandschaft Nubien ist zuerst zu sprechen.

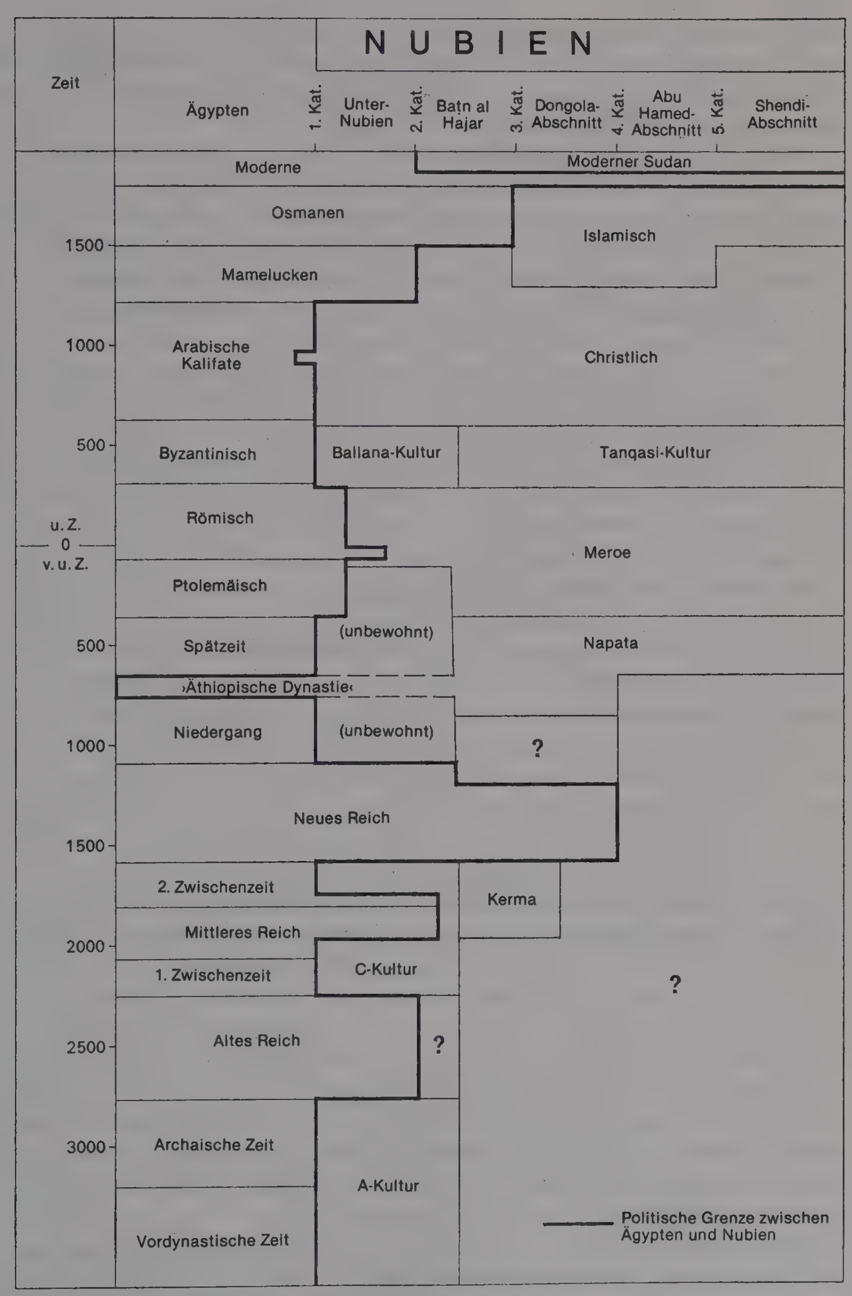
Im Licht der Sintflut

Amenemhat III. (1844–1797 v. u. Z.) baute bei Semna wohl den ersten nubischen Damm gegen den sonst heiligen Fluß, um die Schiffspassage durch den Baṭn al Hajar zu erleichtern. Spätere Dämme dienten auch der Landgewinnung, wie Burckhardt berichtet, schließlich der Elektrizitätserzeugung und Flutregulierung im 1. Katarakt: 1898–1902 wurde der erste Aswan-Damm errichtet, 1907–12 zum ersten Mal, 1929–34 zum zweiten Mal erhöht. 1960 begann man mit dem zweiten Damm, dem Sadd el Ali (Hochdamm), der in vier Jahren zu einer Höhe von 111 Metern anstieg und dann 550 km des alten Nubien flutete. Die Anrainerstaaten Ägypten und Sudan baten die UNESCO um Hilfe für die bedrohten Kunstschätze, die größte internationale Archäologie-Kampagne setzte ein und rückte die bis dato nur wenigen Experten bekannte Landschaft in den Blickpunkt der Weltöffentlichkeit. So wurde das Niltal, das Ablagerungen aller bedeutenden Kulturepochen des Vorderen Orients beheimatete, wie das Schürfgebiet von Goldgräbern in Konzessionsabschnitte unterteilt. Und in der Tat förderte die beschleunigte

Ausgrabung zwischen Aswan und dem Dal-Katarakt eine Fülle von Überraschungen zutage, u.a. auch wertvolle Tafeln meroitischer Schrift, die ja zur Entzifferung immer noch auf ihren Champollion wartet. Der Untergang eines so bedeutenden Lebensraumes war mit einer beispiellosen Durchleuchtung verbunden: Bevor die Flußoase Unternubien sich in eine Mondlandschaft verwandelte, über die eine Sintflut hereingebrochen ist, wurden 700 Altertümer fachmännisch aufgenommen und 20 Tempel oder Heiligtümer verlegt. Auch wenn man viele der geretteten Güter und gewonnenen Erkenntnisse noch längst nicht ausgewertet hat, erlaubt das Blitzlicht, das der nubischen Flut vorausgegangen ist, heute schon eine recht präzise Rekonstruktion der reichen Geschichte.

Aus der langen Vorgeschichte der pharaonischen Staatsgründung (um 3000 v. u. Z.) lieferte Nubien Funde einer jägerischen Lebensweise wie in Kom Ombo, dann aber auch Hinweise auf primitiven Getreideanbau schon vor 10000 Jahren, obwohl Seßhaftigkeit erst um 5000 v. u. Z. richtig heimisch geworden zu sein scheint (›Khartoumer Mesolithikum‹). Hochkulturliches Niveau mit Herrschaftsbildungen löste ab 3500 v. u. Z. das ›Abkan‹ genannte Neolithikum um Wadi Halfa ab, als in Nubien sich die Kultur der sogenannten ›A-Gruppe‹ entfaltet hatte, die möglicherweise bis Schaheinab, dem Fundort westlich des 6. Katarakts reichte. Ovale Gräber mit Skeletten in Embryonalhaltung wurden in Nagaa el Tahuna, Afya, Tomas, Seyala und Kustul gefunden; letzterer Ort barg auch den berühmten Nilpferdkopf aus Terrakotta, der jetzt in Chicago steht. Beziehungen zum mächtigen Alten Reich waren den üppigen Beigaben (Keramik, Stein, Perlen, Kupfergeräte) zufolge vorhanden, auch zeugen Inschriften am Jebel Sheikh Suleiman, in Toshka und im Wadi Alaki davon. In Buhen scheint die Kupferverhüttung sogar in direktem ägyptischen Auftrag erfolgt zu sein. Ab 2650 v. u. Z. versiegen die Quellen, nur für nomadische Existenz gibt es weitere Zeugnisse.

Die nächste als geschlossener Kulturhorizont rekonstruierbare Zeit ist die der sogenannten ›C-Gruppe‹ (die B-Gruppe des Archäologie-Pioniers G. A. Reisner wurde durch spätere Funde gegenstandslos), in der zum ersten Mal der luftgetrocknete Lehmziegel *(ṭūb akhadar)* Verwendung fand. Ihre Gräber waren rund, von einem Steinhügel überwölbt, und die Toten lagen wieder mit angezogenen Knien auf der rechten Seite, den Kopf nach Südosten (Afya, Tomas). Den häufigen Rinderdarstellungen nach zu schließen trieben die C-Bauern auf den damals noch steppenartig bewachsenen Wüstenstreifen womöglich prestigewirtschaftliche Viehhaltung, wie sie heute noch im Südsudan gepflegt wird (vgl. S. 261f.). Die Beziehungen zum zeitgenössischen Mittleren Reich dürften gewaltsamer geworden sein; neben Buhen gab es eine Menge weiterer ägyptischer Festungen, so in den Siedlungszentren Aniba und Kubban, besonders massiert aber in der Gegend des 2. Katarakts. Die Eroberung Unternubiens bis Semna erfolgte wohl während der 12. Dynastie (1991–1786 v. u. Z.), die den C-Nubiern Tribut auferlegte, die Grenze mittels der zehn Burgen Buhen, Kor, Dorginarti, Dabenarti, Askut, Shalfak, Uronarti, Kumma, Semna und Semna Süd befestigte und die Handelswege über den Katarakt hinaus sicherte. Ein Hieroglyphentext auf einer Granitstele des Sesostris (ca. 1800 v. u. Z.) in Semna lautet: »Südliche Grenze, im Jahre 8 der Herrschaft des Königs Chakaure (Sesostris III.) von Ober- und Unterägypten erbaut, um den Nehegesen (Kusch-Bewohner), die einzeln oder in Gruppen nach Norden vorstoßen, jegliches Eindringen ins Land zu vereiteln, sei es auf dem Land- oder sei es auf



Schema der ägyptisch-nubischen Kulturgeschichte (nach Adams)

dem Wasserweg. Ausgenommen von dieser Bestimmung sind Nehegesen, welche nach Iken (Mirgissa) kommen, um zu handeln, oder mit denen wir andere gute Geschäfte, die erlaubt sind, abschließen können. Niemals aber wird man erlauben, daß eines ihrer Schiffe weiter als bis zu dem im Norden gelegenen Heh (Abousir) vordringt.«

Die Kusch-Reiche, aus denen Elfenbein, Sklaven, Häute u. a. bezogen wurden, waren damals Kerma (Yam) und Sai. Als deren mächtiger Nachbar in seinem nördlichen Teil von den Hyksos überfallen wurde, atmeten sie auf und entfalteten in der Periode zwischen Mittlerem und Neuem Reich die berühmte Kerma-Kultur. Reisner vermutete bei seinen Grabungen vor dem 1. Weltkrieg noch eine ägyptische Kolonialkultur; mittlerweile aber ist Kerma als ein eigenständiger Horizont gesichert. Charakteristisch für seine Kunst sind die runden Terrakottagefäße mit widderköpfigem Ausguß und Henkel (Reisners ›Teekrüge‹). Aufsehen erregten die bemalten Totenmasken aus Gips von Mirgissa, wie überhaupt der Totenkult von Kerma mit Grabtumuli, Hockerstellung der Leichen, aber auch zum ersten Mal Bettbestattung bis Meroe ausstrahlte (Abb. 9). Die auf dem gebogenen Anqareb eines der Kerma-Gräber (Nationalmuseum Khartoum) gefundene hölzerne Nackenstütze war auch in Ägypten bekannt und ist heute noch bei den Ostniloten in Gebrauch (vgl. S. 307). Möglicherweise prägte auch der Widderkult Kermas den im Nubien des Neuen Reiches sich entfaltenden Amun-Kult, denn nilaufwärts hat dieser Gott Widdergestalt, in Karnak aber erscheint er als Mensch.

Mit der 18. Dynastie erstarkte der ägyptische Koloß wieder (Neues Reich) und erdrückte die Freiheit Kermas: Die Festungen um den 2. Katarakt wurden wieder besetzt, in Semna West, Kumma und Buhen entstanden neue Tempel. Die Pharaonen Kamosis, Thutmosis I. und Thutmosis III. setzten die Südgrenze weit nilaufwärts in die Gegend des heutigen Abu Hamed, wo man bei Kurgus eine Grenzstele fand. Nubien wurde Kolonie, aufgeteilt in die von Vizekönigen verwalteten Provinzen Wawat unterhalb und Kusch oberhalb des Baṭn al Hajar. Aus dieser etwa 500 Jahre währenden Kolonialzeit stammt eine Fülle von Funden, die nicht mehr ohne weiteres Ägypten oder Nubien zugeordnet werden können. Sehr oft erscheinen einheimische Inhalte in ägyptische Formen gekleidet – nubische Kulturelemente in der »Zwangsjacke einer interpretatio aegyptiaca« (Siegfried Morenz). Die Beamtenpyramide bot möglicherweise auch am Pharaonenhof erzogenen Nubiern Stellen; der dunkelhäutige Heka-Nefer auf dem Grabbild des Huy in Theben, der unter Tutanchamun (1352–1343 v. u. Z.) Gouverneur in Nubien war und östlich von Toschka begraben wurde, kann freilich auch eine Ausnahme dargestellt haben.

Die neu errichteten Tempel waren Zentren einer überlegenen Zivilisation. Sie betrieben ›moderne‹ Plantagenwirtschaft mit Hilfe von Sklaven und veränderten gleichzeitig die bislang weitgehend für den Eigenbedarf produzierende Landwirtschaft der Nubier. Der *shādūf* oder Schöpfbaum muß in dieser Zeit eingeführt worden sein. Die Goldminen von Umm Garajat und Wadi Alaki, die nach dem altägyptischen Wort *nub* für Gold wohl dem Land den Namen gaben, arbeiteten auf Hochtouren. Die Kolonie lohnte sich, wie aus den überlieferten Tributlisten zu ersehen ist. In der Mitte der 18. Dynastie nennen die Annalen des Thutmosis III. die nebenstehend aufgelisteten Einkünfte.

Der enorme Steuerdruck auf Nubien mit seinen eingeschränkten wirtschaftlichen Möglichkeiten muß zu einer Entvölkerung geführt haben. Aus dem 13. Jh., als Ramses II., der Erbauer von Abu Simbel, Wadi es Sebua und Derr sich als Schenker der jährlich um den 19. Juli einset-

Aufzählung von Einkünften in den Annalen des ägyptischen Pharao Thutmosis III. (Mitte der 18. Dynastie)		
Jahr	*Tribute aus Wawat*	*Tribute aus Kusch*
31.	92 Rinder, 1 Ernte	
33.	20 Sklaven, 104 Rinder, 1 Ernte	
34.	254 deben Gold, 10 Sklaven, unbekannte Zahl von Rindern	300 deben Gold, 60 Negersklaven, 275 Rinder, Elfenbein und Ebenholz
35.	34 Sklaven, 94 Rinder, 1 Ernte	70 deben und 1 kidet Gold, unbekannte Zahl Sklaven, Rinder, Elfenbein, Ebenholz und 1 Ernte
38.	2844 deben Gold, 16 Sklaven, 77 Rinder	100 deben und 6 kidet Gold, 36 Negersklaven, 306 Rinder, Elfenbein, Ebenholz, 1 Ernte
39.	89 Rinder, Elfenbein und Ebenholz	144 deben und 3 kidet Gold, 101 Negersklaven, unbekannte Zahl Rinder
41.	3144 deben und 3 kidet Gold, 114 Rinder und unbekannte Menge Elfenbein	94 deben und 2 kidet Gold, 21 Negersklaven und unbekannte Zahl Rinder
42.	2374 deben und 1 kidet Gold, 1 Ernte	

(1 *deben* ca. 20 Pfund/1 *kidet* ca. 5 Pfund)

zenden Nilflut propagierte, gibt es kaum noch nubische Friedhöfe oder Siedlungen, und um 1000 v. u. Z. scheint die Kolonisierung das Land endgültig erschöpft zu haben; das Zentrum nubischer Kultur befindet sich jetzt weiter südlich.

Das Reich Kusch

Um die erste Jahrtausendwende v. u. Z. begann die Geschichte des klassischen Kusch, das sowohl eine selbständige nubische Entwicklung darstellte als auch einen legitimen Nachfolger des Pharaonenreiches, dessen Traditionen hier, weitab von den Wirren der Levante, getreulich gepflegt wurden. Es waren vor allem die Amun-Zentren Gematon (Kawa) und Napata, deren Priester am Alten festhielten. Sie scheinen auch einheimische Heerführer aus der Konkursmasse der Kolonialarmee zur Eroberung des in innere Kämpfe verstrickten Ägypten animiert zu haben. Daraufhin nahm Kashta Luxor ein und Piankhi das Delta. Auf einer Granitstele vom

Jebel Barkal (Napata), die jetzt im Kairoer Museum steht, ist zu lesen: »Als der Tag anbrach, am frühen Morgen, erreichte Seine Majestät Memphis. Als er im Norden landete, fand er das Wasser die Mauern berühren und machte die Schiffe dort fest. Dann sah S. M., daß die Stadt stark war und die Mauern auf einem neuen Wall standen und hinter den Zinnen wehrhafte Männer waren. Es wurde kein Weg gefunden, sie anzugreifen. Jedermann aus S. M. Armee trug seine Meinung vor, wie es in jedem Krieg Brauch ist. Der eine sagte: ›Laßt uns die Stadt belagern –; ihre Besatzung ist zu zahlreich.‹ Andere sagten: ›Laßt uns eine Rampe bauen; laßt uns die Erde vor den Mauern aufschütten. Laßt uns einen Belagerungsturm bauen; laßt uns Masten aufstellen und über Querholme eine Brücke hinüberlegen. Wir wollen nach diesem Plan auf jeder Seite vorgehen, vom höher gelegenen Grund – und von der Nordseite, um das Erdreich aufzuschütten, so daß wir für unsere Füße einen Weg finden.‹ Da geriet S. M. in Zorn wie ein Panther und sprach: ›Ich schwöre, so wahr mich Re liebt und Amun, mein Vater, der mich geschaffen hat, mir beisteht, dies soll geschehen auf Befehl Amuns . . .: Ich will sie nehmen wie eine Flut von Wasser. Ich habe befohlen . . .‹ Darauf sandte er seine Flotte und seine Armee, den Hafen von Memphis zu stürmen; sie brachten ihm jede Fähre, jedes Lastboot, alles und auch die Schiffe, so viel sie auch waren, die im Hafen von Memphis vertäut lagen, mit dem Bogenseil festgemacht zwischen den Häusern. Da war kein Bürger, der weinte, unter all den Soldaten S. M. S. M. selbst kam, um die Schiffe aufzustellen, so viel ihrer waren. S. M. gab der Armee den Befehl: ›Vorwärts, auf sie los! Besteigt die Mauern! Dringt in die Häuser über den Fluß. Wenn einer von euch auf die Mauer gelangt, so laßt ihn nicht innehalten, damit die Feinde euch nicht zurückschlagen . . .‹ Dann



Darstellung des Kusch-Königs Arnekhamani am Löwentempel von Musawwarat es Sufra (3. Jh. v. u. Z.)

Namen, Regierungszeit und Begräbnisstätte der Könige von Kusch

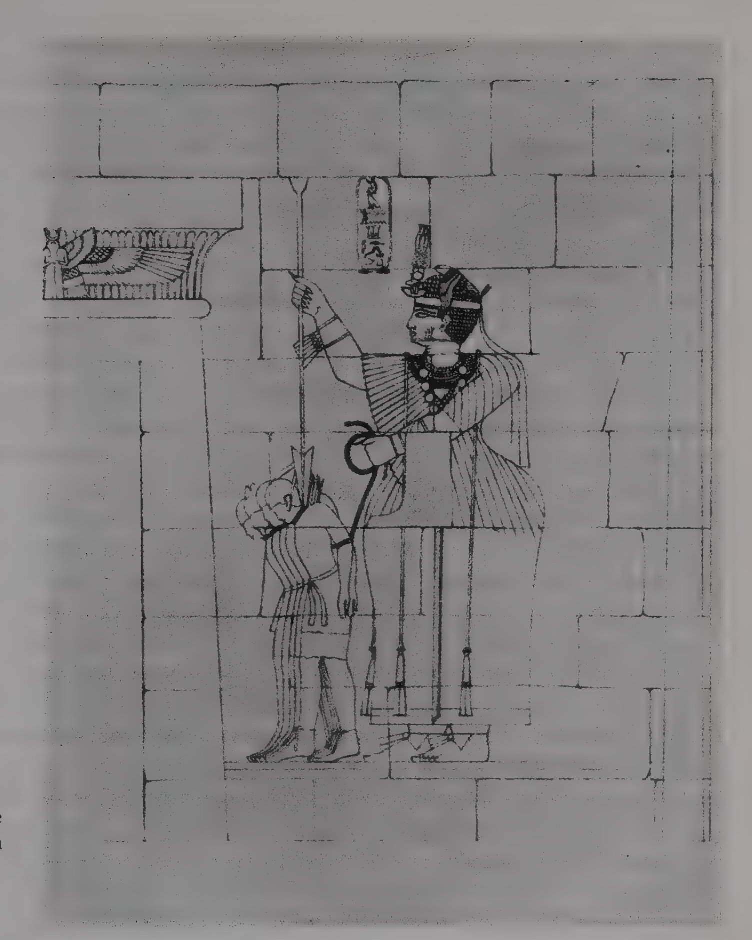
Kashta	806–751 v. u. Z.	Napata (El Kurru)
Piankhi	751–716 v. u. Z.	Napata (El Kurru)
Shabaka	716–701 v. u. Z.	Napata (El Kurru)
Shabataka	701–690 v. u. Z.	Napata (El Kurru)
Taharqa	690–664 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Tenutamon	664–653 v. u. Z.	Napata (El Kurru)
Atlanersa	653–643 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Senkamanisken	643–623 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Anlamani	623–593 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Aspalta	593–568 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Amtalqa	568–555 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Malenaqen	555–542 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Analmaye	542–538 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Amani-nataki-lebte	538–519 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Karkamani	519–510 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Amaniastabarqa	510–487 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Siaspiqa	487–468 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Nasakhma	468–463 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Malewiebamani	463–435 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Talakhamani	435–431 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Aman-nete-yerike	431–405 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Baskakeren	405–404 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Harsiotef	404–369 v. u. Z.	Napata (Nuri)
(?)	369–350 v. u. Z.	Napata (El Kurru)
Akhratan	350–335 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Nastasen	335–310 v. u. Z.	Napata (Nuri)
Amanibakhi ?	310–295 v. u. Z.	Napata (Nuri ?)
Arkakamani	295–275 v. u. Z.	Meroe (Südfriedhof)
Amanislo	275–260 v. u. Z.	Meroe (Südfriedhof)
Königin Bartare	260–250 v. u. Z.	Meroe (Südfriedhof)
Amani...tekha ?	250–235 v. u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Arnekhamani	235–218 v. u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Arkamani (Ergamenes ?)	218–200 v. u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Tabirqa ?	200–185 v. u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
...iwal ?	185–170 v. u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Königin Shanakdakhete	170–160 v. u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
(?)	160–145 v. u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Naqrisan ?	145–120 v. u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)

Tanyidamani ?	120–100 v. u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
...khale ?	100–80 v. u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
...amani ?	80–65 v. u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Amanikhabale ?	65–41 v. u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Königin Amanishakhete	41–12 v. u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Natakamani und Amanitere	12 v. u. Z.–12 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Sherkarer	12–17 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Pisakar ?	17–35 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Amanitaraqide	35–45 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Amanitenmemide	45–62 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Königin Amanikhatashan	62–85 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Tarekeniwal	85–103 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Amanikhalika ?	103–108 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Aritenyesbekhe ?	108–132 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Aqrakamani ?	132–137 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Adeqatali ?	137–146 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Takideamani	146–165 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
...reqerem ?	165–184 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
(?)	184–194 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Teritedakhatey ?	194–209 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Aryesbekhe	209–228 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Teritnide	228–246 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Aretnide	246 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Teqerideamani	246–266 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Tamelerdeamani ?	266–283 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Yesbekheamani ?	283–300 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Lakhideamani ?	300–308 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)
Maleqerabar ?	308–320 u. Z.	Meroe (Nordfriedhof)

war Memphis genommen wie durch eine Flut von Wasser; eine Menge Menschen wurde erschlagen oder als lebende Gefangene zum Platz gebracht, wo Seine Majestät saß.«

Damit begann die 24. oder ›äthiopische‹ Dynastie in Ägypten, deren leuchtendster Herrscher der im 2. Buch der altisraelischen Könige (19,9) und in Jesaias 20,3–5 erwähnte Taharqa war. Seine stolze Gestalt in schwarzem Granit steht heute im Nationalmuseum Khartoum, und vor dessen Eingang erscheint er wieder: zweimal unter dem Schutz eines noch Größeren, des Widdergottes Amun. Taharqas Bruder Tanweitaamani aber mußte das 100jährige Abenteuer der Einheit des Niltals unter der nubischen Krone beenden, da er 663 v. u. Z. von den eisenbewaffneten Assyrern geschlagen wurde. Er kehrte zum Jebel Barkal zurück, dem Hort des ägyptischen Reichsgedankens für weitere tausend Jahre.

Die Stellung der Frauen in der Liste (zu denen Hofmann noch die Nawidemak [70–60 v. u. Z.] und die Amanirenas [26–20 v. u. Z.] zählt) gibt der Nubiologie immer noch Rätsel auf. In den



Königin Amanishakete (41–12 v.u.Z.) mit ihren Feinden, Bagrawiyah Nr. 6, Pylon, rechte Seite

ägyptisch verfaßten Inschriften werden die ›Königinnen‹ oft ›Schwesterfrau‹ genannt, woraus abendländische Gelehrte auf ›dynastischen Inzest‹ in der Form der Geschwisterehe schlossen. Damit wären die Söhne automatisch über die Vater- wie die Mutterlinie zur Nachfolge legitimiert gewesen. Es gab andrerseits bereits im alten Rom die Kunde, daß Kusch von Weibern regiert würde, deren Titel ›Kandake‹ laute. Strabo berichtet, Petronius habe in Napata der Herrschaft eines einäugigen Mannweibes ein Ende bereitet. In der Apostelgeschichte 8 wird von einem Eunuchen der ›Königin Kandake in Mohrenland‹ erzählt, der nach Jerusalem gereist war. Mit dem meroitischen Wort *kdke* wurden entweder alle weiblichen Angehörigen der Königslinie bezeichnet oder nur die Königsmütter, weil Herrscherinnen den Königstitel *qere* trugen. Zum Verständnis der kuschitischen Familienverhältnisse muß man sich vielleicht von der Prägung durch unsere eigenen etwas lösen. Die matrilineare Erbfolge, die in Nubien bis zur Arabisierung und Islamisierung im 13. Jh. galt, versetzte die Schwester in eine außerordentliche Posi-

tion. Sie garantierte die Kontinuität; denn wenn unter ihren Brüdern kein Nachfolger mehr gefunden werden konnte, kam ihr erster Sohn an die Reihe, möglicherweise zunächst unter ihrer Regentschaft. Daher ist es durchaus denkbar, daß die Matronen auf den meroitischen Reliefs (vgl. das Beispiel Naqa) entweder die Mutter oder die Schwester des Herrschers darstellen, aber keineswegs eine seiner Ehefrauen. Mutter und Sohn oder Schwester und Bruder regierten dann Kusch (Abb. 1); sie waren aber nicht miteinander verheiratet, sondern hatten jeweils ihre eigene polygame Gefolgschaft.

Die übliche Unterteilung der Geschichte Kuschs in eine napatanische und eine meroitische Phase geht auf den deutschen Ägyptologen Adolf Ermann zurück. Ebenfalls zu Beginn unseres Jahrhunderts grub John Garstang in Meroe und äußerte die Vermutung, Meroe könnte von Anfang an die Hauptstadt Kuschs gewesen sein. Reisner nahm eine parallele Existenz zweier Reiche in Meroe und Napata seit Ende des 4. Jhs. an, und der sudanesische Archäologe Ahmad Mohamed Ali Hakem glaubt wiederum, von einem Reich mit permanentem politischem und wirtschaftlichem Zentrum Meroe, aber mehreren heiligen Stätten wie Sanam (heutiges Merowe), Kawa und Argo, unter denen der Jebel Barkal die bedeutendste war, ausgehen zu können. Möglicherweise hing der Aufstieg Meroes zuungunsten Napatas auch mit der kurzen ägyptischen Attacke unter Psammetik II. (591 v. u. Z.) zusammen, von der Herodot erzählt, oder mit der Bedrohung des Niltales durch den Perserkönig Kambyses um 525 v. u. Z. Auf der Stele des Harsiotef (404–396 v. u. Z.) schließlich ist zu lesen, daß die Türen zum Königspalast von Napata ganz mit Sand zugeweht seien.

Die Emanzipation Meroes von Napata dürfte von einem Schlag gegen die priesterliche Vormundschaft begleitet gewesen sein; so bezeugen es wenigstens die antiken Historiographen Strabo und Diodor. Nach letzterem war es der hellenistisch gebildete Ergamenes (Arkamani), der den Brauch des am Barkal kontrollierten rituellen Königsmordes wie auch die Nachfolgebestimmung durch das Amon-Orakel abschaffte und die Amon-Priester seinerseits umbrachte. Falls Kusch vorher gespalten war, könnte es fortan geeint gewesen sein. Nach 300 v. u. Z. schrieb man auch die einheimische Sprache auf, zunächst noch in Hieroglyphen, später in jener bis heute nicht entzifferten Buchstabenschrift. Seit dieser ›nationalistischen‹ Wende in der Geschichte Kuschs hatte auch der alte Widdergott Amon Platz zu machen für den im hellenistischen Ägypten mächtig angewachsenen Isis-Kult und die Verehrung nubischer Götter, unter denen der Löwengott Apedemak eine besondere Stellung einnahm (Abb. 10). Glaubt man allerdings Herodot, so wurden in Meroe allein Zeus und Dionysos angebetet und hat das Zeusorakel über Krieg und Frieden entschieden.

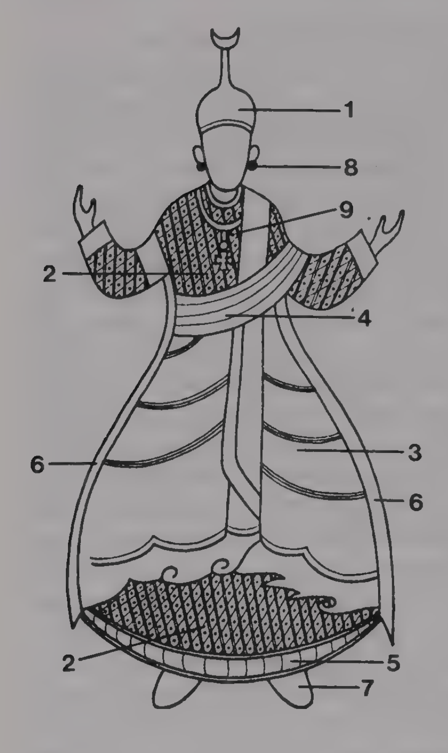
Meroe war gewiß spätestens seit dem Alexanderzug das südlichste Subzentrum der Mittelmeerzivilisation. Deren übermächtiger Einfluß verstärkte sich noch, als 23 v. u. Z. der Römer Gaius Petronius mit 10 000 Fußsoldaten und 800 Reitern Napata überfiel und Unternubien als römische Provinz Dodekaschoenus (d. h. 12 Schoenoi = 75 Meilen) abtrennte. Das Kasr Ibrahim (Primis) wird römisches Kastell (Abb. 7) und Meroe eine ›befreundete‹ Nation. Die Stadt bekommt eine römische Badeanstalt, und es kommt in Mode, den Toten dünnwandige Glasgefäße mitzugeben. Die Römer führen die persische Sāqia (vgl. S. 16) ein und verhelfen mit dieser technischen Neuerung zu einer ungeahnten Produktivitätssteigerung. Unter der Pax Romana wächst eine Händler- und Handwerkerklasse heran, deren Märkte, Handelshäuser und Werk-

stätten (die Eisenverhüttung wird heute wieder angezweifelt) die alten Tempel und Totenstätten überflügeln. Im Jahre 61 v. u. Z. darf Meroe sogar die römische Expedition zu den Quellen des Nils betreuen (vgl. S. 310f.).

Der Abzug der gewaltigen Schutzmacht – 297 verlegt Diokletian die Reichsgrenze von Hiera Sykaminos (Maharraqah) zum 1. Katarakt zurück – hat wohl auch das Ende der spätantiken Betriebsamkeit am Nilbogen eingeläutet. Auf jeden Fall zeigen sich jetzt die Barbarenvölker der Blemmyer und Nobaden frecher, bis Ezana, der eben christlich gewordene König von Aksum, Meroe den Todesstoß versetzt. Auf seiner Siegesstele berichtet er: »Durch die Macht des Herrn über Alles zog ich gegen die Nubier zu Felde, als diese aufsässig wurden, als diese prahlten und sprachen: ›Nie wird er den Atbara überqueren‹, als diese Gewalt antaten den Völkern Mangusto und Hara und Barya und den Schwarzen und Krieg führten gegen die roten Völker und ein zweites und ein drittes Mal ihren Eid brachen und ohne Rücksicht ihre Nachbarn schlugen und unsere Gesandten und Boten plünderten, die ich ausgesandt hatte, um sie zur Rechenschaft zu ziehen. Denen raubten sie ihre Habe und nahmen ihnen die Waffen weg. Als ich wiederum Boten sandte und sie mich nicht anhörten, sondern mich schmähten und mir auswichen, zog ich gegen sie zu Felde. Und ich bewaffnete mich mit der Macht des Herrn über das Land, und ich kämpfte am Atbara bei der Furt Kemalke. Und da flohen sie und hielten nicht an, und ich verfolgte die Flüchtigen 23 Tage. Manche tötete ich, andere nahm ich gefangen und erbeutete ihren Besitz, wohin ich auch kam. Gefangene und Beute brachten meine Leute aus dem Land, während ich ihre Städte verbrannte, die mit Steinhäusern und die mit Strohhäusern. Und meine Leute nahmen ihnen das Korn und ihre Bronze und ihr Trockenfleisch und die Bilder in ihren Tempeln und zerstörten ihre Speicher voll Korn und Baumwolle. Und die Feinde stürzten in den Nil – und dort ertranken viele in den Fluten, deren Zahl ich nicht kenne. Und als ihre Schiffe kenterten, versank eine Menge von ihnen, Männer und Frauen. . . . Aber meine Leute kehrten sicher und gesund zurück, nachdem sie Gefangene gemacht hatten und getötet hatten und ihre Beute genommen hatten durch die Macht des Herrn des Himmels. Und ich errichtete einen Thron an der Mündung des Atbara in den Nil gegenüber der gemauerten Stadt, die auf der Landzunge liegt.«

Christliches Nubien

Von der Zeit nach der Zerstörung Meroes künden wenige archäologische Zeugnisse. Die Eigenarten der Gräber bei Wadi Qitna, bei Kalabsha (Talmis), im Kasr Ibrahim, vor allem aber die von Ballana und Kustul bekamen von dem Archäologen Griffith den Namen ›X‹. Die Überreste dieser antik-christlichen Übergangsepoche deuten auf kleine Nachfolgefürstentümer hin, deren Herren sich auf eigentümliche Weise an die Kerma-Zeit vor 2000 Jahren zu erinnern schienen: Sie bauten wieder Erdhügel, ließen sich auf Betten bestatten und liebten es, mit Menschenopfern zusammen zu ruhen. Vielleicht waren sie die Führer der Nobaden, die ihre Rivalen, die Blemmyer, in die östliche Wüste abgedrängt hatten. Michalowski, der Ausgräber von Faras, glaubt, daß diese Stadt auch schon Zentrum der ins Niltal gezogenen Nobaden war. Die auch ›Ballana-Kultur‹ genannte Zeit wird durch eine erneute Okkupation von Norden

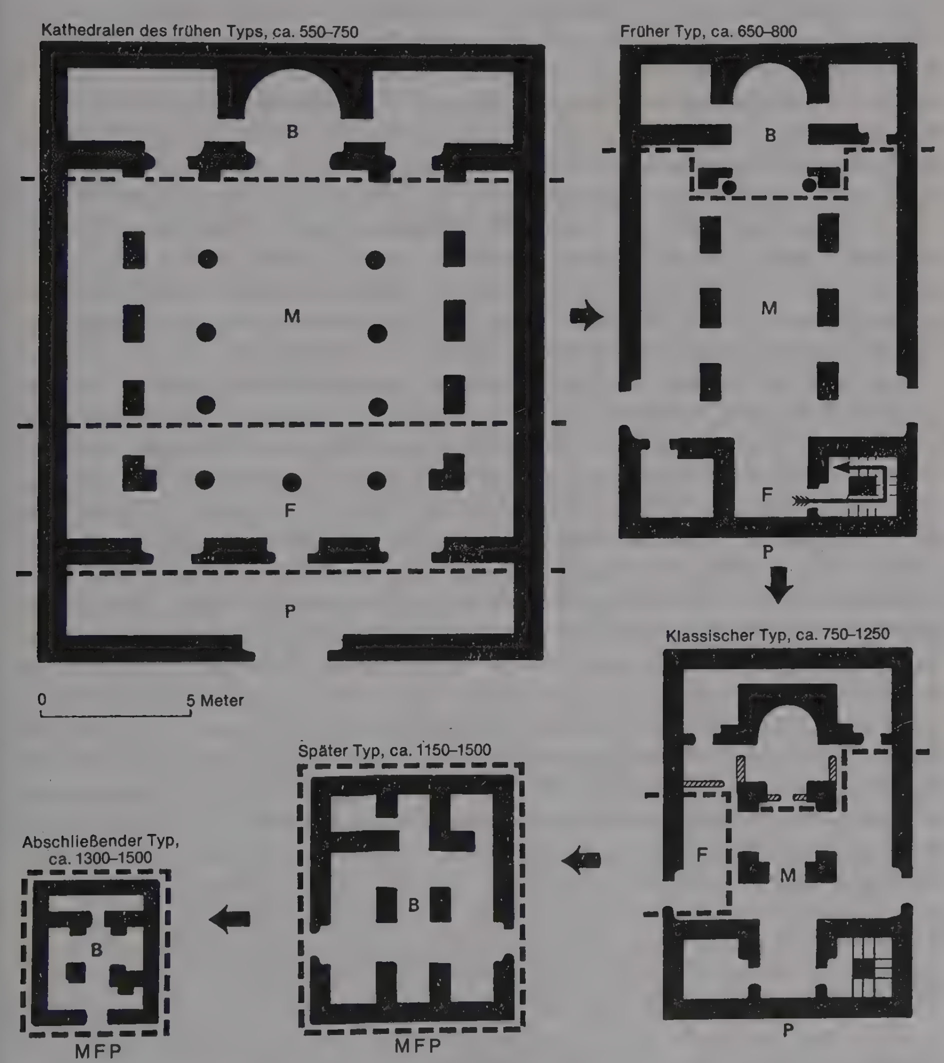


Eparch aus Faras
1 Helm
2 Tunika
3 Glockenrock
4 Schärpe
5 Untergewand
6 Schleier
7 Schuhe
8 Ohrringe
9 Halsband mit Kreuz
(nach Michalowski)

beendet, und zwar durch das christliche Ostrom. 536 läßt der Feldherr Justinians, Narses, den letzten nichtchristlichen Wallfahrtsort am Nil plündern, die alte Insel Philae, die seit undenklichen Zeiten von Pharaonen, Kuschiten, römischen Präfekten und Beduinenhäuptlingen gleichermaßen geachtet war. Mit der christlichen Missionierung zwischen 542 und 580 tritt in Nubien ein abrupter Wandel der Begräbnissitten ein. Allerorten entstehen Kirchen, und Nubien wird zur Heimat dreier blühender Königreiche: Nobatia (koptisch: Maris) mit der Hauptstadt Faras (Pachoras, Abb. 13, 29), zwischen dem 3. und 4. Katarakt Makuria mit der Hauptstadt Dongola und weiter oberstrom Alwa mit Soba beim heutigen Khartoum als Zentrum.

Ein Jahrhundert später treten die beiden nördlichen Reiche trotz ihrer anfänglichen Spaltung in mono- bzw. dyophysitische Missionsgebiete geeint auf, und ihre gefürchteten Bogenschützen wehren sich erfolgreich gegen die islamischen Eroberungsversuche des Amr ibn al As in den Jahren 642 und 652. Nach Abschluß des berühmten *baqt,* dessen Existenz durch ein im Kasr Ibrahim gefundenes Schreiben von 758 nochmals verbürgt wurde, entwickelte Nubien – jetzt als byzantinische Außenstelle mit Griechisch als Amts- und Kirchensprache – eine prachtvolle christliche Kultur. Obwohl ihre Herrscher zugleich Priester waren, scheint der Norden, durch die Nachbarschaft zum islamischen Ägypten, dem man laut Baqt jährlich einen Friedenspreis von 400 Sklaven zu zahlen hatte, mehr städtisch und kommerziell geprägt gewesen zu sein. Der Süden allerdings – vom 2. Katarakt an galt das königliche Handelsmonopol – war streng höfisch

und zentralistisch geführt. Um 969 reiste Abdalla ibn Ahmed ibn Selim al Assuani im Auftrag des Fatimidenhofes in Kairo nach Dongola, um den dortigen König Georgios II. für den Islam zu gewinnen. Über seine gescheiterte Mission berichtet der arabische Geschichtsschreiber Al Makrizi. Erst nach drei weiteren Jahrhunderten – zuletzt in Alwa, wo Francisco Alvarez noch im 16. Jh. Kirchenburgen beschrieb – zerbricht das christliche Nubien an dynastischen Querelen



Adams' Schema der Entwicklung des nubischen Kirchenbaus (B = nur den Priestern zugängliches Allerheiligstes, M = Raum der Männer, F = Raum der Frauen, P = Raum der Büßer)

im Innern, durch militärische Expeditionen der Mamelucken von Norden und von Außen infiltriert durch arabisch-islamische Nomaden, die aus Ägypten vertrieben worden waren und vielleicht auch deswegen höhere Ansprüche als die einheimischen Wüstenvölker der Demdem und Zaghāwa stellten. Die über die geistliche Nabelschnur zum Patriarchen in Alexandria sich nährende Kirche Nubiens mag allerdings schon vor diesem raschen Ende brüchig geworden sein; die Entwicklung ihrer Baugrundrisse läßt sich jedenfalls so interpretieren.

Von dem ungeheuren Wandel der zentralisierten, oströmisch geprägten Reiche – in denen freilich noch in Weiterentwicklung des kuschitischen Familienbrauches Maria die ›Königin‹, Christus aber ihren Bruder oder Sohn beschützte – in dezentralisierte, patrilineare, arabische und islamisierte Gaufürstentümer gibt es nur wenige archäologische Zeugnisse. Vielleicht aber interessierten sich die Ausgräber für diese, fast in die Gegenwart reichende Epoche auch zu wenig. Sie fanden jedenfalls kein Glas, keine Bronze, keine bemalte Töpferei. Die bäuerliche Bevölkerung mag abgenommen haben, bekam aber reichen Zuwachs durch arabische Nomaden. Doch handelte es sich dabei um keine radikale Reagrarisierung des Niltals, denn die großen Städte Kasr Ibrahim, Jebel Adda und Faras existierten weiter. Die obersten Schichten der ersten beiden Fundorte zeugen von türkischen Garnisonen seit der osmanischen Eroberung im 16. Jh. Auch Faras hatte bis ins 19. Jh. eine Zitadelle, unter der sich die von Michalowski geborgene ›Bildergeschichte der nubischen Christenheit‹ verborgen hielt (Abb. 12).

In den Festungen Unternubiens – in Kasr Ibrahim, Sai und Aswan lagen bosnische Besatzungen, die unter ihrem Aga abgabefrei waren – residierten die ottomanischen *kashef* wohl nicht viel anders als die Anfang des 19. Jh. etwa 20 zählenden unabhängigen *mek* (Könige) über Obernubien. Die waren freilich zeitweise Funj tributpflichtig oder beherrschten in dessen Auftrag für kurze Zeit das gesamte Niltal wie die Abdallab um Halfayat el Muluk. Wie Burckhardt berichtet, besuchten die Kashef ständig abhängige Orte, wohnten bei ihren dortigen Frauen und trieben die Abgaben ein. Hauptort des Kashef von Unternubien war Derr bei Kasr Ibrahim. Weiter südlich hießen die Zwingburgen Simmit, Argo, Khannaj, Tanquasi, Abkur, Dufar, Hannek, Kajebi, Merowe, Amri, El Kab, Wad Abu-Hedjen, Tulka, Shendi, Metemma – um nur die größten oberhalb des 3. Kataraktes zu nennen. Sie bestanden aus mehrstöckigen Häusern, die um einen rechteckigen Hof gruppiert und mit dicken Mauern umgeben waren. Gewiß gaben sie das Muster für die oben beschriebenen Nubierhöfe ab, denn diese entwickelten sich erst im 19. Jh., als die Zeit der Burgen vorüber war. Zuvor lebten die einfachen Nubier sehr schlicht, begnügten sich oft mit zwei Räumen, die aus Lehmziegeln oder Stein bestanden und z. T. gar runde Grundrisse aufwiesen. Die aus Westafrika bekannte Bauweise des Kastenhauses aus aufgeschichteten Lehmwülsten *(jālūṣ)* dürfte erst im letzten Jahrhundert im sudanischen Niltal Eingang gefunden haben.

Die Neuzeit

Die Rekonstruktion der weiteren Geschichte Nubiens wird durch die Zunahme geschriebener Quellen leichter. Nach Burckhardt lagen viele Nildörfer schon in Ruinen, als die türkisch-

ägyptische Eroberung des Sudan 1820 einsetzte. Zuvor waren die Burgen noch von den fliehenden Mamelucken besetzt worden: Die Mehrzahl dieser Kriegerkaste ging ja 1811 in dem Blutbad, das Mehmet Ali, der osmanische Statthalter in Kairo, unter ihnen anrichtete, unter; es sollen nur noch etwa 300 mit ebensovielen Sklaven übriggeblieben sein, die sich ein Jahr später im Kasr Ibrahim sammelten und seine Bewohner niedermachten. Als kurz darauf die traditionsreiche Festung von dem Sohn Alis, Ibrahim Pascha – nach dem sie ihren heutigen Namen trägt –, mit Artilleriefeuer belegt wurde, griffen sich die Mamelucken 1200 Rinder und 100 000 Taler Beute und flohen weiter nilaufwärts. Beim Dorf Akromar gründeten sie El Urdi (türkisch: ›das Lager‹), das heutige Dongola.

Das Interesse der neuen Herren, die da mit moderner Bewaffnung und wissenschaftlicher Begleitung (z. B. Cailliaud und de Bellefonds) in den Sudan kamen, unterschied sich nicht sehr von dem ihrer Vorgänger: Gold und Sklaven. Von ersterem war nach 3000 Jahren nicht mehr viel übrig, wohl aber von letzteren. Das 1825 gegründete neue Zentrum Khartoum entwickelte sich rasch zum Gegenstück Sansibars. Dank der Feuerwaffen und Eisenboote konnte erstmals die uralte Barriere ins Innere Afrikas, der Sudd mit seinen kriegerischen Stämmen, durchbrochen werden. Eine Armee von Händlern fiel in die äquatorialen Gebiete ein, um sich durch die Jagd auf Menschen zu bereichern (vgl. S. 312f.). Die türkisch-ägyptische Kolonialregierung führte aber auch die moderne, in der Französischen Revolution entworfene Verwaltung im Niltal ein: Dem *ḥikimdār* in Khartoum unterstanden die *mūdir* von Dongola, Berber, Sennar und El Obeid. Diese vier Provinzen *(mudīrīya)*, zu denen später im Süden, Westen und Osten weitere hinzukamen, zerfielen in Distrikte *(merkaz)* unter je einem *kashef* und Dörfer unter einem *kaimakahn*. Türkisch diente als Verwaltungssprache; die Steuerbeamten waren durchweg christliche Kopten, die vom Wasserrad bis zur Dattelpalme grundsätzlich auf alles Zins erhoben. Die Armee gliederte sich nach Brehm in ›Arnauten‹, das waren sich selbst equippierende Reiter (Türken, Albaner, Griechen etc.), die die Hauptstütze Mehmet Alis ausmachten, weiter in ›Morhrarbi‹, Eselsreiter aus dem Maghreb, und ›Nisahm‹, reguläre Einheiten aus Negersklaven. Die Liste der Hikimdare bietet ebenfalls ein buntes Bild von Nationalitäten: acht Tscherkessen, fünf Türken, zwei Kurden, zwei Griechen, ein Albanier, ein Nordnubier, ein Brite und drei andere.

Am Ende dieser Kette von Fremdherrschern, die mit wechselndem Erfolg die Neuzeit im Sudan zu begründen versuchten und deren letzter auf den Speeren religiöser Freiheitskämpfer endete, schreibt der Geograph Robert Hartmann über die Kultur des Niltals: »Nubiens Städte sind aus dem uns schon bekannt gewordenen Material gebaut, sie sind noch weit dürftiger und verfallener als die ägyptischen. Nur wenige Gebäude, hier und da eine Moschee, eine Mudirie, sind aus gebrannten Ziegeln errichtet. In den Bazaren ist nicht viel zu holen, dagegen giebt es Kaffeebuden, Schnaps- und Bierkneipen an allen Ecken und Enden. Man raucht guten Tabak aus schmucklosen Schibuks. Seltener benutzt man die persische Wasserpfeife. Die Schnapswirte, zugleich Materialwarenhändler, sind nicht selten Griechen oder Juden. Handak, Hannik, Alt-Dongola, Schendi und Damer liegen sehr im Verfall. Besser sehen Neu-Dongola, Berber und Halfaye aus, die durch einzelne größere Häuser und durch Gärten voll Dattelpalmen, Bananen, Blumenrohr, voll riesiger Cactus, Akazien, Parkinsonien und Sykomoren einen

Liste der Hikimdare im turko-ägyptischen Sudan

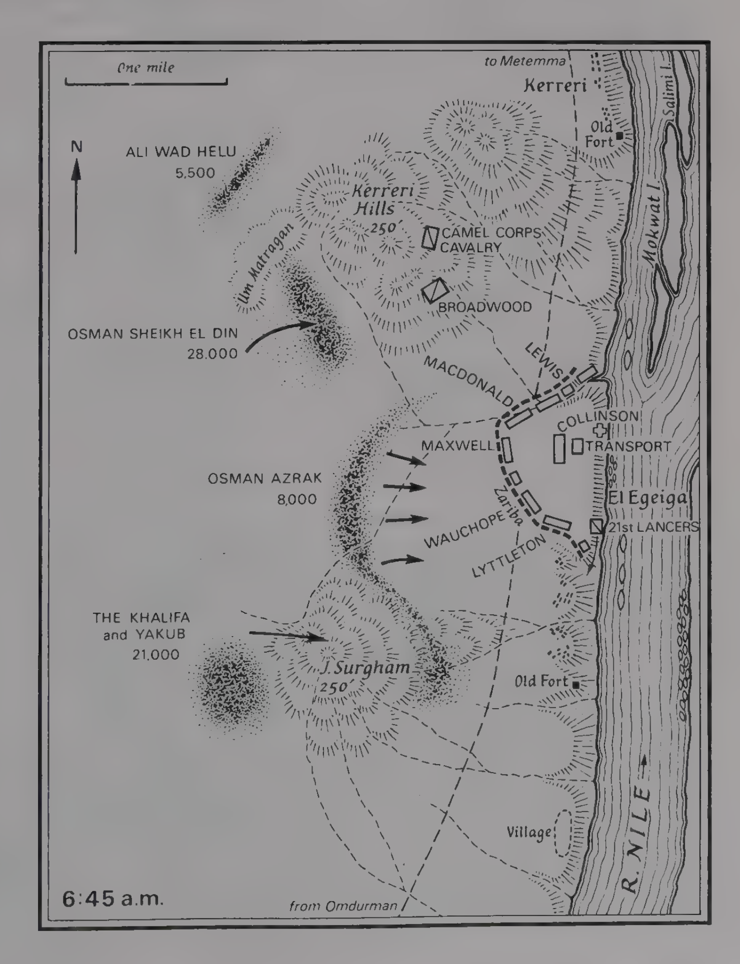
Nr.	Name	Jahre
1.	Uthman Bey Jarkas al Birinji (Mamelucke)	1825–1826
2.	Mahhu Bey Urfalī (Kurde)	1826
3.	Khurshid Pasha	1826–1839
4.	Ahmad Pasha Abu Wadan	1839–1844
5.	Ahmad Pasha al Manikli (Milekli)	1844–1845
6.	Khalid Pasha	1846–1850
7.	Abd al Latif Pasha	1850–1851
8.	Rustum Pasha	1851–1852
9.	Ismail Haqqi Pasha abu Jabal (Kurde)	1852–1853
10.	Salim Pasha	1853–1854
11.	Ali Pasha Sirri (Albanier)	1854–1855
12.	Ali Pasha Jarkis (»Sharkash«, »Kako«)	1855–1857
13.	Arakil Bey al Armani (Armenier)	1857–1859
14.	Hasan Bey Salama	1859–1862
15.	Muhammad Bey Rasikh	1862–1863
16.	Musa Pasha Hamdi	1863–1865
17.	Ja'far Pasha Sadiq	1865
18.	Ja'far Pasha Mazhar	1866–1871
19.	Ahmad Mumtaz Pasha	1871–1873
20.	Ismail Pasha Ayyub (Tscherkesse)	1873–1877
21.	Gordon Pasha	1877–1879
22.	Ra'uf Pasha	1879–1882
23.	Abd al Qadir Pasha Hilmi	1882–1883
24.	'Ala al Din Pasha Siddiq (Tscherkesse)	1883
25.	Gordon Pasha	1884–1885

freundlicheren Anstrich gewinnen. Die besten Ausfuhrprodukte Nubiens sind Gummi und Datteln, von welch letzteren es z. B. in Dongola und Berber einige höchst schmackhafte Sorten giebt.«

In den 80er Jahren des letzten Jahrunderts befreien sich die Sudanesen ein weiteres Mal von der nördlichen Fremdherrschaft, zerstören deren verhaßte Einrichtungen, darunter die Stadt Khartoum (1885), und reorganisieren ihr Leben nach ihnen verständlicheren Prinzipien. Da der erfolgreiche Aufstand im Zeichen des moslemischen Messianismus (Mahdi-Glauben) stand, orientierte sich die neue Herrschaft an den Ursprüngen des Islam: Der Mahdi (Abb. 54) ernannte vier Khalifen – ein Khalifat bekam die verwandte Bewegung der Senussi in Libyen (die damit nichts anfangen wollte), eines die religiösen Lehrer, weil sie des Mahdis Autorität anerkannt hatten (Khalif Ali Wad Helo), eines die Danaqla- und Ja'alīyin-Händler, die mitgekämpft hatten, weil sie der Regierungsvorschriften überdrüssig waren (Khalif Ali esch Scherif), und eines

die Baggāra-Nomaden, die sich wegen der Steuer- und Plünderungsfreiheit angeschlossen hatten. Da dieser letztere Koalitionär im Kriegerstaat der mächtigste war, ernannte man seinen Khalif Abdullah vom Stamme der Ta'āisha in Darfur nach dem zu frühen Tode des Mahdi zu dessen Nachfolger. Für den toten Heiligen entstand in Omdurman, der neuen Hauptstadt, die größte Qubba des Niltals.

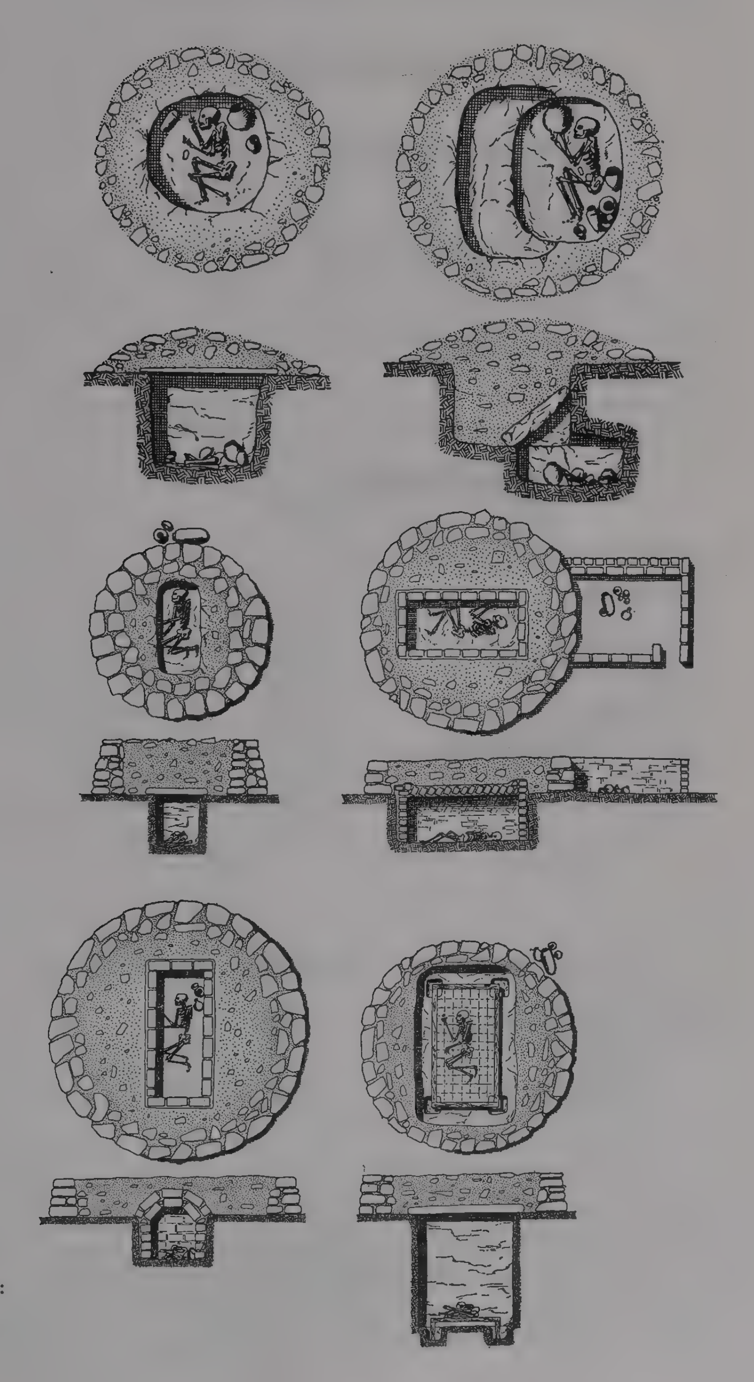
Zweifelsohne waren nicht alle sudanesischen Stämme mit der Ordnung des Gottesstaates einverstanden; gerade in Nubien gab es Zentren des Widerstandes, die sich gegen die rohe Herrschaft der Baggāra und ihres ungebildeten Führers wehrten. Auch konnten viele der traditionell nach Ägypten hin orientierten Niltalbewohner den neuen Isolationismus nicht nachvollziehen. Das galt für die nach ihren Niederlagen 1821 den Türken treu ergebenen Shaiqīya ebenso wie für deren Erbfeinde, die Ja'alīyin. Letztere mußten 2000 Tote beklagen, als der Khalif 1897 einen Rachefeldzug nach Metemma unternahm.



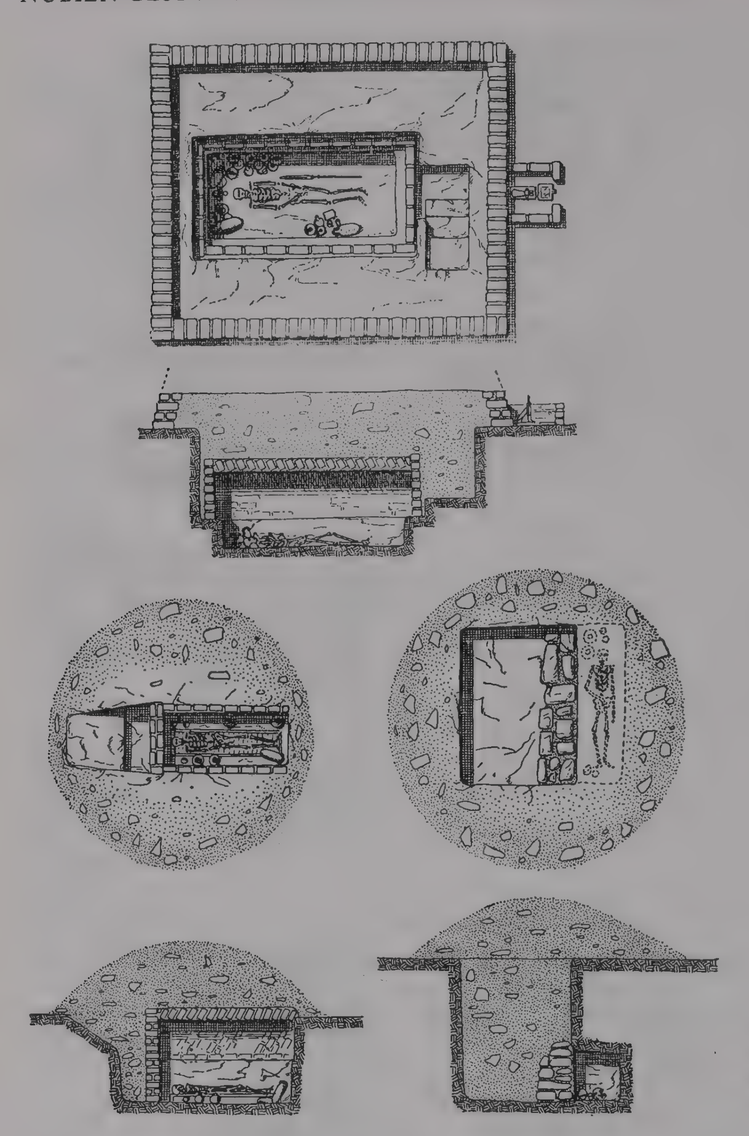
Ausgangspositionen in der Schlacht von Kereri (nach Ziegler)

1898 endete auch diese Zwischenphase, als ein neuer Eroberer auf den Plan trat, der sich allerdings schon Jahrzehnte zuvor durch Waffenlieferungen, Gerätschaften, Verkehrsmittel und Verwaltungsexperten angekündigt hatte. Nur noch offiziell im türkisch-ägyptischen Auftrag eroberte britische Kriegskunst den Sudan ›zurück‹. Herbert Kitchener trieb den strategischen Bahnbau sowohl den Nil entlang als auch längs der alten Abkürzung durch die nubische Wüste; 1896 war Firka erreicht, 1897 Abu Hamed, 1898 Atbara. Der Khalif Abdullah schien gelähmt; den Vorschlag seines Generals Osman Digna, den britischen Kriegsschiffen in der Sabaloka-Schlucht aufzulauern, lehnte er ab und zog die offene Feldschlacht vor. Am 2. 9. 1898 standen sich bei Kereri nördlich Omdurman 22000 Eroberertruppen und 52000 Heimatverteidiger gegenüber. Die Schlacht, von der es farbige Schilderungen (u. a. v. Churchill) und dramatische Gemälde gibt, wurde mit ungleichen Waffen geschlagen; vielerorts prallten Maschinengewehre und Granaten auf Kettenhemden, Schwerter und Speere. Das Ergebnis waren 140 Tote und 580 Verwundete auf britisch-ägyptischer Seite sowie 12000 tote und 16000 verwundete Sudanesen. Damit hatte das Niltal das Zeitalter der Massengräber erreicht. Im Sudan war die westliche Modernisierung mit Gewalt durchgesetzt, und der dafür Verantwortliche, der ›Sirdar‹ Lord Kitchener, rächte sich noch nachträglich an dem, der dies verzögert hatte: Das Grabmal des Mahdi wurde zerstört und sein Leichnam geschändet.

Jede Epoche der langen Geschichte Nubiens hinterließ Typisches, eine Art Leitfossilien, die nicht nur die haltbarsten Materialien verraten, sondern auch die Schwerpunkte, die die Nubier, ihre Fremdherrscher oder beide zusammen sich setzten. In der Frühzeit waren es vor allem die Gräber der Vornehmen, in Kerma kamen die Keramik hinzu und die Lehmziegelbauten, das Neue Reich brachte riesige Tempel aus massivem Stein, Kusch ist berühmt für seine schlanken Pyramiden und das mittelalterliche Nubien für die Kirchen. Die Raubritter der folgenden Epoche wohnten in Burgen, und für die Herren der Neuzeit sind Kanonen und Eisenbahnen, schließlich auch Mauerstein- und Betonbauten ›Leitfossil‹. Das im vorigen Kapitel ›Tal der Gärten‹ genannte Stück Sudan ist damit auch ein sich durch die Wüste ziehendes Museum, voll mit Schätzen aus imperialen Phasen wie auch aus lokal geprägten Zwischenphasen. Für Adams bestätigt Nubien die Diffusionstheorie: Es empfing alle Neuerungen vom Norden, man denke nur an den Schöpfbaum im Neuen Reich und das Schöpfrad zur Römerzeit. Aber auch eine Zyklentheorie läßt sich mit Nubien belegen: Die beiden lokal bestimmten Zwischenphasen – Kerma zwischen der tribalen und der antiken Epoche und Ballana zwischen der antiken und der mittelalterlichen Zeit – weisen trotz 2000 Jahren Abstand überraschende Gemeinsamkeiten auf: z. B. die Bettbestattung oder die Grabhügel, andrerseits den Verzicht auf Monumentalarchitektur, Schrift und Töpferscheibe. Zweimal im Abstand von 1000 Jahren zerbrachen grandiose Kulturepochen durch Angriffe von außen: Meroe durch Aksum und Alwa durch Funj. Die Scherben des antiken wie des christlichen Nubien aber wurden zerstreut und befruchteten andere Gebiete Afrikas (vgl. S. 136ff.). Der Fernhandel ließ in der Regel Nubien aufblühen, andrerseits zog er Fremdherrschaft an, so daß Nubien eher in den Zwischenphasen zu sich selbst fand. Der Hausbau freilich scheint vor allem in Spätphasen einen Aufschwung genommen zu haben: im Neuen Reich, im späten Meroe, am Ende der christlichen Periode und wieder im 20. Jh. Dazwischen wohnten die Nubier in Hütten oder gar in Zelten und Höhlen während der A- und C-Zeit.



Entwicklung der
nubischen Gräber:
A-Kultur (oben)
und C-Kultur



Entwicklung der nubischen Gräber: Meroe (oben) und Ballana

Wenn man nach einem roten Faden in dieser wechselvollen Geschichte sucht, findet man ihn wohl am ehesten in der Einstellung zum Tod. Das Grab ist Leitfossil aller Epochen, und die Sorgfalt, die die Nubier auch heute noch dem Andenken der Verstorbenen widmen, mag auch die genuin konservativen Züge zu allen Zeiten erklären: Isis und Osiris wurden hier noch verehrt, als in Ägypten schon längst andere Götter Mode waren. Die Jungfrau Maria und ihr Kind betete man hier noch an, als das übrige Nordafrika längst Allah anrief. Und heute ist es vor

allem die Frömmigkeit der Niltalbewohner, die den Sudan zu einem der gottesfürchtigsten Länder der islamischen Welt machen.

Archäologische Liste

Die Reise durch die Gärten des Niltals haben wir im Süden begonnen und sind dem Strom gefolgt. Die archäologischen Stätten besuchen wir dagegen von Norden kommend, dem Strom entgegen, so wie die Neuheiten einst eingeführt wurden. Infolge der seit 1965 total veränderten Situation im Freilichtmuseum Nubien beginnen wir mit den überfluteten Orten, deren Schätze zumindest teilweise verlegt oder in Museen gerettet wurden. Aus Ägyptisch-Nubien barg man 19 Tempel, Kioske und Felsschreine, aus Sudanesisch-Nubien nur die vier pharaonischen Tempel von Aksha, Buhen, Semna Ost und Semna West. Die großartigen Burgen, vor allem die des 2. Katarakts, und die zahlreichen Kirchen sind bis auf die Fresken und Granitsäulen von Faras unwiederbringlich zerstört – ebenso die unbekannte Zahl der in der kurzen Rettungsaktion unentdeckt gebliebenen Kunstschätze.

Die nachstehende Liste führt die in den Jahren 1959–69 durchgeführten archäologischen Expeditionen nach Nubien auf, ihre Träger und Hauptentdeckungen bzw. Ausgrabungen. Sonderaktionen stellten die Verlegung der großartigen Tempel des Ramses II. von Abu Simbel in den Jahren 1964–68 und der Abriß und Wiederaufbau des Isis-Heiligtums von Philae auf der höher gelegenen Insel Agilkia dar. Mit deren Öffnung für die Allgemeinheit am 10. 3. 1980 war die nubische Rettungsaktion beendet.

A. Ägyptisches Nubien

Nr.	Ort	Institution	ausgegrabene Altertümer
A-1	Dabod	Polnisches Zentrum für Mittelmeerarchäologie	Isis-Tempel des Adhker-Amani (275–263 v. u. Z.) und Ptolemäus Philometor (181–146 v. u. Z.)
A-2	Dehmit	Ägyptisches Museum Turin	Pharaonische Reste
A-3	Kertassi-Taifi	Institut für Ägyptologie, Univ. Prag	Tempel aus ptolemäischer Zeit; römisches Fort (Taphis)
A-4	Khor Dehmit Beit el Wali	Schweizer Institut für Bauforschung und Altertumskunde; Orientalisches Institut der Univ. Chicago	Gräber aus der X-Zeit

Nr.	Ort	Institution	ausgegrabene Altertümer
A-5	Beit el Wali	Orientalisches Institut der Univ. Chicago	Felsentempel des Ramses II., später Kirche
	Kalabscha	Deutsches Archäologisches Institut	Mandulis, Osiris und Isis geweihter Tempel aus der Zeit des Augustus
A-6	Sabagura	Univ. Mailand	befestigte Stadt aus christlicher Zeit
	Dendur	USA	Tempel des Augustus, später Kirche, heute Metropolitan Museum New York
	Gerf Hussein		Ptah-Tempel des Ramses II., nur Teile gerettet
A-7	Kubban-Maharraqa	Univ. Mailand	Pharaonische Reste; römische Stadt »Hiera Sykaminos«; Serapis-Tempel; christliche Reste
A-8	Dakka-Wadi Allaqi	Akademie der Wissenschaften Leningrad	Tempel des Thut von Pnubs, erbaut von Ergamenes, erweitert in ptolemäischer und römischer Zeit
A-9	Seyala	Univ. Wien	Gräber der A-Zeit
A-10	Sheima Wadi es Sebua	Französisches Institut für Orientalische Archäologie; Univ. Genf	Dorf der C-Zeit; Pharaonische Reste; Kirchen
A-11	Wadi es Sebua	Ägyptisches Amt für Altertümer	Tempel des Amon und des Re-Harakhte, erbaut von Ramses II., später Kirche
A-12	Amada	Deutsches Archäologisches Institut	Funde der C-Zeit; Tempel des Re-Harakhte, begonnen von Thutmosis, später Kirche
	Derr		Felsentempel des Re-Harakhte
	Ellesiya		Felsenschrein aus der Zeit Thutmosis' III.
A-13	Korosko-Kasr Ibrim	Ägyptisches Museum Turin	
A-14	Tomas	Univ. Straßburg	Gräber der C-Zeit und der pharaonischen Epoche; meroitisches Dorf
A-15	Afyeh	Indien	Reste der A- und der C-Zeit
A-16	Sheikh Daud	Spanische Mission	christliche Festung
A-17	Aniba	Univ. Kairo	Felsengrab des Pennut (Zeit 20. Dynastie)

Nr.	Ort	Institution	ausgegrabene Altertümer
A-18	Kasr Ibrahim	Ägyptische Forschungsgesellschaft London	Festung seit meroitischer Zeit; Gräber (nicht überflutet)
A-19	Masmas	Spanische Mission	meroitischer Friedhof
A-20	Toshka Arminna	Pennsylvania-Yale-Expedition	Gräber verschiedener Epochen; meroitische bis christliche Stadt
A-21	Tamit	Univ. Rom	christliche Stadt
A-22	Abdullah Nirqi	Univ. Leiden	meroitische und christliche Stadt
A-23	Jebel Adda	Univ. Alexandria	
A-24	Jebel Adda	Amerikanisches Forschungszentrum in Ägypten	meroitische bis mittelalterliche Stadt und Gräber
A-25	Qustul	Orientalisches Institut Chicago	
A-26	Ballana	Ägyptisches Amt für Altertümer	Gräber der X-Zeit
A-27	Kasr el Wizz	Orientalisches Institut Chicago	christliches Kloster
A-28	Gesamtgebiet	Prähistorische Expedition USA	
A-29	Gesamtgebiet	Ägyptische Forschungsgesellschaft Großbritannien	
B. Sudanesisches Nubien			
B-1	Faras-West Gemai-W	Sudanesisches Amt für Altertümer	
B-2	Faras-Ost Gemai-O	Skandinavische Mission	
B-3	Faras-W	Polnisches Zentrum für Mittelmeerarchäologie	Kirchen und Palast
B-4	Aksha	Franco-Argentinische Expedition	Kerma-Gräber; Tempel des Ramses II.; Gräber bis 1500 u. Z., 3 Kirchen
B-5	Serra-O	Orientalisches Institut Chicago	pharaonisches Fort; christliche Stadt
B-6	Serra-W	Skandinavische Mission	pharaonische Gräber
B-7	Debeira-W	Univ. von Ghana	christliche Stadt
B-8	Argin	Spanische Mission	Gräber aller Epochen
B-9	Dabarosa-W	Univ. Colorado	prähistorische Reste; Siedlung der X- und christlichen Zeit

Nr.	Ort	Institution	ausgegrabene Altertümer
B-10	Buhen	Ägyptische Forschungsgesellschaft Großbritannien	pharaonische Festung
B-11	Meinarti	Sudanesisches Amt für Altertümer	meroitische bis christliche Stadt
B-12	Dorginarti	Orientalisches Institut Chicago	pharaonische Festung
B-13	Kasr Iko	Spanische Mission	christliche Kirchen
B-14	Mirgissa	Französische archäologische Mission	pharaonische Festung, Stadt und Friedhöfe
B-15	Dabenarti	Univ. von Kalifornien	pharaonische Festung
B-16	Abkanarti	Spanische Mission	christliche befestigte Stadt
B-17	Kasanarti	Sudanesisches Amt für Altertümer	christliche Stadt
B-18	Gemai-Dal	Sudanesisches Amt für Altertümer	
B-19	Gemai-Murshid	Finnische Nubien-Expedition	
B-20	Murshid-Dal Westufer	Univ. von Colorado	
B-21	Askut	Univ. von Kalifornien	pharaonische Festung; christliche Stadt
B-22	Semna-Kumma	Brown Univ. (USA)	pharaonischer Tempel
B-23	Semna-S	Orientalisches Institut Chicago	pharaonische Festung; meroitischer Friedhof
B-24	Melik en-Nasir	Deutsches Archäologisches Institut	christliche Reste
B-25	Sonqi-W	Univ. Rom	christliche Kirche
B-26	Akasha-Ukma	Univ. Genf	christliche Kirchen
B-27	Kulubnarti	Univ. Kentucky	christliche Dörfer
B-28	Kulb	Deutsches Archäologisches Institut	christliche Festung und Kirchen
B-29	Gesamtgebiet	Prähistorische Expedition (USA)	
B-30	Gesamtgebiet	Akademie der Wissenschaften (DDR)	Felsbilder und Inschriften

Gerettete Tempel

Unter der Leitung des Architekten Friedrich Hinkel, Akademie der Wissenschaften der DDR, wurden ab 1964 die geretteten Sandstein-Tempel und Fragmente aus dem sudanesischen

Nubien im Hof des neu errichteten Nationalmuseum in Khartoum wieder zusammengesetzt. Das relativ feuchte Klima drohte den an das regenlose Nubien gewohnten Steinen zuzusetzen; folglich baute man Wellblechgaragen über die Heiligtümer. Gewiß sollten diese während der Trockenzeit wieder entfernt werden; doch die Mechanismen sind längst defekt, so daß die stolzen Gebäude für immer eingesperrt zu sein scheinen.

Kommt man durch die Pforte des archäologischen Gartens, sieht man rechts die fünf Granitsäulen der Kathedrale von Faras nahe dem Teich, der den Nil andeuten soll. Das Bauwerk war 1960 von der polnischen Expedition unter einem Festungshügel entdeckt worden. Ein Teil seiner prunkvollen Wandbilder aus dem 8.–12. Jh. befindet sich im Hauptgebäude des Museums (vgl. Abb. 13 u. 29), ein anderer Teil im Nationalmuseum zu Warschau. In der NW-Ecke des Gartens steht der Tempel der Hatschepsut (1501–1479 v. u. Z.) von Buhen, der früher gegenüber dem alten Wadi Halfa stand. Er war dem Falkengott Horus geweiht, der uns auf den Reliefs von Thutmosis III. (der die Anlage erweiterte) begegnet. Neben den Hieroglyphen sind auch Inschriften späterer Zeiten zu sehen. Die 282 Steine dieses größten versetzten Tempels wurden 1962/63 nach Khartoum transportiert. Der nächste Tempel im Garten entstand unter Thutmosis III. in Semna West. Er war dem nubischen Gott Dedwen (Dedun) und dem göttlich verehrten Pharao Sesostris III. geweiht. Letzterer hatte während seiner Regentschaft 1878–1842 die ägyptische Grenze nach Süden bis Semna verlegt. Die Wiedererrichtung des Bauwerks im Jahre 1965 dauerte 70 Tage und beschäftigte 40 Männer. Ebenfalls aus der Spätzeit der 18. Dynastie (1536–1308 v. u. Z.) stammt der zum Museumsgebäude hin wiedererrichtete Tempel des Gottes Khnum von Kumma (Semna Ost). Thutmosis II., Hatschepsut, Thutmosis III. und Amenhotep II. ließen an ihm bauen. Vom Tempel des Erbauers von Abu Simbel, Ramses II., in Akscha, 1961 von der französisch-argentinischen Expedition ausgegraben, wurden wegen des schlechten Zustandes nur die Reliefsteine der Westwand und Teile der Nordwand im Garten wiedererrichtet. Schließlich steht aus dem überfluteten Nubien noch das Grab des Beamten Djehuty-hotep aus Debeira Ost in Khartoum, dessen Wandgemälde Hinkels Team besondere Schwierigkeiten machten.

Monumente in situ

Südlich des Dal-Kataraktes beginnt das unversehrte Nubien. Aus seinem nicht übersehbaren Reichtum an historischen Zeugnissen seien hier die für Laien lohnenden Ziele aufgeführt und beschrieben. Damit fielen der Auswahl zum Opfer alle Fundorte prähistorischer Artefakte, viele Gräber und die zahlreichen Plätze mit Töpferwaren. Tonscherben finden sich nahezu im ganzen Sudan. Ihre Bestimmung ist Sache des Fachmannes; wer sich dennoch darin versuchen will, sei auf die Arbeit von Adams (vgl. Literaturliste) verwiesen. In der Liste der nichtgefluteten Altertümer Nubiens fehlen schließlich die fast bei jedem Dorf befindlichen Heiligengräber *(qubba)*, obwohl ihre Geschichte oft sehr weit zurückreicht. Als Stätten gegenwärtiger Verehrung verlangen sie vom Reisenden einen anderen Zugang als die ›heidnischen‹ Steinreste. Die Benennung der Nilabschnitte folgt geographischem Brauch; die Buchstaben r und l zeigen das rechte bzw. linke Ufer an.

	300 u. Z. – 500 u. Z.: Meroitisch und X-Kultur	500 u. Z. – 1100 u. Z.: Frühe und klassische christliche Zeit	1100 u. Z. – 1500 u. Z.: Spätchristlich
Glasurfarben: Unglasiert			
Glasurfarben: Roter Rand			
Glasurfarben: Rot			
Glasurfarben: Schwarz			
Gebräuchlichste Formen: Schalen			
Gebräuchlichste Formen: Krüge			
Gravierte Muster			
Gemalte Muster		(keine)	

Schema der Entwicklung nubischer Töpferei von 300–1500 u. Z. (nach Adams)

1. Abri – Delgo – Abschnitt (zwischen Dal und 3. Katarakt)

Firka (r): Gräber der X-Zeit (5. Jh. u. Z.), 1934/35 von Kirwan (Oxford University Excavations) ausgegraben. Als die Weststrecke von Kitcheners strategischer Bahn hier ankam, brachen Kämpfe mit Teilen von Khalifas Armee aus, bei denen 1000 Sudanesen fielen (7. Juni 1896).

Mograka (r): Reste einer Kirche aus dem 11. Jh.

Kosha (r): Gräber aus der X-Zeit.

Amara (l): Tempel des Ramses II. und Reste einer ägyptischen Kolonialstadt. Amara war vielleicht unter der 19. Dynastie (1315–1200 v. u. Z.) Sitz des Gouverneurs der Provinz Kusch. Grabungen 1938/39 durch Fairman und 1947/50 durch Shinnie.

Amara (r): Meroitischer Tempel des Sherakarer (23–28 n. u. Z.), von Burckhardt 1813 und Lepsius 1843 noch beschrieben, heute verschwunden. Wahrscheinlich wurde sein Material (u. a. Kalkstein) für den Hausbau im heutigen Dorf verwendet.

Sai (Insel): Großes, aus der ägyptischen Kolonialzeit stammendes Fort und Teile der Friedhöfe 1954–57 von französischen Archäologen (Vercoutter) ausgegraben. 1970–72 setzten Heidelberger Archäologen die Arbeiten an den Kerma-Gräbern fort. Noch nicht ausgegraben ist die große Ballana-Nekropole, das südlichste Zeugnis dieser X-Variante. Sai war Bischofssitz mit fünf Kirchen und einer Kathedrale, deren Ziegelreste freigelegt sind. 1550 wurde die Insel vom osmanischen Sultan Selim I. erobert, der in das aus Stein und Ziegel erbaute Fort eine bosnische Garnison legte; diese ergab sich – nach dem Mameluckenintermezzo – 1820 der turkoägyptischen Armee unter Ismail-Pascha.

Seddenga (l): Der stark zerstörte Tempel Amenhoteps III. (1408–1372), wohl der als Schutzgöttin Nubiens verehrten Königin Teje geweiht, und der Friedhof wurden 1964 von der Universität Pisa (Schiff-Giorgini) ausgegraben. Die als ägyptische Kolonie gegründete Stadt muß auch in napatanischer Zeit große Bedeutung gehabt haben, da es Anzeichen dafür gibt, daß Taharqa, der sich auch in Nuri eine Pyramide baute, sie zu seiner letzten Ruhestätte wählte. Neben der ihm zugeschriebenen, wenig erhaltenen Pyramide gibt es weitere acht Gräber sowie sechs aus meroitischer Zeit, als die Stadt Atiye hieß. Letztere bargen reiche Beigaben aus Glas, Bronze und Ton.

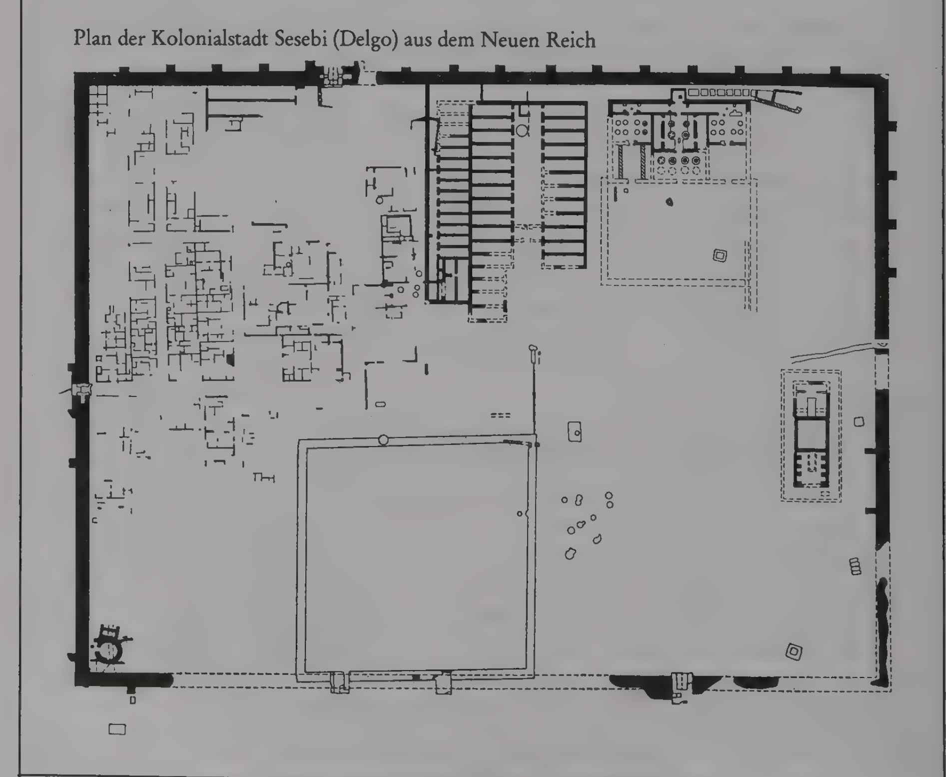
Über die Reste einer Kirche und eines Forts auf dem gegenüberliegenden Ufer in Suarda ist nichts weiter bekannt, ebensowenig über die wohl auch aus der 18. Dynastie stammende Felsenkapelle am J. Dosha (wieder auf dem linken Ufer).

Sulb (l): Der 1957–63 ebenfalls von Frau Schiff-Giorgini ausgegrabene Tempel des Amenhotep III. ist die großartigste Ruine aus der ägyptischen Kolonialzeit (Farbabb. 8, Abb. 2). Die zahlreichen Funde aus der Umgebung lassen auf eine ausgedehnte Anlage schließen mit einem steingefaßten und von Bäumen gesäumten Aufgang vom Nil her, an dessen Seiten sich Wiesen ausbreiteten, auf denen heilige Widder geweidet haben könnten. Auch eine Nekropole aus dem Neuen Reich wurde entdeckt (u.a. zwei Sarkophage, von denen einer der Uabset aus der 18. Dynastie gehörte), ein Garten für wilde Tiere und Reste einer Straße zur Nachbaranlage Sesebi.

Tinareh (l): Hier fand Burckhardt, dessen nubische Reise in Tinareh endete, 1813 ein großes Kastell des ›Königs‹ von Mahas, das gerade von 2 Kashef belagert wurde.

Sesebi (Delgo) (l): Die von Blackman 1937 ausgegrabene Tempelstadt war wie ihre Nachbarn Amara und Sai (in Seddenga und Sulb wurde bislang noch keine Stadt gefunden) ummauert und von fast quadratischem Grundriß. Die Anlage geht auf den Nach-

Plan der Kolonialstadt Sesebi (Delgo) aus dem Neuen Reich



folger Amenhoteps III., Akhenaton (Amenhotep IV., Echnaton), zurück, der durch seine das Reich erschütternde Religionsreform berühmt wurde.

Noch nicht gearbeitet wurde über das Fort von Narnarti (r), die meroitischen Funde von Kederma (r), die Ruinen von Kaybar (l) und andere Orte am 3. Katarakt.

2. *Dongola – Abschnitt* (zwischen 3. und 4. Katarakt)

Tumbus (r): Den Granitkoloß trug schon Rüppell in seine Karte von 1825 ein. Nach einem gescheiterten Versuch ihn nach Khartoum zu transportieren, verblieb er beschädigt am nördlichen Ortsausgang. Schon in der Antike wurde hier mancherorts Granit gebrochen.

Kerma (r): Dieser bedeutende Handelsplatz aus der Zeit des Mittleren Reiches und sein nubisch-königlicher Friedhof wurden bereits 1913 und 1916 von der Harvard-Boston-Expedition unter G. A. Reisner ausgegraben. Die berühmtesten Zeugen dieser damals entdeckten Kerma-Kultur sind die westliche oder untere *deffufa* (nubisches Wort für Backsteinruine) östlich der heutigen Siedlung und jenseits der dortigen Senke die große Nekropole mit der oberen Deffufa. Die untere Deffufa ist ein massiver Kasten aus Lehmziegeln, der eindeutig auf ägyptische Initiative verweist. Da in einem Teil der verhältnismäßig kleinen Innenräume viele typisch ägyptische Handwerksprodukte gefunden wurden, sahen manche Archäologen in dem Bau einen befestigten Handelsposten, andere das gewaltige Fundament eines Beobachtungsturms.

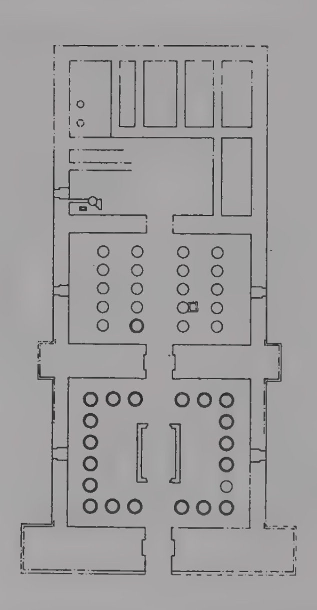
Von den einigen tausend Gräbern sind bislang 388 beschrieben. Am Südrand des Friedhofes fallen 8 große Grabhügel auf, offensichtlich Fürstengräber. Reisner fand in ihnen den Herrn auf einem Bett liegend, mit reichen Beigaben, einem Haufen von für ihn (oder mit ihm?) geopferten menschlichen und tierischen Leichen. Nach Inge Hofmann wurde dieses ›Jenseitsgefolge‹ lebendig mitbestattet, so daß sein Tod durch Ersticken eintrat. Außerhalb, aber dem Hauptgrab wohl zugeordnet, finden sich weitere Gräber ohne Hügel sowie Gräber mit kleinen Hügeln und auch einfache Einzelgräber, die eher an die zeitgenössische C-Kultur in Unternubien erinnern. Aus der Reihe fallen die sogenannten Pfannengräber, die einem Wüstenstamm namens Madjai, Ahnen der heutigen Beja, zugerechnet werden. Am Südende dieser so deutlich stratifizierten Nekropolen standen wohl zwei große Backsteingebäude, von denen das eine in Resten als »obere Deffufa« noch zu sehen ist. In den relativ kleinen zwei Innenräumen haben sich Spuren von Malereien in ägyptischem Stil erhalten. Da in einem Großgrab lebensgroße Statuen des ägyptischen Prinzen Hepzefa und der Prinzessin Sennuwy (Beginn der 12. Dynastie) gefunden wurden, schloß Reisner auf Kerma als eine Kolonie des Mittleren Reiches. Die heutige Archäologie interpretiert aber die ägyptischen Funde anders: Ägyptische Experten überwachten Handel und Handwerk im Auftrag nubischer Könige, deren Reichtum vor allem durch die Massenopfer von Sklaven belegt ist.

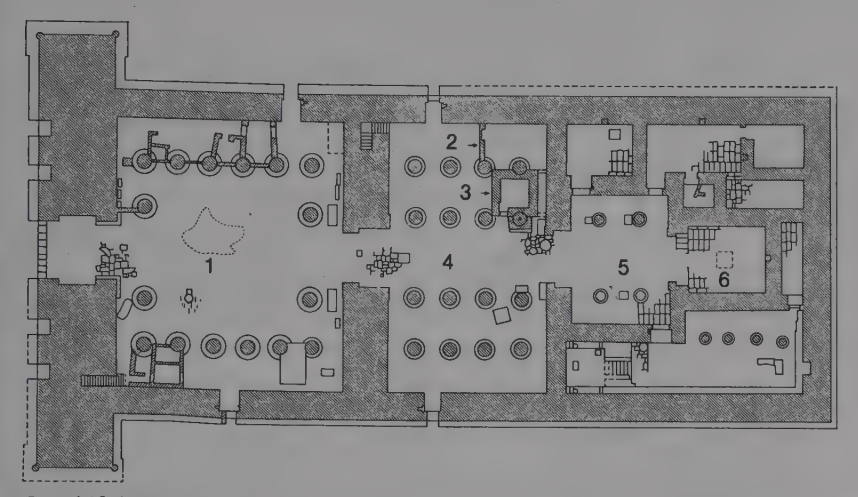
Argo (Insel): wahrscheinlich das antike Pnubs. Die beiden Granitkolosse wurden schon von Cailliaud erwähnt; sie lagen bis 1972 dort, wurden dann nach Khartoum deportiert und vor dem Nationalmuseum aufgestellt. Systematische Grabungen begannen erst 1965 unter Maystre (Genf). Es scheint sich bei Tabo, dem archäologischen Ort etwa in der Mitte der Insel, um eine große Siedlung aus der 18. Dynastie zu handeln, obwohl der Tempel sehr an Taharqas Tätigkeit in Sanam und Kawa erinnert. Auf jeden Fall erlebte die Stadt eine Renaissance unter dem Meroiten Natakamani (12 v. u. Z.–12. u. Z.), der auch für die beiden Kolosse an der Stirnseite des ›Taharqa-Tempels‹ verantwortlich zeichnet.

Die Insel Argo ist auch Sitz der Familie Zubeir; die zu Burckhardts Zeiten die Herrscher und bis heute die Notabeln im nördlichen Dongola-Abschnitt stellt. Ihr die Stromlandschaft überragendes Schloß am Nordende der Insel wurde kürzlich restauriert. Auf Argo erlegte 1824 Rüppell ein Krokodil und drei Nilpferde, von denen eines ausgestopft den Eingang des alten Senckenbergmuseums in Frankfurt zieren durfte.

Rechts: Granitstatuen auf der Insel Argo (nach Rüpell 1829; heute im Nationalmuseum Khartoum); unten: Grundriß des Tempels von Tabo







Grundriß des Taharqa-Tempels von Kawa, des bedeutendsten Heiligtums von Napata nach dem Jebel Barkal 1 Erster Hof 2 Aspalta-Schrein 3 Taharqa-Schrein 4 Säulenhalle 5 Pronaos 6 Allerheiligstes (nach Adams)

Kawa (r): In den Jahren 1929–36 legte Griffith gegenüber dem neuen Dongola (Dongola el Urdi) einen ägyptischen und einen napatanischen Tempel frei. Der antike Name von Kawa war Gem-Aten. Möglicherweise wurde ein erster Tempel von dem Häretiker Akhenaton gebaut, dann aber wie alle seine Werke zerstört. Gehalten haben sich bis heute Reste eines anderen pharaonischen Tempels, der auf Tutankhamen am Ende der 18. Dynastie zurückgeht. Unter Taharqa avancierte Kawa zum zweiten Heiligtum nach dem Jebel Barkal. In dem ihm geweihten Tempel daselbst künden drei Stelen von seinen Taten. Sein Urenkel Anlamani verewigte sich ebenfalls im Kawatempel: Nach dem großen Vorbild Taharqa ließ er seine Mutter nach Kawa kommen, damit sie ihren Sohn in vollem Ornat sehen könne. Außerdem wurden seine Schwestern als Sistrum-Spielerinnen (Sistrum = Metallscheibenrassel) in allen großen Amontempeln eingesetzt. Der 16. Nachfolger des großen Taharqa, Aman-nete-yerike, ließ nach einer weiteren Inschrift, in der zum ersten Mal Meroe erwähnt wird, den Tempel von Kawa renovieren und die Zufahrt erneuern.

Die Ruine ist der am besten erhaltene Tempel Taharqas. Den Tempel umgab einst eine große – nicht ausgegrabene – Stadt, die sich ihrerseits durch eine dicke Mauer schützte. Die beiden Zentren des napatanischen Kusch, Kawa und Sanam, waren durch die Maheila-Straße verbunden, die durch die nackte Wüste führt und die Aman-nete-yerike laut Inschrift in 17 Tagen zurücklegte.

Kasr Wad Nimeri (l): Eine Kashef-Burg und Familienbesitz des ehemaligen Präsidenten (interessante Hofanlage aus Asphadobe, einem neuartigen Gemisch aus Lehm und Asphalt).

El Khandaq (l): Muß Anfang des letzten Jhs. neben Argo und Dongola ein Herrschaftszentrum gewesen sein. Über Ausgrabungen ist nichts bekannt.

Alt-Dongola (r): Dongola al ajūza bildete das Zentrum des mittelalterlichen Nubien. Das riesige Stadtgebiet wird seit 1964 unter Michalowski (Warschau) ausgegraben. Prominent auf einem Hügel steht ein kastenförmiges Gebäude, manchmal als Kathedrale bezeichnet, auf dessen Dach eine Moschee erbaut ist. Eine Inschrift im Innern erinnert an das Datum des 29. Mai 1317, als König Abdalla Bershambu die ›Kirche‹ in eine Moschee verwandelte. Neuerdings wurden Argumente vorgebracht, nach denen es sich bei dem Haus um den Königspalast handelte. Eindeutig sakral genutzt wurde dagegen die vollständig ausgegrabene ›Kirche der Granitsäulen‹, deren Wände und selbst Fundamente aus rotem Ziegelstein bestehen. Abgesehen von dieser Außergewöhnlichkeit fällt die verblüffende Ähnlichkeit zur Kathedrale in Faras auf (beides ›früher Typus‹, auf der vergleichenden Grundrißtafel oben). Die Außenwände waren mit rosagrauem Verputz bedeckt und durch rechteckige, schmale Fenster durchbrochen. Vorsichtige Datierungen sprechen vom 8. Jh. u. Z.

In Debba und Korti münden die beiden bedeutendsten Wüstentäler, das **Wadi el Milk** und das **Wadi Muqaddam,** beides uralte Karawanenwege nach S und SW. Im Muqaddam-Tal gibt es Ruinen eines Forts (el Hosh). Auch weiter westlich bis zum Jebel Eilai wurden Mauerreste gefunden, die einst als Viehkraale oder Wasserreservoirs dienten, über die aber sonst nichts bekannt ist.

Tanqasi (l): 1953 wurden vom Sudan Antiquities Service Gräber der X-Kultur mit z. T. beachtlichen Hügeln entdeckt. An Beigaben fiel handgemachte Töpferei vom Typ Alwa auf, der auch heute noch im Sudan hergestellt wird; d. h. mit der Tanqasi-Kultur, die eine südliche Variante von Ballana darstellt, verschwand die meroitische Töpferscheibe wieder.

El Kurru (r): Die älteste Totenstadt Kuschs, Friedhof von fünf der sechs Könige, die über Ägypten herrschten, von 16 Königinnen und fünf Generationen namenloser Vorgänger. Auf dem seit 860 v. u. Z. benutzten Gräberfeld finden sich verschiedenste Stadien der Pyramidenentwicklung: vom einfachen Grabhügel über den gemauerten Steinblock *(mastaba)* bis zur ost-westlich gerichteten Grabanlage mit typischer Kusch-Pyramide und östlich vorgebauter Kapelle. Die kuschitische Königspyramide unterscheidet sich von



Königin und Prinz aus Meroe, 2. Jh. v. u. Z.

2 Die Papyrusbündelsäulen des Tempels von Sulb im Jahre 1826 (nach Cailliaud)

3 Pyramide der Königin Amanishakete auf dem nördlichen Gräberfeld von Meroe im Jahre 1826 (nach Cailliaud)

4 Der Kiosk von Naqa im Jahre 1826 (nach Cailliaud)

6 Meroitische Pyramiden am Jebel Barkal ▷

5 Natakamani und Amanitere auf dem Pylon des Apedemak-Tempels von Naqa



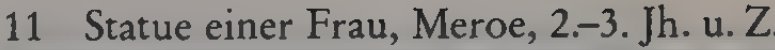


7 Blick auf Kasr Ibrahim

8 Der Amon-Tempel von Naqa

9 Rekonstruiertes Begräbnisbett, Kerma-Kultur (1750–1550 v. u. Z.)

10 Statue des Gottes Sebiumeker, Meroe, 1. Jh. v. u. Z.


11 Statue einer Frau, Meroe, 2.–3. Jh. u. Z.





12 Ruine der Kathedrale von Faras, 11./12. Jh.

13 Fresko des Erzengels Michael aus der Kathedrale von Faras, 975–1000 (heute Nationalmuseum Khartoum)

14 und 15 Nubischer Gold- und Silberschmuck (aus Junker 1891)

16–19 Sudanesen zu Beginn des letzten Jahrhunderts (aus der ›Völkergallerie‹)

20 und 21 Ansichten von Meshra er Req (oben) und Lado am Bergnil (aus Junker 1891)

22 Der Zusammenfluß von Weißem und Blauem Nil (aus Junker 1891)

23 ›Famaka und Jebel Fazughli‹, Gemälde von Trémaux 1858

24 Barken im Nilsumpf (aus Schweinfurth 1918)

25 Schuhschnabel (Abū Markūb) im Sudd, Darstellung um 1870

26 Handelsschiffe in Meshra er Req am Quellsee des Gazellenflusses (Darstellung von 1869)

27 Sam Bakers Durchquerung des Sudd im Jahre 1871



28 Raubkarawane mit den Kopftrophäen von Feinden

der im Alten Reich Ägyptens üblichen durch ihre Zierlichkeit. Ihre Basis mißt höchstens 30 Meter (Cheops-Pyramide von Giza 228 m), und ihr Steigungswinkel beträgt zwischen 60 und 70 Grad (Cheops 50 Grad). Die in den Pyramiden von El Kurru begrabenen Kusch-Könige (vgl. Liste) lagen noch auf einem Bett (Kerma-Tradition). Den Königinnen in ihren etwas kleineren Gräbern ist ein gesonderter Teil der Nekropole vorbehalten. Sie mußten sich mit einer Grabkammer begnügen, während die ausgereiften Pyramiden der Könige nach Piankhi sämtlich zwei Kammern besitzen. Eine weitere Besonderheit El Kurrus stellen die 24 Pferdegräber dar, in denen die Tiere stehend, mit dem Kopf nach S, begraben waren.

Sanam (l): wurde schon 1912/13 von Griffith (Oxford) ausgegraben. Bei den Ruinen handelt es sich sehr wahrscheinlich um die der alten Stadt Napata, die hier etwas unterstrom und gegenüber dem heiligen Berg Barkal lag. In der SO-Ecke der Stadt stand ein Taharqa-Tempel, der natürlich ›Amon, dem Bullen des Bogenlandes‹ geweiht war. Im SW liegt das Gräberfeld, wo sich die Vornehmen nach ägyptischer Sitte mumifizieren und in Grabkammern beisetzen ließen, die einfachen und konservativen Leute aber im Stile der C- und Kerma-Kultur mit angezogenen Knien auf der Seite lagen. Etwa 1 km nördlich liegt eine Anlage, in der Griffith königliche Vorratskammern vermutete. Den eigentlichen Königspalast aber glaubte man in der 256 m langen und 45 m breiten Gebäudekette zu sehen, die sich von O nach W erstreckt, bis auch diese Anlage eher als ›Schatzhaus‹ gedeutet wurde.

Über das ›römische Fort‹ am gegenüberliegenden Ufer, das sich geschickt einem Plateau zwischen zwei Khors anpaßt, ist wenig bekannt. Wenn es wirklich von Petronius, dem Eroberer Napatas erbaut wurde, stellt es die südlichste Militäranlage des römischen Weltreichs dar.

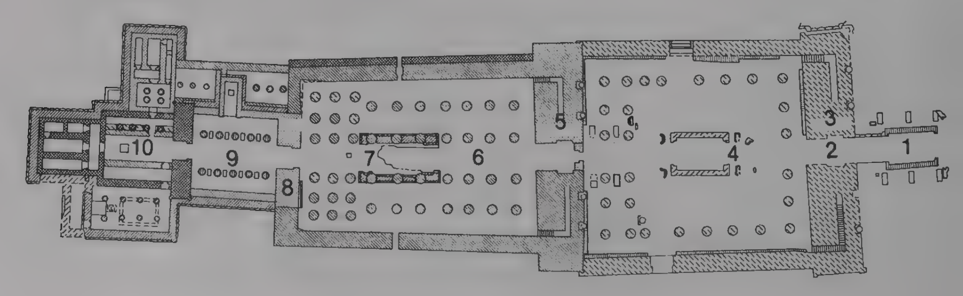
Jebel Barkal (r, Abb. Umschlaginnenklappe): Das ›Karnak von Napata‹ (Adams), der geistliche Mittelpunkt Kuschs, wurde bereits in der Kolonialzeit des Neuen Reiches begründet – der Berg mag schon früher den Talbewohnern heilig gewesen sein. Bereits in der 18. Dynastie standen hier Steintempel und Siedlungen, während das große Amon-Zentrum erst unter Ramses II. entstand. Der nach Karnak zweitlängste Tempel wurde 1916 von Reisner ausgegraben. In seiner Umgebung standen wenigstens sechs weitere Tempel und eine Reihe säkularer Gebäude. Zwei Heiligtümer aus der 25. Dynastie hatte man direkt in den Felsen des Barkal gehauen. Die Annahme, daß dieser Steilhang zum Nil hin einst mit einer oder mehreren Kolossalstatuen geschmückt war, läßt sich weder beweisen noch widerlegen. Im Volksglauben allerdings spielt der phallische Felssplitter vor der Klippe heute noch eine Rolle.

Westlich des Barkal steht eine Gruppe schlanker Pyramiden, die z. T. dem reifen, verfeinerten Stil Meroes mit abgesetzten Kanten und drei Grabkammern angehören (Abb. 6).

NURI
Pyramiden
Tempel
JEBEL BARKAL
Pyramiden
SANAM
Friedhof
Tempel
EL KURRU
Pyramiden
und
Tumuli
0 5km

Archäologische Stätten um Merowe und Kerima im Kernland Napatas (nach Adams)

Grundriß des Großen Amontempels am Jebel Barkal 1 Straße der Sphinxen 2 Pylontor 3 Pylon I 4 Äußerer Vorhof 5 Pylon II 6 Innerer Vorhof 7 Tanutamon-Kiosk 8 Pylon III 9 Säulenhalle 10 Allerheiligstes mit Altar (nach Adams)

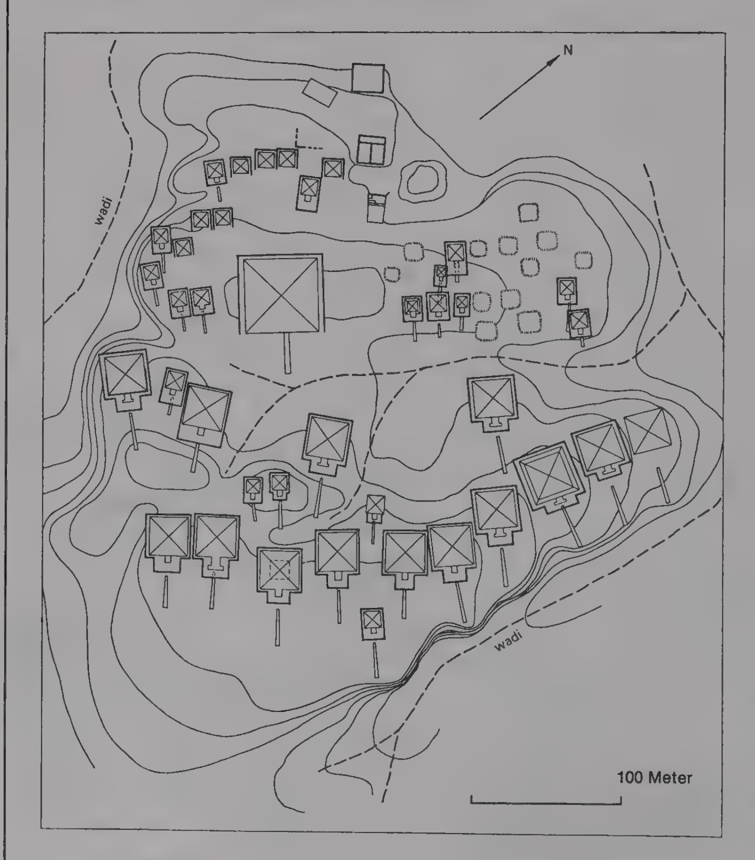


Plan des Tempelbezirks am Jebel Barkal
A Felsentempel (napatäisch)
B Felsentempel (Neues Reich/Taharqa)
C meroitischer Tempel
D spätnapatäisch-meroitischer Tempel
E napatäisch-meroitischer Tempel
F Großer Amontempel (Neues Reich/napatäisch/meroitisch)
G Brunnen
H gepflasterte Straße
J Profanbauten (napatäisch und/oder meroitisch) (nach Adams)

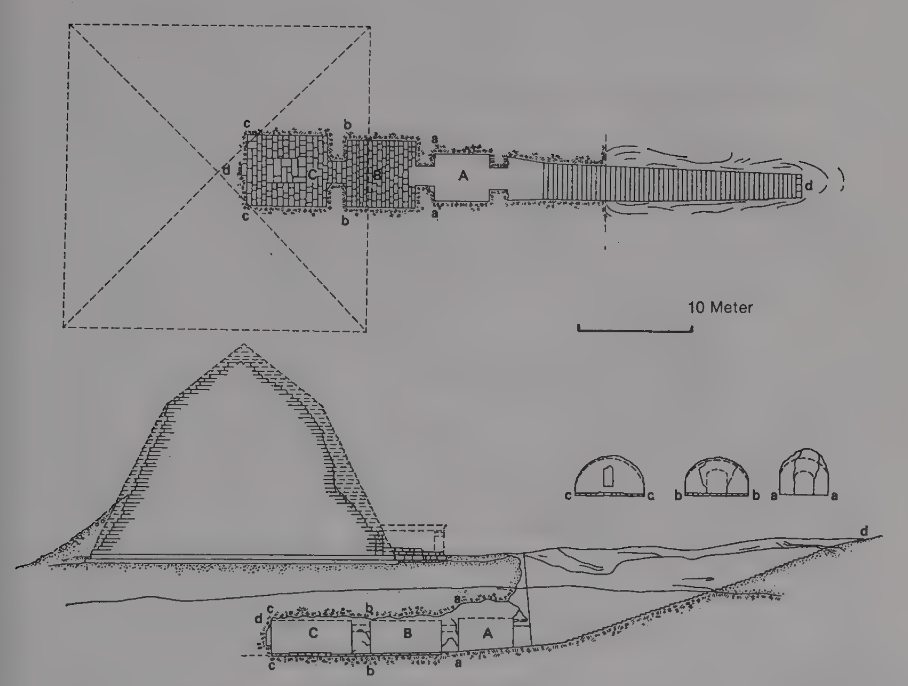
Details vom Großen Amontempel am Jebel Barkal (nach Rüpell 1829)

Die Datierung muß also in die meroitische Zeit fallen; leider wurde nur ein Name gefunden, der von Königin Nawidemak. Warum die Pyramiden vom Barkal die klare Abfolge Kurru – Nuri – Meroe S – Meroe N stören, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Reisner vermutete rivalisierende Gegenkönige in Napata und Meroe nach dessen Gründung.

Nuri (l): Wie El Kurru liegt das Pyramidenfeld auf einem Wüstenplateau jenseits der Nilflutzone, doch ist seine Fläche etwa doppelt so groß. Nach Reisner liegen hier 19 Könige und 53 Königinnen. Fast im Zentrum der Nekropole steht die große Taharqa-Pyramide, das größte Totenmal Kuschs. Die Außenwände der Nuri-Pyramiden sind im Unterschied zu denen von Kurru nicht glatt, sondern abgestuft, was trotz der starken Verwitterung des weichen Sandsteins noch deutlich zu erkennen ist. Die Gräber der Könige



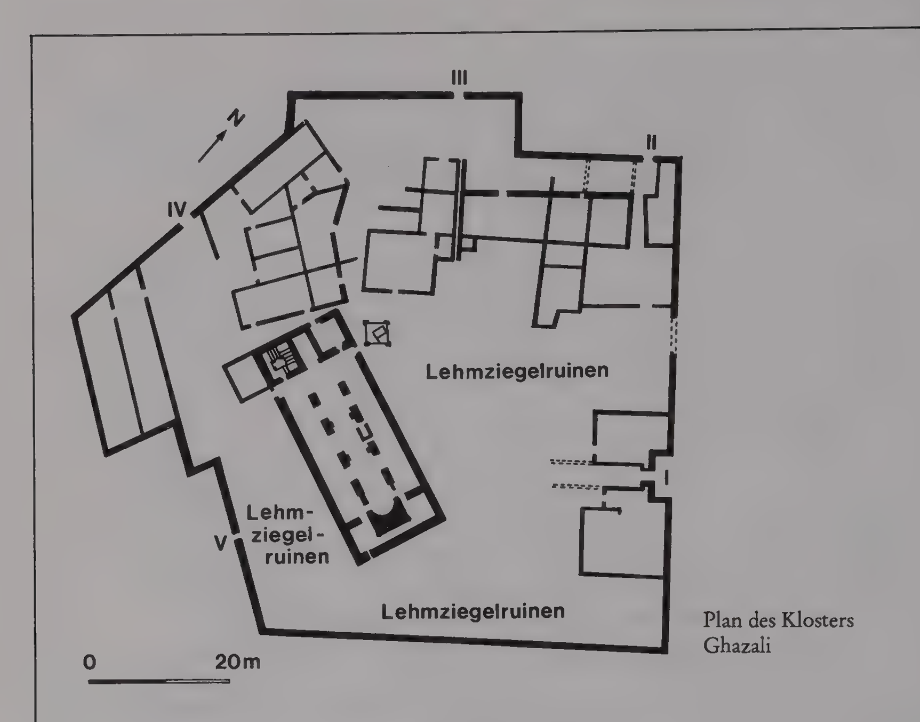
Plan des napatanischen Pyramidenfeldes von Nuri (nach Adams)



Grundriß und Querschnitt der Pyramide VII von Nuri (nach Adams) A, B, C = unterirdische Grabkammern, a–a, b–b, c–c, d–d = Richtung der Querschnitte

enthalten im allgemeinen drei unterirdische Kammern; ein Teil der östlich vorgebauten Kapellen ist mit Reliefs im sogenannten ägyptisch-äthiopischen Stil verziert (zur Datierung vgl. die Königsliste).

Ghazali: Die Reste der Kirche, des Klosters sowie eines Forts liegen etwa 15 km vom Nil entfernt im Tal des Abu Dom. Sie wurden 1953/54 von Shinnie und Chittick ausgegraben, nachdem über 100 Jahre zuvor schon Richard Lepsius die koptischen und griechischen Grabsteine nach Berlin geschafft hatte. Ghazali stellt neben Er Ramal und Kasr el Wizz im jetzt überfluteten Unternubien das dritte mit Sicherheit identifizierte Kloster dar. Der Grundriß der Kirche ist allerdings für den Sudan ebenso ungewöhnlich wie die Mischbauweise aus behauenem Sandstein und Backstein. In der Umgebung finden sich Schlackenhalden, die an Bagrawiya (vgl. S. 88f.) erinnern. Die Anlage liegt an der einst wichtigen Straße Napata – Meroe; nach zwei Dritteln des Weges passiert man an dem Brunnen Fura ein steinernes Fort, das schon von dem antiken Geographen Bion erwähnt worden sein soll.



Plan des Klosters Ghazali

3. *Abu Hamed – Abschnitt* (zwischen 4. und 5. Katarakt)

Im 4. Katarakt gibt es einige Ruinen, die auf Zollburgen schließen lassen. Am imposantesten dürfte das Festungspaar von **Kalidob** zu beiden Seiten des hier engen Stromes sein. Auf der wenige km oberstrom liegenden Insel **Umm Duras** steht eine Ziegelsteinruine und etwas unterstrom von den Festungen die Ruine einer Kirche. 1820 verlor Mehmet Alis Flotte an dieser Skylla und Charybdis fast alle 150 Boote. Vielleicht meinte Brehm Kalidob mit seinem ›Schloß Abu Hedjen‹ oder der ›Feste Tulka, kühn wie ein Adlerhorst auf der Spitze des Felsens geklebt, merkwürdig durch Gestalt und Anlage‹.

Kirche und Festung von **Amri** (r+l) sind weder ausgegraben noch beschrieben. Das gleiche gilt für die wohl christlichen Ruinen in **El Kirbekan,** dem Ort, wo 1885 die Mahdisten eine Armada von 200 britischen Versorgungsschiffen zur Umkehr zwangen, oder die Artefakte von **Salamat.** Die schon von Linant abgezeichnete und seither weiter verfallene Doppelfestung **El Kab** (r) wird ins 16. Jh. (Funj, s. u.) datiert. Noch zu Cailliauds Zeiten suchten Mensch und Tier hinter ihren dicken Mauern Zuflucht vor den Shaiqīya-Raubzügen. An dieser Stelle versank auch Colonel Stewarts Dampfer, der wichtige Botschaften des in Khartoum eingeschlossenen Generalgouverneurs Gordon nach N bringen sollte.

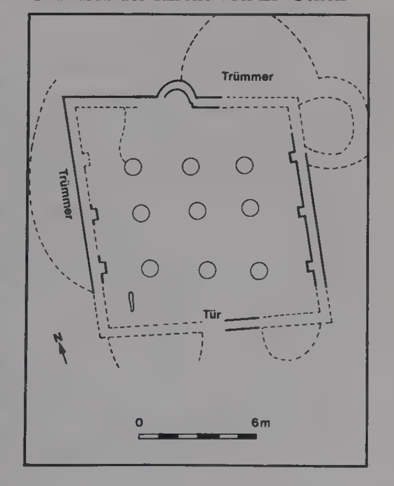
Die Burgen von El Kab



10 km westlich von Abu Hamed liegt am **Jebel Kuweib** eine Burg, in deren Nähe auch christliche Gräber gefunden wurden. Am Südufer der großen Insel Mograt erhebt sich nahe dem Dorf **Kelesaikal** die von Cailliaud ›Karmel‹ genannte Festung, die möglicherweise mit den auf dem anderen Ufer bei **Kadeita** verstreut zu findenden christlichen Spuren zusammenhing. Auch die W-Spitze **(Ras el Gezira)** und das O-Ufer **(Kudurma)** von Mograt sowie die kleine Insel **Korta** im nördlichen Nilarm bergen burgartige Ruinen. Dann besitzt **El Koro** eine beachtliche Festungsanlage und eine kleine Kirche/Moschee (l). Zwischen den nicht untersuchten Ruinenplätzen von **El Kenisa** (r) und **Ubeidab** (l) liegt die Insel **Kurgus**, auf der die Grenzstele der Pharaonen Thutmosis I. und III. gefunden wurde. In **Abu Hashim** dürfte sich das nach ›Karmel‹ zweite große Herrschaftszentrum der Abu Hejil-Dynastie befunden haben, die als recht unabhängiger Vasall Funjs über den hier ansässigen Nomadenstamm der Rubāṭab regierte.

Die nächste interessante Stelle ist die Insel **Artul**, wo sich die vielleicht einzige äußerlich intakte Kirche des Sudan findet. In **Tarfaya** (r) liegen wieder Reste einer mächtigen Festung, die inmitten einer umfriedeten Stadt gestanden haben muß. Gegenüber Tarfaya mündet das **Wadi Dam et Tor**, wo ebenfalls Siedlungsreste (Backsteinmauern) und ein Friedhof zu sehen sind. Bei **Bageir** (l), wo man auf die wenig bekannten Ruinen eines kleinen Forts stößt, liegt die Insel **Gandeisi** mit ihrem entzückenden Backsteinkirchlein und der ebenfalls relativ zierlichen Festung. Am N-Ende der großen Insel **El 'Usheir** steht die nächste geistlich-weltliche Kombination, deren imposante Ausmaße man sogar von der Eisenbahn aus sehen kann. Den N-S ausgerichteten Gräbern zufolge – christliche Gräber liegen in O-W-Richtung – dürfte das backsteinerne Gottes-

Grundriß der Kirche von El 'Usheir





Die Burg von Shendi zu Beginn des 19. Jhs.

haus aber als Moschee gebaut worden sein. Es hat einen trapezoiden Grundriß und neun Rundsäulen von fast 1 m Durchmesser. Das große Fort besteht aus drei Umfriedungen mit vielen Bastionen; die benachbarten Gräber bargen christliche und meroitische Hinweise.

Die nächste Festung liegt in beherrschender Position auf dem **Jebel Nakharu** (l), dem ›Nasenberg‹, der möglicherweise schon in meroitischer Zeit befestigt war. Die Anlage ähnelt dem südlichsten Fort dieser Reihe am **Jebel Umm Marrahi** (l) nur 40 km nördlich Khartoum, das ebenfalls von Meroiten stammen dürfte und zuletzt im 2. Weltkrieg einer britischen Flakstellung Deckung bot.

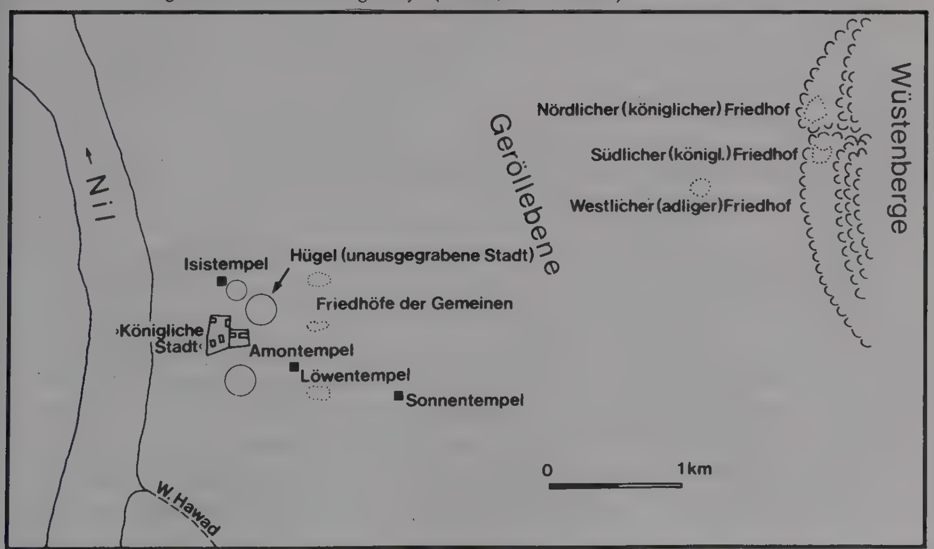
4. Shendi – Abschnitt (zwischen 5. und 6. Katarakt)

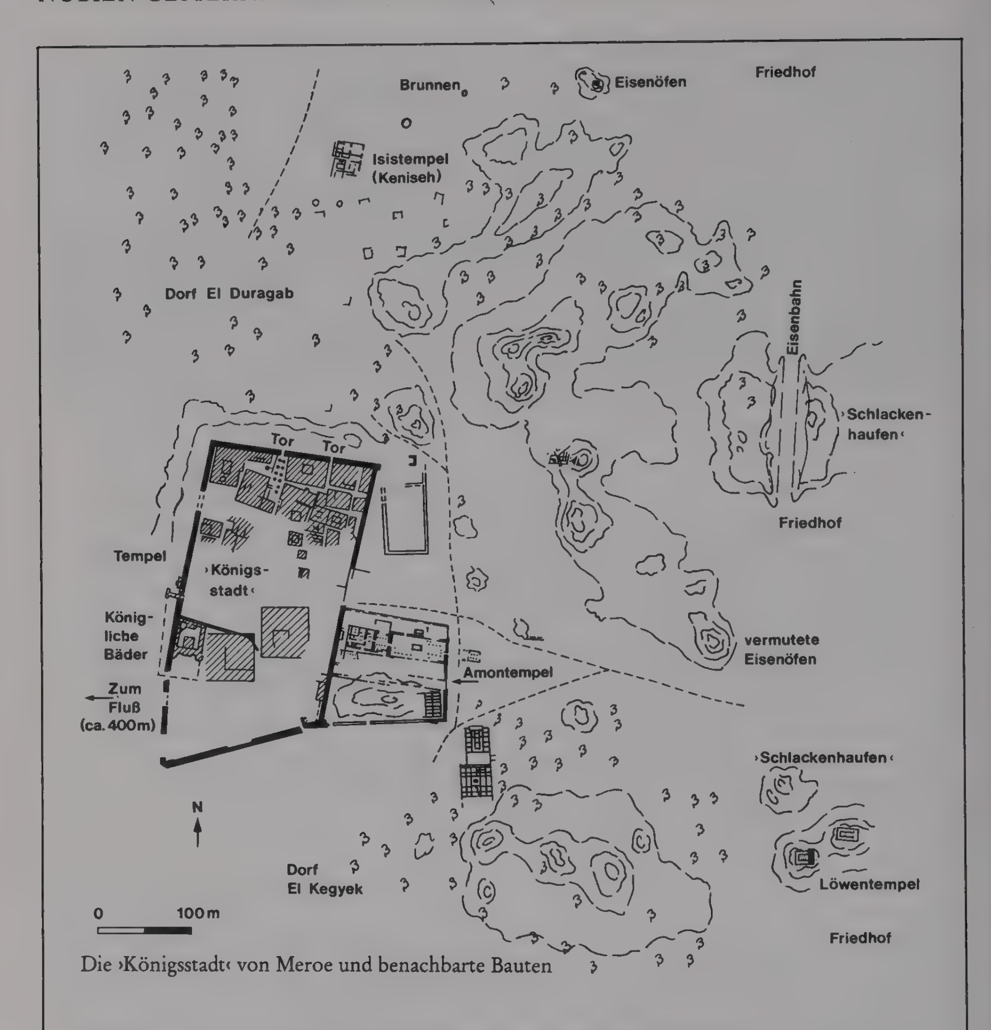
Auch hier finden sich wieder zahlreiche christliche Artefakte, so bei **Shikla** (r), **Mutmir** (r) und auf der **Gelissi**-Insel. Gegenüber Mutmir kommt auch die oben erwähnte Straße vom Barkal an, deren Ziel das rechtsnilische **Meroe** (Bedowe) war. Seine Ruinenfelder befinden sich beim heutigen Ort **Bagrawiya,** und zwar direkt an der Bahn die ausgegrabene Königsstadt mit Amontempel, der Isistempel nördlich davon, Löwen- und Sonnentempel östlich bei den Gräberfeldern der Gemeinen. Jenseits der sich hier ausbreitenden Geröllebene liegen die berühmten Nekropolen der Könige, die westliche, südliche und nördliche.

Systematisch ging hier als erster der preußische Ägyptologe Karl Richard Lepsius 1844 vor; und zwar nach der oben erwähnten barbarischen Plünderung durch Ferlini. Daß hier die Hauptstadt Kuschs lag, wußte man seit Herodot. John Garstang begann 1910–14 mit den eigentlichen Grabungsarbeiten, die in den 20er Jahren von der Harvard-Boston-

Expedition und in den Jahren 1965 und 1971 von Shinnie fortgeführt wurden. Heute liegen sie in den Händen der Khartoumer Archäologen. Die drei Bezirke der Nekropole stellen mit ihren 40 Bauwerken die größte bekannte Pyramidenhäufung dar. Die Südgruppe ist die älteste; hier liegen vornehme Familien aus Piankhis Tagen neben drei Königen und sechs Höflingen aus späterer Zeit. Der Nordfriedhof dagegen war in ganz Kusch der exklusivste: Außer sechsen gehören alle 44 Gräber Königen oder Kronprinzen; alle niederen Ränge mußten sich auf dem W-Friedhof begraben lassen, draußen in der Ebene, wo kein König liegt. Die Pyramiden von Meroe setzen die napatanische Entwicklung fort. Die oben im Zusammenhang mit den Ausnahmen am Barkal angesprochene wesentliche Neuerung der Kantenzierleiste (Farbabb. 10) findet man an zehn Pyramiden des Nordfriedhofs, die zugleich auch reich mit Reliefs ausgestattete Kapellen und durchweg drei unterirdische Grabkammern besitzen (vgl. Abb. 3). Nach diesem Höhepunkt der meroitischen Kunstgeschichte trat Zerfall ein: Die Pyramiden werden schlichter, kehren zum El Kurru-Stil (glatte Wände) zurück, bis sie schließlich nur noch aus Lehmziegeln gebaut werden und kaum noch 7 m Basiskantenlänge erreichen. Das Grabinventar aber nahm auch noch im 2. Jh. v. u. Z. an Verfeinerung zu, vor allem durch römisch-hellenistische Luxuswaren. Trotz der Grabräubereien waren die Funde noch so ergiebig, daß in fast allen Gräbern auf ›Sati-Gebräuche‹ geschlossen werden konnte, d. h. Harem und Hofstaat des Herrn wurden mit ihm beerdigt, auf daß sie auch weiter um ihn weilten. Doch scheint die Zahl dieser Menschenopfer unter der in Kerma und Ballana


Plan der archäologischen Stätten bei Bagrawiya (Meroe; nach Adams)





Die ›Königsstadt‹ von Meroe und benachbarte Bauten

üblichen geblieben zu sein; Skelette von Hunden, Kamelen und Pferden fanden sich viel häufiger. An materiellen Beigaben entdeckte man Messer, Pinzetten, Meißel, Scheren, Draht, Nägel, selbst Schlösser für Kisten oder Türen, doch hielt sich der Anteil an Eisenwaren nach Amborn in Grenzen. Auf jeden Fall zeugt der technologische Reichtum von der handwerklichen Blüte des von Sayce sogar das ›Birmingham Afrikas‹ genannten Meroe. Leider ist von der eigentlichen Bürgerstadt noch nichts ausgegraben; man hat sich bisher auf die herrschaftlichen und sakralen Gebäude konzentriert.

Die Gebäude der ummauerten Königsstadt waren aus Lehmziegeln errichtet, ihre Außenmauern dagegen oft aus Backstein, da Meroe südlich der Regengrenze liegt. Die

beiden großen Quadrate im Zentrum des Bezirks deutet man als Palast, um den sich Magazine, Audienzräume und Beamtenwohnungen gruppierten. Auch ein kleiner Tempel mit bemaltem Stuckinneren gehörte zur ›verbotenen Stadt‹; vor ihrem Eingang fand man den berühmten Bronzekopf des Augustus (heute Nationalmuseum Khartoum), der als Geschenk oder Beute vom Norden gekommen sein muß. Besonderes Aufsehen erregte die Entdeckung der oben erwähnten Therme.

An die Königsstadt schließt im O der Amontempel an, der nahezu die Ausmaße seines Vorbildes (und möglicherweise Rivalen) am Barkal erreicht. In seinem Inneren fand man die Namen von Natakamani und Amanitare, die ihn wohl renoviert haben. Vier weitere Tempel sind bis jetzt ausgegraben; sie gehörten wahrscheinlich Isis, dem Löwengott Apedemak, der Sonne und Apis. Es sind kleine, ein- oder zweiräumige Steingebäude. Die für die Theorie vom Eisenzentrum Meroe wichtigen Schlackenhaufen liegen im N und O der Stadt, in Richtung der vermuteten Eisenerzlager südlich der Mündung des Atbara. Nach Amborn rühren sie von der Gewinnung von Bunt- bzw. Edelmetallen und Fayencen her. Bei **Shendi** findet sich ein noch nicht ausgegrabenes Gräberfeld vom Tanqasi-Typ (X-Kultur). Hier bog vielleicht auch schon im Altertum die Straße vom Nil zu den beiden nächsten großen Kusch-Städten ab, nach Musawwarat es Sufra und Naqa. Letzteres war bestimmt so groß wie Meroe und beheimatete mindestens sieben steinerne Tempel. Der größte Teil der beiden Südmetropolen ist noch nicht ausgegraben.

Musawwarat es Sufra, (›gelbe Bilder‹), das ebenfalls schon von Lepsius und Cailliaud besucht wurde, ist berühmt für sein riesiges Gewirr monumentaler Steingebäude, die ›Große Anlage‹, die weder in Nubien noch in Ägypten eine Parallele hat. Im Kern dieser Anlage steht ein Tempel, den man ins 1. nachchristliche Jh. datiert. Nach dem elefantengestaltigen Mauerende, das rekonstruiert wurde, und vielen anderen Darstellungen zu urteilen scheint der Elefant hier eine große Rolle gespielt zu haben. Möglicherweise waren die seltsamen Rampen der Anlage für lebende Exemplare gedacht, vielleicht als Trainigszentrum für zu exportierende Kriegselefanten, wie Shinnie erwägt? Die zahlreichen Darstellungen des Löwengotts Apedemak weisen aber auch auf eine religiöse Nutzung der Anlage hin, vielleicht sogar als Pilgerzentrum. Neben der ›Zentralen Anlage‹ sind bis jetzt drei kleine Tempel bekannt, ein kleiner Hof mit säkularen Gebäuden und zwei künstliche Wasserreservoirs *(hafir)*, von denen das große 300 m Durchmesser und 6 m Tiefe aufweist.

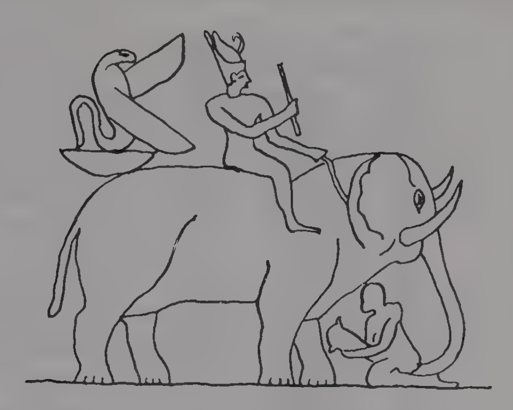
Der Tempel des Löwengotts Apedemak, auf 250–200 v. u. Z. datiert, wurde von der Ostberliner Expedition unter Hintze, die die Ausgrabungen seit 1960 vornimmt, rekonstruiert. Die sehr naturalistischen Reliefdarstellungen zeigen den Hauptgott mit Pfeil und Bogen, Löwen an der Leine führend, andere Götter wie Arensnuphis, Horus und Sebiumeker, den König Arnekhamani (235–218 v. u. Z.) und seinen Sohn Arka, Gefolge, Gefangene, Elefanten und Kühe. Einige jüngere Gräber zeugen von christlichen Bewoh-



Oben: Hintzes Planskizze der archäologischen Stätten von Musawwarat es Sufra

- I A Große Anlage
- I B Kleine Anlage
- II A Tempel
- II B Haus
- II C Löwentempel
- II H Hafir
- III A Tempel
- III B Gebäudekomplex

Links: Grundriß der Großen Anlage von Musawwarat es Sufra



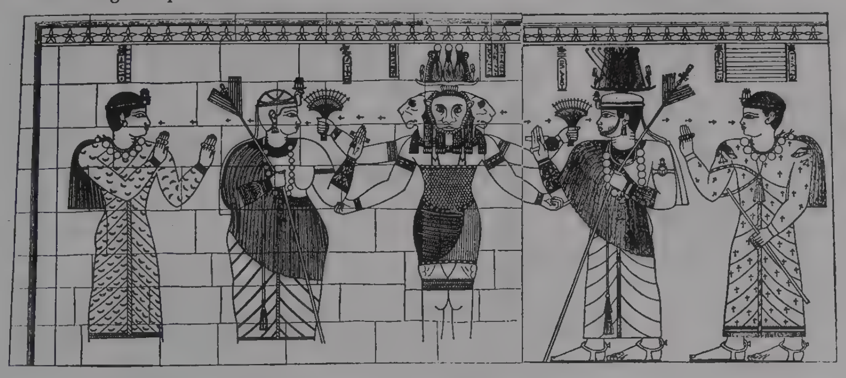
Elefantenreiter-Relief aus dem Löwentempel von Musawwarat es Sufra

nern in der Stadt, unter denen anscheinend auch einer der Tempel – wohl als Kirche – restauriert wurde.

Der wiederaufgebaute Löwentempel von Musawwarat vermittelt ein anschauliches Bild eines typisch meroitischen Gotteshauses, das sich im Vergleich zu den riesigen Königspalästen von Meroe oder Wad ben Naqa (s. u.) bescheiden ausnimmt. Es besteht in der Regel aus einer länglichen Halle, in die man durch ein Pylontor tritt. In verkleinerter Ausfertigung erscheint dieses Muster als Grabkapelle an den Pyramiden.

Naqa birgt die am besten erhaltenen Gebäude der meroitischen Zeit. Die großfigürlichen Außenreliefs des Löwentempels von Natakamani und Amanitere (im O) sind berühmt und exemplarisch für den späten meroitisch-ägyptischen Stil. Apedemak ist

Wandrelief des Löwentempels von Musawwarat es Sufra: Natakamani und Amanitere begegnen dem Löwengott Apedemak





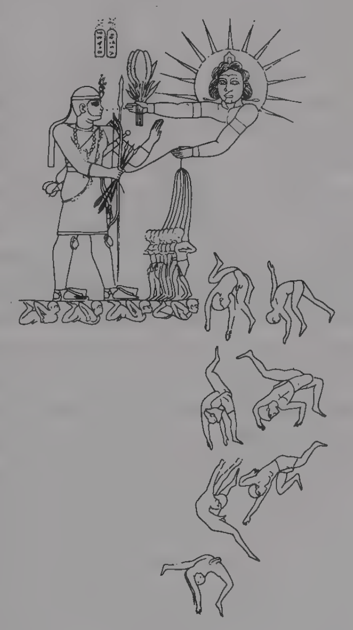
hier vierarmig und aus drei Perspektiven zugleich dargestellt: Er steht zwischen dem Königspaar und faßt mit zwei Armen die Ellenbogen seiner Besucher, mit zwei anderen Armen fächert er ihnen zu. An der Schmalseite des rechten Pylon erscheint Apedemak als löwenköpfige Schlange, die in einem Akanthus endet. Wie schon die Verwendung des Elefanten als Reittier und als Architekturelement in Musawwarat deutet auch die Vielarmigkeit Apedemaks in Naqa auf indische Einflüsse hin. Auf der gegenüberliegenden Außenwand begegnet dasselbe Königspaar wiederum Apedemak, der andere Götter und Gefangene in seinem Gefolge hat. Auch Isis und Amun erhielten Bilder, und auf den Stirnseiten der Pylone stehen in riesigen Ausmaßen König und Königin und schlachten ihre Feinde ab (Abb. 5).

Fast noch berühmter ist der ›Römische Kiosk‹ von Naqa (Farbabb. 7, Abb. 4), in dessen Kapitellen, Rundbögen und Fassadengliederung eindeutig griechisch-römische Formen zum Ausdruck kommen. Er läßt sich in seiner Einmaligkeit allenfalls noch mit Trajans Kiosk auf Philae vergleichen. Die vielen anderen Tempel Naqas – erwähnt, weil gut sichtbar, seien der Amon-Tempel mit seiner Allee aus Widdersphinxen (Abb. 8) und der Tempel ›F‹ der Königin Schanakdachete von 170–160 v.u.Z. – belegen unzweideutig den Ort als religiöses Zentrum mit ehemals ausgedehnter Stadtanlage. Zwei große Friedhöfe sind bereits entdeckt worden.

Der Löwengott Apedemak als Schlange aus einem Akanthus aufsteigend, Südseite des Pylons, Löwentempel von Naqa, 1. Jh. u. Z.

Wad ben Naqa liegt wieder am Nil, und zwar an der Mündung des Wadis von Naqa (Awatib). Die hiesigen Ausgrabungen begannen 1958 unter Vercoutter und legten die Grundmauern eines riesigen, quadratischen Gebäudes frei. Es sieht sehr nach Palast aus und bestand aus Ziegeln, die außen gebrannt und mit weißem Stuck verputzt waren. Daneben entdeckte man zwei Tempel, von denen einer der Isis geweiht gewesen sein könnte, und einen gewaltigen Ziegelrundbau, der nur über eine Rampe vom Nil her zugänglich ist und wohl als Getreidespeicher diente.

Südlich dieser Massierung meroitischer Städte beim heutigen Shendi finden sich kleinere Siedlungen in der Butana-Steppe oder am Blauen Nil bis Sennar. In **Defeia** bei Khartoum wurde die Sphinx des Aspalta (593–568 v. u. Z.) gefunden, in **Soba** eine meroitische Inschrift, Anzeichen eines später zur Kirche umgebauten Amontempels und ein jetzt in Khartoum stehender Widder aus Stein. Die Wasserbecken von **Basa** und **Umm Usuda** wurden von Crowfoot ebenfalls in meroitische Zeit datiert. Desgleichen scheint auch **Murabba** eine meroitische Stadt gewesen zu sein, und bei **Sennar** wurde am Ostufer des Blauen Nils, wenig unterstrom des Dammes, ein Friedhof entdeckt, dessen Keramik, Bronzegefäße und Schmuck eindeutig auf Meroe verweisen. Ähnliche Verbindungen verrieten die Gräber, die Wellcome im **Jebel Moya** untersuchte (400 v. u. Z.–400 u. Z.), oder die Schmuckteile, die in **Begawi** nördlich Roseires gefunden wurden und die wiederum mit den Felsgravuren der Gezira-Inselberge Dali, Bozi, Mazmum, Abu Garrad oder Agadi in Zusammenhang zu stehen scheinen. Sollte Sennar damals Verwaltungszentrum des Südens gewesen sein? Vielleicht versiegte hier im Süden der meroitische Einfluß so wie heute das archäologische Interesse. Die direkte Straße von Meroe in die Rohstoffgebiete des Südens führte aber bestimmt über den **Jebel Qeili** (südlich von Abu Deleiq), wo auf einem Felsbild aus dem 1. Jh. u. Z. ein solarer Gott mit Strahlenkranz dem König Sherkarer erscheint. Er übergibt dem Sieger, der über auf dem Rücken zusammengebundene Gefangene schreitet, eine weitere Gruppe Gebundener – wohl eine unmißverständliche Warnung an die hier lebenden nomadischen Unterstämme und andere Randgruppen des Reiches.



König Sherkarer auf einer Felsgravur vom Jebel Qeili, meroitische Zeit, ca. 20–30 u. Z.

Literatur: Die kompakteste Darstellung der wechselvollen Geschichte Nubiens ist die von William Y. *Adams:* ›Nubia. Corridor to Africa.‹ London 1977. Vom selben Autor stammt in der Zeitschrift Kush des Sudan Antiquities Service, in der auch alle bedeutenden Ausgrabungsberichte erschienen, eine Systematik der nubischen Töpferei: ›Progress Report on Nubian Pottery.‹ Kush XV, S. 1–50, 1967/68. – Von dem groß angelegten Katalog aller archäologischer Stätten im Sudan, den Friedrich *Hinkel* im Akademie-Verlag Ostberlin seit 1977 herausgibt, ist leider der Band über Nubien bislang noch nicht erschienen. Auch die Tübinger Ägyptologinnen Ingrid *Gamerwallert* und Karola *Zibelius* planen einen solchen Atlas. – An populären Darstellungen der Rettungsaktionen sind zu nennen: *Gerster,* G.: ›Nubien. Goldland am Nil.‹ Zürich 1964. *Hinkel,* F. W.: ›Auszug aus Nubien.‹ Berlin 1978. *Hintze,* F.: ›Alte Kulturen im Sudan.‹ Leipzig 1967. *Michalowski,* K.: ›Faras. Die Wandbilder in den Sammlungen des Nationalmuseums zu Warschau.‹ Warschau/Dresden 1974. – Eine sehr genaue Gesamtschau der Kulturgeschichte gibt Inge *Hofmann:* ›Die Kulturen des Niltals von Aswan bis Sennar. Vom Mesolithikum bis zum Ende der christlichen Epoche.‹ Hamburg 1967. – Die ersten Beschreibungen der nubischen Altertümer durch Johann Ludwig *Burckhardt* sind von Helmut *Arndt* bei Erdmann in gefälliger Form neu herausgegeben worden: ›Entdeckungen in Nubien 1813–1814.‹ Tübingen 1981. – Die schönsten frühen Abbildungen der Ruinen finden sich aber in *Linant de Bellefonds:* ›Journal d'un voyage à Meroe dans les années 1821 et 1822‹, das von M. *Shinnie* als Nr. 4 der Oc.Pap. des Sudan Antiquities Service 1958 in Khartoum neu herausgegeben wurde. P. L. *Shinnie* verfaßte das Standardwerk über Meroe: ›Meroe: A Civilization of the Sudan.‹ London 1967.

Bilder in der Wüste

Der Reisende findet sie nur schwer – nach ebenso strapaziöser wie gefährlicher Anfahrt, nach langem, vergeblichem Suchen, in Felsnischen nahe der Talsohle, vielleicht aber auch in höher gelegenen Höhlen. Sie zeigen Tiere und bisweilen auch Menschen, in den Stein geritzt, gepunzt oder mit bunten Farben aufgetragen. Wiewohl ihre Rätsel noch längst nicht gelöst sind, steht fest, daß sie von einstigem Leben in der heute toten Wüste zeugen, und zwar die frühen Gravuren von Jägern vor 10 000 Jahren und die Gemälde von Hirten vor 7000 Jahren. Dann wurde die Savanne zu beiden Seiten des Nils unwirtlich und nur noch für Spezialisten zugänglich: für Räuber, Karawanenhändler und Forscher. Wenn die Händler und Nomaden eine Wüstendurchquerung hinter sich hatten, erzählten sie von Erlebtem und Erträumtem, z. B. von der ›Oase der Sperlinge‹ Zarzura, die seit dem 8. Jh. bekannt ist, aber nie gefunden wurde. Auch nicht zur Zeit der systematischen Erforschung zwischen 1923 und 1938, während der auch ein etwa 640 auf 660 km großes Rechteck aus der Libyschen Wüste an den britisch-ägyptischen Sudan fiel. Wegen dieser letztlichen Unergründbarkeit bietet die leblose Wüste auch heute dem Reisenden jene Mischung aus Schrecken und Verzückung, die manche Zivilisationsflüchtlinge suchen.

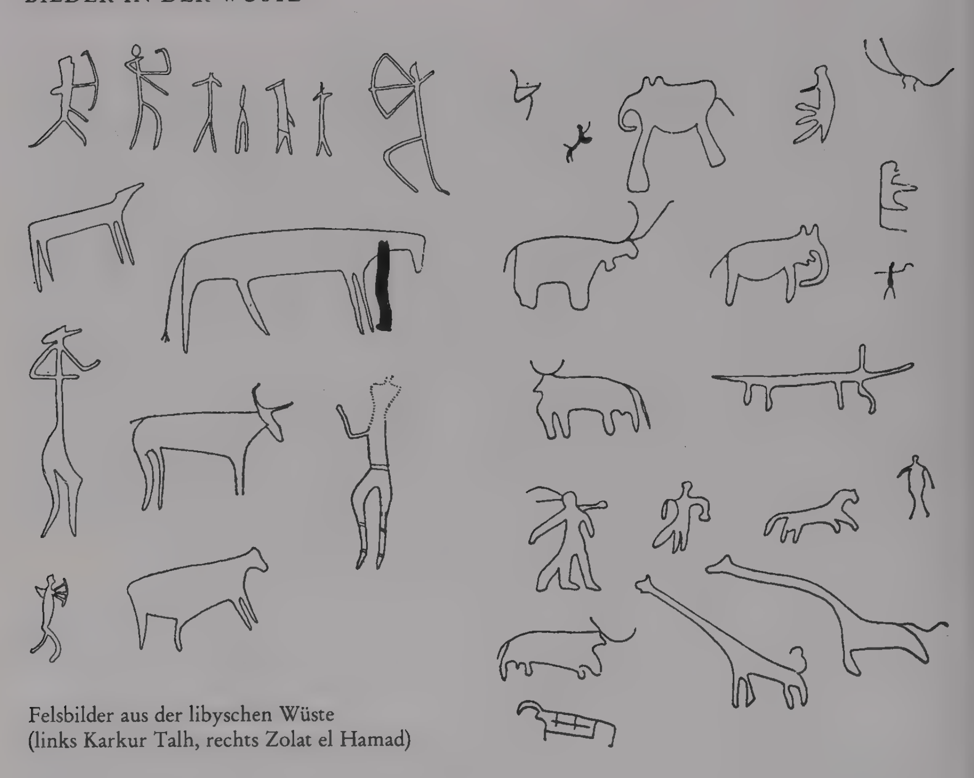
Die ersten Europäer, die zumindest den Ostrand der Libyschen Wüste kennengelernt und beschrieben haben, waren der Arzt Charles-Jacques Poncet (1698) und der Pater Theodor Krump (1700), vor allem aber der britische Reisende William George Browne, der 1793 die berühmte Transsaharastraße Darb el Arba'in (vgl. S. 105) nach Darfur ritt und drei Jahre später denselben Weg zurück. Die spätere, genaue Erforschung der Wüste wäre ohne Kraftfahrzeug und Flug-



Felsbilder vom Qelti umm Tasawir (Jebel Tageru)

zeug nicht möglich gewesen – aber auch nicht ohne das in Jahrhunderten gesammelte und mündlich weitergegebene Wissen der erfahrenen Karawanser, etwa des Ibrahim Abd el Melik vom Stamme der Zwaya in Kufra oder des Zaghawi Bidi Awdi von Norddarfur.

1925 fahren Prinz Kemal el Din Hussein und der britische Geograph John Ball mit Halbkettenfahrzeugen der Firma Citroën von Kharga nach dem Uweinat-Gebirge, in dem Ahmed M. Hassanein Bey zwei Jahre zuvor die ersten Felsbilder entdeckt hatte. 1925 wird auch die Spur von Wadi Halfa zur Oase Selima markiert, und zwei Jahre später startet die große Forschungsexpedition der Kolonialbeamten S. D. Newbold und W. B. K. Shaw auf Kamelen unter Führung von Hamatulla Mohammed Omar von Hamra el Sheikh über El Atrun, Nukheila, Burg et Tuyur und Selima nach Wadi Halfa. 1933 läßt sich Leo Frobenius, der Begründer der deutschen Felsbildforschung, mit seinen Mitarbeitern Rhotert und Pauli von dem ungarischen Grafen und Wüstenkenner L. E. Almásy zu den Bildern der Libyschen Wüste fahren. Letzterer erreicht im folgenden Jahr mit dem deutschen Ingenieur Hansjoachim von der Esch die Berge Uweinat und Yerguehda. 1934 ist auch das Jahr, da erstmals Grenzpfähle in die grenzenlose Wüste gerammt werden, und sechs Jahre später dient dieselbe neuralgische Stelle am Uweinat



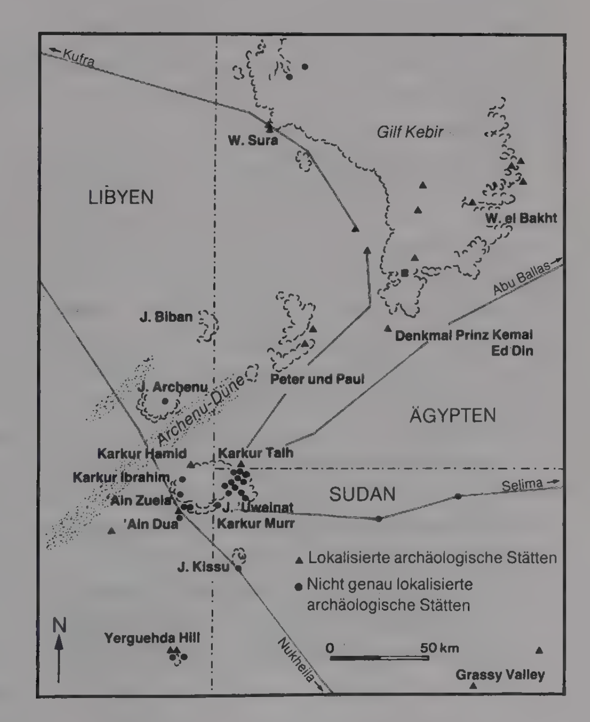
Felsbilder aus der libyschen Wüste
(links Karkur Talh, rechts Zolat el Hamad)

nicht nur als italienischer, sondern auch als britischer Militärstützpunkt. Die Unabhängigkeit Afrikas brachte der Wüste zunächst wenig Änderung: Es kamen weiter internationale Expeditionen wie 1961 eine italienische, 1965 und 1968/9 zwei belgische; kommerzielle Lastwagen wühlten sich von Kufra nach Darfur und zurück. Nach der drastischen Verschlechterung der Beziehungen zwischen den Nilländern und Libyen, vor allem auch nach den bitteren Erfahrungen eines Westberliner Geologenteams im Jahr 1980 wurde die Grenze am Uweinat offiziell lange nicht mehr überschritten.

Bevor wir die Fundstellen menschlicher Kunst und Kultur in der sudanesischen Wüstenecke aufzählen, vergegenwärtigen wir uns kurz ihre Natur: Die Wüste ist ein Gemeinschaftswerk von Sonne und Wind, die seit Jahrtausenden an der nackt gewordenen Erde arbeiten, weichen Stein zu Sand zersetzen, harten zu bizarren Gebilden ausblasen und selbst die Artefakte mit Windschliff und Wüstenlack überziehen. Drei Landschaften beeindrucken in ihrem Wechsel den motorisierten Wüstenreisenden: die topfebene *serir,* das zerbrochene und zerklüftete Bergland und die phantastischen Sandmeere mit ihren oft parallel verlaufenden Ketten aus Wanderdünen (Farbabb. 6), die am heißen Horizont als *rihāb* (Luftspiegelungen) zu im Wasser schwimmenden Bernsteinperlen werden können. Andere Wunder stellen die Sicheldünen *(barchan)*

dar, an deren Luvseiten zwei verschiedene Winde arbeiten, weiter die Sandrosen als ausgeblasene Hinterlassenschaften ehemaliger Salzseen oder Holzstämme, die seit Millionen von Jahren (Kreidezeit) ›verkieselt‹ und damit versteinert wurden. Besonders an den Hängen der als Zeugen der geologischen Verfallsgeschichte stehengebliebenen Felsenhaufen und Inselberge mischt die Natur rote, violette, schwarze und weiße Farben in das Wüstenbraun, das sich ohnehin im Kontrast zum stahlblauen Himmel ständig ändert, vor allem aber unter Sandstürmen *(habūb)* oder Sandschleiern *(shabura)* grau, silber, grün oder gelb scheinen kann.

Diese nur schwer beschreibbaren optischen Genüsse sind zusammen mit dem überwältigenden Lichtermeer des Nachthimmels und der absoluten Weite der Landschaft für bestimmte Menschen Grund genug, sich, wenn schon nicht Kamelreitern, so doch einem professionellen Motorkarawanser anzuvertrauen. Freilich birgt die Wüste auch botanische und zoologische Kostbarkeiten: In den Tälern der Inselberge, dem großen, 350 km langen Wadi Howar oder dem 26 Kameltage sich hinziehenden Wadi Milk haben sich die letzten Reste des Sahara-Lebens gehalten: z. B. Sayal- und Talh-Akazien (Acacia spirocarpa und Acacia tortilis), Heglig-Bäume (Balanites aegyptiaca), Seleim-Büsche (Acacia flava Schw.), Koloquinten (Citrullus colocynthis), deren gelbe Früchte wie Straußeneier auf dem Sandboden liegen, Tundub-Bäume (Capparis aphylla), Dattelpalmen (Phoenix dactylifera), z. T. ohne Stamm *(haush)*, oder das für die Sahel charakteristische Cram-cram (Cenchrus biflorus). Von dieser Kümmerflora ernähren sich im



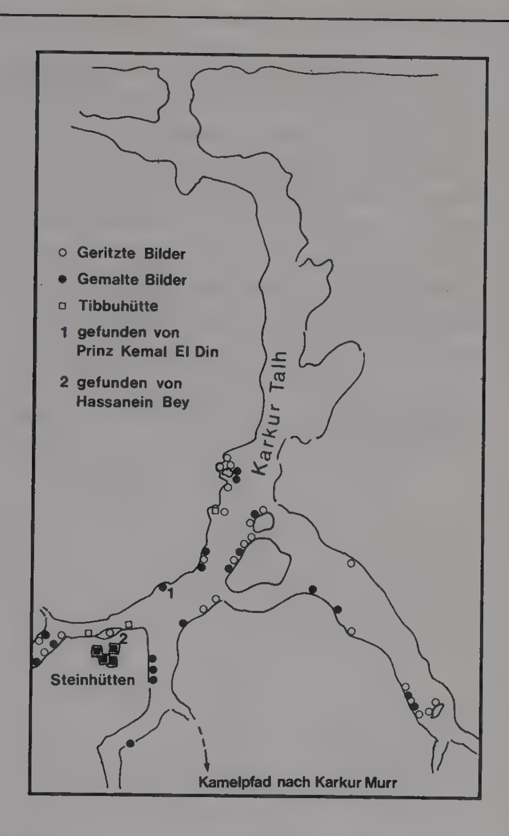
Die zentrale Ostsahara

Uweinat und Gilf Kebir noch einige libysche Wildschafe (Waddan/Ammotragus lervia ornatus); am Südrand kommen Addax-(Nasomaculatus) und Oryx-Antilopen (Oryx beisa) vor, ganz selten auch Strauße (Struthio camelus), häufiger Gazellen und Wüstenfüchse *(fenek)*.

Wenn der Tau der eiskalten Winternächte silbernes Gras aus dem Sandboden wachsen läßt, treiben die Sahelnomaden ihre Kamele auf die *jizzū*-Weide. Auch das erinnert noch an die Zeit, da Wild und Wasser der Sahara dem Menschen mannigfache Lebensmöglichkeiten boten. Die Austrocknung (heute: Desertifikation, *zaḥfaṣ-ṣaḥrāwi*) muß um 15 000 v. u. Z. schon fortgeschritten gewesen sein, wurde aber dann zwischen 9000 und 2000 v. u. Z. nochmals aufgehalten durch ein Subpluvial, das dem Land eine vielleicht dem heutigen Kordofan vergleichbare Vegetation schenkte und eine grandiose Ausbreitung des Hirtennomadismus erlaubte. Aus jener Zeit mit ihren Savannen, flachen Seen und periodischen Flüssen, längs denen Galeriewälder wuchsen, stammen die allerorts zu findenden Reibschalen, Läufersteine und Tonscherben. Danach muß die Verwüstung rapide fortgeschritten sein: Der Winterregen zog nach Norden, der Sommerregen nach Süden, das Grundwasser sank um 10 m, und die Rinderhirten flohen in die Sahelzone. In den heutigen Fulbe etwa, die auch durch die sudanesischen Savannen ziehen (Umm Bororo; vgl. S. 126), sieht der Wüstenforscher Lhote Nachkommen jener Sahara-Nomaden.

Selima: Die heute zur Dattelernte oder Salzgewinnung von Hawawir und Kabābīsch besuchte Oase an der Kreuzung der Darb el Arba'in mit der Nil-Kufra-Route liegt in einer 60 m tiefen Senke 250 m über dem Meer. Drei Stellen in dem Hain aus Dattel- und Dumpalmen, Seyal, Tarfa (Tamarix mannifera) u. a. bieten gutes, offenes Wasser. An Funden hat Selima bis jetzt Faustkeile (Acheuléen) und Tonscherben aus römischer wie christlicher Zeit preisgegeben. Berühmt ist die Ruine (Kloster?) 300 m SW der südlichen Palmen, die zuerst von Krump erwähnt wurde und einer Sage nach Sitz der Amazonenkönigin Selima war. An ihren Mauern und benachbarten Steinen haben sich viele arabische Karawanen und europäische Reisende durch Inschriften verewigt. Im NW der Oase finden sich Felsgravuren (Fuß, Tier, Wurfeisen) jüngeren Datums, 60 km in Richtung Abri am Nil die Qubba des Faki Adam und 60 km im N auf der Darb el Arba'in das Grab des Sheikhs Ambigol. Nach 175 km WSW kommt man zum Felsen **Burg et Tuyur** (Vogelturm), von Newbold nach der Masse toter Zugvögel so genannt. Im Sand entdeckte man einige Artefakte. Etwa 280 km WNW der Oase verriegeln zwei von N nach S verlaufende Dünenkämme (viele Sicheldünen) die Große Selima-Sandfläche.

Jebel Uweinat: Das ›Berg der Brünnlein‹ genannte, 1900 m hohe Massiv aus Granit (im W) und Sandstein (im O) erhebt sich aus einer 600 m hoch gelegenen Senke. Die O-W-Ausdehnung beträgt 50 km, die N-S-Ausdehnung 30 km und die Höhe der markanten Südwand 500–600 m. Der 1932 von Bagnold und Shaw erstmals bestiegene, vulkanisch entstandene Kegelstumpf hält in manchen Jahren Regenwolken auf; die folgen-



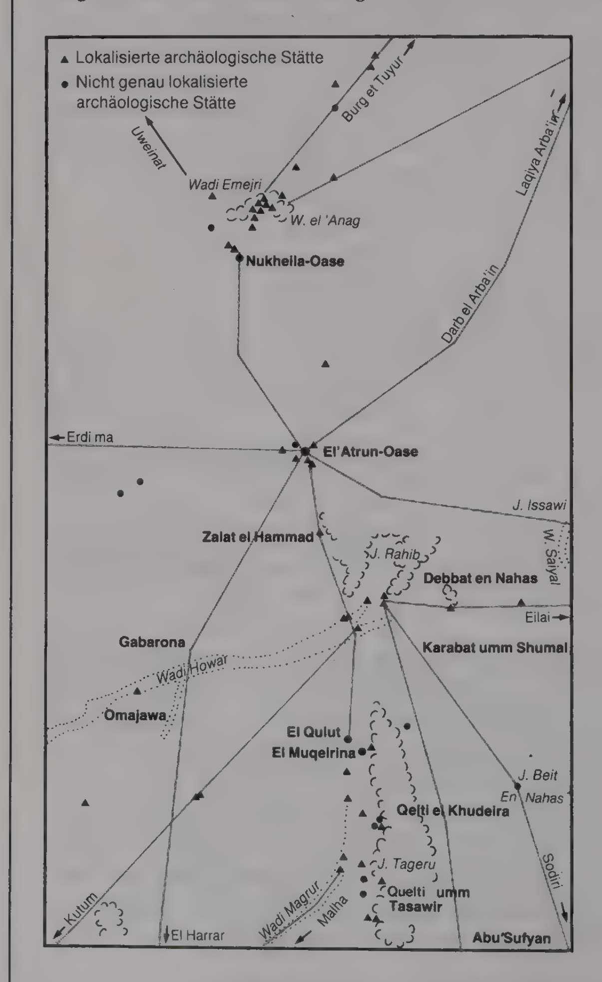
Almásys Felsbilderfundstellen im Karkur Talh

den Gewitterregen sind für einige Tibu im Tibesti das Zeichen zur Nutzung der in den Tälern *(karkur)* entstandenen Weiden. Die Hauptwasserstellen sind Karkur Murr (vor und im 2. Weltkrieg britischer Posten), Ain Dua (ab 1932 italienischer, heute libyscher Posten) und Ain Zweia.

Die bedeutendste Petroglyphengalerie des Uweinat findet sich im **Karkur Talh** (Tal der Talh-Akazie, Sayal) im N: Gravuren (Farbabb. 9) und Bilder von Wildtieren (Säbelantilopen, Strauße, Mähnenschafe, Giraffen etc.), aber auch von domestizierten Rindern mit künstlich deformierten Hörnern oder anderem Schmuck, oft stilisiert oder ›aspektivisch‹ (Resch), d.h. aus mehreren Blickwinkeln zugleich dargestellt; daneben Menschen, die jagen, Vieh hüten, kämpfen, tanzen. Weitere Felsbilder finden sich im Karkur Murr (am Talende in einer Höhle mit S-Öffnung), in einer Felsnische am Paßweg von Murr nach Talh, in ›Ain el Prince‹ (Almásy) 15 km westlich vom Eingang des Karkur Murr, im Karkur Hamid im W vom Karkur Talh, im Karkur Ibrahim am W-Hang, möglicherweise auch bei 'Ain Zweia südlich davon. Eine reichere Fundstelle bildet schließlich **'Ain**

Dua, (vor allem die dortigen Höhlungen bis zu 100 m über dem Bergfuß). An vielen Stellen von 'Ain Dua wurden auch Messer, Schaber, Reibsteine und Pfeilspitzen gefunden, sogar einige Gräber mit Tonbeigaben.

Wenn Tibu oder Qura'ān aus dem Ennedi die Fernweiden des Uweinat aufgebraucht haben, ziehen sie über die riesige Arkenu-Düne zum gleichnamigen Berg weiter und von da zu den drei Tälern des gewaltigen ›Nordbergs‹ (Jebel esh Shamali), der seit Kemal el Din **Gilf Kebir** heißt. Auch für den Reisenden lohnt sich der 200 km lange Abstecher, zumindest bis zum Wadi Sora, dem ›Bildertal‹ Almasys etwa in der Mitte der 250 km langen Westwand, um die dortigen ›Schwimmer‹ in der Eingangshöhle zu bewundern.



Umgebung der Oase El Atrun

Von da sind es noch 344 km bis zur Kufra-Oase. Auch der Zeugenberg **Yerguehda** 75 km südlich von 'Ain Dua, wo Bagnold 1933 einen Elefantenknochen fand, birgt Bilder in den Nischen seines NW-Hanges, ebenso der formschöne **Jebel Kissu** (Farbabb. 2) nur 25 km südlich des Uweinat an seiner Südspitze. Hier entdeckte Bagnold auch Gerätschaften aus der unteren und mittleren Altsteinzeit.

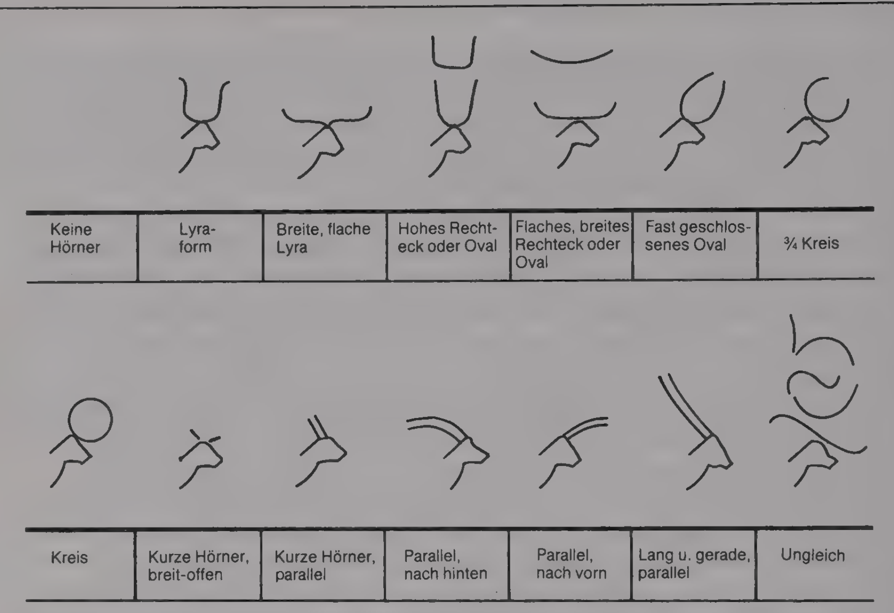
Nukheila (Farbabb. 4): Die auch Tamr, Oyo, Tura el Bedai (Oase der Bedayat/Bäle) oder von den Ägyptern Merga genannte Oase (500 m ü. M.) war mit ihrem überraschenden und einmaligen Salzsee vielleicht schon dem Ptolemäus bekannt (Lacus chelonides). Das idyllisch gelegene Gewässer weist eine Tiefe von 3,30 m und eine Fläche von 125 auf 250 m auf. 1926 wurden in den fünf Hainen der drei Senken 1000 Palmen gezählt. Nördlich des Sees liegt das Wrack eines 1930 hier zerschellten britischen Militärflugzeugs. 1934 besetzten Soldaten die zuvor von Qura'ān-Flüchtlingen aus Kufra bewohnte Oase (die Flüchtlinge ermordeten hier auch die zwielichtige Gestalt des Aremi Gongoy).

In der **Wadi Emeiri** oder **Hussein** genannten N-Senke sind 2 km nördlich des Brunnens Tamr el Qisar (Oyo) Felsgravuren (Rinder mit phantastischen Hörnern, Giraffen, Antilopen, Schafe) in 50 m Höhe am sogenannten Sphinx-Berg und seinem kleineren Nachbarn zu sehen. Am NO-Ausgang (6½ Tage nach Selima) liegt der Brunnen des erwähnten Karawansers Bidi. Auch der Südhang des Wadi Emeiri, 2 km südlich Tamr el Qisar, birgt Felsbilder.

Die tief eingeschnittene NW-Senke wurde **Wadi el Anaj** (= Urbewohner) genannt nach ihren prähistorischen Funden (Reibschalen, Tonscherben, Straußeneierschalen u. a.). Bei den an zwei Stellen entdeckten Felsbildern handelt es sich um Kombinationen aus Gravuren und Malereien. Auf dem Weg zum Salzsee (17 km NNO von diesem) sind weitere Gravuren (Giraffen, Rinder, Menschen) und im SW von ihm Zeichnungen (möglicherweise Stammesmarken oder Brandzeichen) entdeckt worden.

El Atrun: Die 510 m hoch gelegene Oase, 150 km von Nukheila entfernt, wird auch Wadi Natrun, Bir el Malha oder Bir Zaghawa genannt. Auf dem Jebel Kashafa (Talia), dem höchsten Punkt der Senke, befand sich zu Beginn dieses Jahrhunderts ein Posten des ägyptischen Kamelcorps, das 1907 hier verdurstete. Die vier Brunnen heißen von N nach S Bir Natrun ('Idd el Magharba), 'Idd el Nakhla, Bir Sultan (nach Ali Dinar von Darfur, auch 'Idd el Gellāba) und Bir Milani ('Idd el Kabābīsch). Dazu wird noch von einem fünften ('Idd el Doleib) 8 km westlich des Kashafa und einem ›Battery Well‹ im NW von Milani berichtet. Die für den Oasennamen und die heute noch andauernde Attraktion des Platzes für die Nomaden verantwortliche Salzpfanne liegt im NW der Oase.

Zolat el Hamad: Der auch unter dem Namen Wa'arat el Gulud vermerkte Ort liegt etwa 35 km südlich von Bir Milani. Er besteht aus einer dem Jebel Rahid vorgelagerten



Formen von Rinderhörnern auf libyschen Felsbildern (nach Rhotert)

Gruppe von Sandsteinfelsen, die mit gepunzten oder ausgeklopften Gravuren geradezu übersät sind (vor allem der SW-Hang): Elefanten, Giraffen, Strauße, Oryx-Antilopen, unzählige Rinder, Hunde, Esel, Hasen, Insekten, ein Löwe, ein phallischer und ein berittener Mensch.

Wadi Howar: Diese auch Wadi Shau genannte Grenze zwischen Wüste und Sahel entspringt im Ennedi und verliert sich auf einer Meereshöhe von 533 m südlich des Jebel Rahid. Das Flußbett muß der Austrocknung lange standgehalten haben, denn seine flachen Ufer bergen unzählige Töpfe und Scherben mit Flechtmustern oder geometrischen Ornamenten, die stark an die Kunst der C-Kultur erinnert. Dazu fand man geschliffene Steinbeile (Diorit), Gräber mit reichen Beigaben (z. B. Türkisperlen), die synchron zum Alten Reich datiert wurden, und mitbestatteten Rindern.

Jebel Tageru: Das Massiv gehört zur Regenzeitweide der Kabābīsch, da es mehrere Brunnen *(qulut)* aufweist. Einer der reichsten Fundplätze von Knochen, Reibschalen, Tonscherben u. ä. befindet sich 5 km westlich der Wasserlöcher El Mugeirinat am NW-Ende des Gebirgszuges, unweit des Felsenbrunnens *(qelti)* Um Gereinat. An einem der Steintümpel wurden auch Gravuren entdeckt (drei Kühe und ein Mann mit Schild und Speer).

Vom Qelti Um Ṭasawir (Felsbilder) sind es etwa 80 km in SO-Richtung zu den rätselhaften Backsteinruinen von **Abu Sufyan,** deren Rundmauern wohl den Tunjur (s. u.) zuzurechnen sind, obwohl Vercoutter auch zwei meroitische Pyramiden, ja auch altägyptische Fragmente identifizierte. 250 km Luftlinie im O liegt der Plateau-Abbruch **El Ein** am Wadi el Milk, wo Reste einer Siedlung mit vielleicht christlicher Kultur gefunden wurden (ebenso wurde das Graffito in den Awadun-Bergen 75 km östlich von El Ain interpretiert). Auch der **Jebel Nagila** mit seinen vielen Artefakten bezeugt, daß das Wadi el Milk einst eine wichtige Verbindung zum Nil darstellte. Eine andere Handelsroute dürfte von hier nach N zum **Wadi el Qa'ab** bei Neu-Dongola geführt haben, wo in El Kueibi noch ein altes Fort zu sehen ist und in Matassi neben zahlreichen Brunnen mehrere Funde unsicherer Datierung gemacht wurden.

Bei den Ummat La'it-Bergen westlich des Tageru lagen venezianische Perlen im Sand; hier führte eine der Zufahrtsstraßen der Darb el Arba'in vorbei, die verschiedene ›Häfen‹ der Ostsahara (Uri, Kobbe, El Fasher u. a.) mit dem Sammelpunkt El Atrun verbanden. Von dort führte nur noch eine Spur nach Asiut in Ägypten, über den Cañon Laqiya Arba'in, der nach fünf Tagen erreicht wurde und wo die Kamelführer die Trommeln zu schlagen pflegten, um die Geister aus den Palmen und Ziegelresten oder ihre Furcht vor Qura'ān-Räubern zu vertreiben, weiter über Selima, die Bir Kassaba, Abu Hussein und Murr und die große Oase Kharga. Von Kobbe aus betrug die Entfernung 1800 km, und der Name ›Straße der 40 Tage‹ dürfte lediglich die reinen Marschtage gezählt haben: Browne, der einzige Europäer, der diese Tour durchritten hat, brauchte 60 Tage! Die Karawane, die ihn mitnahm, bestand aus 500 Kamelen, von denen jedes zehnte Futter für die anderen Tiere trug. Den Wert der Lasten schätzte Browne auf 115 000 Pfund. Die Güter, die auf diese beschwerliche Reise Darfur und Ägypten wechselten, waren nach seinem Bericht: von Nord nach Süd Bernsteinperlen, Zinnbarren, Korallen, Perlen aus echtem und falschem Carneol, venezianische Perlen, Agat, Silber- und Messingringe für Arm- und Fußgelenke, kleine Teppiche, blaue Baumwollhemden ägyptischer Fertigung, weißes Baumwollzeug, Nessel und Baumwolle aus Indien, Melayes genannter blauer und weißer Stoff aus Ägypten, gerade deutsche Messerklingen aus Kairo, kleine Spiegel, Kupferbeschläge oder Panzerplättchen für die Pferde, Feuerwaffen, Augenschminke, Kaffee, Rohseide, Draht, Messing, Eisen, kleine rote Berbermützen, leichte französische Kleider aus Benishes, Seide aus Scio, Seide und Baumwollstücke aus Aleppo, rote Lederschuhe, schwarzer Pfeffer, Schreibpapier, syrische Seife ... Von Süd nach Nord Sklaven beiderlei Geschlechts, Kamele, Elfenbein, Nashorn, Nilpferdzähne, Straußenfedern, Gummi arabicum, Nelkenpfeffer, zu runden Kuchen geformte Tamarinde, jede Menge exotischer Vögel, Affen, Perlhühner, kleine Mengen Kupfer.

Die Pax Britannica und die Eisenbahn haben die Darb el Arba'in, die Umgehungsstraße der Nilfürstenhabgier, für den Fernhandel überflüssig gemacht. Dennoch sieht man heute noch Kamelkarawanen der Rizaygāt, Kawāhla, Kabābīsch und Hawawir den *'alāmāt* (Steinmarken)

nachziehen, um entweder Salz in Natrun und Selima zu holen oder Frischfleisch nach Ägypten zu treiben (Farbabb. 16).

Literatur: *Browne* veröffentlichte seinen Reisebericht unter dem Titel: ›Travels in Africa, Egypt and Syria from the Year 1792 to 1798‹ in London 1799 (erste deutsche Übersetzung 1801 in Berlin/Hamburg). – Die Atmosphäre der neuzeitlichen Wüstenbefahrung wird am besten vermittelt in L. E. Almásy: ›Unbekannte Sahara.‹ Leipzig: Brockhaus 1939 (ungarischer Originaltitel: Az Ismeretlen Szahara. Budapest o. J.) oder auch in H. v. d. *Esch:* ›Weenak – Die Karawane ruft.‹ Leipzig: Brockhaus 1941. – Das Standardwerk über die Naturgeschichte der Sahara schrieb Karl Wilhelm *Butzer:* ›Studien zum vor- und frühgeschichtlichen Landschaftswandel der Sahara.‹ Bd. I–III, Wiesbaden: F. Steiner 1958/9. – Die wichtigsten Bücher zu den Felsbildern der Ostsahara sind: Hans *Rhotert:* ›Libysche Felsbilder.‹ Darmstadt: Wittich 1952, und Francis van *Noten:* ›Rock art of the Jebel Uweinat, Libyan Sahara.‹ Graz: Akademische Verlagsanstalt 1978. Eine lückenlose Aufzählung aller bis dato bekannten Fundstellen im Wüstengebiet des Sudan versuchte Friedrich W. *Hinkel* im Bd. II des ›Archeological Map of the Sudan‹, Berlin: Akademie-Verlag 1979.

Das Bergland der Beja

Es trennt den Bahr en Nil vom Bahr Ahmer (Rotes Meer), es besteht aus kahler Gebirgswüste, und seine Bewohner galten den städtischen Zivilisationen zu beiden Seiten soviel wie Hunnen: Räuberisch, grausam, habgierig und rachsüchtig nennt sie Burckhardt. Im Mittleren Reich hießen sie Medjay, bei Diodor Troglodyten, bei Plinius Ichthyophagen, bei Herodot Blemmyer, bei Ibn Battuta Bega und bei Kipling Fuzzy-Wuzzy. Wahrscheinlich waren es seit 4000 Jahren die gleichen Menschen, die hier die Wasserscheide zwischen Mittelmeer und Indischem Ozean bevölkerten. Der nach Osten jäh abfallende Rand der Nilbeckenplatte türmt sich hier bis zu den Bergen Erba (2217 m), Oda (2259 m) oder gar Hamoyet (2780 m) an der erithreischen Grenze auf und erhält so sommers wie winters etwas Regen. Seine Täler erlauben damit gerade eine flexible und bedürfnislose Weidewirtschaft. Den Osthang nennen die Beja Gwineb; hier tränkt der Winternebel eine relativ üppige Bergvegetation, während die bitteren Gräser der Küstenebene von den Kamelen eine spezielle Gewöhnung verlangen. Der Westhang, weniger markant, heißt Atbai oder Aulib und bietet in den Wadis des Gabgaba und Amur genügend Weidefläche, an manchen Stellen wie dem Haieit-Oko-Becken sogar kurzfristige Anbaumöglichkeiten. Die fetteste Gegend und auch jüngste Errungenschaft der Beja aber ist die Südsteppe Tamarab am Atbara, die ins fruchtbare Land Taka bei Kassala übergeht. Vor allem am Gash haben einige Beja schon in den 20er Jahren den Baumwollanbau gelernt und damit alle Schreiberlinge Lügen gestraft, die sie ›dumme Wilde‹ nannten.

Ihre Vergangenheit bildet einen Teil der Kulturgeschichte von Altägypten, Kusch, Nubien, Funj und des Osmanischen Reichs, doch sind die zahlreichen Steinzeugen des Beja-Landes bis heute schwer mit den schriftlichen Quellen oder den mündlichen Überlieferungen in Einklang zu bringen. Am Jebel Abadab (Khor Nubt) westlich von Sinkat wurden vorislamische Rundgräber mit Glas-, Ton- und Perlenbeigaben gefunden, aber auch muslimische Gräber, die auf

den Beginn der arabischen Durchdringung bereits zu Beginn des 9. Jhs. verweisen. Der Berg nordwestlich von Sinkat trägt den Namen Shakaitals, eines mythischen Königs der Beja, der gegen die arabischen Beni Hilal verloren haben soll. Seine Tochter aber heiratete den Prophetensproß *(sherif)* Mohammed Hadab und schenkte ihrem Stamm Mohammed Barakwin, den Furchtlosen, der die Funj aus den Bergen vertrieb. Am Jebel Okwar werden noch Befestigungsanlagen jener Herren vom Blauen Nil gezeigt, die nach anderen Überlieferungen aber den Beja selbst als Schutz gegen die Funj-Armee dienten. Was aber bedeuten die steinernen Türme zwischen Amur und der ägyptischen Grenze? Über das ganze Gebirge verstreut finden sich runde wie quadratisch geordnete Steinhaufen *(akeratabeil)*, manchmal sogar auf Berggipfeln. Hier gibt Diodor einen Hinweis: »Die Troglodyten binden um Nacken und Füße ihrer Toten Zweige und tragen sie auf die Bergspitzen, wo sie sie ganz mit Steinen zudecken.«

Daß die Gegend einst wie die Libysche Wüste fruchtbarer war als heute und mehr als nur Kamelen und Schafen Nahrung bot, zeigen die Rinderdarstellungen auf Felsen bei Rawai und Deiruba (Khor Derudeb). In bekanntere, historische Zeiten führen schließlich die zahlreichen Goldminen im Norden (z.B. Gebeit, Mikraf, Oyo, Onib, Bir Komotit, Deraheib, Teilab, Umm Nabari), in denen z.T. auch Smaragde, Seladonite, Topas und Türkise gewonnen wurden. Die Ausbeute begann schon im alten Ägypten; bei den Arabern hieß das Gebiet des Wadi Allaqi Ard al Ma'dan, das ›Land der Minen‹. Ein Beja-König namens Ali Baba soll sie 854 besetzt haben, worauf der Sklavenhalter Al 'Umari aus Medina sie gewaltsam wieder öffnete. Im 14. Jh. schien der Goldrausch zu Ende gegangen zu sein, um stellenweise unter Mehmet Ali mit wenig Erfolg wiedererweckt zu werden.

Das unwirtliche Gebirge hatte also schon immer seine Reize, und vor allem war es schon früh Schauplatz lebhaften Verkehrs. Die große transsudanische Pilger- und Handelsstraße führte hier auf drei Wegen über die letzte Schwelle Afrikas; auf allen dreien waren Beja mit ihren Kamelen Lotsen, Spediteure, Begleitschutz und Bedrohung zugleich: Im Norden transportierten sie die Güter Unternubiens und die Schätze der Minen zum Hafen Aidhab (vgl. S. 112), die mittlere Route verband Berber mit Suakin, die südliche Sennar und Kassala mit Tokar oder Suakin. Auf letzterer reiste wohl der Zwerg David ha-Reubeni 1523 nach Funj und in umgekehrter Richtung Burckhardt 1814 zusammen mit Händlern und Pilgern aus Westafrika. Kassala war im letzten Jahrhundert ein Zentrum des Tierhandels, das nach Hartmanns Auskunft alle großen europäischen Zoos mit Exoten der wildreichen Savannen um Atbara und Gash belieferte. Der 1853 auf der Rückreise von Abessinien in Daka verstorbene Konstantin Reitz aus Hessen organisierte z. B. den Transport einer Sammlung Wildtiere für Schönbrunn auf dem Nilweg. Im selben Jahr entdeckten die französischen Kaufleute Vayssière und de Malzac auf einer Jagdexpedition die rätselhaften Gräber am Jebel Ma'man. Die meisten dieser Steinhaufen sind am Fuß von rechteckigem Grundriß, oben aber rund; ihre Stätte wurde von den Karawanen mit Andacht und Scheu passiert.

Die Route Berber – Suakin war schließlich die wichtigste. 1883 startete man den ersten Versuch, sie in eine Eisenbahnstrecke zu verwandeln, doch der Krieg gegen die Beja unter ihrem mahdistischen Führer Osman Digna ging verloren, und der Bau wurde nach 30 km bei Otao eingestellt. Der zweite Versuch nach der Wiedereroberung aber gelang: 1905 rollten die ersten Züge über die Berge und beendeten die Karawanenzeit. Nicht nur die Beja und ihre jährlich

etwa 15 000 zum Einsatz gebrachten Kamele verloren Arbeit und Einkünfte, Berber wurde von Atbara verdrängt und Suakin bald von Port Sudan (vgl. S. 114). In den 70er Jahren bekam wiederum die Eisenbahn Konkurrenz, zunächst von der Pipeline, dann durch die Lastwagen, die auf der neuen Asphaltstraße Khartoum mit seinem Seehafen wesentlich schneller verbinden. Straße und Schiene laufen am Westhang noch parallel, erst jenseits der Paßhöhe (894 m), in Sinkat, trennen sie sich. In diesem herrlichen Gebirgs- und Wallfahrtsort, in dem sich 1451 Nachkommen des Propheten niederließen und in dessen schönem Mausoleum auch die 1956 verstorbene Sherifa Miriam (vgl. S. 120) ruht, unterhielten schon die Türken eine Garnison, während die heutige Armee den strategischen Punkt von Gebeit, ihrer Infanterieschule, aus bewacht. Die Bahn folgt dem breiten Tal des Adit nach Norden und biegt dann in der Geröllebene des Okwar nach Osten zur Küste ab. Die Straße aber wendet sich schon in Sinkat – kurz hinter dem im Stile einer kuschitischen Pyramide gehaltenen Denkmal des Verwaltungsbeamten und Wüstenforschers Douglas Newbold – zum Akaba-Paß hoch, um sich dann in die Schlucht des Gwob zu stürzen, wo sie sehr oft durch havarierte LKWs blockiert ist. Unten, am Eintritt in die Küstenebene, liegt das Mahnmal der Schlacht von Tamai, in der 1884 110 Briten und 3000 Hadendoa-Beja fielen. Eine dritte, sehr abenteuerliche Piste führt von Sinkat über den Höhenluftkurort Erkowit (1000 m), dessen Aussicht (vor allem vom Jebel es Sitt), Vegetation und Fauna (Wildziegen, Gazellen, Paviane) ihn zu einem der schönsten Plätze des ganzen Sudan machen.

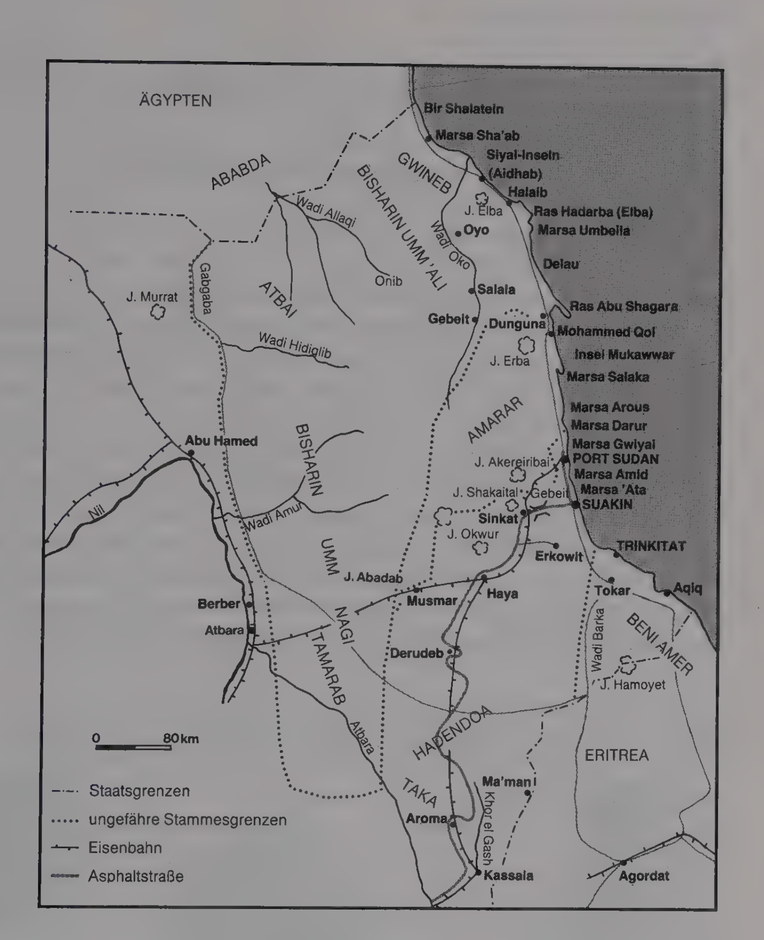
Die bisher als geschlossene Gruppe behandelten Berghirten der Beja bilden alles andere als eine Einheit. Ihre Familien verbinden sich heute durch Zwischenheirat und zerstreiten sich morgen über die knappen Weiden und Wasserstellen. Sie sind ein Volk von Eigenbrötlern, was vielleicht die negativen Beurteilungen durch die Reiseschriftsteller der letzten 2000 Jahre erklärt. »Sie sprechen zu keinem Fremden; sie haben an nichts Interesse«, hatte Diodor berichtet. Das geringste Interesse zeigten sie an ihrer Verwaltung und Besteuerung, die ansatzweise erst Ende der 20er Jahre gelangen. Damit wurde auch ihre derzeitige Bündniskonstellation untereinander festgeschrieben, so daß sich heute in dem etwa 200 000 Menschen zählenden Volk fünf große ›Stämme‹ auseinanderhalten lassen:

Die Ababda siedeln im Norden, zum großen Teil in Südägypten zwischen Aswan und Rotem Meer. Zur Zeit der Funj und später der Türken begleiteten sie die Karawanen von Unternubien über den Jebel Murrat, wo noch ein altes Fort steht, nach Abu Hamed.

Die Bischarin wollen vom Jebel Elba an der Küste abstammen und haben sich teilweise bis zum Atbara hin ausgebreitet. Letztere Sektion, die Umm Nagi, wurde 1929 mit der nördlichen Sektion, den Umm Ali, verwaltungsmäßig unter einem Nazir (Stammeshaupt) zusammengefaßt. Die Bischarin sind berühmt für ihre Zucht hellgelber bis weißer Reitkamele.

Die Amarar führen ihre Herkunft zum Jebel Akereiribai zurück und bewohnen die Berge zwischen Salala und Port Sudan mit Mittelpunkt am Brunnen Gwarar-awe nördlich Musmar, haben allerdings auch Exklaven in Tokar, am Atbara und Gash, in Gedaref, Berber und Aswan.

Die Hadendoa avancierten im 18. Jh. unter ihrem Führer Wailali Mohammed zur größten Gruppe und boten den Türken den härtesten Widerstand. Ihr Gebiet reicht von Port Sudan bis Kassala, wo das Fort von Aroma von ihrer blutigen Unterwerfung im Jahre 1844 zeugt, bei der der westfälische Ingenieur Ferdinand Werne mithalf.



Hauptgruppen der Beja und die Ostküste des Sudan

Die Beni Amer wurden durch die britisch-italienische Grenzziehung um die Jahrhundertwende in zwei Teile zerschnitten; die nördlichen haben ihr Zentrum in Tokar, die südlichen in Agordat/Eritrea. Einflüsse der Funj oder Abessinier machten sie zur Kastengesellschaft, die zum ersten Mal von dem späteren Gouverneur der türkischen Provinz Massaua, dem Schweizer J. A. Werner Munzinger Pascha, beschrieben wurde.

Diese fünf Gruppierungen zerfallen ihrerseits wieder in eine Reihe von Sektionen, z. T. mit eigenen Stammestrommeln aus Kupfer oder eigenen Priester- und Häuptlingsclanen. Die kleinste Verwaltungseinheit ist das *bedana*, eine nicht sehr stabile Sammlung von Gehöften *(maskab)* und Siedlungen. Das einigende Band aller Beja bildet dagegen die gemeinsame Sprache, das To Bedawie, das zur kuschitischen Familie gehört, also auf die Oromo (Galla) und Somali des Osthorns verweist, mit denen die Beja auch die für unsere Empfindung schön geschnittenen Gesichter gemeinsam haben. Auch die Kultur ist weitgehend einheitlich, wobei im Zentrum die

Weidewirtschaft steht. Daneben baut man, wenn möglich, etwas Hirse an, sammelt Früchte (z. B. Nüsse der Dum-Palme) oder leistet Lohnarbeit auf den Baumwollplantagen am Gash, Atbara und Barka (Tokar) oder im Hafen von Port Sudan. Andere Gruppen haben sich auf die Exportproduktion von Vieh spezialisiert, etwa die Kurbab (Amarar) auf die Ziegenzucht oder die Nurab (Amarar) auf die Rinderzucht.

Die Handwerksproduktion von Gebrauchsgegenständen steht bei den oft sehr abgelegen wohnenden Beja-Familien hoch im Kurs; vor allem die Frauen flechten aus Fasern der Dum- und manchmal auch der selteneren, aber begehrten Argun-Palme Körbe, Taschen, Schalen, Korbflaschen und Milchgefäße *('amūr)*, meist in der Technik des ›Wulsthalbgeflechts‹, bei dem nach Alfred Bühler ein ›aktives‹ System durch ein ›passives‹ gezogen wird. Berühmt sind die Beja auch für ihre Produkte aus Speckstein (Steatit) oder Talkstein: Kochgeräte, Tabakspfeifen, Kaffeetassen. Das übrige Inventar besteht aus Holz oder Leder; Ton taugt nicht zum Nomadisieren, außerdem sollten Ton und Blech nicht mit Milch in Berührung kommen.

Eigenartig sind die Zelte *(bidaigau)* der Beja, die wie halbierte Tonnen aussehen: Es handelt sich dabei um doppelt gedeckte Holzgerüste, deren Außenwand aus geräucherten Palmfasermatten *(takaib)* besteht, die Innenwand dagegen aus Ziegenhaarteppichen *(kujra)*. Auf dem Boden liegen wiederum Bastmatten, auf denen das niedere Bettgestell *(arkai)* oder ein Anqareb ruht. Auch Kopfstützen *(matarass)* sind in Gebrauch, entweder als massive Holzblöcke gestaltet oder an die leichte Form der Nomaden aus den SO-Steppen (vgl. S. 307) erinnernd.

Materielle Kultur der Beja: Geflochtene Gefäße (oben links und Mitte), Kochtopf aus Talkstein (oben rechts), Holzgefäße (Mitte rechts und unten links), Kopfstützen (unten Mitte und rechts)





Schwert mit Scheide und
Schild der Beja

Die Kleidung bestand früher aus Tierfellen, heute aus Baumwolle. Zusätzlich zu Arāgi und Sirwāl, dem gemeinsudanesischen Nomadenanzug (vgl. S. 24), trägt der Beja-Hirte fast immer eine Weste und darüber, über beide Schultern gelegt und über dem Bauch gekreuzt, ein langes, faltenreiches Tuch (*tōb;* Tōb und Sirwāl sollen vor der in englischer Zeit üblich gewordenen Arāgi auch die Tracht der arabischen Nomaden gewesen sein). Die Verschleierung der Frau in verkehrsreichen Gebieten ist ebenfalls jungen Datums; Linant de Bellefonds, der französische Ingenieur in türkischen Diensten, erwähnt nur Lederrock mit Gürtel. Die Beja waren vor ihrer oberflächlich gebliebenen Islamisierung und Arabisierung, bei der den Banu Kahil (Kawāhla) eine Mentorenrolle zugefallen zu sein scheint, wie die Nubier matrilinear organisiert. Davon zeugt noch die ungewöhnliche Freizügigkeit der Frau, die von manchen Reisenden gar Sitten- und Hemmungslosigkeit genannt wurde.

Ganz charakteristisch für die Jungmänner der Beja ist natürlich ihr oben wuchernder und unten bisweilen zu Zöpfen geflochtener Haarschopf, der mit Haarpfeilen *(khulāl)* oder mit schmalen Kämmen aus Holz, Horn, Elfenbein bzw. Stacheln des Stachelschweins zusammengehalten wird. Den zweiten Ausweis reifer Männlichkeit bildet das Schwert, das wichtiger und kostbarer als der sichelförmige Dolch *(shōtāl)* und der nur noch selten zu sehende lederne Rundschild ist. Das Schwert wird vom Vater an den ältesten Sohn vererbt, und es gibt berühmte Exemplare im Beja-Land: etwa der ›Bashamish‹ des Sheikh Ahmed Kerar el Fekak der Ibrahimab-Sektion (Bischarin) oder ›Um Murhaka‹ bei den Hamdab-Bischarin. Dieses Schwert erhielt seinen Namen an dem Tag, da es vom Dach auf eine Korn mahlende Sklavin fiel. Nicht allein die Frau sei gespalten worden, so heißt es, sondern ebenso auch der Reibstein. Die Beja-Schwertklingen kommen übrigens oft aus Solingen; entweder haben sie eine *(el kar)* oder drei parallele Blutrinnen *(sulimani daud),* von denen die mittlere zur Spitze führt. Manche Klingen sind in Griffnähe durch Gravuren *(sulimani abu shabeish)* oder Herstellermarken *(dukkeri abu dubban, nugara, 'asad)* verziert. Die Quaste am Griff heißt *el jedla,* das Kreuzstück *el bershem,* der Griffknopf *el toma,* der Griff selbst *el gaim.* Die Schwerter werden stets eingefettet gehalten; man bevorzugt hierfür Schafshirn, das die Schneiden schärfen soll und Wunden lange schwären läßt.

Literatur: An historischen Texten lohnt sich die Lektüre von F. *Werne:* ›Feldzug von Sennar nach Taka, Bash und Beni Amer mit besonderem Hinblick auf die Völker von Bellad Sudan.‹ Stuttgart 1851, und Werner *Munzinger:* ›Ostafrikanische Studien.‹ Schaffhausen 1864. – Über die Ethnographie der Beja gibt es – abgesehen von Artikeln britischer Verwaltungsbeamter in Sudan Notes and Records (Bände 13, 14, 18, 20, 21, 24, 31) kaum Literatur. Eine Zusammenstellung lokaler Traditionen findet sich in A. *Paul:* ›A History of Beja Tribes of the Sudan.‹ Cambridge 1954. Über die nördlichste Gruppe schrieb A. *Hohenwart-Gerlachstein:* ›Materielle Kultur und Wirtschaft bei den Ababde.‹ Archiv f. Völkerkunde Bd. 14, Wien 1959, über die zentrale Gruppe die Ägypterin So'ad *Sha'aban:* ›Die Hadandawa-Bedscha.‹ Bonn (phil. diss.) 1970.

Küste und Häfen

Mit ihnen grenzt der Sudan an Handel und Verkehr der Welt. Das war schon so, als Ägypter der 6. und 12. Dynastie das Land Punt im Osthorn aufsuchten oder römische Triremen den Sinus Arabicus abfuhren, über die Regio Aromatophoros (›Weihrauchland‹) hinaus nach Zingion oder Azania zu dessen Haupthafen Rhapta. Später segelten arabische Dhaus in Richtung Bilad az Zanj, nach Kilwa und nach Sufalat az Zahab, der Goldstadt Sofala (Beira). Im 16. Jh. kamen aus entgegengesetzter Richtung portugiesische Schiffe durchs ›Tor der Tränen‹, um auch hier das arabische Handelsreich zu erobern, dann wieder aus dem Norden türkische, bis um 1869 mit der Eröffnung des Suezkanals das Rote Meer zur Hauptstraße des mit Eisen- und Dampfschiffen betriebenen und von Westeuropa beherrschten modernen Welthandels wurde.

Über die Häfen des Roten Meeres gibt es daher schon frühe Beschreibungen, von Kosmas Indikopleustes (Topographia Christiana 535/47) über Ibn Battuta (1332), Don Juan de Castro (1540) bis Edmonde Coombes (1834), um nur einige wenige zu nennen. Von ihnen wissen wir, daß der Welthandel auf dem Roten Meer nicht nur vorbeizog, sondern auch angezogen wurde von dem über Jahrtausende hinweg konstanten Angebot des Sudan: Sklaven, Gold, Elfenbein und Straußenfedern. Dazu kreuzten sich hier zwei Pilgerstraßen: die der nach Mekka ziehenden Westafrikaner und die der nach Jerusalem ziehender Abessinier. Auch an diesen Frommen verdienten die Küstenhändler und Schiffsbesitzer; besonders Burckhardt betont, wie sich für die ›Tekairne‹ (Tekrour) die Via Dolorosa der Karawanenreise auf den Seglern fortsetzte.

Im Stile eines Periplus, eines alten Segelhandbuches, wollen wir uns die Buchten *(marsa/merāsi)* der sudanesischen Korallenküste von Norden nach Süden ansehen, die Buchten, in denen die kundigen Segler nach der gefährlichen Passage des Riffs Schutz vor widrigen Winden, oft auch Trinkwasser, Kamelmilch und Schafsfleisch der Beja-Nomaden und manchmal sogar richtige Städte in unterschiedlichem Zustand vorfanden – und finden, da die Küstenschiffahrt hier auch heute noch von einmaligem Reiz ist.

Die Grenze zwischen dem ehemaligen Mutterland Ägypten und seiner einstigen Kolonie Sudan passiert man am **Bir Shalatein,** mit der vorgelagerten Insel Mirear. Der erste natürliche Hafen ist **Marsa Sha'ab** in einer Umgebung mit vielen Regenflüssen, Weiden und Salzpfannen. Von den hauptsächlich mit Seeadlern bevölkerten Siyal-Inseln sind es etwa 50 km zu der Stelle, die – etwa südlich der Libiya- oder Elba-Insel – im Mittelalter den bedeutendsten Hafen zwischen Massaua und Berenice beherbergte: **Aidhab.** Heute zeugen noch Sandhügel, Brunnenreste, Friedhöfe und unzählige Glas-, Ton- und Seladonitscherben von jenem Reichtum, der hauptsächlich der Verschiffung der Minenausbeute (vgl. S. 107) und der Pilgerscharen zu verdanken war. Fast jeder arabische Reiseschriftsteller erwähnt Aidhab, wenn auch selten in schönen Worten. Nach Ibn Jubayr (1283) war sein Wasser schlimmer als der Durst, und Makrizi (um 1400) stieß sich an den Bewohnern: Beja ohne Verstand und Glaube. In Wirklichkeit herrschten in der Stadt wie in allen orientalischen Häfen Kaufmannsfamilien, gegen die sich die ägyptische Oberhoheit nur schwer durchsetzen ließ. Sie nannten sich Ḥadāriba und kamen laut Burckhardt aus Haḍramaut, anderen Quellen zufolge aber gehörten sie zu einer Sektion der

Beja-Bischarin. Den Patriziern kam die Sperrung der nördlichen Pilgerroute durch die Kreuzfahrer zustatten, doch ganz außerhalb der christlichen Reichweite lag Aidhab nicht: 1183 überfiel Renaut de Chatillion mit seinen Galeeren die Stadt und 1272 vom Lande her König David von Nubien.

Die etwa 200 Häuser Aidhabs waren wohl mit Mehrheit Warenhöfe und Karawansereien. Murray grub 1926 auch eine Moschee aus, von der heute aber nichts mehr zu sehen ist. Die Gemeinen *(zenāfiq)* wohnten in Hütten und Zelten in den Außenbezirken und verdienten als Träger, Bootsleute, Handwerker und Kameltreiber ihr Brot. Als die Pilger wieder die sicherere Ägyptenroute vorzogen und die Minen der Allaqi-Berge nichts mehr hergaben, nahte auch das Ende Aidhabs: 1426 plünderten die in Not geratenen Kaufleute eine für Mekka bestimmte Karawanenladung; darauf zerstörte der Mameluckensultan Barsbay von Kairo ihren Hafen. Wer entkommen konnte, so berichtet Leo Africanus 1529, wurde von Leuten aus Suakin, der jetzt siegreichen Rivalin, niedergemacht.

Landeinwärts und vom heutigen **Halaib** (altes Fort) gut zu erreichen ragt der Berg Elba auf, an dessen Hängen Höhlenwohnungen zu finden sind. Nach diesem Berg wird bisweilen auch das **Kap Hadarba** genannt, an dem eine andere Variante (der 22. Breitengrad) der nicht geklärten Staatsgrenze ans Meer stößt. Die Buchten zwischen diesem und dem nächsten, 130 km entfernten Kap haben eine wenig bekannte Geschichte: Landeinwärts der ersten **(Marsa Umbeila)** steht ein alter Turm, und etwa in der Mitte liegt die Süßwasserstelle Delau nördlich der Gipsberge Abu 'Imama, Dyiba und Hamamit.

Mit dem **Ras Abu Shagara** (Rawaga) beginnt der in jüngerer Zeit aktuellere Küstenabschnitt. Don Juan de Castro sah hier 13 Steinhügelgräber; Burckhardt nannte die Bucht von **Dungunab** hinter der salzigen Landzunge ›Mersa Dongola‹ und erwähnte die dort schwunghafte Perlenfischerei, die z. T. von Amarar-Beja betrieben wurde. Der Hauptort der Gegend, **Mohammed Ghul** (Gol), trägt seinen Namen nach jenem Suakinenser Kaufmann, der hier das Pilgergeschäft begründete. Das Fischerdorf besitzt eine Festung und eine Moschee. Vor der Bucht liegen Inseln, darunter als größte **Mukawwar** oder die Smaragd-Insel, von einem hübsch bewachsenen (Mangroven) Berg gebildet. Die dort wohnenden Beja-Familien sind zu vollkommenen Ichthyophagen (Fischessern) geworden; Trinkwasser holen sie vom Festland. Hier setzten gewöhnlich die Segelschiffe nach Jidda über, nachdem sie zunächst die Küste entlang gesegelt und die Nächte in den Marsas zugebracht hatten.

Von den Buchten weiter südlich, unter denen **Marsa Salaka** sowohl von de Castro wie von Burckhardt besucht wurde, verdient **Marsa Aweitir** insofern Interesse, als 7 km landeinwärts, beim Brunnen Eit, heute Gips *(jibs)* abgebaut wird, den die Zementfabriken in Rabak und Atbara weiterverarbeiten. Der Ort muß schon früher wichtig gewesen sein, da bei der Mündung des Khor Hadikwan in das breite Gara-Bett eine Turmruine steht. **Marsa Arous** hat erst in allerjüngster Zeit Bedeutung bekommen, seitdem 1973 italienische Sporttaucher den Platz wegen seines Korallenreichtums für ein ›Tourist Village‹ auswählten. Für Freunde und Jäger der Unterwassermärchenwelt ist Arous seither nach dem Sanganeb-Riff (Leuchtturm) vor Port Sudan und den mehr meeresbiologisch betreuten Stellen (Mörderriffe) bei Suakin der am leichtesten erreichbare Fundort. Der Weg dorthin führt allerdings über schwierige Sandpiste (wie

die gesamte Küstenstraße), auf der auch das Trinkwasser herangebracht werden muß, da weder Arous noch die benachbarte Marsa Fijab Brunnen besitzen.

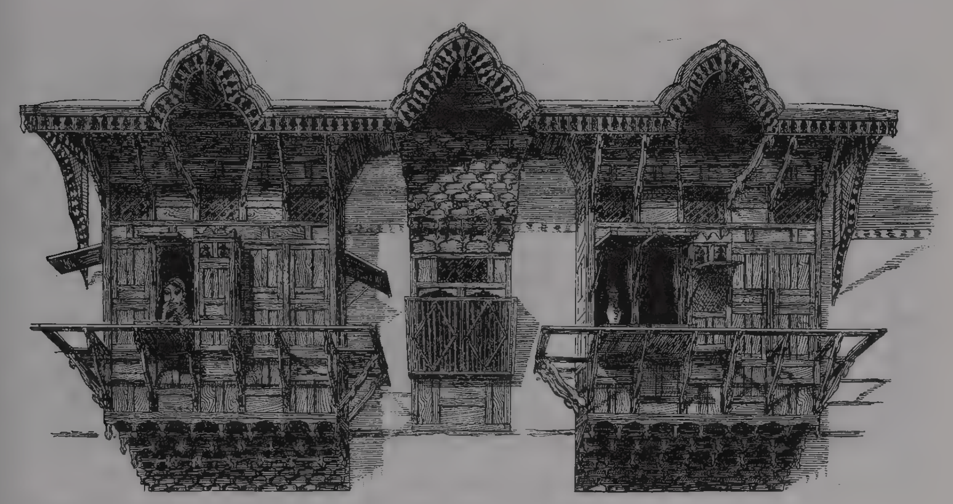
In der **Marsa Darur** strandete 1329 Ibn Battuta. Er schrieb über die Bewohner, daß sie in Grashütten wohnten und aus großen Muscheln Wasser tranken. Nördlich der Bucht sah Burckhardt noch die Reste jenes von de Castro erwähnten Kastells mit großem Turm, das den Küstenhandel zwischen Suakin und Kosseir einstmals türkisch kontrollieren sollte. Heute obliegt die Kontrolle der sudanesischen Kriegsmarine, die in der nächsten Bucht, **Marsa Gwiyai** (Flamingo Bay), ihren Hauptstützpunkt unterhält. In britischer Zeit diente Gwiyai als Segelhafen von Port Sudan mit zahlreichen Werften; heute kann der Bau arabischer Segelschiffe (der Name *dhau* ist im Sudan nicht gebräuchlich) noch in Suakin bewundert werden (vgl. S. 121).

Port Sudan: Der heute mit Abstand wichtigste Ort der sudanesischen Küste hieß die Jahrhunderte hindurch schlicht Marsa Sheikh Barghut nach einem Schutzheiligen der Matrosen, der hier seine Qubba hat. Zuvor nannte man den Platz Tradate (de Castro), noch früher Theon Soteiron (Ptolemäus). 1906 begann seine Neuzeit, als Lord Cromer, der britische Konsul in Ägypten, den Ausbau zum modernen Hafen, zum ›Port of Sudan‹ befahl. Nach und nach zog die europäisch geplante Stadt alle Funktionen an sich, die Suakin und vor ihr Aidhab oder gar Bāḍi' ausgeübt hatten, und dazu noch viele neue, die mit der industriellen Urbanisierung zusammenhängen.

Das vom Land und vom Wasser von weitem sichtbare Wahrzeichen der Stadt ist der 1964–68 erbaute Getreidesilo im Ölhafen. In den ›guten‹ Quartieren im Osten herrschen zweistöckige Gebäude aus Zement vor, deren Obergeschosse manchmal feine Holzgitter (zur Erinnerung an



Übersichtsplan von Port Sudan

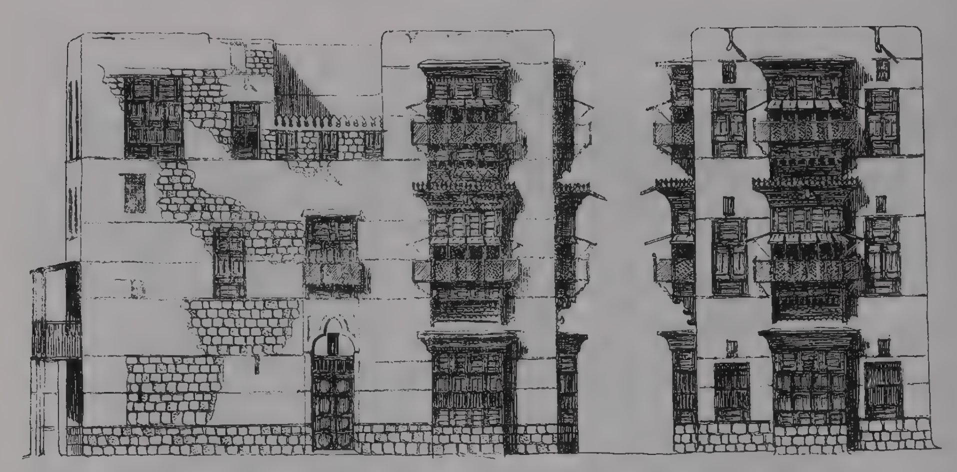


Große Holzerker am Haus von Shennawi Bey (nach Greenlaw)

die Bautradition der Küste) als Balkonverkleidung tragen. Außerhalb der relativ sauberen Arkadenstraßen des Suq stehen Holzhäuser, z. B. in Deim Suakin südlich des Khor Mog. Im Südwesten entstand in den 40er Jahren die Pilgervorstadt Deim Fellata, im Westen das riesige Slumviertel Deim Arab, in dem die Beja, vor allem die Amarar (in deren Gebiet Port Sudan liegt) wohnen. Deim Arab ist die größte Beja-Siedlung und der wirtschaftliche Brennpunkt der Berghirten. Diese verkaufen hier Tiere, Milch, Butter, Holzkohle und Holz an stammesverwandte Händler; manche verdienen sich etwas als Gelegenheitsarbeiter. Wer von den Zuzüglern keinen Platz findet, siedelt als ›Squatter‹ an irgendeiner unbenutzten Stelle des Stadtgebiets, wobei Abfall und mitgebrachtes Material als Baustoff dienen. Wenn den städtischen Behörden die Zustände zu unerträglich scheinen, werden Umsiedlungen vorgenommen: z. B. 1973 von Deim Omna (›verbotenes Viertel‹) und Adrout Debah (›roter Sand‹) nach Deim el Wohdah (›Einheitsviertel‹). 1980 wurde in Deim Arab eine neue Ladenstraße gebaut.

Nach dem 2. Weltkrieg bekam Port Sudan auch etwas Industrie, eine Spinnerei, Reifenfabrik, Getreidemühle u. a. im Norden und die für das ganze Land arbeitende Ölraffinerie 8 km südlich der Stadt (seit 1963). Dieser moderne Wirtschaftssektor kann natürlich in keiner Weise eine Einwohnerschaft ernähren, die 1974 schon 213 000 Köpfe zählte und jährlich um 8% wächst. Dazu braucht es sehr viel Eigeninitiative auf niedrigstem Konsumniveau, und das ist die vorherrschende Wirtschaftsform in den meisten Deims und Squatter-Vierteln. Andrerseits reicht der Hafen nicht mehr aus, den Handel des riesigen Landes zu bewältigen. Ein neuer Platz für einen supermodernen Containerumschlag beim alten Suakin befindet sich in Planung.

Marsa Amid, 'Ata und Kuwai heißen die Ankerplätze bis nach **Suakin,** dem Venedig des Roten Meeres, das noch in seinem gegenwärtigen Verfallsstadium eine gewaltige Anziehungskraft ausübt. In der Tat erscheint der ruinöse Zustand Suakins als nichts neues, zu prekär ist der Erhalt



Nord- und Westseite des Hauses der Sherifa Miriam als Beispiel für den älteren ›türkischen‹ Stil

des brüchigen Korallengesteins auf einer Laguneninsel und zu fremd die Pracht üppiger Kaufmannspaläste in der nur dürren Wuchs erlaubenden Küstenebene. Lord Valentia und Burckhardt berichteten schon, zwei Drittel der Häuser lägen in Ruinen. Der Stil Suakins war der von Jidda und Massaua, d. h. die islamisch-türkische Bauweise der Hafenstädte zwischen dem 16. und 20. Jh. Deren hervorstechendstes Merkmal bildeten wohl die Mashrabiya-Fenster, die als hölzernes Gitterwerk die Hitze abhalten, die Brise aber hereinlassen. Dieser Effekt wurde verstärkt durch die Holzerker *(roshan)* – Kennzeichen der alten Patrizierhäuser aus Java-Teakholz *(jawi)*, das in seiner Verrottetheit heute silbergrau erscheint. Im letzten Jahrhundert, als ägypti-

Ost- und Westseite des Hauses von Mohammed Bey Ahmed als Beispiel für den jüngeren ›ägyptischen‹ Stil (Darstellungen nach Greenlaw)



sche Beamte und internationale Firmen Suakin neu erstehen ließen, wurden nur noch Balkone und Rundbogenfenster mit Läden angebracht. Beide Stile lassen sich noch an den Ruinen deutlich unterscheiden. Die Insel zählte früher drei bis vier große Gebäude, 200 kleinere Häuser und zwei Moscheen. In den 30er Jahren, als die Kaufleute die Stadt verlassen hatten, begann der Zerfall; in den 50ern konnte Greenlaw die architektonische Substanz noch aufnehmen; heute ist Suakin ein Trümmerfeld, dessen helle Korallensteinmauern im blauen Wasser aber immer noch märchenhaft wirken.

Der Küstenschiffer sieht nach dem engen Rifftor links Graham's Point, heute Marinestützpunkt mit Resten (Lehmhügel) der kurzen Funj-Herrschaft im 16. Jh., rechts die ehemalige Quarantänestation für Mekkapilger, in deren Baracken noch in den 50er Jahren jährlich 6000 Menschen aus dem ganzen Sudangürtel zu warten hatten. Geradeaus steht, auf dem Sand der nicht bewohnten Condenser-Insel aufgefahren, das imposante Wrack eines neuzeitlichen Frachtdampfers. Ansonsten ist die tiefe Lagune heute ruhig bis auf gelegentliche Fahrten von Motorbooten der Meeresbiologen oder von Segelbarken des Fischereibetriebs. Beide Ufer aber

Greenlaws Plan der Lagune von Suakin



sind voll von (meist zugewehten) Spuren der einstigen Betriebsamkeit: Auf der Condenser-Insel befand sich der Umschlagplatz und Kopf der 1884/85 begonnenen Berber-Bahn, auf dem SO-Ufer, das um 1900 für eine moderne Stadt ausersehen war, verläuft die Trasse der Hafenbahn, die um den Friedhof mit den Gräbern des Heiligenpaars Fatima und Abu el Fatah herumführte und auch Anschluß an die heute nahezu stillgelegte Baumwollspinnerei hatte. Was hier noch lebt, sind das Gefängnis und die Kalkbrennereien, in denen die Häftlinge arbeiten.

Der Landreisende betritt die Stadt durch das Tor Kitcheners, das auch den Namen des 1,5 km entfernten und für die Bevölkerung vor ihrer Versorgung durch LKWs aus Port Sudan lebensnotwendigen Shata-Brunnens trägt (Abb. 37). Es empfiehlt sich, dem Festungswerk nach Norden zu folgen und vom Fort Ansari einen Blick auf die Ruineninsel zu werfen. Linker Hand endet der Wall im Fort Yamen und der Insel El Anshetea, einem verruchten Ort, wo das Meer Gebeine der türkischen Garnison freigespült hat. Das Festungswerk in seiner heutigen Gestalt geht auf Kitchener zurück, dem nachmaligen Wiedereroberer des ganzen Sudan, der den Hafen durch die Mahdiya-Zeit hindurch in englischer oder ägyptischer Hand halten konnte.

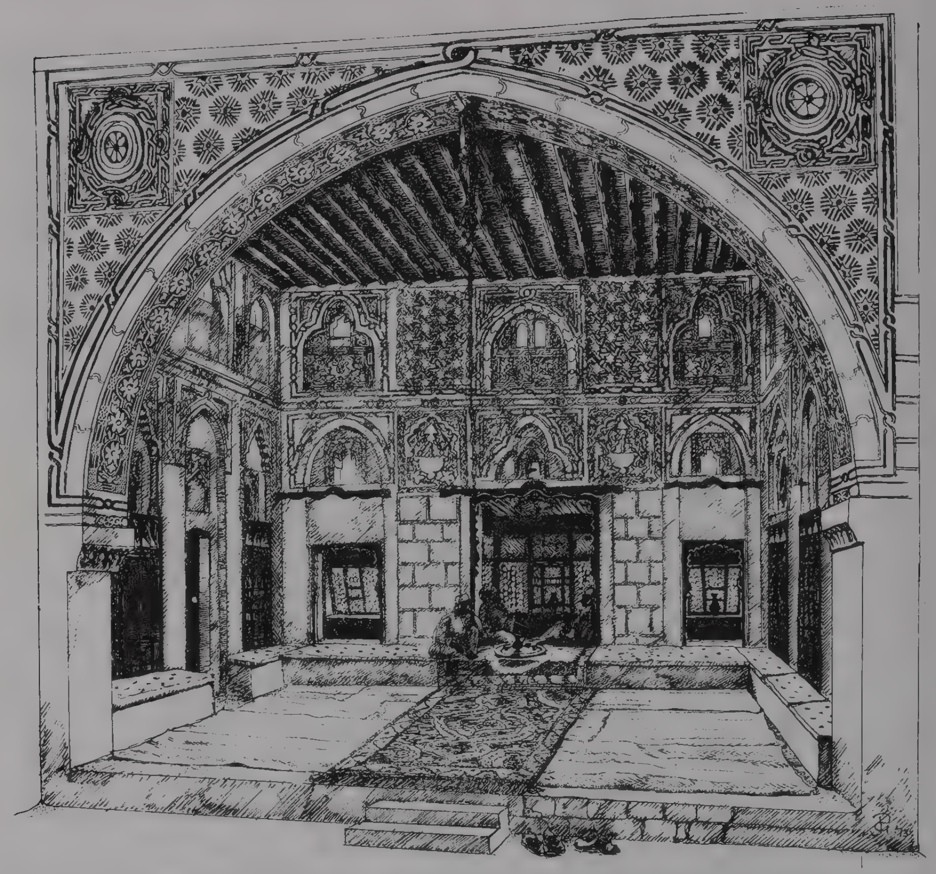
El Geyf, das Festland-Suakin, war schon zu Burckhardts Zeiten volkreicher als die Insel (hauptsächlich Hadendoa) und bildet auch heute mit seinen Läden, Werkstätten und Beja-Friseursalons einen lebendigen Kontrast zum toten Ruinenfeld. Hier stehen auch die vier größten Moscheen Suakins: die Musai Zawia mit ihrer mächtigen Kuppel, die Magidi Moschee als ältestes Gotteshaus (mit überdachtem Vorhof), die große Anlage mit dem weithin sichtbaren Mausoleum des Ortsheiligen Mohammed Taj el Sir el Mirghani und die Moschee des Shennawi Bey. Shennawi Bey, der Gouverneur der 1865 für 125000 Taler Jahrestribut erkauften ›ägyptischen‹ Stadt, war auch der Bauherr der in Sklavenarbeit errichteten ›Wakkala‹, des größten Gebäudes des damaligen Sudan. Es barg an die 200 Räume, in drei Stockwerken um einen Innenhof mit 40 m lichter Weite gruppiert. Die Wakkala, heute ein Steinhaufen hinter der neuen Fischereikooperative, war Ausdruck der Bedeutung Suakins als Karawanenendpunkt wie des staatlichen Anspruchs, den Handel zu besteuern. Während Burckhardt berichtete, daß aus dem Innern angekommene Händler ihre Sklaven in die Stadt schmuggelten oder sie als Pilger ausgaben, um die obligatorischen zwei Taler Abgabe zu sparen, erfolgte in der neuen Karawanserei das Abladen und Aufladen der Kamele hinter verschlossenen Türen unter den Augen und Händen der ägyptischen Beamten.

Über den von Gordon 1877 veranlaßten Damm betritt man die Insel. Das Tor gehört zu den wenigen Baulichkeiten, die neuerdings renoviert wurden. Dahinter trifft man gleich auf die klägliche Ruine des Beit Shams (›Sonnenhaus‹), dessen untere zwei Stockwerke ›türkisch‹, die oberen ›ägyptisch‹ waren. Man folgt der sogenannten Gordon-Straße nach NNO, passiert Holzverschläge, in denen sich Neubürger eingerichtet haben, und die Ruine des typisch ›ägyptischen‹ Hauses von Mohammed Bey Ahmed auf der linken Seite zum einzigen Platz, der noch einen Rest Repräsentativität – nicht nur wegen der hier stehenden Mörser und Kanonen – bewahrt hat (Abb. 38). Ein schwungvolles Tor führt zum heute noch besetzten Zollamt unmittelbar neben der imposanten Muhafaza, dem 1866 erbauten Regierungspalast und heutigen Rasthaus mit Museum. 1930 wurden hier einige wertvolle Fassadenstücke zusammenbrechender Häuser (z. B. sechs Roshane) untergebracht.



Greenlaws Rekonstruktion
der Insel von Suakin

Gegenüber steht die an einer Stelle ausgebesserte Hanafi-Moschee. Auffällig wirken ihre immer noch verzierte *mihrab* (Gebetsnische) und die steinerne *minbar* (Kanzel). Zwei Häuserblocks weiter östlich befindet sich die größere und reicher geschmückte Shafa'i-Moschee (Abb. 35), deren Hof auf allen vier Seiten von einem Säulengang umgeben ist. Nordöstlich davon, am Ufer, steht das Beit el Gedid (›Neues Haus‹), ein ägyptisches Amt mit vier Stockwerken. Ebenfalls am Wasser, fast anschließend, sieht man das einstmals wohl prächtigste unter den



Die dem Hafen zugewandte Seite des Diwan im Haus des Khorshid Effendi (nach Greenlaw)

älteren Häusern der Insel, das von Khorshid Effendi (Abb. 36). Mit seinem erhöhten Diwan (4–5 m) und den niedrigen, einen Hof umschließenden Gebäuden erinnert es an nubische Gehöfte. Die stuckverzierten Innenwände des von einem mächtigen Triumphbogen unterteilten Diwan fallen seit dem Zusammenbruch der Vorderwand jedem Vorbeigehenden auf. Die der See zugekehrte Hälfte war in kühle Dämmrigkeit gehüllt, für die übereinander angeordnete kleine Mashrabiya-Fenster und ein prunkvoller, von zwei kleineren flankierter Zentralroshan *(karaweit)* sorgten.

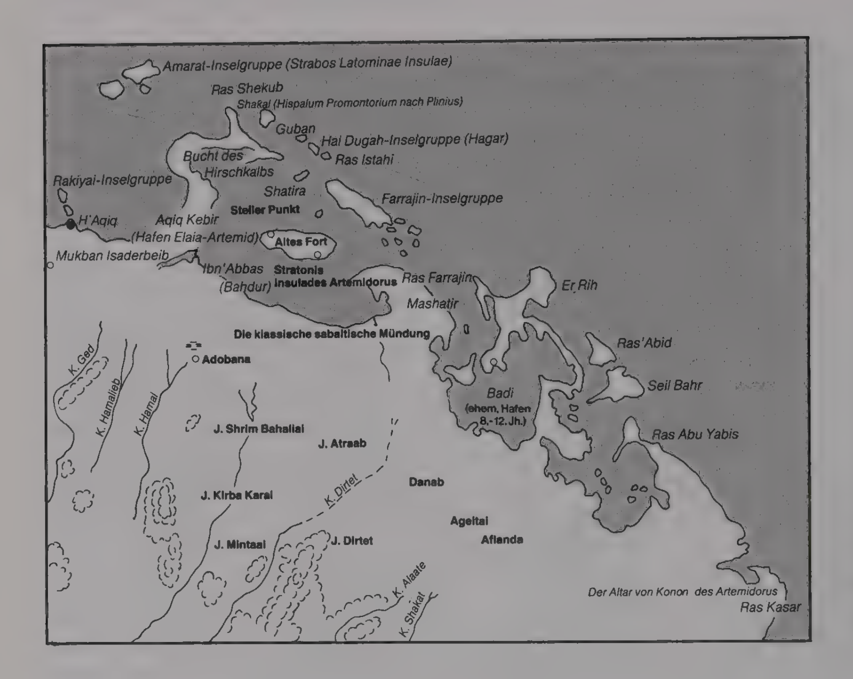
Südlich schließt die massivste Ruine der Stadt an, die auf keine lokale Tradition Rücksicht nehmende ägyptische Nationalbank. Von ähnlicher Architektur war Mitchell Cotts Gebäude, das erst in den letzten zehn Jahren zusammengebrochen ist. Man geht von der Bank zu den Resten des zierlichen Hauses der Sherifa Miriam, der Frau des erwähnten Mohammed Taj es Sir, und dann ins Inselinnere: links die Majzoubi Zawia, rechts das Haus des Omar Effendi

Obeid, das 1880 in historisierendem Stil erbaut wurde. Ungefähr in der Mitte der Insel stand das niedrige Beit el Basha, vielleicht das älteste Haus und tatsächlich Wohnsitz des ersten türkischen Gouverneurs von 1518. Unweit davon, an der einstigen Hauptmarktstraße, sieht man die Reste von Shennawi Beys prächtigem Palast, an denen noch die typische Aufteilung des Suakiner Bürgerhauses erkennbar ist: einmal die Trennung des öffentlichen vom privaten Bereich, dann des männlichen vom weiblichen Teil der Bewohnerschaft, für die es jeweils einen eigenen Eingang gab. Der für den Verkehr mit der Außenwelt – ein Privileg des Mannes – gedachte Teil des Hauses lag im Erdgeschoß *(salāmlik, diwan)*, ebenso die Lager- und Vorratsräume. Die Familie, hauptsächlich die weiblichen Mitglieder und die Kinder, wohnten im ersten Obergeschoß *(ḥarim)*, wo es Sitzräume *(majlis/majālis)*, Küche und Latrine gab. Die Schlafräume befanden sich im zweiten Obergeschoß, manchmal als offene Veranden *(kharja)* gebaut.

Zum heutigen Leben der Leute von Geyf gehört auch eine Segelschiffwerft am Laguneufer nördlich der Siedlung. Aus von Indien und Rußland importierten, z. T. auch noch einheimischen Hölzern werden hier die großen Lastensegler gezimmert und für etwa 4000–5000 Sudanesische Pfund (SP) verkauft. Unter der kundigen Leitung des Meisters legen die Westafrikaner, die auch hier die Stellen der früheren Sklaven eingenommen haben, den Kiel, bringen Steven, Heck und Spantenwinkel an, um dann die Spantenstücke selbst zusammen mit den durch Feuer und Lehm vorgeformten Planken zu beiden Seiten hochzuziehen. Diese versetzt angeordneten, oft aus einheimischen Akazien gehauenen Rippen markieren den deutlichsten Unterschied zum abendländischen Schiffsbau. Der Außenanstrich besteht aus einem Gemisch von Rinderfett, Leim und gekochten Muscheln und soll dem Salzwasser neun Monate standhalten. Unter den Schiffen des Roten Meeres, die alle unter lateinischen Segeln an leicht geneigtem Mast fahren, unterscheidet man die kleine *ṣumbūk* von den drei großen Dhau-Typen: dem mit quadratischem Spiegel, dem Kuweiter mit schmalem Spiegel und dem Yemeniter mit Spiegel vorn und hinten. Für die arabischen Segler von Suakin gelten folgende Fahrzeiten: nach Jidda 3 Tage und einer zurück, nach Suez 25–30 Tage und 7–10 zurück, nach Aden 8–10 Tage und 15 zurück.

Wenn man von Suakin, das Diodor Soter Limen und Ptolemäus Limen Evangelias nannten, Richtung Süden segelt, passiert man nach 13 km eine Insel, deren antiker Name Myronis lautete, dann in kurzer Folge Marsa Lagag Hindi, Marsa Heidub, Marsa Sheikh Ibrahim und Marsa Sheikh Sa'd, um schließlich jenseits des Ras Maqdam den Hafen **Trinkitat** zu erreichen, den Strabo Astaboras nannte. Nach dem Bau des Tokar-Baumwollprojektes zu Beginn dieses Jahrhunderts, zu dem auch eine Schmalspurbahn gehörte, nahm der Ort seinen Aufschwung. Das Delta des Barka ist die einzige Stelle, wo die Küstenebene eine moderne kommerziell-landwirtschaftliche Nutzung erfahren hat. Zur Zeit liegt das Projekt allerdings in den letzten Zügen, und Union Texas Petroleum sucht jetzt zu Wasser und zu Lande Öl.

Von Trinkitat sind es wenig über 50 km bis zum **Ras Asis,** hinter dem sich die große Bucht von **'Aqiq** mit dem gleichnamigen Hafen öffnet. Dieser Ort war in der Antike ein bedeutendes Handelszentrum, wovon noch unzählige Spuren zeugen, vor allem auf den vorgelagerten und östlich anschließenden Inseln, wo Crowfoot auch die Stelle des ersten islamischen Hafens im Sudan entdeckte, von **Badi** (Bāḍi'), dem Vorgänger Aidhabs und Umschlagplatz des al-Shanka-Goldes (vgl. S. 107), der schon 1170 in Ruinen lag. Nach Crowfoot befand sich hier auch Ptole-



Die archäologisch interessanten Inseln am Golf von 'Aqiq

mais Theron, das den Ptolemäern als Fanggebiet für Kriegselefanten diente. Der Tierreichtum in den Küstengebieten, in denen Don Juan de Castro die Satyrberge der Alten wiederzuerkennen glaubte, ist auch heute noch beträchtlich und wird im **Tokar-Wildreservat** trotz des Krieges jenseits der Grenze erhalten. Überraschenderweise finden sich auch hier in der Wildnis immer wieder alte Zivilisationsreste, etwa 30 km südwestlich von 'Aqiq am **Khor Gamarota,** wo zehn Qubbas mittelalterlicher Moslems stehen.

Wie unser Periplus bei seinen kurzen Abstechern in die reiche Geschichte ein wichtiges Kapitel – die Piraterie – aus Gründen des Quellenmangels auslassen mußte, kann über die bedeutendste Rolle der etwa 80 Buchten der Küste in neuerer Zeit nur wenig gesagt werden. Gemeint ist der Schmuggel: Pro Monat werden auf diesem Weg etwa 15 000 Schafe nach Saudi-Arabien gebracht. Reiche Händler und Hirten der Beja oder Rashāyda sind es, die hier die Tradition der alten Häfen Aidhab und Suakin weiterführen, das Unterlaufen staatlicher Kontrolle. Denn wer seine Schafe nach Port Sudan zum Export bringt, bezahlt Provinzrats-, Provinz-, Verkehrs-, Hafen-, Veterinär- und Fleischmarktsteuer – zusätzlich zum Zoll.

Literatur: Eine wertvolle Sammlung alter Berichte aus der Geschichte des Roten Meeres hat S. W. *Foster* herausgegeben: ›The Red Sea and adjacent countries at the close of the seventeenth century.‹ London 1949. – Die beiden anfangs erwähnten Reisenden schrieben: Lord *Valentia:* ›Voyages and Travels‹ (o.J.o.O.) und Edmonde *Coombes:* ›Voyages en Egypte et Nubie.‹ Paris 1846. – Über den Niedergang Suakins liegt eine Studie von D. *Roden* vor: ›The Twentieth Century Decline of Suakin.‹ Khartoum UP 1970, und über seine Architektur der ausgezeichnete und handillustrierte Band von Jean-Pierre *Greenlaw:* ›The Coral Buildings of Suakin.‹ London: Oriel Press 1976.

Die Mitte – Steppe und Inselberge

Die Hirtenvölker

Ihre Heimat ist die *khalā*, das Gebiet der Trockensavannen und Steppen, das sich als breiter Gürtel zwischen 10. und 17. Meridian durch den Sudan zieht. Das nördliche 400-km-Band heißt *Sahel* oder ›Wüstenufer‹ und erhält gerade 500–600 mm Regen im Jahr, die südlichen 400 km gelten als Sudanzone mit bis zu 1000 mm Regen. Durch beide Streifen ziehen sich immer wieder Sanddünen, die trotz ihres Bewuchses von wüstenhaften Zeiten Zeugnis ablegen. Vielleicht markiert das Fehlen von Dumpalme (Hyphaene thebaica; *dōm*) und Affenbrotbaum (Adansonia digitata; *tebeldi*) die Grenze zwischen Sahel und Sudan; doch beide Spezies wachsen noch vereinzelt nördlich von El Obeid, und Shaw sah 1927 einen Tebeldi sogar bei Hamra esh Sheikh. Die Bewohner benutzen seinen gewaltigen Stamm manchmal als Wasserspeicher. Die üblichen Schattenspender des Nordens haben wir schon in den Oasen der Wüste (vgl. S. 98f.) kennengelernt; hier stehen sie in unübersehbaren Weiten und recken ihre knorrigen Zweige in den heißen Himmel. Im Sand liegen die Äste und Dornen, die es nicht mehr länger aushielten und jetzt darauf warten, der Grasdecke nach dem ersehnten Regen als Dünger zu dienen. Der Wald *(ghāba)* des Südgürtels besteht aus *kitr* (Acacia mellifera), *sofar* (Acacia fistula), schwarzstämmiger *kākamūt* (Acacia campylacantha), rotstämmiger *ṭalh* (Acacia seyal), dazu Leberwurstbäumen (Kigelia aethiopica; *um shuṭūr*), Sykomoren *(jimmez)*, Tamarinden *('ardēb)* und anderem mehr. Dazwischen wachsen auf den Sand- *(gōz)* oder Lehmböden *(fōd)* riesige Felder von wildem Steppengras, wildem Zuckerrohr, wildem Sorghum, Bartgras und Schilfrohr, unter denen die Futtergräser *baghīl* (Blepharis linariifolia) und *hantūd* (Ipomoea) den Tieren am besten munden.

Diesem idealen Weideland drohen zwei Formen von Unheil: Das erste ist das launische Klima, das manchmal Jahre hindurch reichlich Wasser bringt und damit die Herden vergrößert (z. B. 1919–39), bis dann wieder ganz kurze oder völlig fehlende Regenzeiten (z. B. 1950–65) allen Reichtum verdursten lassen, trotz der vielen neuen ›Donkeys‹ (mechanische Tiefbrunnen) und Hafire (künstliche Regenbassins). Die zweite Bedrohung geht von der geplanten Entwicklung aus, die nicht nur gewaltige Savannengebiete in künstlich bewässerte Agrarfabriken verwandelt, sondern selbst im empfindlichen Sahelrand mechanisierte Landwirtschaft ausprobiert – mit verheerenden Folgen.

Die Hirten sind es gewohnt, einen Bogen zu machen um die Aktivitäten der Seßhaften. Früher waren es die Reiche am Nil und in Darfur, denen man auswich, bis sich eine vorteilhafte Gelegenheit bot. Heute sind es die Städte und ›Schemes‹, die sich auf Kosten des Weidelandes

ausbreiten, andrerseits aber auch Verdienst und Handelsgüter bringen: Die Hirtenvölker waren immer angewiesen auf die Zentren und die Bauern, die hier im Nomadengürtel die Inselberge und fruchtbareren Teile bewohnen. Die Kontakte zu diesen zeigten weit häufiger geschäftliche und verwandtschaftliche Natur als kriegerische, vor allem, wenn die Seßhaften ebenfalls Araber und Moslems waren.

Araber im engeren Sinne *('arabī/'arab)*, d.h. Nomaden aus dem Ḥijāz (westliches Saudi-Arabien), ziehen durch die Steppen des Sudan seit dem 14./15. Jh. Wer aber war vor ihnen da? Die Bilder in der Wüste haben gezeigt, daß die Gegend uraltes Nomadenland ist, und die Beja der Ostberge bilden bestimmt ein Bindeglied zwischen damals und heute. Wer aber in der Buṭāna, der Gezira, in Kordofan und Darfur seine Herden weidete, bleibt weitgehend unbekannt. Die altarabischen Gelehrten nannten Anaj und Kanka, Nuba und Kursi als Einwohner 'Alwas, und in den westlichen Steppen kannte man die Völker Demdem und Zaghāwa. Einzig der letztere Name läßt sich mit heutigen Hirten verbinden, und zwar im äußersten Westen, aber auch vereinzelt in Kordofan (z.B. um Kagmar). Nordostafrika war wohl schon in vorislamischer Zeit Auswanderungsland für die dürre arabische Halbinsel. Die einigende und stark machende Religion des Islam machte es noch leichter, neue Gebiete zu erschließen. Der Sudan stand zunächst im Windschatten der im 7. Jh. einsetzenden Welteroberung; erst als 500 Jahre später den Arabern in Ägypten das Leben schwer gemacht wurde, kamen die fetten Weiden jenseits Nubiens ins Gespräch. Wie wir oben sahen, versank damals eine christliche Reichskultur unter den Vorstößen mameluckischer Sultane, muslimischer Händler und Heiliger und arabischer Nomaden. Dabei wechselten die Koalitionen häufig: Einmal verfolgte eine Mamelucken-Expedition renitente Arabernomaden bis Kassala (1317), dann bestanden die Heere Ägyptens, die bei den letzten Thronbesetzungen in Dongola mitmischten, wieder zum großen Teil aus Arabern, und die Banu l Kanuz avancierten gar zu Herrschern von Al Maris. Als die christlichen Reiche beseitigt waren, stand jedenfalls auch die Tür zu jenen riesigen Grasländern offen, und viele, meist kleine, aber entschlossene Nomadengruppen passierten sie. Inwieweit sie sich jetzt an Staatsneugründungen beteiligten, wird uns im nächsten Kapitel beschäftigen. Jetzt müssen wir nochmals fragen, wohin sind die Vorbewohner gewichen?

In der Literatur wird oft der friedliche Charakter der Arabisierung des Sudan betont: Kleine Verbände kamen mit den vielleicht ›hamitisch‹ sprechenden und möglicherweise ›äthiopid‹ aussehenden Vorbewohnern in Kontakt und heirateten, da diese matrilinear, jene aber patrilinear organisiert waren, problemlos ein, d.h. jede Gruppe glaubte sich im Vorteil, bis schließlich die stärkere Ideologie, der vaterrechtliche Islam, siegte. So kam es zu der merkwürdigen Wandlung einer ganzen Bevölkerung – zwar auch in ihrer Rasse, aber viel mehr in ihrer Kultur. Selbst die Gruppen, die ihre Sprache behielten (Beja und Nubier), übernahmen vollständig die Stammbäume der Eindringlinge und in den meisten Fällen auch jene Kümmerform des Islam, für die Nomaden nun mal allenfalls Interesse haben. Die Arabisierung des Sudan bedeutete zugleich auch Assimilation der Araber in die lokale Bevölkerung. Deswegen gibt es unter den Turbanen der Nomaden gleichermaßen hellbraune und dunkle Gesichter. Die Landnahme in den Steppen ging natürlich keineswegs ohne Blutvergießen ab; schon 1283 schlugen sich bei Aidhab Juhayna und Rufā'a; am Mandera, dem ›Berg der Schafhirtenkönigin‹ (Bruce) fand im 18. Jh. die Entscheidungsschlacht zwischen Shukrīya und Rukābiyīn statt, und Krieg gilt bis

heute in den Steppen keineswegs als unehrenhaftes Wort. Viele Araberstämme der ersten Stunde sind verschwunden (z. B. Rabī'a oder Banū Ja'd), andere haben sich in Mahdikämpfen (vor allem im Westen z. T. ein Nomadenaufstand gegen die türkische Steuerschraube!) aufgerieben.

Die heute bekannten Arabergruppen lassen sich vier Herkunftstraditionen zuordnen: die Ja'alīyīn, hauptsächlich arabisierte Nubier und Niltalbewohner (vgl. S. 25), die sich auf 'Abbās, den Onkel des Propheten zurückführen; die Juhayna, Nachkommen des 'Abdallāh al Juhanī aus Südarabien, dessen Familie sich die meisten Nomaden zurechnen; Ashrāf, d. h. Prophetennachfahren, mit über 20 Familien in verschiedenen Stämmen, schließlich die Umayyaden, als welche sich die Funj (vgl. S. 177) bezeichneten, aber auch Habānīya und Teile der Ḥamar. Wie die Beja-Föderationen haben auch die im folgenden aufgelisteten Araberstämme meist junge Wurzeln; es handelt sich um von der Pax Britannica und der Jamhuriya (Republik) eingefrorene Clankoalitionen, die dennoch für die Mitglieder größte Bedeutung besitzen und mit langen Genealogien *(nisba/ansab)* gerechtfertigt werden. Wirtschaftlich lassen sie sich in *abbāla* (von *ibil* = Kamel), Kamelnomaden, und *baggāra* (von *bagar* = Kuh), Rindernomaden, unterteilen, wobei hier nur die Herdenschwerpunkte gemeint sind. Ursprünglich waren wohl alle Stämme Kamelzüchter, bevor die in feuchteren Gebieten Rinder wie Kamele zu nutzen begannen, d. h. diese beluden und sattelten.

Oben war von der Einwanderung aus Ägypten die Rede; die jüngsten Ankömmlinge, die Rashāyda im Osten, die noch ihre Verbindungen zu Saudi-Arabien pflegen, zeigen, welchen Weg wohl die meisten nomadischen Sudanaraber gekommen sind, auch wenn manche Baggāra

Der Nomadengürtel des Sudan



sich aus dem Westen und aus dem Maghreb herleiten wollen. Bis auf die schon durch ihre Kleidung als Ausnahme auffallenden Fulbe (Umm Bororo, Farbabb. 14) aus Westafrika, die den gesamten sudanesischen Rindergürtel bis zum Hochland von Abessinien durchziehen, zielte die Wanderrichtung der Hirten eher von Osten nach Westen. Auf diesem Weg wollen wir die einzelnen Stämme besuchen und uns dabei besondere Merkmale ihrer Gesamtkultur ansehen.

Die Butana oder Meroe-Insel zwischen Blauem Nil und Atbara ist das Land der Shukrīya (ca. 200 000 Menschen), die nach dem Reisenden Werne im letzten Jahrhundert noch einen Beja-Dialekt sprachen. Bis heute blieben die harten Kämpfe um die Vorherrschaft gegen Rukābiyīn und Baṭāḥīn, aber auch gegen die Sklavenheere der Funj von Sennar unvergessen. Sie leben in der Heldenpoesie des Stammes weiter, in der sich die gepanzerten Ritter *(fāris/firsān)* in Raubzügen *(ghazū)* hervortun, aber auch Weiden und Wasserstellen verteidigen und sogar die Tribute für den Funj-Sultan eintreiben. Das vornehmste Rittergeschlecht ist die Linie von Abū Sinn, deren Stammvater mit den einmarschierenden Ägyptern 1821 rasch Frieden schloß und so in der ›Turkiya‹ zu hohen Ehren gelangte. Er gründete Rufā'a als Residenz und El Gedaref als Markt *(suq abu sin)*. In der ›Mahdiya‹ ging es den Shukrīya folglich nicht so gut, wofür sie aber dann unter der ›Hakuma‹ reichlich entschädigt wurden. Die für arabische Nomaden ungewöhnlich entwickelte ›Dynastie‹ der Abū Sinn beherrschte den bis 1970 existierenden Stammesrat, und der Nazir Mohamed Ahmed Abu Sinn war 1954–58 sogar Minister in Khartoum.

Das in der Gezira, der ›Insel‹ zwischen den Nilen verbliebene Weideland gehört größtenteils den etwa 30 000 Köpfe zählenden Rufā'a al Hōi (den ›westlichen Rufā'a‹), die am Ende der

»Auâd el-Kerîm, Großschech der Shukurië-Beduinen« (Darstellung aus Junker 1891)



Trockenzeit ihre Rinderherden bis zum Khor Yabus an der Grenze zwischen Savanne und Sumpf treiben, sobald der Regen einsetzt aber vor Tsetsefliegen *(um bōjān)* und Rinderbremsen *(surrēta)* wieder nach Norden fliehen. Die Minimalausstattung eines Familienhaushaltes umfaßt etwa 15 Rinder, 30 Schafe und zehn Ziegen, die zusammen Anfang der 70er Jahre einen Wert von 440 SP repräsentierten. Nun braucht die Familie neben der Milch und dem Fleisch der Tiere auch Hirse, das tägliche Brot des Sudanesen, und zwar etwa 10 Säcke für damals 25 SP. Dazu kommen andere Ausgaben für Gebrauchsgegenstände und Steuern, so daß im Jahr insgesamt etwa 200 SP ›auf dem Konto‹ sein müssen. Dafür verkaufen die Rufā'a auf den Märkten von Singa, Sennar, Wad Medani oder ihrem Stammeszentrum Abu Hujar jährlich Tiere für mindestens 135 SP. Die Differenz von 65 SP kann durch andere Tätigkeiten beglichen werden, z. B. durch Sammeln und Verkauf von Gummi arabicum *(ṣamagh)*, dem Harz der Acacia senegal, oder indem der heranwachsende Sohn Hütedienste bei einem Reichen leistet. Ohne eine Frau, die die Nahrung zubereitet, einen Sohn, der bei den Herden weilt und einen weiteren, der die Tiere in der Nähe des Zeltlagers *(farīg)* betreut, gilt ein Rufā'a nichts, da er dann von der Mildtätigkeit seiner Verwandten leben muß. Das Ideal aber heißt Unabhängigkeit, Männlichkeit, Mut und ein möglichst großer Kreis eigener Abhängiger (vgl. Abb. 78).

Weil diesen Idealen alle Nomaden nachstreben, erscheint ihre Gesellschaft manchmal als fairer Wettbewerb mit stets wechselndem Glück. Aber die neue Zeit hat in dieses Spiel wesentliche Änderungen gebracht, so z. B. für die halbnomadischen Kawāhla-Gruppen (Ḥassānīya, Ḥissināt, Urwab, Muḥammadīya und eigentliche Kawāhla) zu beiden Seiten des Weißen Nil. 1937 wurde der Aulia-Damm für die Stromversorgung von Khartoum gebaut, gleichzeitig ein Bewässerungsprojekt an den Ufern des nun verbreiterten Stromes begonnen. Damit verloren die älteren, verwandtschaftsgebundenen Sitten (z. B. bezüglich Dienstverpflichtungen, Güterverteilungen, Landrecht, Heirat und Verschuldung) teilweise ihren Sinn und machten dem individuellen Erfolgsstreben als Baumwollpflanzer Platz. Dieser allein und nicht mehr die Abstammungslinie bezahlte nun die Steuer, und er alleine, nicht mehr er zusammen mit Brüdern, Vater und Onkeln, besaß nun das Land und die Verantwortung. Mit dieser Vereinzelung zerbrach aber auch der in den meisten Nomadengesellschaften gepflegte Widerstand gegen die Alleinherrschaft einer bestimmten Gruppe. Was bei den Shukrīya die Kooperation mit den Regierungen bewirkte – nämlich die Herrenstellung der Abu Sinn –, geschah am Weißen Nil im Gefolge des Staudammes: Der Habbani-Familie gelang es, und zwar durch althergebrachte Methoden der Familienpolitik, in den jetzt formalisierten Institutionen (Verwaltung, Religion, Partei und Agromanagement) Schlüsselpositionen zu besetzen – nur weil die Gegengewichte fehlten. Früher wußten die Araber am Weißen Nil, daß sie alle ›eines Mannes Kinder‹ seien *(bānū kāhil)*, und der hatte keinen bevorzugt. War einer heute reich, bettelten oder raubten ihn die anderen morgen arm. Das geht heute nicht mehr: Amt, Würde und Reichtum sind durch Khartoum und seine Papiere abgesichert.

Die Kabābīsch (von *kabsh* = Widder), der mächtigste Stamm (ca. 80 000 Angehörige) unter den Abbāla, dessen Weidegebiete das gesamte nördliche Kordofan umfassen, haben mit ihren Awlād Fadlallāh eine ähnliche Elite bekommen. *Ahl as sulta*, die ›Leute der Macht‹, nennt der einfache Kabbāshi sie und sich selbst *majbur*, ›Untertan‹. Im letzten Jahrhundert bildeten die

Widderleute noch einen losen Zusammenschluß von Hirten, die zwischen der Darb al Arba'in, dem Wadi el Milk und dem Wadi Muqaddam umherzogen. Dazu gehörten Beja-Familien und Kawāhla-Gruppen. Erst als zu Beginn unseres Jahrhunderts die britische Verwaltung Ali at Tom von der Fadlallāh-Linie zum Nazir machte und ihm Gewehre zur Verteidigung Nordkordofans gegen den damals noch unabhängigen Sultan von Darfur zur Verfügung stellte, formierte sich der moderne, einheitliche Stamm. Die früher unabhängigen Sheikhs, deren Gefolgschaft von ihrer Großzügigkeit abhing, wurden jetzt zu Steuereintreibern des Nazirhofes *(dikka)* in Sodiri. Ali at Tom aber wird heute in seinem blendend weißen Grabmal bei Hamrat esh Sheikh wie ein Heiliger verehrt.

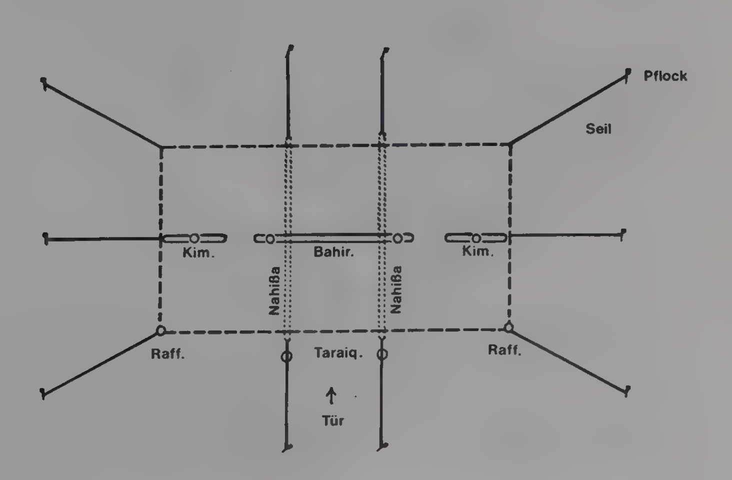
Im alltäglichen Leben der Kamelnomaden ist natürlich von jener Revolution ihrer Verfassung nichts zu sehen. Im trocken-heißen *ṣaif* (Februar-Juni) konzentrieren sich die Familien an den permanenten Brunnen in ihrem *damar* (Plural *madāmir;* Trockenzeitlager) und tränken die durstigen Tiere rund um die Uhr. In der Regenzeit *kharīf* (Juli–September) wandern die Hauptherden mit den jungen Hirten ins nördliche Wadi el Milk, wohin ihnen die Familienhaushalte nur langsam folgen *(nishūgh).* In der warm-feuchten *darad* (Oktober) suchen die Herden Futter, Wasser und Salz noch weiter nördlich, im Winter *(shita)* bis zum Jizzū-Gras der Wüste, wo die Hirten ohne Wasser und ohne Feuer oft Temperaturen unter dem Gefrierpunkt ertragen müssen, während sich die Haushalte allmählich wieder zum Damar zurückbewegen *(mota').* Dort ist der Stamm dann spätestens im März wieder vereint, und in der Tat gilt der Damar als so etwas wie Heimat. Hier liegen in einem Flußbett die Brunnen, die jedes Jahr neu gegraben werden müssen, wenn es nicht große, von der Verwaltung unterhaltene Bohrlöcher *(sānia/sawāni)* sind, wie die von Hamrat esh Sheikh, dem Damar der Nurab-Sektion. Um die Brunnen herum stehen die Buden der Händler, die Tee, Zucker, Salz, Datteln, Parfüm und Stoffe verkaufen, und die Grashütten der Ex-Sklaven, die hier etwas Anbau treiben oder Handwerk verrichten, manchmal auch Steingebäude mit offiziellen Funktionen wie Apotheke, Rasthaus oder Schule. Jenseits dieser Siedlungen haben die Nomaden ihre Zelte aufgeschlagen, in Gruppen, die die augenblicklichen Sympathien unter den Haushalten widerspiegeln.

Zelte aus Teppichen *(bēt sha'r)* sind die Behausungen der Abbāla. Sie ähneln denen der Beduinen im Osten und Norden, während die Baggāra, die Rufā'a und Shukrīya halbkugelige Bastmattenzelte *(bēt birish)* haben, die von den Beja-Tonnen (vgl. S. 110) beeinflußt zu sein scheinen. Die Nomaden in Nordwestdarfur schließlich decken ihre Zelte mit Segeltuch, das sie aus Libyen einhandeln. Zu den sehr konservativen Hirten gehören die Hawawir in der Bayuda, die sich von Berbervorfahren ableiten, lange in Oberägypten saßen und erst von Mehmet Alis Truppen in den Sudan abgedrängt wurden. Sie nähen für die Deckplanen ihrer Zelte vier Kamelhaarbahnen *(shugga/shuggāg)* zusammen und schieben unter diesen ca. 6×4 m messenden Teppich vier senkrechte, etwa 2 m hohe Pfosten *(shaiyālāt).* Diese stehen in einer Reihe; die mittleren sind durch einen Querholm verbunden *(bahir),* die äußeren *(kimm)* enden in hölzernen Halbmonden *(tawia).* Die dem Wind abgekehrte Eingangsseite wird geöffnet, indem man die Plane auf die Höhe des Firstes hebt und sie mit zwei Stöcken *(ṭarāig)* in der Mitte und an den zwei Enden *(raff/arfāf)* unterstützt. Zehn Holzhäringe verankern die Shuggag ringsum im Boden. Den Eingang bedeckt ein nach Belieben gehängter gestreifter Teppich *(kudān).* Solche Teppiche – an Pfosten *(ḥagab)* befestigt – bilden auch die Rück- und Seitenwand, wobei die

Kamelnomaden
Regenzeit
Gizzu-Zeit (Winter)
Trockenzeit
Rindernomaden
Regenzeit
Trockenzeit
Nilotische Rinderhalter
Trockenzeit

Bisharin
Umm Ali
Bisharin
Amarar
Hadendowa
Umm Nagi
Beni Amer
Hawawir Hassaniya
Batahin
Rashayda
Shukriya
Lahawin
Meidob
Kababish
Zaghawa
Beni Hussein
Zeiyadiya
Kawahla
Maganin
Ma' aliya
Ma' Aqla
Shenabla
Rufa'a Al Hoi
Kawahla
Rufa'a al Sheriq
Kenana
Gima
Hamar
Ahamda
Beni Helba
Messiriya
Hawazma
Aulad Himeid
Selim
Ta'aisha
Fallata
Habbaniya
Humr
Rizaygat
Shilluk
0 200 km

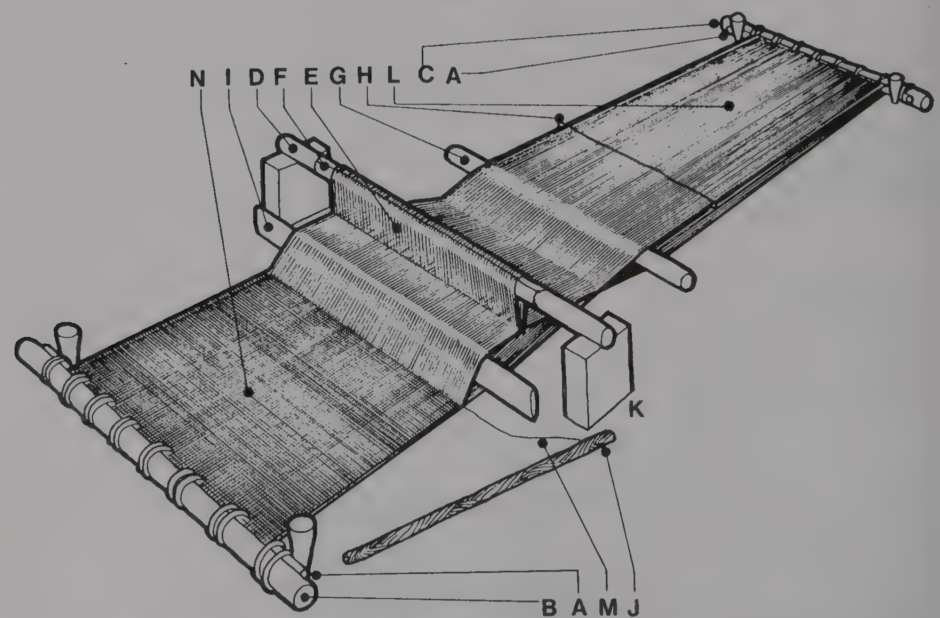
Saisonale Wanderungen der sudanesischen Hirtennomaden (nach Ali Jamā Abdalla)



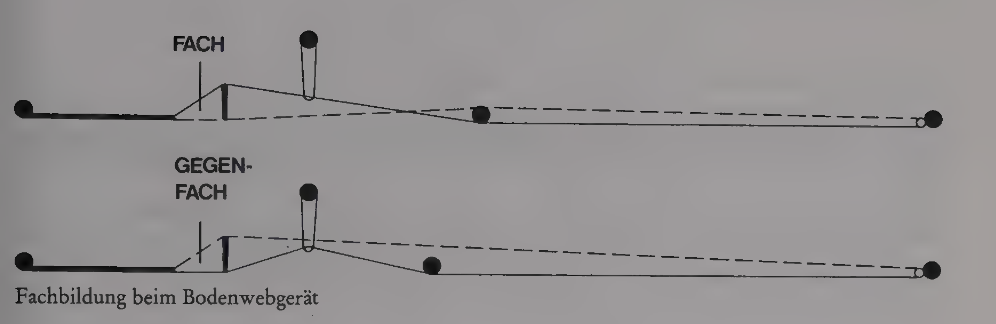
Grundriß eines Hawawir-Zeltes (shugāg)

Shuggag auf diesen drei Seiten etwas überhängt. Je nach Bedarf kann nun der hintere Teil des Innern mit weiteren Teppichen, Matten *(birsh)* oder Tüchern *(damūr)* abgeteilt werden. Dort steht in der Regel auch das ›zusammenklappbare‹ Nomadenbett *(darangal)*, dessen Rost aus mit Leder verbundenem Rohr besteht, welches wiederum auf einem niederen Holzrahmen liegt. Die Wände dieses ›Allerheiligsten‹ sind mit dem Reichtum der Zeltherrin behängt: mit ihrem Alltagskleid, dem blauen Tob, ihren Festkleidern aus bunter *(garmassis)* oder weißer Seide *(hammam tar)* und verschiedenen Decken, aus denen vor allem der mit Kaurischnecken und Perlen bestickte lederne Festschmuck des Reittieres hervorsticht. Küchengeräte hängen an der Decke, während die Wertsachen wie Kosmetika oder der silberne Brautschmuck *(waraga fadda)* in Schatullen aufbewahrt werden. Außerhalb des Zeltes steht der sperrige Frauensattel *(utfa)*, der bei Gebrauch mit Tüchern zugehängt wird.

Die Teppichbahnen, die die arabischen Nomaden weben, heißen auch *shamla*. Rohstoff kann neben Kamelhaar auch Ziegen- oder Schafswolle sein, die mittels der Handspindel *(maghzal)* zu Fäden verarbeitet und als Kette auf das Bodenwebgerät *(mansij)* gespannt wird. Dessen Besonderheit gegenüber den Webstühlen besteht darin, daß der Litzenstab festliegt, Fach und Gegenfach also mit Hilfe der Hände gebildet werden müssen. Den Höhepunkt dieser von Frauen ausgeübten Kunst stellt zweifelsohne die Doppelweberei *(nagash)* dar, in der die berühmten Schmuckbänder für Mensch und Tier hergestellt werden. Lady Crowfoot beobachtete 1924 Sitt

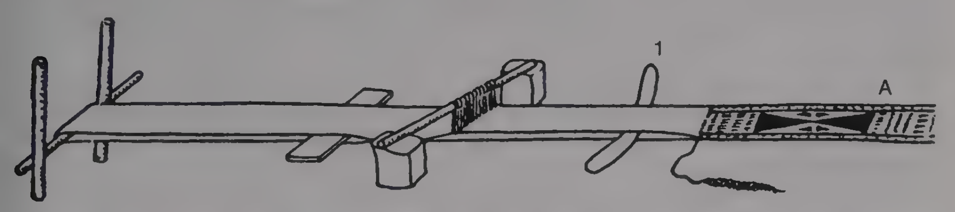


Webgerät der arabischen Nomaden (mansij, naṭi): A Pflöcke (autād, mushhāt) B Brustbaum ('amād warānī) C Kettbaum ('amād giddāmi) D Litzenstab (jerid en nīra) E Litzen (nīra) F Litzenbefestigung G Trennstab (ḥaff, haū) H Kettensicherung I Schwert (munsaj) J Schiffchen K Unterlegstein (ḥidba) M Schußfaden N fertiges Gewebe

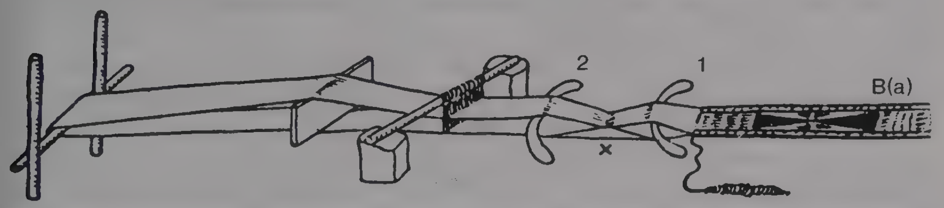


Fachbildung beim Bodenwebgerät

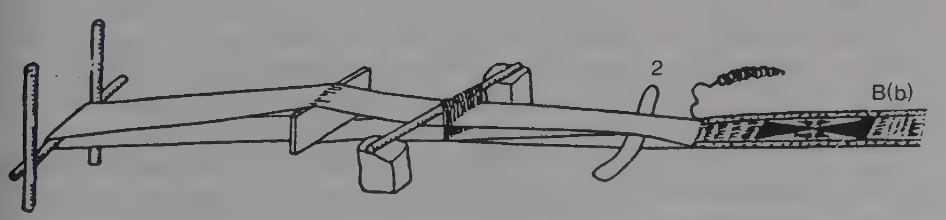
Zeinab bei der Herstellung eines Kamelgurtes und teilte die Arbeitsschritte mit den beiden Kamelrippen 1 und 2 wie folgt ein:



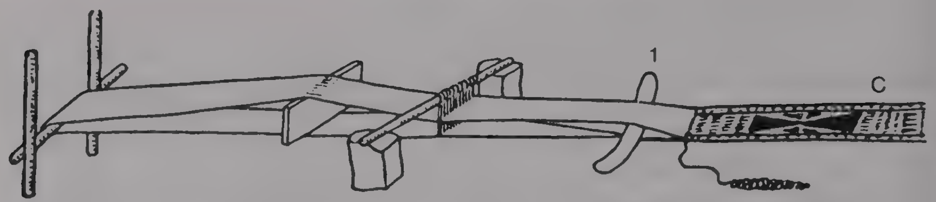
A Erster Durchschuß. Fach. Trennstab flach: Man halte die Litzenfäden mit Rippe 2 hoch, greife die Hälfte dieser Fäden und trenne sie mit Rippe 1. Man ziehe Rippe 2 heraus, schieße den Faden durch, klopfe ihn fest und lasse Rippe 1 an ihrem Ort.



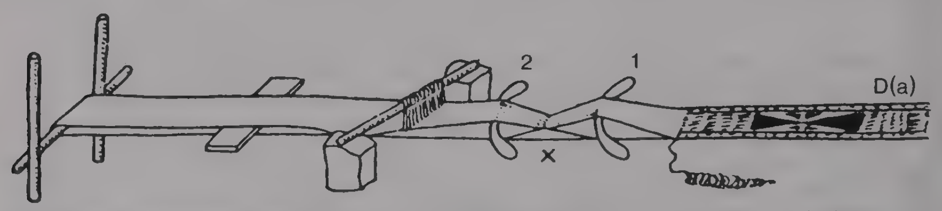
Ba Zweiter Durchschuß. Gegenfach. Trennstab hochkant: Man hebe die Trennstabfäden hoch und schiebe Rippe 2 ein. Man drehe beide Rippen hoch, so daß die zurückgehaltene Hälfte der Litzenstabfäden fällt und das Fach x entsteht.



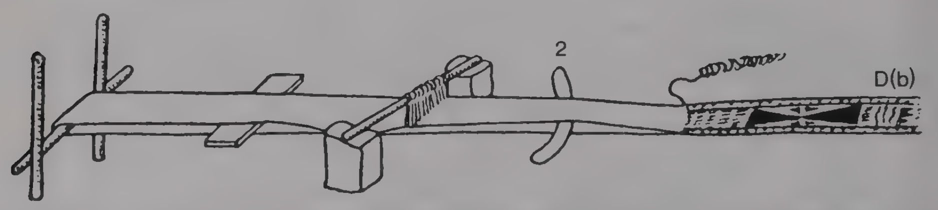
Bb Man ziehe Rippe 1 heraus, schiebe sie in das mit der Hand gehaltene Fach x, schieße den Faden durch dieses Fach x und klopfe ihn fest. Man nehme Rippe 1 heraus und lasse Rippe 2 an ihrem Ort.



C Dritter Durchschuß. Fach. Trennstab hochkant: Man greife die Hälfte der Trennstabfäden, schiebe Rippe 1 hinein, ziehe Rippe 2 heraus, schieße den Faden durch und lasse Rippe 1 an ihrem Ort.



Da Vierter Durchschuß. Gegenfach. Trennstab flach: Man hebe die Litzenstabfäden, schiebe Rippe 2 hinein, wende beide Rippen, so daß die zurückgehaltenen Fäden (die Hälfte der Trennstabfäden) fallen und das Fach x bilden.



Db Man ziehe Rippe 1 heraus, schiebe sie in das mit der Hand gehaltene Fach x, schieße den Faden durch und klopfe ihn fest. Rippe 2 hält die Litzenstabfäden und bereitet so den Arbeitsschritt A vor.

Wenn wir dem Hawawir und Kabābīsch gehörenden Wüstenrand nach W weiter folgen, kommen wir zum Land der Zayādīya. Sie sind noch echte Araber, wie auch die im zentralen Norddarfur mit ihren Herden umherziehenden Rizaygāt-Splitter Mahrīya, 'Irēgat ('Iraygāt) und Umm Jalūl. Aber dann gibt es im äußersten Westen auch noch die Meidob und Zaghāwa, die wohl eine altertümlichere Viehhaltung repräsentieren. Die Meidob sprechen eine mit dem Nubischen verwandte Sprache und bewahren auch Traditionen, die sie mit Mahas und Dongola verbinden. Die Zaghāwa am Oberlauf des Wadi Howar dagegen sprechen ähnlich wie die Tibu vom Tibesti. Sie selbst nennen sich Beri und kennen noch einen vorislamischen Regen- und Schlangengott iRu. Zu ihrer urtümlichen Wirtschaftsweise gehört neben Viehzucht und Hirseanbau auch das Sammeln (Wildgräser und -früchte), aber auch eine eigene Handwerkstradition, die von einer verachteten Schmiedekaste gepflegt wird. Deren Frauen töpfern, und die Männer, die heute wegen der Flut von Schrottmaterial nicht mehr verhütten müssen, stellen nach wie

vor landwirtschaftliches Gerät, Waffen und Schmuck her. Daneben gerben sie und weben, sind ausgezeichnete Jäger und Musiker. Einen neueren Produktionszweig der vielseitigen Zaghāwa-Schmiede bildet schließlich die Verarbeitung von Abfallblech zu Küchengeräten und Behältern jeglicher Art – eine Industrie, die am Nil hauptsächlich von den Ḥalab (Zigeunern) betrieben wird.

Wir fahren nun hinter der natürlichen Festung des Marra-Gebirges herum und kommen in den südlichen Nomadengürtel, das Land der Baggāra und speertragenden Ochsenritter, die früher regelmäßig zur Sklavenjagd in den Süden zogen, deren Reiterei für die Herrschaften in El Fasher und Omdurman wichtig war und die auch heute sich mehr auf ihr eigenes Gewehr als auf das der Polizei verlassen. Es handelt sich um die Beni Helba aus Oberägypten, die Ta'āisha, die 1885 den Khalifen stellten, die Habānīya um Buram, und die mächtigen und heute wieder bei den Dinka im Süden gefürchteten Rizaygāt, deren Sultan in Ed Da-ein residiert. In Südkordofan heißen die Baggāra Messirīya, Ḥamar, Ḥawāzma, Kenāna, Beni Seleim und Aulād Ḥimayd. Ihre Damars und Nazir-Sitze sind längst feste Städte geworden mit Steuerämtern, Gerichtshöfen und Veterinärstationen, vor allem aber mit regelmäßigen Märkten, wo die Nomadenfrauen Butter *(semn)*, Milch, roten Pfeffer, selbst angebautes Gemüse und Korn, besonders aber gesammelte Wildfrüchte *(hemaid, hejlij, nabak, dom* und *doleib)* sowie Honig anbieten, während die Männer den Handel mit Vieh, Fleisch und Häuten betreiben. Ansonsten pendeln die Baggāra zwischen den Trockenzeitweiden im Süden (Bahr el Arab und Nil) und den Regenzeitweiden im Norden. Wir schauen uns diese Verhältnisse bei den Roten Messirīya (Ḥumr) näher an:

Die größten Entfernungen legt auch hier die Jungmannschaft *(azzaba)* mit den Hauptherden zurück, denen der Leitochse *(aṣi el bagar)* vorantrottet. Frauen, Kinder und Alte kommen im Troß *(tegeliya)* hinterher, den gesamten Hausrat, die Mattenzelte und das Federvieh auf Packochsen geladen. Manchmal folgt man Markierungen an den Bäumen, oder man kennt einfach die Wege zwischen den Flüssen im Süden, dem Gartenland Muglad im Zentrum oder den Grasländern Babanusa (›Ebenholzbaum‹) im Norden. Gewandert und gesiedelt wird auch hier in der *ferīg*, der Weide- und Lagergemeinschaft. Sie ist nicht immer eine Großfamilie, manchmal nur ein Teil derselben oder verbunden mit fremden Teilen. Doch gemeinsames Handeln und Geschick läßt zusammenwachsen; einem Außenstehenden wird man immer sagen, die Ferig sei eng verwandt und werde stets zusammenhalten – auch wenn man sie beim nächsten Streit wieder auflöst. Manchmal trifft man mit verwandten Ferig zusammen, solchen, die zur gleichen *surra*, zum gleichen ›Nabel‹ gehören. Der gemeinsame Vorfahre liegt hier schon sieben Generationen zurück, was die Bande der Zusammengehörigkeit etwas gelockert hat. Aber die Surra bildet auch die Einheit, innerhalb deren geheiratet wird; denn die *khashm el beyt*, die ›Haustür‹, die mehrere Surra umfaßt, ist schon zu groß, als daß man die einzelnen Familien noch genau kennen könnte. Streitereien zwischen solchen Khashm el beyt müssen dann schon von einem beamteten Schlichter *('omda)* geregelt werden, dessen Bezirk *('omodīya)* mit anderen zusammen schließlich einen Stamm, eine *gabīla*, ergibt. Von diesen haben die Ḥumr zwei: die Ajaira und die Felaita. Beide fühlen sich als Ḥumr und nennen sich mit den Zurg, den ›blauen‹, zusammen Messirīya. Diese bilden eine mächtige Gruppe in der Baggāra-Kette des südlichen Qoz. Wie wir gesehen haben, führen sich alle diese Gruppen und viele der Abbāla auf Abdallah al Juhaini aus dem Geschlecht des Propheten zurück.

So sieht die Weltordnung des arabischen Rindermannes aus. Auf sie ist er stolz, weil sie ihn vor allen mit niederer Herkunft adelt. Und sie verleiht ihm Sicherheit, weil er mit ihr seine Mitmenschen in Freund und Feind einteilen kann. Dies hängt aber ganz von der Situation ab: Gegen den Staat stehen alle Baggāra zusammen, gegen die Rizaygāt alle Messirīya, gegen die Zurg alle Ḥumr, gegen die Felaita alle Ajaira, gegen die andere Omodiya die eigene, gegen den anderen Khashm el beyt der eigene, gegen die andere Surra die eigene und schließlich gegen die benachbarte Ferig wiederum die eigene. Nur gegen den eigenen Bruder (mit dem man sich ja auch am besten vertragen soll) hilft keiner. Das ist der praktische Zweck der großartigen Sozialordnung, und deswegen hüten die Nomaden sie.

Diese segmentär genannte Verfassung hat sich in vielen Jahrhunderten herausgebildet, als die Nomaden nur losen Kontakt zu städtischen Zentren und deren Rechtsschutz hatten. Deswegen geht man in der Steppe auch heute noch, wenn ein Mord geschehen ist, nur selten zum Kadi, denn das System funktioniert weiter: Innerhalb der Surra geschieht gar nichts, da bleibt alles in der Familie, die wegen einer solchen ›Selbstverstümmelung‹ nur bedauert werden kann. War aber einer aus einer anderen Surra der Mörder, wird Blutgeld *(diya)* gefordert, für das alle Verwandten zusammenlegen und das unter den Angehörigen des Toten entsprechend der Betroffenheit verteilt wird. Wenn der Mörder aber ein ganz Fremder war, mit dessen Angehörigen man kein Blutgeld aushandeln kann, weil man sie nicht kennt und es keine für beide Seiten verbindliche Autorität gibt, muß im Gegenzug einer der fremden Leute sterben. Blutrache *(kumsū)* und Raub *(ghazū)* bestimmen die Beziehungen zu entfernten Nachbarn, so wie Solidarität und Hilfe die zu den nahestehenden, wenngleich beide Verhältnisse demselben strikten Gleichheits- und Gegenseitigkeitsgebot unterliegen. Wie du mir, so ich dir, lautet das Grundgesetz in Gesellschaften, die das Miteinanderauskommen ohne Gewaltmonopol wie Armee oder Polizei regeln müssen.

Die Ordnung der arabischen Nomaden hat sich, wie wir am Weißen Nil gesehen haben, stellenweise auf ganz neue Verhältnisse eingestellt. Die Traditionshüter mußten feststellen, daß sich die Herrschaft der ›Ungläubigen‹ und ›Verdorbenen‹ stabilisiert hat, die *zirga* (Schwarzen) Rechte bekommen haben, die ihnen nie zustanden, und das Wild, mit dessen Häuten man früher noch Steuern bezahlen konnte, fast ausgestorben ist. Die Heranwachsenden konnten sehen, daß es noch andere Reichtümer als nur Vieh gibt, daß Ungläubige und Unedle solche Reichtümer auf Dauer besitzen, und daß offensichtlich die Schulbildung ein Weg in jene reichere Welt ist. Ein Ausdruck dieser Spannungen, in denen die patriarchalischen Hirtenkrieger nicht erst seit den jüngsten Ölprospektionen in ihrem Gebiet leben, sind die Teetrinkerclubs *(baramka)*, die schon 1926 den Regierungsstellen und Naziren bekannt wurden, und zwar gleich als Gefahr für die öffentliche Ordnung. Diese nichtverwandtschaftlichen Bünde organisieren sich nach dem Muster der Verwaltungspyramide, d. h. es gibt vom Präsidenten bis zum Askari alle Posten, auch mit entsprechenden Sanktionsgewalten für Verstöße gegen den strengen Komment. Zugleich helfen sich die Mitglieder dieser freimaurerisch anmutenden Vereine gegenseitig in allen Lebenslagen und pflegen vor allem die Geselligkeit. Ein Teelied der Kenana aus den 30er Jahren z. B. lautet:

»Der Geliebte.
Blätter von Tee aus dem Westen
am Ende durchbohrt
und mit dem Faden zusammengebunden.
Die Baramka, die Großzügigen und Sauberen trinken ihn,
mit dem Stock in der Hand,
an den Füßen Schuhe oder Slipper.
Der Kessel hat gekocht;
und poliert die Gläser.
Und laßt alle Herzen froh sein!
Bei Allah, dem Lieben. Der Junge soll den Tee herumreichen.
Ihr seid meine geliebten Brüder.«

In der Baramka-Bewegung verbinden sich Elemente der in ganz Afrika verbreiteten Sitte des lokalen Arbeitsfestes *(nafir)* und der sudanarabischen Jagdpartie *(gora)* mit der Altersklassenidee. Außerdem haben die Baramka das neue formale Leistungsprinzip mit der alten Beistandsordnung zusammengebaut und damit ganz neue Räume geschaffen. Deswegen blickten die Häuptlinge und ›Grauköpfe‹ auch mißtrauisch auf die neuen Vereine, deren aufsässige Unterhaltungen ihnen viel gefährlicher erschienen als die gelegentlichen Spottlieder der Frauen und deren Klatsch.

Im großen und ganzen aber scheint die Zukunft der *ahal*, des nomadischen Verwandtschaftsverbandes, weniger gefährdet zu sein, als der erwähnte Einbruch am Weißen Nil zunächst vermuten ließ. Die Regel in vielen nomadischen Gesellschaften ist heute eher eine breite Streuung der ökonomischen Aktivitäten, die der Ahal neue Aufgaben zuweist: Wie früher ein Teil der Jünglinge mit den Kamelen 100 km entfernt, ein anderer mit den Schafen 20 km weg und ein dritter mit den Rindern im Süden war, so baut jetzt der Haushaltsvorstand mit einem angeheuerten Westafrikaner auf einer Bewässerungsparzelle zusätzlich Baumwolle an, spezialisiert sich ein Sohn auf Viehtransporte zum Markt, widmet sich ein Zweiter dem (bei Nomaden immer nebenbei betriebenen) Feldbau, geht der dritte Sohn nach Khartoum und wird eine der Töchter einem Händler gegeben, weil der gute Verbindungen hat. Man wirtschaftet aber immer noch in ein und denselben Topf, der zusammengehalten wird durch die Blutsbande.

Literatur: Die beiden maßgeblichen Arbeiten über die Arabereinwanderung heißen: *MacMichael*, A.: ›A History of the Arabs in the Sudan.‹ 2 Bde., Cambridge 1922, und Yusuf Fadl *Hassan:* ›The Arabs and the Sudan.‹ Khartoum 1973. – Über einzelne Hirtenvölker gibt es ausgezeichnete Monographien, z. B. *Abd-el Ghaffar*, Muhammed Ahmed: ›Shaykhs and Followers. Political Struggle in the Rufa'a al-Hoi Nazirate in the Sudan.‹ Khartoum 1974; *Abbas*, Ahmed Mohammed: ›White Nile Arabs. Political Leadership and Economic Change.‹ New Jersey: Athlone 1980; *Asad*, Talad: ›The Kababish Arabs. Power, Authority and Consent in a Nomadic Tribe.‹ London: Hurst 1970; *Cunnison*, Ian: ›Baggara Arabs. Power and the Lineage in a Sudanese Nomadic Tribe.‹ London/Oxford: Clarendon 1966. *Beck*, Kurt: ›Die Kawahla von Kordofan. Ökologische und ökonomische Strategien arabischer Nomaden im Sudan.‹ Stuttgart 1988. – Über die Zaghawa an der Grenze zum Tschad hat das Ehepaar M. J. und J. *Tubiana* gearbeitet: ›The Zaghawa from an ecological Perspective. Foodgathering, the pastoral system, tradition and development of the Zaghawa of the Sudan and the Chad.‹ Rotterdam: Balkema 1977.

Darfur und Darfung

Das waren die beiden östlichsten Perlen der langen Kette afrikanischer Reiche, die sich vom Senegal zum Roten Meer spannte. Überall, wo im Mittelalter die transsudanische Pilger- und Handelsstraße *(tarīg sūdān)* von transsaharanischen Routen gekreuzt wurde, bekamen Reichskulturen die Chance, sich über die Erhebung von Wegegeldern, das Salzmonopol und den Handel mit Luxusgütern und Sklaven zu entfalten. In Darfur trafen gleich zwei Wüstenwege die Niger-Nil-Straße: die oben beschriebene Darb el Arba'in (vgl. S. 105) von Ägypten sowie die libysche Route von Tripolis über Murzuk und das Tibesti-Gebirge. Dabei wechselte der Wüstenhafen wie die Meereshäfen an der Ostküste: Masa, Uri, Shoba, Kobbei, Tendelti (El Fasher) hießen die berühmten Plätze nacheinander. Ihre Beherrscher gehörten verschiedenen Dynastien an und standen in bald freundlichem, bald feindlichem Kontakt zu ihren mächtigen Konkurrenten im Westen (Kanem, Bornu, Bagirmi, Wadai) und im Osten (den Nilreichen). Schließlich war Darfur zu seinen Glanzzeiten von einem Kranz von Vasallen umgeben: Dar Gimr, Tama, Masalit, Dar Sila. Manchmal bemächtigte sich Wadai dieser, wie auch im Osten um die Zentren Kordofans immer wieder mit den Funj gestritten werden mußte. Diese hatten aus den Trümmern des christlichen Nubien im 16. Jh. ein neues Reich zusammengeschmiedet und lebten ganze drei Jahrhunderte von den fetten Pfründen am Nil.

Helm eines Panzerreiters aus Darfur

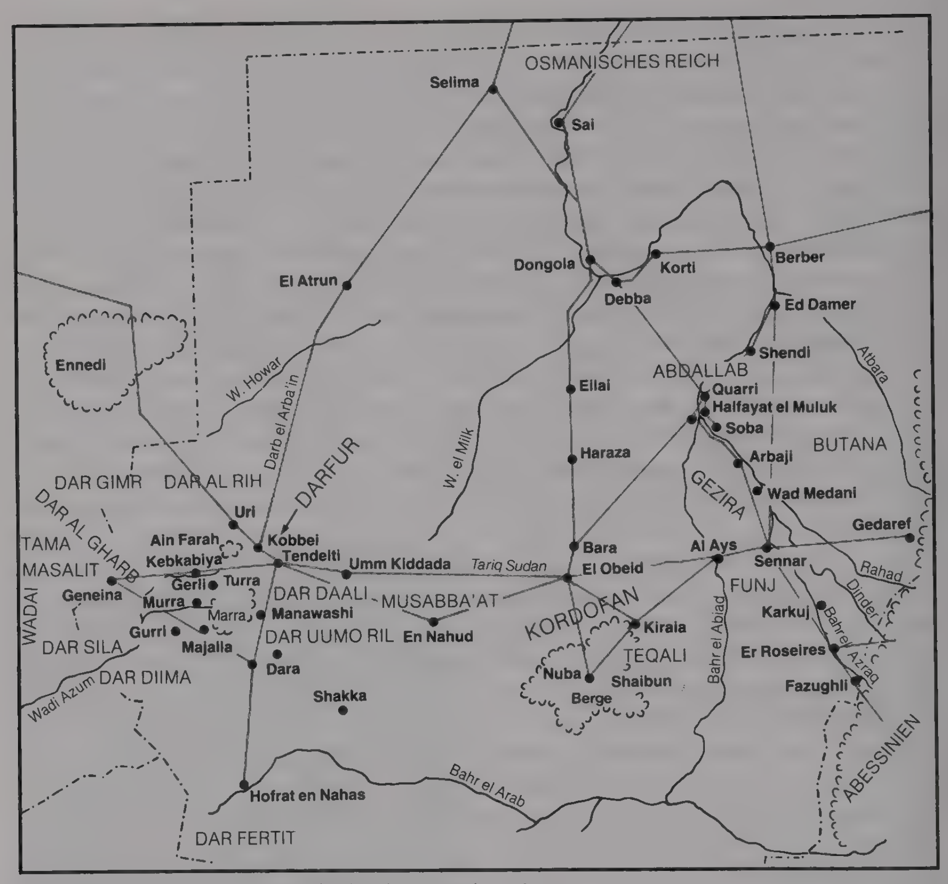


Es sind die Spuren dieser letzten Epoche des sudanesischen Mittelalters, die uns jetzt beschäftigen sollen. Diese Zeit war geprägt von der Islamisierung und damit Beseitigung der christlichen und heidnischen ›Fremdkörper‹ auf dem Weg vom Niger nach Mekka. Dabei scheint der expansionslüsterne Idris Aloma von Bornu (1571–1603) nachgeholfen zu haben, der mit türkischen Feuerwaffen aus Tunesien in den Osten des Tschad-Beckens einfiel und dort die Zeit der Sultane einläutete.

Die zentralsudanesischen Reiche, deren Grenzen nur selten festlagen, entstanden auf dem fruchtbaren Streifen inmitten der oben als Nomadengürtel beschriebenen Trockensteppen. Im Westen, auf der Wasserscheide zwischen Tschad und Nil, bot das mächtige Vulkanmassiv des Jebel Marra (Farbabb. 20)

günstige Anbaubedingungen, im Osten das Zweistromland Gezira. So konnten die Herrscher, die ihren Luxus den Karawanen abpreßten, sich ihr tägliches Brot von fleißigen Bauernvölkern liefern lassen, in Darfur von den heute Masalit, Erenga, Tama, Gimr, Fur, Tunjur, Berti, Birgid, Beigo und Dago genannten Völkern, die hauptsächlich Kolbenhirse (Pennisetum typhoideum; *dukhn*) anbauen, in den Gebirgstälern auf kunstvollen Terrassen aber auch eine Fülle von Obst und Gemüse. In Zentralkordofan wanderten seit der Auflösung der christlichen Reiche am Nil nubisch-arabische Stämme (sogenannte Ja'alīyin, vgl. S. 25, 125) ein, die heute Bedairīya, Gawama'a, Dubat, Beni Faḍl, Manasra oder Ghodiat heißen. In ihrem Gebiet hatte sich bis zum letzten Jahrhundert eine auf Sklavenarbeit beruhende landwirtschaftliche Kolonistentätigkeit entwickelt, an die heute die mechanisierte Agroproduktion anschließt (z. B. der Obstanbau um Abu Gubeiha, die Zwiebelplantagen der Kheiran-Becken bei Bara oder die vielen Baumwollfelder zwischen den Nuba-Bergen). Im Osten schließlich setzt sich das Bauernland in den uralten Bewässerungskulturen der beiden Nile fort, die schon seit Jahrtausenden Reichsbildungen ermöglichten. Die südlichen Nuba links und die südlichen ›Hamej‹ rechts des Weißen Nils sind zwar auch Bauern, haben aber stets wenig Tribute bezahlt. Auch halten sie Schweine und gelten heute als ›rückständig‹ (wegen ihrer Sonderstellung sind ihnen jeweils eigene Kapitel gewidmet).

Nun waren natürlich auch die Untertanen von Darfur und Darfung keineswegs Leibeigene, sie entwickelten vielmehr spezielle Methoden, um sowohl den eigenen Umverteilungssitten treu zu bleiben, als auch den Forderungen der Herren zu genügen. Diese Fertigkeit hat sich bei der Landbevölkerung des Sudan bis heute erhalten, wo zwei Wirtschaftszyklen eigenartig friedlich nebeneinander leben: der Austausch von Gütern gegen Geld auf den Märkten und der von Arbeitsleistungen gegen Bier *(marīsa)* in den Dörfern. Ähnliche Mischwirtschaften haben wir bereits in den Nilgärten und bei den Nomaden kennengelernt; sie werden uns unten am Beispiel der sudanesischen Agroindustrie nochmals beschäftigen. Die Fähigkeit zu dieser Kombination von Kulturen ist in den langen Jahrhunderten eingeübt worden, als Herrscher ihre Sonderstellung mit fremder Herkunft begründeten, gleichzeitig aber zum Vollzug lokaler Regen- und Erntezeremonien angehalten wurden, als Heilige eine fremde Religion predigten, gleichzeitig aber dulden mußten, daß diese mit der Verehrung von Toten und Steinen Verbindungen einging, als Händler die wunderbarsten Güter ins Land brachten, gleichzeitig aber zu ewigem Fremdsein verdammt blieben, als Handwerker spektakuläre Bauten schaffen konnten und doch nicht aus ihrem Paria-Dasein herauskamen. Bauern und Nomaden ernährten diese vier Stände und wurden dabei unterstützt (wie auch dazu gezwungen) durch ein Heer von Sklaven, das selbst wieder eine Hierarchie bildete: Da gab es Eunuchen und Beamte, die außerordentliche Machtstellungen innehatten, Soldaten und Polizisten, die ihr miserables Ansehen durch Brutalität gegen die Bevölkerung wettzumachen suchten, und erbärmlich lebende Arbeitssklaven in Bergwerken und königlichen Plantagen. Die großen Reiseschriftsteller wie der Pater Theodor Krump (1700–1702), der Schotte Bruce of Kinnaird (1771/2), der Engländer G. W. Browne (1793–6), der Maghrebiner Al Tunisi (1803–1811) oder der Deutsche Gustav Nachtigal (1874, Abb. 59) haben uns anschauliche Bilder von Darfur und Darfung überliefert, die auch erklärlich machen, warum dem Untergang dieser Kulturen nur wenige nachweinten.



Reiche und Wege im zentralen Nilsudan des 17. und 18. Jhs.

Dynastien

Daß sich in Darfur drei Herrschaftsepochen ablösten – nämlich die der Daju, der Tunjur und der Keira – hat Nachtigal zum ersten Mal dem unwissenden Europa mitgeteilt. Am besten bekannt ist natürlich die Geschichte der Nilherrscher, am wenigsten vielleicht die der kleineren Reiche in Kordofan. Wir müssen versuchen, uns eine Vorstellung dieser letztlich auch den heutigen Sudan prägenden Traditionen zu machen.

Daju

Vor langer, langer Zeit herrschte im südlichen Marra-Gebirge König Gitar oder Kosbur, der erste der Daju-Dynastie, die aus dem Osten gekommen sein soll. Unter seinen Nachfolgern

führte 'Umar Kassifuroge, der ›Fur-Fresser‹, schreckliche Kriege gegen die Bergbauern, und auch der letzte Daju-König, Aḥmad al Daj, war so tyrannisch, daß – so berichtet die Legende – seine Untertanen ihm rieten, eine Antilope zu besteigen, die mit ihm nach Dar Sila in Süd-Wadai floh. Die Sultane dort wie auch die von Tama und Kobbei an der ja erst 1922 festgelegten Westgrenze des Sudan leiten sich noch heute von den Daju ab.

Auch viele Bauern zwischen Westkordofan und dem Osttschad nennen sich Daju. Die Herkunft des Namens könnte mit den Tāīuwa in Zusammenhang stehen, die in altarabischen Geschichtswerken als Zweig der Zaghāwa zwischen Kanem und ›Nuba‹ genannt waren. Danach dürfte die Daju-Herrschaft etwa ins 12. und 13. Jh. datiert werden, wohingegen Arkell auf die Ähnlichkeit von Viehbrandzeichen in Dar Sila mit altägyptischen Hieroglyphen hinwies und das Daju-Reich entsprechend als Exilgründung der Meroiten ins 4. Jh. verlegte. Leider gingen die von Nachtigal entdeckten Königslisten wieder verloren. Im späteren Fur-Sultanat soll der Titel des Hofmagiers Toingoingei *(takanyāwi)*, der von Tendelti aus auch die Nordprovinz verwaltete, Daju-Erbe gewesen sein, ebenso die ballettartigen Aufführungen mit Fächern aus Straußenfedern und das heilige Staatsfeuer. An steinernen Überresten jener Frühzeit sind zu nennen: die beiden Gräber auf dem Gipfel des Marra, die den ›Söhnen Alexanders des Großen‹ zugeschrieben werden und immer noch Ziel von Wallfahrten darstellen, sowie die weitgehend unbekannten Mauerreste am südlichen Marra, vielleicht auch einige der Ruinen am Kaura-Paß zwischen Marra- und Si-Gebirge.

Tunjur (Tungur)

Die nächste Dynastie gibt fast ebensoviele Rätsel auf: Tunjur nennen sich heute viele Völker zwischen Niger und Nil, z. T. sprechen sie Kanuri, z. T. arabisch, die in Dar Furnung z. B. Fur. Der Name scheint ein Nachhall jenes großen Reiches zu sein, das sich – entweder vom Nil her oder durch Kanem unter dem mächtigen Dunama Dibbalemi gegründet – vom 14. bis 17. Jh. über Darfur und Wadai erstreckte und dessen Hauptstadt Uri nebst einer der einst vielleicht sieben Burgen unten beschrieben wird. Lorenzo d'Ania erwähnt in seiner 1582 in Venedig erschienenen ›L'Universale Fabrica‹: »Uri, eine sehr bedeutende Stadt, dessen Prinz oder Kaiser Nina heißt und dem die Nachbarländer Gehorsam leisten, namentlich die Königreiche Aule, Zurla, Sagava (Zaghāwa), Memmi (Mima), Musulat (Maṣalit), Morga, Saccae und Dagio (Daju). Der Prinz, der mit den Türken im Bunde steht, ist sehr mächtig und wird von Kaufleuten aus Kairo mit Waffen versorgt.« Über das Ende des großartigen Reiches erzählen die Furer die Legende von Aḥmad al Ma'qūr (dem Gelähmten), der von den Beni Hilāl abstammte und mit seinem Bruder Ali über eine Frau in Streit geriet. Mit durchschnittener Achillessehne wurde er in der Wüste zurückgelassen, von Tunjur aufgelesen und zu ihrem König Shau Dorshid gebracht. Diesem Barbarenritter brachte der Krüppel die feinen Sitten bei und übernahm nach dessen Tod die Herrschaft.

Nun sind Geschichten vom weisen Fremden, der die Tochter *(mayram)* des Heidenkönigs heiratet und eine islamische Dynastie begründet, im Sudan weit verbreitet. Fest steht, daß die Reiche des afrikanischen Mittelalters vom Fernhandel lebten und daher stets von Allianzen lokaler Herrscher mit fremden Händlern abhängig waren. Ging ein solches Bündnis zu Bruch, suchten

sich die Karawanen einen anderen Wüstenhafen, und ein neues Reich erwuchs. Die Kaufleute in Darfur aber waren wohl immer Nubier, erst christliche, dann islamische, die den Bergbauern und Burgherren die jeweils neuen Ideen vermittelten. Entscheidender für das Ende des großen Tunjur-Reiches scheint die erwähnte Ostexpansion des Bornu-Königs gewesen zu sein. Die in Darfur bekannte Figur des Dali war womöglich ein Bornu-Eunuch, der die Neueroberung zunächst noch von Uri, dann von Turra (vgl. S. 196f.) aus verwaltete. Selbst ›Shau Dorshid‹ könnte schlicht ein Titel gewesen sein: *shau* heißt auf Kanuri ›Prinz‹ und *dorshid* auf arabisch *(sid el dor)* ›Burgherr‹. Von der Tunjur-Zeit blieben außer Ruinen auch die heiligen Steine von Dar Furnung nördlich des Jebel Si erhalten, an denen auch weiterhin die Statthalter *(shartai)* für ihr Amt geweiht und andere Opfer vollzogen wurden. Dabei soll bis heute auch das Zeichen des Kreuzes eine Rolle spielen.

Keira

Als Anfang des 17. Jhs. das Tunjur-Reich zerfiel, steuerten die Karawanen Plätze in Turra (drei Tage südlich von Uri) an, wo die bisherigen Statthalter aus der Kunjara-Sektion der Fur neue Sicherheit versprachen. Nach der lokalen Tradition war es ein Sohn Aḥmad al Ma'qūrs, der wiederum Dali hieß und deswegen auch mit dem obengenannten Bornu-Beamten identisch sein kann. Er teilte das neue Reich in fünf Provinzen *(magdumat)* auf: das Dār Dāli im Osten, das Dār Aba Ūma im Südosten, das Dār Aba Dīma im Südwesten, das Dār Al Gharb im Westen und das Dār Al Takanyāwī oder Al Riḥ im Norden. Dann verkündete er eine ›Verfassung‹, das *kitāb dāli,* in dem die Staatseinkünfte auf Herrscher und Beamte verteilt und für die Untertanen die Strafen in Vieh und Stoffballen *(takkīya/takākī)* festgelegt wurden.

Als eigentlicher und historisch verbürgter Gründer des multi-ethnischen Keira-Sultanats gilt aber Sulaymān Solongdungo (der ›Araber‹ oder ›Rote‹), der sich für seine Sklavenjagden ein riesiges Revier sicherte und damit fette Karawanen von Ägypten anlockte. Diese brachten ihm Waffen und Munition, Pferde aus Dongola und Stoffe, mit denen er seine Vasallen bei der Stange halten konnte. Zugleich soll Sulaymān auch den Islam in Darfur eingeführt und Massenbeschneidungen angeordnet haben. Der fremde Glaube der nun ins Land drängenden Händler *(jellāba)* und Heiligen *(fugarā)* schien ihm bestens dazu geeignet, die lokalen Bindungen und Feindschaften im Sinne einer neuen Reichsideologie außer Kraft zu setzen. ›Nachfolger des Herrn der Propheten‹ *(khalīfa sayyid al mursalīn)* und ›Herrscher der Gläubigen‹ *(amīr al mu'minīn)* lauteten von jetzt an die Beinamen der Fur-Könige. Ihre Liste mit ungefährem Inthronisationsdatum sieht wie folgt aus.

1. Sulaymān Solong (1. Hälfte des 17. Jhs.)
2. Mūsā ibn Sulaymān
3. Aḥmad Bakr ibn Mūsā (Wende zum 18. Jh.)
4. Muḥammad Dawra ibn Aḥmad Bakr (1722)
5. Umar Leil (›Esel‹) ibn Muḥammad Dawra (1743)
6. Abu al Qāsim ibn Aḥmad Bakr (1749)
7. Muḥammad Tayrāb ibn Aḥmad Bakr (1756)
8. 'Abd al Raḥmān al Rashid ibn Aḥmad Bakr (1787)
9. Muḥammad al Faḍl ibn Abd al Raḥman (1801)

10. Muḥammad Husayn ibn Muḥammad Faḍl (1839)
11. Ibrahim ibn Muḥammad Husayn (1873)

Natürlich mußten die Keira-Sultane, um von den Fur als ihr *aba kuuri*, als ›Herr des Gehorsams‹ anerkannt zu werden, auch die Gepflogenheiten der vorislamischen Reiche weiterführen: Die Vasallen *(kiiso; sharṭay/sharāti)* bekamen wieder Trommeln verliehen, statt der hölzernen *(dinger)* sogar kupferne *(naḥās)*. Die unterworfenen Völker sandten regelmäßig Jungfrauen in den Sultansharem, auch wenn die Hoffnung, daß diese vielleicht den nächsten Sultan gebaren, statistisch gering war. Umgekehrt verheiratete der Sultan seine Töchter mit den Stammeshäuptlingen, um diese über die Schwiegersohnpflichten an sich zu binden. Schließlich lag die heikle und oft turbulente Wahl des Thronfolgers aus der Schar der Sultanssöhne *(awlād al salātīn; baasinga)* ausschließlich in den Händen der Würdenträger am Hofe, denen ein schwacher Sultan – ganz nach den Regeln des Heiligen Königtums – oft gelegen kam. Als Abu al Qāsim für einen Feldzug zunächst eine Sondersteuer von einer Kuh pro Haushalt erhob und dann auch noch die Fur-Häuptlinge nicht vor, sondern hinter dem Sklavenheer gehen ließ, verließen diese die Marschordnung und forderten ihre Leute auf, das gleiche zu tun: »Sollen die eingezogenen Kühe für Abu al Qāsim kämpfen!« Der Sultan fiel in der folgenden Schlacht, und die Fur, die zugeschaut hatten, retteten lediglich ihre heilige Trommel *(al mansūra)*.

Wie es sich für ein sudanisches Reich gehörte, war auch die Macht der Frauen in Darfur auffällig. Nach sieben Tagen Seklusion wurde der neugewählte Sultan erst einmal von den Großmüttern *(abonga)* ›behandelt‹: Unter dem Klappern ihrer Wurfmesser geleiteten sie ihn in das Haus der zehn heiligen Trommeln *(gangang)*, wo auch die heiligen Speere *(kor)*, die königlichen Straußenfedern, der Schirm, der Koran und der Gebetsteppich aufbewahrt wurden, und setzten ihn schließlich auf seinen Thron *(kukur)*, vor dem die Höflinge kauerten. Eine besondere Stellung, eine höhere als die Sultansmutter und die Hauptfrau *(iiya kuuri*, ›Mutter der Macht‹), hatte seine Lieblingsschwester *(iiya baasi*, ›königliche Mutter‹) inne. Nach Nachtigals Bericht besaß sie ein eigenes Haus und völlige Freizügigkeit, so daß die Würdenträger oft über sie Zugang zum Sultan suchten. Nach den Vermutungen, die wir oben im Zusammenhang mit den Kandaken von Kush äußerten, scheint es auch nicht verwunderlich, wenn die Sultansschwester, wie im Jahre 1856 geschehen, die Regierung übernahm. Freilich ist auch überliefert, daß die Iiya Baasi zusammen mit ihrem Bruder von den Notablen umgebracht werden konnte. Die Heiligen jedenfalls, ob vom Nil oder vom Niger kommend, zeigten sich stets entsetzt über das skandalöse Leben der Prinzessinnen *(mayram/mayārim)* am Hofe Darfurs.

Das prekäre Verhältnis zwischen den verschiedenen Kräften im Reich wurde regelmäßig durch Feste und Zeremonien gefestigt, von denen das jährliche *jalūd al nahās*, die Bespannung der königlichen Trommeln, das größte Ereignis war. Im Rahmen eines Aufmarsches präsentierte sich dann der militärische Kern der Sultansmacht: die Reiter in Kettenpanzer, Bronzehelmen, Beinschienen mit Elefantenhautschilden und Schwertern aus Solinger Stahl, sitzend auf bis zu den Hufen in Steppdecken gehüllten Pferden. Bei dem folgenden Bankett machte auch der Sprecher der Kaufleute *(malik al jallāba)* sein Geschenk im Wert von etwa 60 Sklaven, ungeachtet der Tatsache, daß alle Importgüter mit einem Zehntel, die Exportsklaven aber mit einem Fünftel verzollt wurden und der Sultan ohnehin der größte Händler mit eigenen Agenten und

vielen Handelsprivilegien war. Aber er und seine Streitmacht garantierten für den Landfrieden, auf den der empfindliche Fernhandel nicht verzichten konnte. Deswegen hatten die Kaufleute aus Nubien und Ägypten, die in Kobbei, Numlei, Gerli, Quz und Suwayni eigene Viertel bewohnten, dem Sultan gegenüber viel realistischer begründete Verpflichtungen als die Bauern, deren Aussaat dieser wie ein altafrikanischer Priesterhäuptling alljährlich feierlich einleitete. Den Hofstaat hielt der Sultan auf Distanz, indem er verschleiert ging, alleine aß und nur über Mittelsmänner sprach. Spuckte er aus, so wurde sein Speichel gesammelt; schneuzte er sich, taten es die Höflinge ihm nach. Wer sich ihm nähern wollte, rutschte auf den Knien und entblößte seine Schultern.

Es waren einige hundert Sklaven wie Freie, die den *fasher* (Hof) bevölkerten und sich gegenseitig unter- oder übergeordnet verhalten mußten. Ihre Ämter stammten z. T. aus der Vor-Keira-Zeit, zeigten Verbindungen zu den Clantraditionen der Fur oder resultierten aus besonderen Beziehungen zum Herrscher. Um die Titel, von denen keiner erblich war, stritten sich die vornehmen Familien und mächtigen Männer. Bedeutung hatten z. B. das Amt des Orreng Dulung, des ›Gesichts des Sultans‹, der eine Kerntruppe befehligte, den Stamm der Birgid verwaltete und als Hofmeister fungierte. Dann kamen nach Al Tunisi der ›Hals des Sultans‹, der wie der Herrscher selbst verschleiert ging und als sein Schatten und Schicksalsbruder galt, das ›Rückgrat des Sultans‹, der die Nachhut ins Felde führte, der ›rechte Arm‹, Kommandant des rechten Flügels, der ›linke Arm‹, Gouverneur des Nordens, und der ›Hintern des Sultans‹, der die Sklaven anführte und ebenfalls eine Provinz regierte.

Die Sklaven Darfurs bildeten eine eigene Hierarchie mit unterschiedlichsten Aufgaben, vor allem im Heer und in der Leibgarde. Eine Sonderstellung nahmen schließlich die Eunuchen ein, die in der Regel aus Dār Runga im Südwesten oder aus Bagirmi kamen. Ihr Oberhaupt *(abbo jode; āb sheikh)* war sowohl Gouverneur der Ostprovinz (Dār Dāli) als auch Hauptverwalter des Hofes während des Interregnums. Verdiente Beamte belehnte der Sultan mit Gebieten, die sie ausbeuten durften *(ḥākūra)*, oder schickte sie für ein paar Jahre als Kommissare *(magdūm)* zum gleichen Zweck in die Provinzen. Auch einige Religionslehrer und Juristen erhielten solche Pfründe oder wenigstens Steuerbefreiung *(jāh)*.

Die vier Provinzen (die fünfte existierte nur als Name) waren unterteilt in *sharṭāyas*, denen lokale, erbliche Clanhäupter vorstanden und die in mehrere *dimlijīya* zerfielen, die wiederum aus einigen Dörfern bestanden. Ausgenommen von diesem Muster blieb lediglich das Kernland des Marra-Gebirges, des Sultans eigene Domäne, von wo die Berg-Fur (Fugokwa) ihre Abgaben *(zakāt* und *fiṭr)* direkt zum Hof sandten. Umgekehrt ließ nach außen hin, etwa im Land des Windes (Dār al Riḥ) im Norden oder vor allem auch gegen Osten, die Intensität staatlicher Kontrolle merklich nach. Hier hatte der Gouverneur, der Obereunuch, viel zu sehr mit den Hofintrigen zu schaffen, und dort bewiesen die Nomaden (Maḥāmīd, Mahrīya, 'Iraygāt, Umm Jalūl, Zayādīya) ihre Unbeherrschbarkeit immer wieder aufs neue. Dies galt in noch viel stärkerem Maße für die Baggāra im Süden, unter denen vor allem die Rizaygāt verschiedenen Strafexpeditionen des Sultans vernichtende Niederlagen beibrachten. Die Sonderstellung der Vasallenreiche Dar Gimr oder Dar Tama wurde schon erwähnt, und der tiefe Süden, jenseits des Kupferbergwerks Hofrat en Nahas, galt unter dem Namen Dar Fertit schlicht als Fanggebiet für die Sklavenjagden *(ghazwa, salaṭīya)*.

Unter den nichtabhängigen Nachbarn war Wadai im Westen der Hauptrivale. Zur Zeit Bakrs fiel z. B. eine Wadai-Armee in Darfur ein; kurz vor dem Aufstieg auf den Kaura-Paß mußten die Eindringlinge jedoch ›ihre Schilde wegwerfen‹ *(kebi kebia)*, woran der Name des Ortes bis heute erinnert. Erbfeind im Osten war die Herrschaft der Musabba'āt (›Ostleute‹) in Kordofan, wo häufig abgeschlagene Thronanwärter Zuflucht fanden. Dem mächtigen Tayrāb gelang es, den Störenfried vorübergehend auszuschalten und die Macht Darfurs bis zum Nil auszudehnen. Endgültig waren diese gen Osten gerichteten Ambitionen vorbei, als 1821 die Fur-Armee unter dem Eunuchen Musallim bei Bara im Kanonenfeuer der türkisch-ägyptischen Invasoren zusammenbrach. Die Bemühungen der letzten Sultane, den Rückstand in der Bewaffnung gegenüber der Kolonialarmee und den Sklavenhändlern, die jetzt die furischen Reviere im Süden überfielen, aufzuholen, kamen zu spät. Die Karawanen nahmen jetzt andere Wege, der Fernhandel konzentrierte sich am Nil. Darfur geriet ins Abseits und wurde 1874 von der Privatarmee des Sklavenhändlers Al Zubeir (vgl. S. 315 f.) von Süden her erobert. Der Sklavenhandel, über Jahrhunderte der Lebensquell des Sultanats, brachte so das Reich auch zu Fall. Sultan Ibrahim wurde in Menawashei begraben, und Sultan Ali Dinar, der nach der Mahdiya nochmals eine Renaissance der Keira-Dynastie anstrebte, fiel 1916 am Jebel Juba südlich Zalingei, nachdem er, von den panislamischen Ideen der Senussi in Libyen inspiriert, den ungläubigen Briten in Khartoum den Krieg erklärt hatte.

Musabba'āt

Im Spannungsfeld zwischen Darfur und Darfung liegt das schon im letzten Jahrhundert nach einem Berg südlich von El Obeid benannte Steppenland Kordofan. Es gab hier wenige Häuptlingstümer, die je nach überregionalem Kräfteverhältnis dem einen oder anderen Nachbarn Tribut zollten oder bei Gelegenheit die Zahlungen einstellten. Das muß schon in vorislamischer Zeit so gewesen sein, da es gewisse Hinweise (z. B. Steinringe, die heute in Khartoum liegen, aber auch Felsbilder und Ruinen vor Ort) auf ein Königreich der ›Anaj‹ um den Jebel Ḥarāza in Nordkordofan gibt, das 1287 von Kanem besiegt worden sein soll.

Die Herrschaft der Musabba'āt begründete wohl Tunsam, der vertriebene Bruder von Kūru und Onkel von Sulaymān. Sie erstreckte sich etwa über das Gebiet zwischen Umm Kiddāda und En Nahūd, also zu beiden Seiten der heutigen Regionalgrenze. Der Königsclan nannte sich Basna; den Gipfel seiner Macht erreichte er in der zweiten Hälfte des 18. Jhs., als Hāshim ibn 'Isāwī die von Kaufleuten aus dem Niltal gegründeten Handelsplätze El Obeid und Bara seinem Reich einverleibte. Dann wandte er sich mit einer Armee von 10 000 Söldnern der Danāqla, Shaiqīya, Kabābīsch und Rizaygāt gegen Darfur. Tayrab nahm die Herausforderung an und verfolgte den frechen Vetter bis Omdurman. 1786 bis 1821 war das Land der Musabba'āt furisch.

Tegali

Ein anderes Herrschaftszentrum in Kordofan befand sich im Nordosten der Nuba-Berge. Nach der Überlieferung soll hier wieder ein Heiliger vom Nil, nämlich Muhammad al Ja'alī, die Tochter des Heidenhäuptlings geheiratet und um 1530 die islamische Dynastie gegründet haben. Ihre Institutionen schienen Sennar abgeschaut gewesen zu sein; auch halfen hier beim ›nation building‹ wieder berühmte Islamgelehrte, z. B. der Qādirī-Missionar Tāj al Dīn aus dem

Iraq, und die wirtschaftliche Quelle der Meks scheint das Gold von Shaibun 150 km im Südwesten gewesen zu sein. Der örtlichen Sage nach liegt es heute bei Kindoro versteckt. Durch eine geschickte Balance-Politik gelang es den Tegali-Herrschern, eine Art Unabhängigkeit durch die Zeiten der Funj, der Turkiya, ja sogar der britischen Hakuma zu bewahren. Die Verwaltungsexperten der letzteren freuten sich über die alteingesessene Ordnungsmacht im sonst ›schwierigen‹ Kordofan und erweiterten das Königreich über die Grenzen seiner besten Zeiten hinaus. Dem mächtigen Mek Adam Geili, der 1929 seine Hauptstadt von Kiraia in den Kajākja-Bergen nach Abbassiya verlegte, wurden bis zum Ende des 2. Weltkriegs die östlichen Nuba, die Hawazma, Kenāna, Kawāhla und Awlād Ḥimayd unterstellt. Noch bis zur Auflösung der Stammesräte 1971 befand sich der Rat von Abbassiya in den Händen der Mek-Familie, deren Heiligkeit sich natürlich längst mit Tüchtigkeit auf dem Gebiet moderner Landwirtschaft und des motorisierten Handels verbunden hatte.

Abdallab

Im zweiten Kapitel streiften wir flüchtig die Zeit, da das Tal der Gärten noch in verschiedene Mek-tümer zerfiel. Wenn diese geeint auftraten, beriefen sie sich auf Abdallāh al Jammā', den ›Sammler‹. Er war im 16. Jh. ein mächtiger Juhayna-Araber und stand vielleicht mit den Ḥadāriba von Suakin im Bunde. Als Hauptstadt wählte er Garri am 6. Katarakt, von wo aus er die Reste des christlichen Alwa um Soba überfiel. Mit der ›Juwelenkrone der Anaj-Könige‹ und reicher Beute kehrte er heim. Als ihm die ›schwarzen Sultane‹, die Funj, aus dem Süden kommend, das Erbe Alwas streitig machen wollten, einigte man sich nach blutiger Schlacht auf die neugegründete Stadt Arbajī (beim heutigen Rufa'a) als Grenze zwischen dem, was der türkische Reisende Evliyā Çelebī 1672 ›Berberistan‹ im Norden und ›Funjistan‹ im Süden nannte. Die Oberhoheit aber errangen die Funj – vielleicht um den Preis, daß sie den Islam annahmen. »Der Sudan ist ein einfaches und enges Land«, soll Abdallah zu seinem Gegner, dem Christen Amara Dunkas gesagt haben; »es wird keine zwei Religionen ertragen, den Glauben an Christus und den Glauben von Mohammed. Also werde Muslim oder stirb!«

Die Abdallab versuchten immer wieder, auch militärisch ihre Unterlegenheit zu beenden. Vor allem der legendenumwobene 'Ajib vermehrte seine Macht in solchem Maße, daß er dem Sultan von Sennar seine Tochter aufdrängen konnte – wie in Darfur das sichtbare Zeichen der Vasallenschaft. Zu Beginn des 17. Jhs. herrschten die Abdallab von Abessinien bis Dongola; erst als 'Ajib alt war, sammelten sich die Funj wieder und schlugen ihn schließlich bei Karkuj am Blauen Nil endgültig. Die künftigen Beziehungen zwischen den beiden zerstrittenen Erben regelte der Vertrag von 1611:

§1 »Sheikh Mohammad al Ajayl, der Sohn 'Ajībs, soll alles Land besitzen, das seine Väter regierten.« §2 »Der Mek der Funj soll die Gezira und das Land im Süden besitzen. Alle Nomaden des Sheikhtums Garri, die in der Gezira leben, sollen die Steuern durch ihren Stammessheikh an die Abdallab abführen.« §3 »Wenn die Tochter des Mek der Funj auf dem Land östlich des Blauen Nils anpflanzt, soll sie dem Sheikh der Abdallab Steuern bezahlen.« §4 »Wenn der Sheikh der Abdallab nach Sennar kommt, soll während seines Aufenthaltes keine Trommel ertönen außer seiner eigenen.« §5 »Wenn ein Feind ins Land der Abdallab einfällt, muß der Sheikh der Abdallab ihn bekämpfen und der Mek der Funj muß ihm helfen.«



1 Shaiqīya-Frau aus Gureir (Nubien)

2 Der Jebel Kissu in der Libyschen Wüste

3 Schiffsanlegestelle von Malakal am Nil

4 Salzsee der Oase Nukheila (Libysche Wüste)

6 Sanddünen in der Libyschen Wüste ▷

5 Rinderlager der Schilluk am Sobat

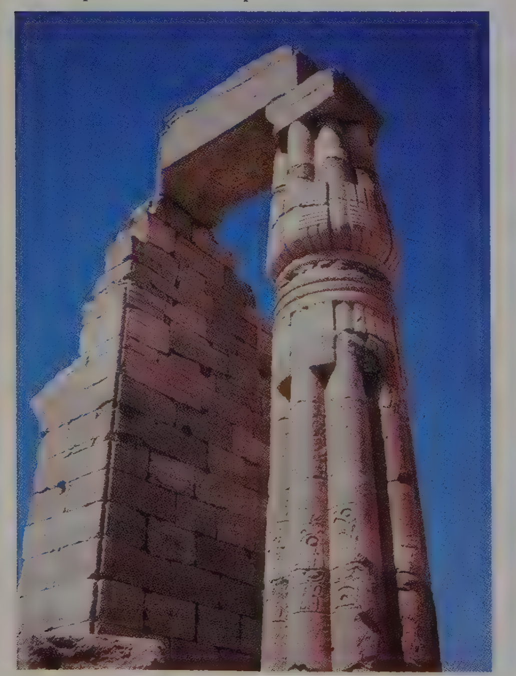




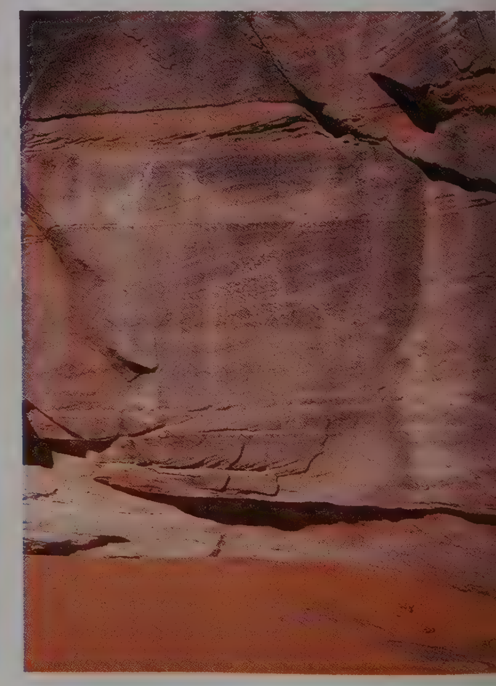
7 Römischer Kiosk von Naqa



8 Tempel des Amenhotep III. in Sulb



9 Felsgravuren im Karkur Talh (Jebel Uweinat)





10 Bagrawiya: zwei Pyramiden des Nordfriedhofes von Meroe

11 Von einem Kamel betriebene Göpelmühle für Sesamöl in Nyala (Darfur)

12 Göpelschöpfwerk *(sāqia)* eines Brunnens in Gureir (Nubien)

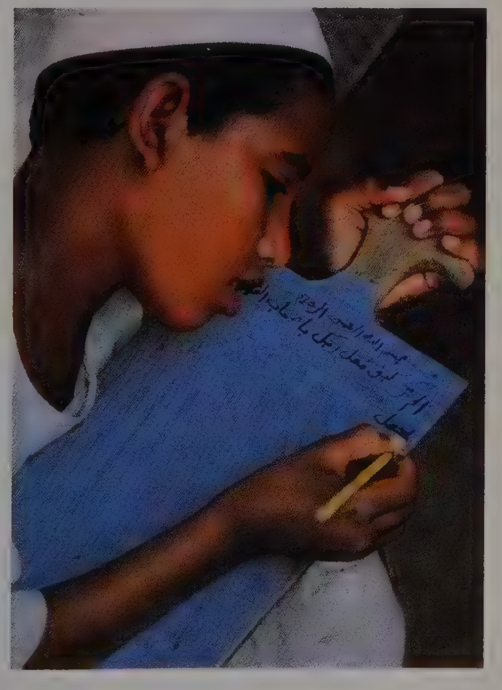
13 Shaiqīya-Frauen aus Gureir

16 Rast einer Schlachtviehkarawane vor der ägyptischen Grenze ▷

14 Fulbe Bororo-Kind auf einem Lastochsen

15 Koranschüler aus Gureir



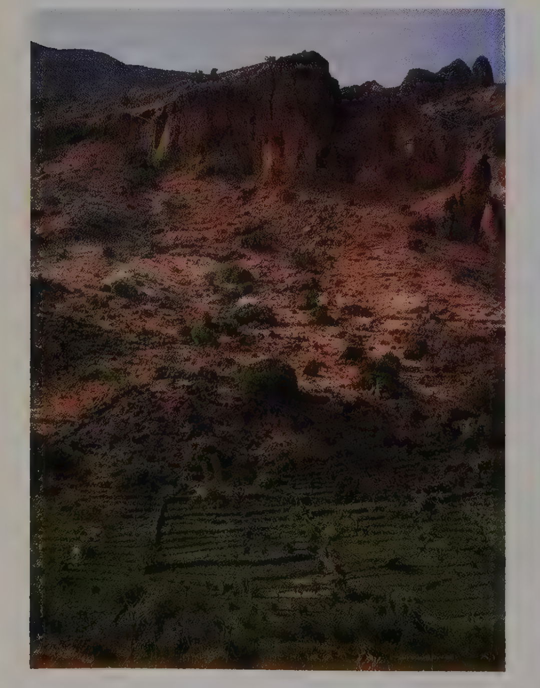




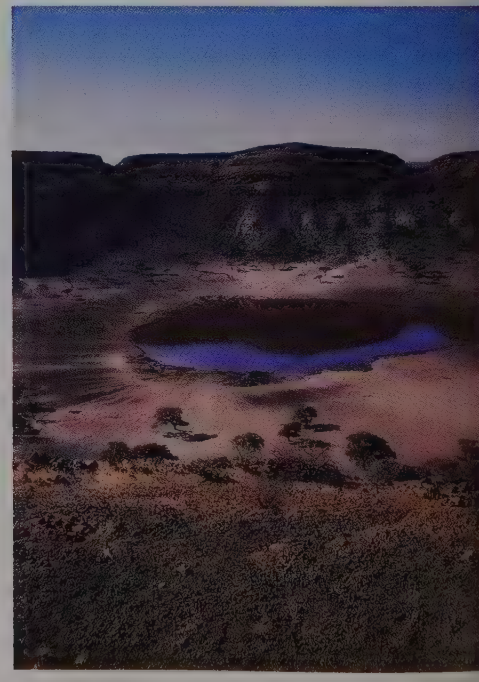


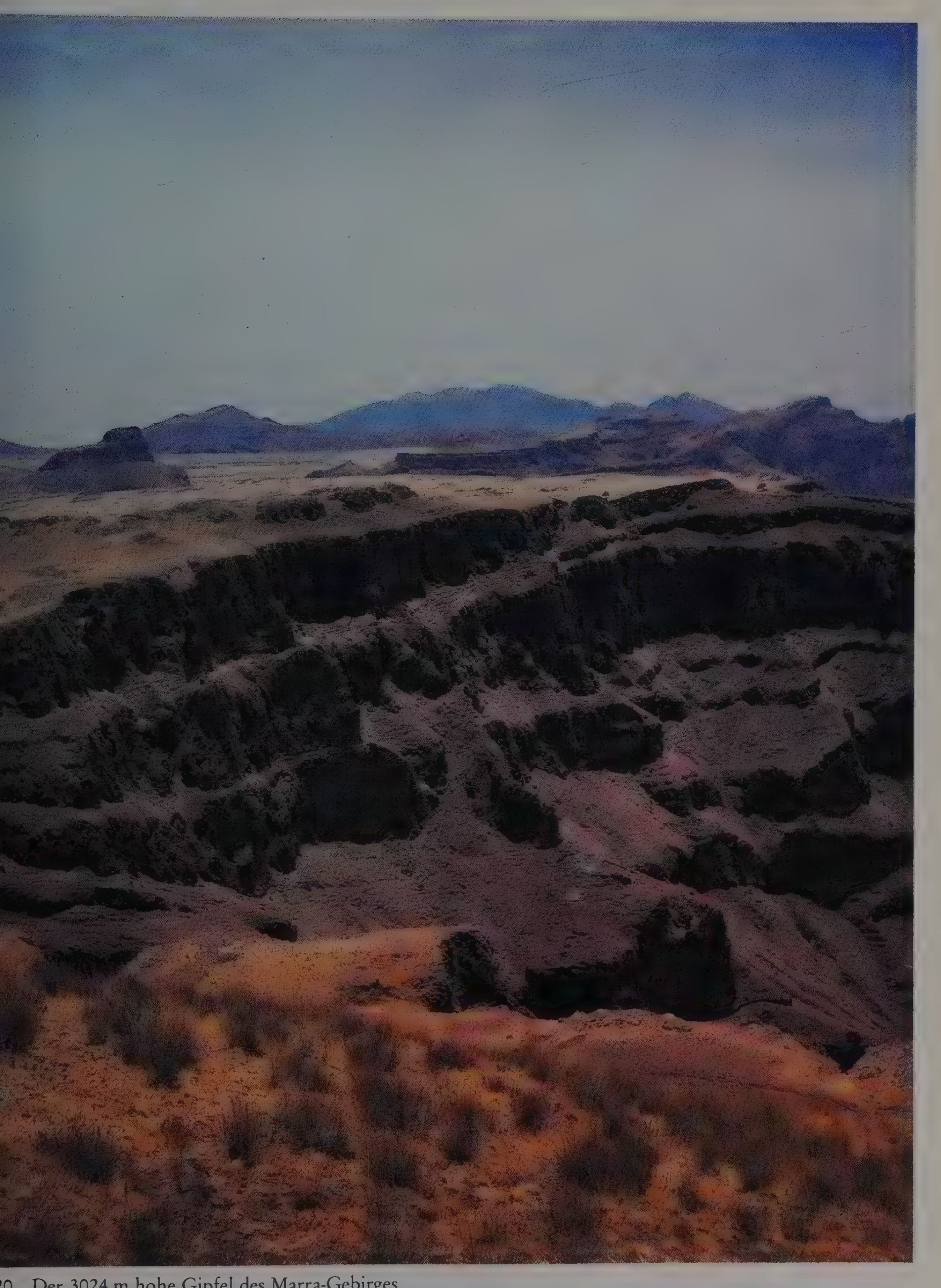
17 Der Berg Beni Shako bei Kurmuk

18 Tal von Suni im Marra-Gebirge (Darfur)



19 Malha-Krater bei Mellit (Darfur)



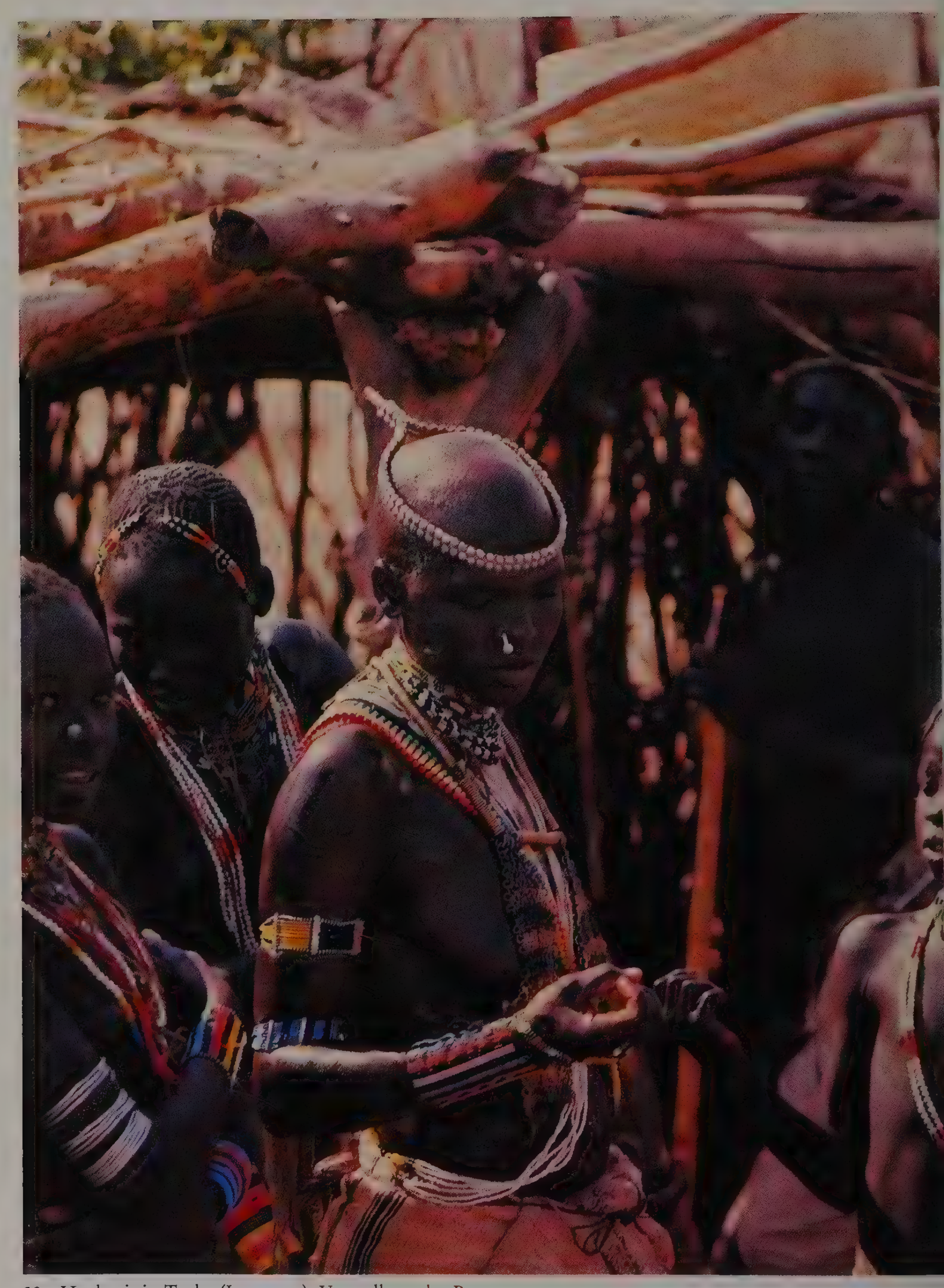


20 Der 3024 m hohe Gipfel des Marra-Gebirges

21 Stockkampffest der Mesakin Tiwal (Nuba) in Südkordofan ▷







22 Hochzeit in Tagha (Ingessana): Vorstellung der Braut

23 Hausbau in Bobuk (Ingessana)

25 Der Tempel Aturwic am Königshof der Schilluk in Faschoda ▷

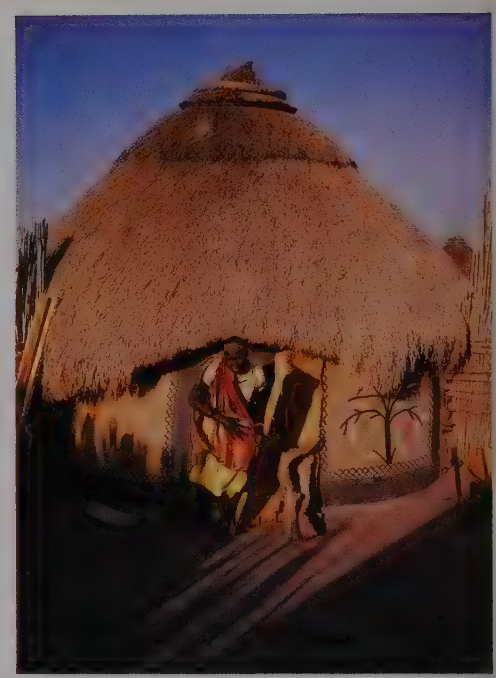
24 Tänzer des Calek-Bundes in Tagha (Ingessana)







26 Frauen der Paloc-Dinka beim Wasserholen



27 Haus einer ›Königin‹ in Faschoda

28 Tanz der Königsfrauen in Faschoda

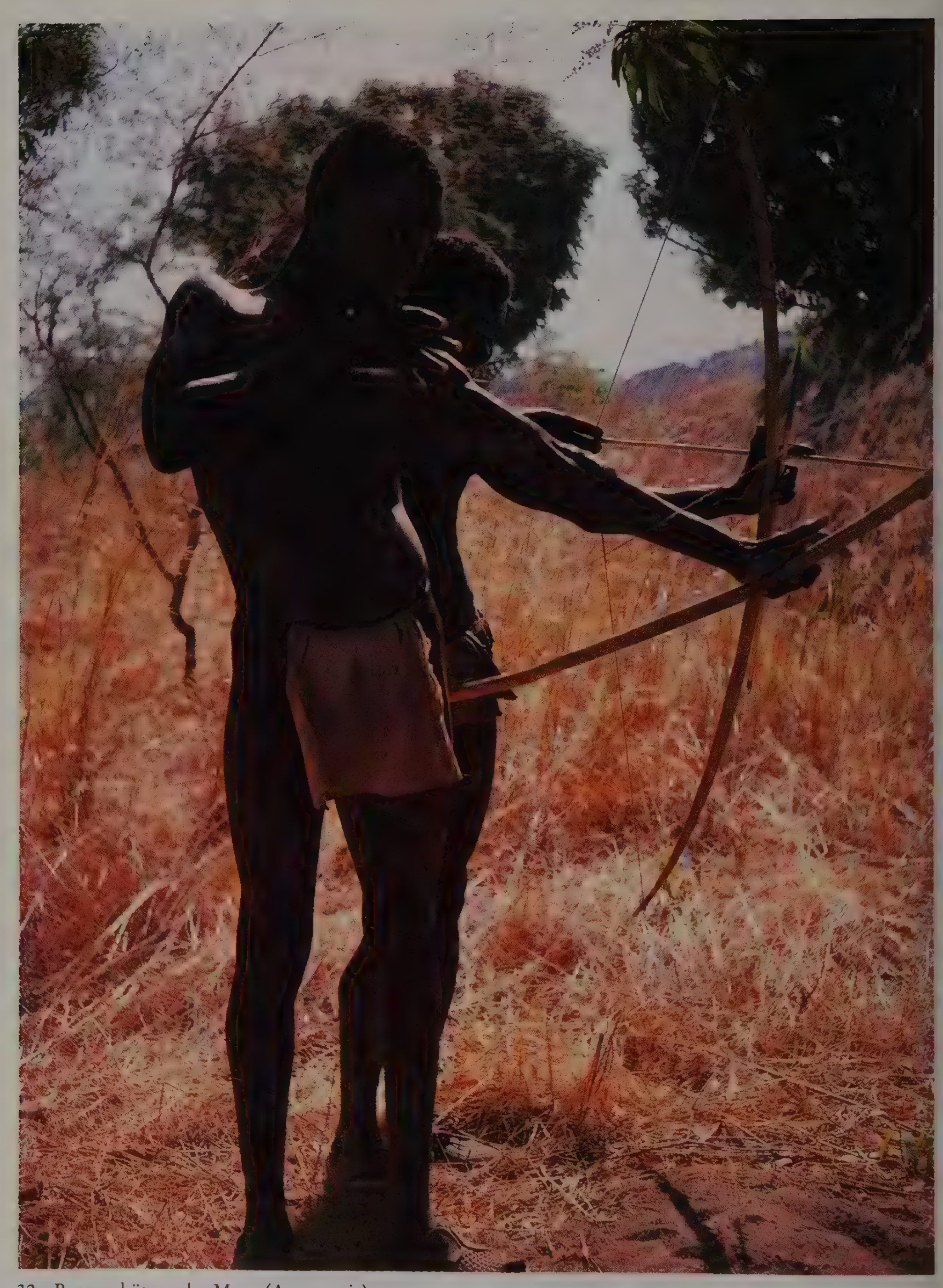
29 Hausbau bei den Schilluk

31 Nyangbara-Gehöft beim Berg Luli (Aequatoria) ▷

30 Hirtentanz der Bor-Dinka



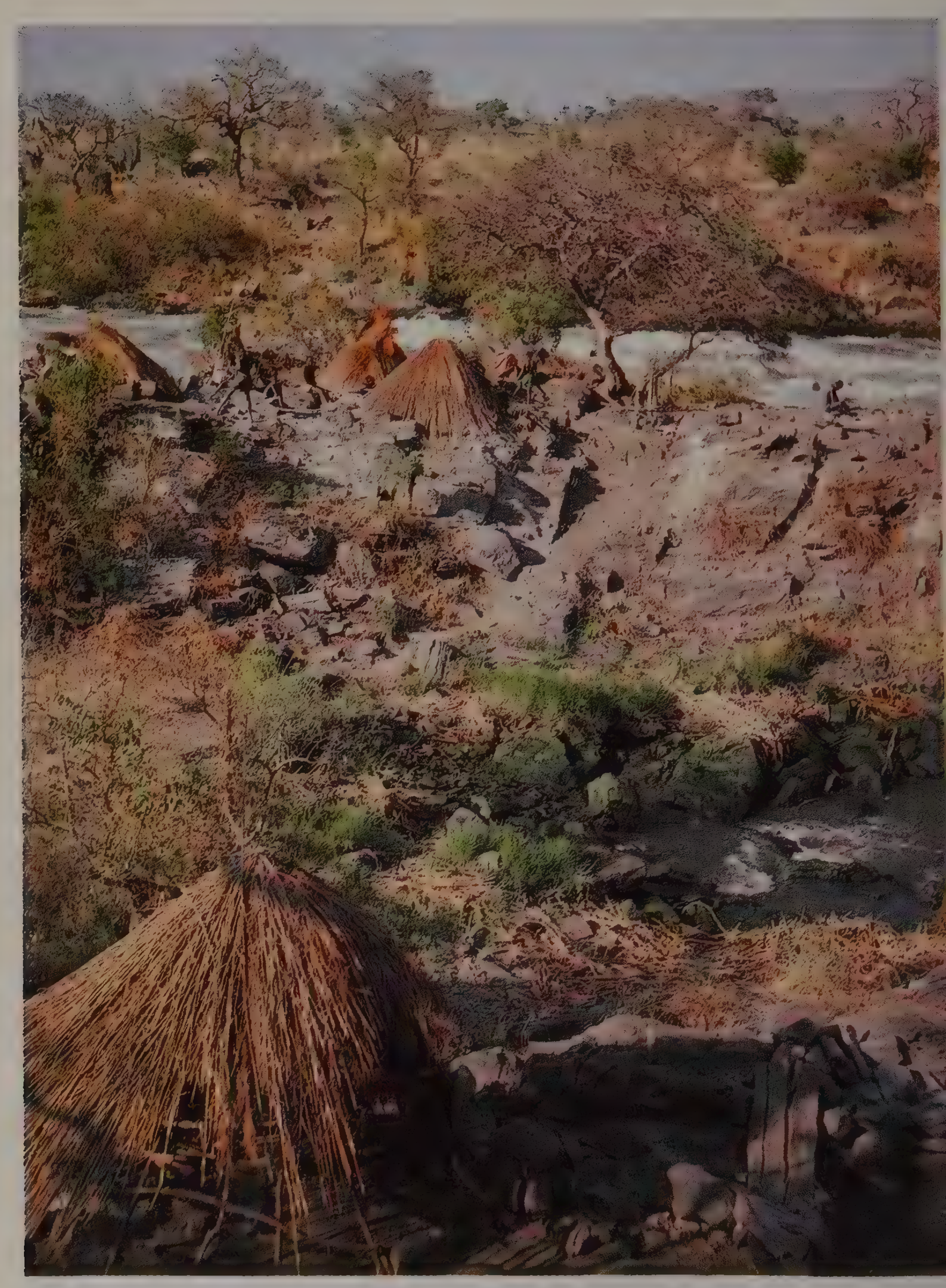




32 Bogenschützen der Moru (Aequatoria)

33 Mandari-Hirten haben sich gegen Stechmücken mit Asche eingerieben

34 Jiye-Männer am Berg Kathangor (Südostsudan)



35 Fischersiedlung der Madi an den Fula-Fällen (Aequatoria)

36 Akazien vor dem Berg Kathangor (Südostsudan)



37 Gehöft der Reik-Dinka (Gazellenfluß)



38 Topotha-Mann im Festschmuck (Südostsudan)



39 Jiye-Frauen am Berg Lochiret (Südostsudan)

40 Altersklassenfest bei den Topotha (Magoth, Südostsudan)







41 Calek-Krieger der Ingessana

Funj
Über die Herkunft der mächtigsten und bekanntesten sudanesischen Dynastie des späten Mittelalters wurde schon viel spekuliert; sehr wahrscheinlich handelte es sich um eine südliche Nubiergruppe am Weißen Nil. Vielleicht zogen sie unter dem Druck einwandernder Schilluk (vgl. S. 257f.) an den Blauen Nil, wo ihr Führer Amara Dunkas sich mit den Arabern schlug. Ihre Hauptstadt Sennar war bald weltbekannt und zog allerlei Abenteurer an, z. B. im Jahre 1702 den bayrischen Franziskaner Theodor Krump. Wir lesen in seiner ›Beschreibung der Stadt Sennar‹:

»Zu wissen ist / daß die Stadt Sennar in gantz Africa, so vil die Mohren-Länder anlanget / bey nahend die vornehmste Handel-Stadt seye / in welcher contunierlich Caravanen / so wohl von Gran-Cayr, Dungula, Nubia, übers rothe Meer / auß Indien / Aethiopien / Fur, Borno, Fesan, als andern Königreichen allda ankommen; dises ist eine Freystadt / und können allerhand Nationen / und Glaubens-Genossene in solcher ohne einzige Verhindernuß wohnen / zugleich auch nach Gran Cayr eine unter denen Volck-reichsten Städten. Täglich wird ein allgemeiner Jahrmarckt von unterschidlichen Kauffleuten / und Waaren / welche auf öffentlichen Platz verkaufft werden / in schönster Ordnung gehalten / und bald an einem Platz die Kauffmanns-Gütter / an einem anderen die Elephanten-Zähn / dort die Cameel / Pferdt / und Eßl / da das Holtz / Zwifl / Datulen / Waitzen / Dora (auß welchen sie Brodt bachen / und anders Vich darmit speisen) jenseits aber Stro / Canne vor die Cameel / Fleisch / Hüner / Holtz / und andere dergleichen Sachen / jedes in seinem besonderen Orth / und Platz verhandlet.

Nächst deme werden auch täglich auf offentlichen Marckt die Menschen Mann- und weiblichen Geschlechts von jedem Alter / welche Sclaven seynd / wie das Vich verkaufft / und welchen man täglich bis 200. oder noch mehr auf den Platz führet / deren sich die Türckische Kaufleuth nach ihrem Gesatz Erlaubnuß zu allem Muthwillen bedienen / und folgends in andern Ländern als Aegypten / und Indien widerumb verkauffen / und darmit grossen Wucher treiben. Was unter 12. Jahren / ist unbekleydet / wie sie Gott auf die Welt erschaffen hat / die Aeltere haben um den Leib die Scham zubedecken / einen alten Fetzen. Wann man sie kaufft / sagt man zu denen / die Sorg darüber haben / führet mir disen Sclaven / oder Sclavin hervor / alsdann beschauet der Kauffer selbe ohne Scheuh / und Schamhafftigkeit / wie das Vich / in Maul / Zähnen / und gantzen Leib; und wann ihme eines gefallet / legt er den Werth hierauf; massen in disem Land niemahls der Gebrauch / daß man die Waaren anbietet/ sondern der Kauffende muß sagen / was er darumb geben will; wann aber der Verkauffer mit dem gelegten Werth nicht zu friden / sondern ihme zu wenig ist / spricht er / efftach Alla, das ist / eröffne dein Hand mehrer zu geben / und dises währet also lang / bis der Verkäuffer contentirt ist / oder ein anderer dem Kauffenden in den Kauff stehet / und mehrer darumb gibet. Der ordinari Preiß eines Sclaven von 15. Jahren ist von 30. oder auch wann er schön gestaltet / von 40 fl. / Ein Sclavin aber von disem Alter / wann selbige einer saubern Complexion ist / wird umb 50. 60. ja auch zu Zeiten / absonderlich die Aethiopierinen / umb 80. fl. verkauffet. In Aegypten wird ein dergleichen Knab umb 60. 80. ja 100. Gulden / und ein Sclavin / absonderlich wann selbe schön von Person / um etlich 100. fl. nach Qualität der Schönheit / verhandlet.

Wann ein König in Sennar stirbt / erwählen sie einen andern / und zwar auf folgende Weis: Es versammlen sich alle Schiech, und andere Vornehmste deß Reichs / geben die Stimmen

einem auß denen Königlichen Printzen (er seye hernach von einem Kebs- oder Eheweib gebo-ren) und benennen solchen zum König / die übrige aber alle / welche noch in dem Pallast ver-sperrt seynd / ermorden sie mit Lantzen / und wann deren einer solte entflohen seyn / ist der neu erwählte König / als ein leiblicher Bruder obligiert / selbigen zuverfolgen / und umb das Leben zu bringen. Dises geschicht der Ursachen / auf daß unter so vilen Printzen keine Rebel-lion wider den König / oder Zertheilung deß Reichs entstehe / und also das Königreich in Friden erhalten werde. Auf solche Weis ist es besser ein Sohn eines Sclaven / als deß Königs seyn.«

»Mit Singen und Juchetzen / wie bey uns die volle Bauernknecht zu thun pflegen« wurde die Missionskarawane in Sennar empfangen. Sie befand sich übrigens auf dem Weg nach Gondar, um dort den abessinischen Kaiser für den römischen Glauben zu gewinnen. Hören wir noch, wie die Audienz beim Funj-König ablief: »Den 4 ungefähr umb Mittag-Zeit wurden wir in den Königlichen Pallast beruffen / so ein grosses ungefähr 3.viertl Stund dem Umbkraiß nach / in sich haltendes Gebäu ware; der gantze Pallast / wie auch alle Zimmer seynd nur von lettigen Koth / welches man mit Stroh / und Mist impastiert / oder einknittet / die Zimmer seynd finster / eingädig / doch etwas hoch / warinnen weder Banck / noch Stuhl / weder Gemähl / noch Zierathen / weder Hauß-Fahrnus / Küsten / oder Kästen / noch eintzige andere Sach / ausser etlich von Stroh geflochtene Matten / auf welche sie sich setzen / und ein grosser erdener Krug / in welchem sie das Wasser haben. Item ein in der Mitte von einander geschnittener auß-geholter Kürbes / welcher ihnen an statt eines Trinck-Geschirrs dienen muß / zu finden ist.

In disem Pallast wohnen so wohl deß Königs seine vier rechte / als auch seine Kebs-Weiber / deren an der Zahl bey 600. seynd / mit allen Königlichen Kindern / solche ins gesambt seynd enger / dann in der Christenheit die Closter-Frauen versperrt / also zwar / daß ihren eignen Be-freunden / ja leiblichen Geschwüsterigen niemahls mit ihnen zu reden / oder selbige zu sehen erlaubt ist / also eyffersüchtig ist man mit ihnen / daß / wann eine deren erkrancken solte / man solche / ausser es wäre eine von denen vier Königinin / ohne Darreichung einiger Medicin, wie das unvernünfftige Vich dahin sterben / und crepieren lasset. Der meiste Theil / mit wel-chen der Pallast umbfangen / ist an statt der Ring-Maur mit Dorn-Stauden umbgeben.

Die Zimmer / wie auch alle andere Häuser in disem Königreich / seynd denen in dem König-reich Nubia nicht ungleich / ausser daß selbige was höher / und grösser seyen / obenher seynd sie gantz platt / mit einem gar kleinen von drey Spann hohen Erden bedeckten Abhang / auf daß der grosse in die fünf Monat lang währender Platzregen / welcher in dem Monat Maij / oder Junij allhier anfangt / alle Erden / oder Koth / mit welchen die Häuser gebauet / hinweck-führet.

Ungefähr umb 12. Uhr seynd wir zur Audientz deß Königs eingelassen worden. Er sasse auf einem mit rothen Tepich 2. Spann von der Erden bedeckt / und erhöchten Tisch / oder Tafel / mit Creutz-weis übereinander geschränckten Füssen; seine Kleyder waren / ein weisses mit blau untermengtes Taffets-Hemmet / welches gantz enge Ermel hatte / seine Lenden waren um-gürtet mit einer weiß- und rothgefärbten seidenen bey 10. Elen lang / und 4. Elen breiten Binden. Er ware so wohl an Barth / als Kopff geschoren / und tragte auf dem Haubt ein seidenes / von unterschidlichen Farben / und Gold gesticktes Häubl / an seinen Ohren hiengen zwey zimlich grosse guldene Ring / dergleichen er auch mit denen kostbaristen Steinen versetzt an

denen Fingern truge; in der rechten Hand haltete er einen blossen Türckischen Säbl / und auf beyden Seiten lage ein paar Pistolen / mit welchen er sein Grandetz bezeugte. Die Porten seines Audientz-Zimmers waren von gemeinen Rohren / welche man sonsten denen Cameelen / als ihr Futter / zu geben pfleget. Er kame mir nicht anderst vor / als ein angekleydter Aff / er fragte uns auf Arabisch / woher wir kommen / und wohin wir reisen wollen / was wir handlen / und tractiren? darauf wir geantwortet / daß wir Europaeische Christen seynd / und wollen in Aethiopien / von dannen aber weiter in die Christenheit reisen / um nur die Welt / und Länder zu sehen; nach solchem aber haben wir ihme einen schönen grossen Spiegel verehrt / in welchem er unverzüglich sein kohl-schwartzes Angesicht mit Gusto besichtiget hat / wir gaben ihme auch sechs übergolte Schachteln mit schmäckender Saiffen da Bologna; etliche Zucker-Hüt / etliche Gestadlen Confect, rässe Nägelen / Mascatnussen / Pfeffer / und Spicanat-Wurtz / Scheermesser / etliche Venetianische Gläser / sambt andern Europaeischen Galanterien von Messern / Kamppel / und dergleichen / an welchen er ein grosses Wohlgefallen bewise / sagend / daß / wann wir in seinem Königreich verbleiben wollen / wir verbleiben können / wo nicht / wolle er uns auch nicht aufhalten. Umb ihne herumb stunden bey 5. oder 6. Schiechi, vor dem Zimmer herauß bey 30. Sclaven / welche nur von der Hüfft bis gegen denen Knyen mit einem baumwollenen schlechten Zeug bedeckt / übrigens aber gantz bloß waren / ein jeder deren hielte ein Lantzen in denen Händen / umb seine Leib-Guardie zu formieren; wir beurlaubten uns alsdann / und giengen nacher Hauß.«

Sennar war ein multiethnischer und vielsprachiger Staat; neben Funj und Abdallab wohnten in seinem Schutz Abessinier, verschiedene Nomadenstämme, Leute aus den Bergen des Südens und Sklaven unterschiedlichster Herkunft. Der umfangreiche Hofstaat wurde von den Spitzenbeamten wie dem *amīn* (Premierminister und Heerführer), dem *jundi* (Zeremonienmeister, Marktherr und Polizeichef), dem *manamalecna* oder *sīd al kalām* (Chefdolmetscher) und vor allem von dem *sīd al qūm*, dem Königsmacher und -töter angeführt. Letzteres Amt, dem auch die von Krump berichtete Liquidierung der nichtgewählten Thronbewerber oblag, bekleidete in der Regel der Onkel des Herrschers mütterlicherseits, der mit seiner Schwester und deren Töchtern die ›graue Eminenz‹ in der auf echt nubische Weise auch matriarchalischen Dynastie der Funj stellte. Ihre Herrscher und deren Regentschaften waren:

1. Amara Dunkas (1504–1534)
2. Nayil ibn Amara (1534–1551)
3. Abd al Qadir I. ibn Amara (1551–1558)
4. Amara II. Abu Sakikin ibn Nayil (1558–1569)
5. Dakin al-'Adil ibn Nayil (1569–1586)
6. Dawra ibn Dakin (1586–1587)
7. Tabl ibn Abd al Qadir I. (1587–1591)
8. Unsa I. ibn Tabl (1592–1604)
9. Abd al Qadir II. ibn Unsa I. (1604–1606)
10. Adlan I. ibn Unsa I. (1606–1611)
11. Badi I. ibn Abd al Qadir II., Sayyid al Qawm (1611–1617)

12. Rubat I. ibn Badi I. (1617–1645)
13. Badi II. Abu Diqn ibn Rubat I. (1645–1681)
14. Unsa II. ibn Nasir ibn Rubat (1681–1692)
15. Badi III. al Ahmar ibn Unsa II. (1692–1716)
16. Unsa III. ibn Badi III. (1716–1720)
17. Nul (aus anderer Linie) (1720–1724)
18. Badi IV. Abu Shulukh ibn Nul (1724–1762)

Danach folgte die Zeit der sogenannten ›Hamej‹-Regenten:

19. Nasir ibn Badi IV. (1762–1769)
20. Ismail ibn Badi IV. (1769–1776)
21. Adlan II. ibn Ismail (1776–1789)
22. Awkal (1789)
23. Tabl (1789)
24. Badi V. ibn Tabl (1790)
25. Hasab Rabbihi (1790)
26. Nawwar (1790–1791)
27. Badi VI. ibn Tabl (1791–1821)

Vor der Zerfallsperiode bestand eine strikte Trennung zwischen dem Adelskern *(ūnsāb)*, der Sklavenhierarchie *(mugaddam)* und den Provinzgouverneuren *(mānjil)*, die jedes Jahr mit ihren Abgaben am Hofe erscheinen mußten und unter denen natürlich der von Garri der größte war, gefolgt von dem Mek von Alays (beim heutigen Kawa am Weißen Nil). Alle Vasallen hatten Königstöchter zur Frau, die nach Bruce ihre Gatten im Auftrag Sennars bespitzelten und ihre Kinder als Geiseln am Funj-Hof erzogen. In den Dörfern trieben beamtete Sklaven *(mankarūkan)* die Steuern ein, die auf die Ernte *(jabāya)*, auf die Schöpfräder und die Haustiere erhoben wurden; sie überwachten die Zwangsarbeit für königliche Projekte und sicherten die Versorgung durchreisender Delegationen und Truppen. Die Streitmacht Sennars bestand aus adligen Kettenpanzerrittern und riesigen Sklavenheeren, die mit Schwertern, Elefantenhautschilden, Wurfspeeren, Wurfmessern und Lanzen bewaffnet waren.

Der gewaltige Rüstungsaufwand, zu dem unter Badi III. noch die Einführung der Feuerwaffen kam, richtete sich gegen die mächtigen Nachbarn wie Abessinien, wohin auch immer abgeschlagene Thronanwärter flüchteten, gegen aggressive Barbaren im Süden wie die Schilluk und die Dinka, die seit dem 17. Jh. nach Norden drängten, gegen die wenig verläßlichen Steppennomaden, zu deren Niederhaltung nach Bruce das 12000 Mann starke Nuba-Heer speziell ausgebildet war, gegen aufsässige Vasallen wie Tegali und schließlich auch gegen den Bruderstaat Abdallab, dessen Kontrolle über das nördliche Niltal zudem äußerst schwach war (vgl. S. 144). Solche Querelen dürften mitverantwortlich für den im 18. Jh. einsetzenden Niedergang des Sennar-Reiches gewesen sein; andere Ursachen waren wirtschaftlicher Natur. Durch die Nähe zu den Welthandelszentren zeigte sich die Kaufmannsklasse mit ihren Beja- und Araberverbindungen hier viel selbstbewußter als etwa in Darfur. So erzwangen die Händler um 1700 die Einführung des Geldes (des spanischen Talers) gegen die Königswährung der Goldunze; auch praktizierten sie eine von den eingewanderten Religionslehrern unterstützte,

streng islamische Lebensführung, und dies bewußt gegen die ›Bierkultur‹ der Bauern (vgl. S. 184) und den ausschweifenden Hof.

Nachdem das Heilige Königtum durch die sich langsam ausbreitende neue Religion und die immer mehr an Macht gewinnende Händlerklasse an Glaubwürdigkeit eingebüßt hatte, wurden die Thronstreitigkeiten explosiver und die Vasallen aufsässiger. Schließlich griffen diese nach der Zentralherrschaft. Mit der Revolte des Kavallerieoffiziers Muhammed Abū Likaylik, der Badi IV. absetzte, begann das erbitterte Ringen der Hamej-Fürsten um die Einkünfte und legitime Rechtsnachfolge des Funj-Reiches, bis dieses 1821 der Invasionsarmee aus Ägypten erlag. Danach lebten nur noch Fragmente weiter, wie z. B. das dem altägyptischen Ankh (crux ansata; *noggāra wa asaiya)* ähnliche Brandzeichen der Funj, mit dem Sklaven und Tiere markiert wurden, der königliche sechsbeinige Stuhl *(kukur)*, die gehörnte Kappe *(ṭāgīya um gerein)* der Mek in der Bruderschaft der Ya'qubabi, die zeremonielle Feldbestellung der Häuptlinge, ihre Beisetzung in grasgedeckten Qubbas und die nun dezentralisiert weiterflackernden heiligen Feuer *(tugāba)*. Besonders interessant aber ist, wie die Mek der südlichen Funj oder Hamej ihre Inthronisationsrituale bis in jüngste Zeit bewahrt haben. Bruce berichtete, daß die Häuptlinge der unterworfenen Völker ergriffen, an den Ohren festgekettet und auf dem Marktplatz als Sklaven feilgeboten wurden. Danach erfolgte ihre Beschneidung, Bekehrung und Wiedereinsetzung am heimischen Hügel, wo sie fortan für treue Tributleistungen Gewähr boten. Noch in den 40er Jahren dieses Jahrhunderts setzte man den neuen Manjil von Gule im Kreise der Hamej-Würdenträger feierlich auf den heiligen Stuhl, woraufhin ihn die Festversammlung begrüßte und mit Reiterspielen und Flintenschüssen unterhielt. Am Abend geleitete man ihn in ein neues Haus, wo schon ein unberührtes Sklavenmädchen seiner wartete, zusammen mit einem Knaben als Diener. In deren Gesellschaft verbrachte der Manjil dann 40 Tage, um anschließend in einer weiteren Zeremonie in seine alltäglichen Pflichten eingeführt zu werden.

An der Peripherie von Funj, bei den ehemals Unterworfenen, leben die Königskultur und der Name der Herren weiter. Der Mek von Abu Geili (gegenüber Sennar) hält sich dagegen für den rechtmäßigen Erben des Funj-Thrones. Eine recht elaborierte Kopie des Sennar-Reiches werden wir noch bei den Schilluk (vgl. S. 257f.) kennenlernen. Es gibt allerdings auch andere Beobachtungen: Der Archäologe Chataway fand Frauen, die an historischen Fundplätzen die Tonscherben einsammelten, zermahlten und dem Ton der neuen Töpfe beimengten. In dieser Form lebt wahrscheinlich noch viel mehr von der Funj-Geschichte weiter.

Gebrauchskunst

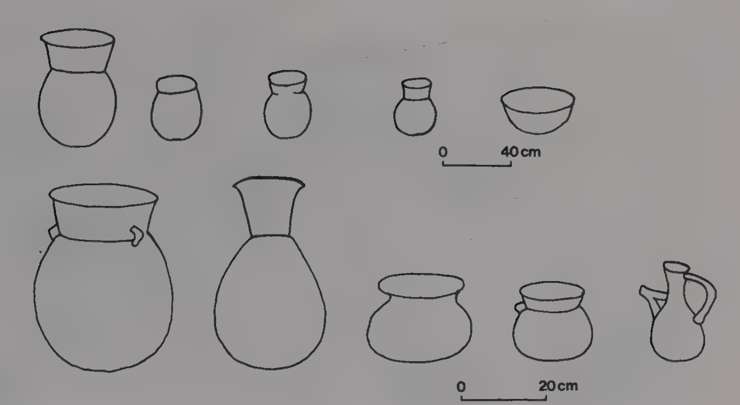
Die Töpferei Darfurs stellt nur einen unter vielen Höhepunkten des sudanesischen Handwerks dar, das zweifelsohne der großen Staats- und Handelstradition viel zu verdanken hat. Beide, die Herrschafts- und die Händlerkultur, haben sich heute gewandelt, wohingegen z. B. die Töpferei im wesentlichen die alte geblieben ist. Sie kommt – wie überall in Schwarzafrika – ohne Töpferscheibe aus. Oben haben wir gesehen, daß sich auf dem Gebiet der Schmiedekunst eine Zaghāwa-Kaste besonders spezialisiert hat. In der Töpferei Darfurs sind es die Tama aus Nordost-Wadai, deren Handwerkerfrauen die größte Fertigkeit entwickelt haben.

Die Tonerde holt die Töpferin in Körben *(reika)* und schüttet sie in große, in den Boden eingelassene Wasserbecken *(duāna)*. Hier wird der Ton im Wasser weichgeknetet und außerdem mit zerstoßenen Körnern des Marhabeib-Grases (Gymbopogon nervatus) angereichert. Die Art des herzustellenden Gefäßes bestimmt dann die Größe des Tonballens, den die Frau vor sich auf die mit einer Palmbastmatte bedeckte Erde setzt. Die feine Punzierung der Außenwand furischer Tonwaren rührt von dieser Arbeitsunterlage her. Neben der Töpferin steht ein Gefäß mit pulverisiertem Eselsmist; zwei unterschiedlich geformte Stößel *(duggāga)* liegen ebenfalls bereit, der eine aus Stein, der andere aus Lehm. Mit dem pilzförmigen Stößel formt die Frau dann den Tonballen zu einer Art Schale, wobei sie immer wieder Eselsdungpulver daraufstreut. Je höher die Wände werden, um so mehr ersetzt der schmale Stößel den breiten. Oft hält der rechte Fuß den Topf auf der Matte, die linke Hand dreht ihn, die rechte klopft ihn hohl.

Diese Grundform läßt man erst einmal trocknen. Ist ein Krug vorgesehen, wird am nächsten Tag der obere Rand wieder befeuchtet und mit dem Hals begonnen. Dazu hat die Töpferin eine Tonwurst gerollt, die sie nun auf den Rand legt und mit den Daumen von innen, mit den Fingern von außen andrückt. Ein Krug braucht vielleicht vier oder mehr solcher aufeinandergelegter und verschmierter Ringe, die die Frau zum Schluß alle mit einer Kürbisschale, die von innen drückt, und der linken Hand, die von außen den Druck auffängt, zu einer dünnen Wand gestaltet. Ein letzter Wulst wird schließlich als Rand aufgelegt und mittels eines feuchten Lappens mit dem Hals verstrichen. Wenn dieser ganz glatt ist, bringt die Töpferin mit einem dicken Strohhalm das Dekorband an, das bei den Tama aus zwei parallel laufenden Zickzacklinien besteht, die man durch senkrechte Striche verbindet.

Nachdem auch der Hals getrocknet ist, wird der Topf rot gestrichen, und zwar mit einer Paste aus Wasser und roter Farbe *(eusho)*. Sollte diese nicht ausreichen, begnügt man sich mit dem Innern, dem Hals und den Schultern des Gefäßes. Bevor die Paste richtig trocken ist, poliert man sie mit einem weichen Kiesel *(melāsa)*. Die rote Farbe der Furtöpfe verfolgt angeblich rein ästhetische Zwecke; schwarze Tonware, wie sie mit Hilfe einer Graphit-Glasur in Wadai üblich ist, lehnt man in der Regel ab. Die zum Brennen fertigen Töpfe kommen, auf der Seite liegend, Mund an Mund in eine runde Bodenvertiefung: die großen in die Mitte, die kleinen außen, mit dem Mund an den Bäuchen der großen. Das als Ofen gedachte Warenlager wird dann mit Scherben und zerbrochenen Krügen umgeben, die das Brennmaterial zusammenhalten sollen. Dieses besteht aus trockenem Kuhdung, der über die Töpfe gebreitet und seinerseits mit Gras und Stroh beworfen wird. Am späten Nachmittag steckt man den Brennofen an, der dann bis in die Nacht hinein qualmt. Am nächsten Morgen können die Töpfe freigelegt, gereinigt und auf dem Markt angeboten werden.

Der Katalog furischer Tonwaren umfaßt: die mächtige *duāna*, in der Wasser gespeichert und Marīsa gemischt wird; die kleine *burma*, in der man das Wasser zum Bierbrauen kocht; die ebenfalls handliche *jer warrāda*, in der Wasser getragen wird; die noch kleinere *jer umm tumai*, in der man Marīsa serviert; die schüsselförmige *dahlōb*, die wiederum zur Herstellung von Bier dient; die topfartige *tājūn*, in der die Biersorte *dugga* gereicht wird; die ähnliche *dōrai* als gewöhnlicher Kochtopf; die schmalhalsige, große *dullang*, in der man die Biersorte *asalīa* serviert und von der es an Häuptlingshöfen auch Doppelgefäße gab; die kleine *sukhkhāna*, über die sich die Frau zum ›Räuchern‹ ihres Leibes kniet; die ebensogroße *kalōl*, in die man zum Verkauf bereitetes Marīsa



Tontöpfe Darfurs: von oben links nach unten rechts duāna, burma, jer warrāda, jer umm tumai, dahlōb, jer warrāda, dullang, tājūn, sukhkhāna, ibrīk

abfüllt; die *ibrīk*-Wasserkanne, der tägliche Begleiter des Mannes, der heute meist aus Blech besteht; die *mubkhar*, eine tönerne Pfanne, in der Kräuter und Wurzeln heißgemacht werden.

Berühmte Töpfereien der Tama befinden sich in El Fasher und in Kebkabiya. Ebenfalls bekannt für ihre Tonwaren sind aber auch die Frauen der Dogurto-Sektion der Berti, die ihr Zentrum in Lebedna bei Sayah (nordöstlich von Mellit) haben. Sie bilden keine Kaste, sondern arbeiten als Bäuerinnen, die ihr Handwerk vornehmlich nach der Erntezeit ausüben. Anstelle der Palmfasermatten benutzen sie Ziegenhaarteppiche *(farrāsha)*, die sie bei Zayādīya-Nomaden einkaufen und die ihren Waren eine spezielle Oberflächenstruktur verleihen. Auf eingeritzte Dekorbänder verzichten die Berti-Töpferinnen, dafür bemalen sie die gebrannten Gefäße eigens für den Markt mit Graphitpaste *(kangal)*. Wenn ihre Männer mit den Sayah-Töpfen auf anderen Märkten Darfurs erscheinen, stechen sie gewöhnlich die lokalen Produkte mühelos aus.

Ansonsten aber haben Männer nichts mit Tonwaren zu tun; deren Herstellung wie großenteils auch ihr Gebrauch sind die Domäne der Frau. Aus dem ›Warenkatalog‹ ging schon hervor, daß das Bierbrauen in Darfur eine sehr bedeutende Arbeit und ebenfalls eine Aufgabe der Frauen darstellt. Weil das weiße *marīsa* Darfurs einen überregionalen Ruf genießt, wollen wir uns zum Schluß dieses Abschnitts eines der gebräuchlichsten Rezepte ansehen:

Zerstoßenes Korn wird in einer Burma zwei Tage eingeweicht und dann zu gewöhnlichen Fladen *(kisra)* gebacken, anderes Korn, das man zum Keimen brachte und dann trocknete, zu grobem Mehl *(zurā)* gemahlen. Beides zusammen wässert man in einer Duāna oder Dahlōb und knetet es zusammen. In einer Burma wird nun Wasser gekocht und Mehl beigemengt, so daß eine Art Brei entsteht *(mireir)*. Den Mireir legt man auf eine Matte, und sobald er kalt ist, vermengt man ihn mit etwas grober zurā und knetet ihn schließlich mit der oben beschriebenen Mixtur zusammen. Das Resultat kommt in eine Duāna, in der es fermentiert, d. h. zu *kejāna* wird. Auf diese gießt man kaltes Wasser und siebt die Flüssigkeit durch ein Tuch in eine Dahlōb. Das ergibt das ausgezeichnete *dugga*-Gebräu. Der Restbrei *(mushuk)* wird gewässert und wieder durch ein Sieb gelassen, so daß der als *selkoto* bekannte zweite Aufguß entsteht. Wenn man Selkoto und Dugga in einer Duāna mischt, erhält man schließlich *baggo*. Aus der

Duāna wird die Marīsa in die Jer umm tumai gegossen, in der die Brauerin den Sud ihren Gästen vorsetzt. Diese schöpfen mittels einer kleinen Halbkalebasse *(kas)*, aus der sie auch trinken. Marīsa in der dickeren Form *(dugga)* wird schon zum Frühstück genossen; man reicht es dann in der Tājūn und löffelt es mit kleinen Kas.

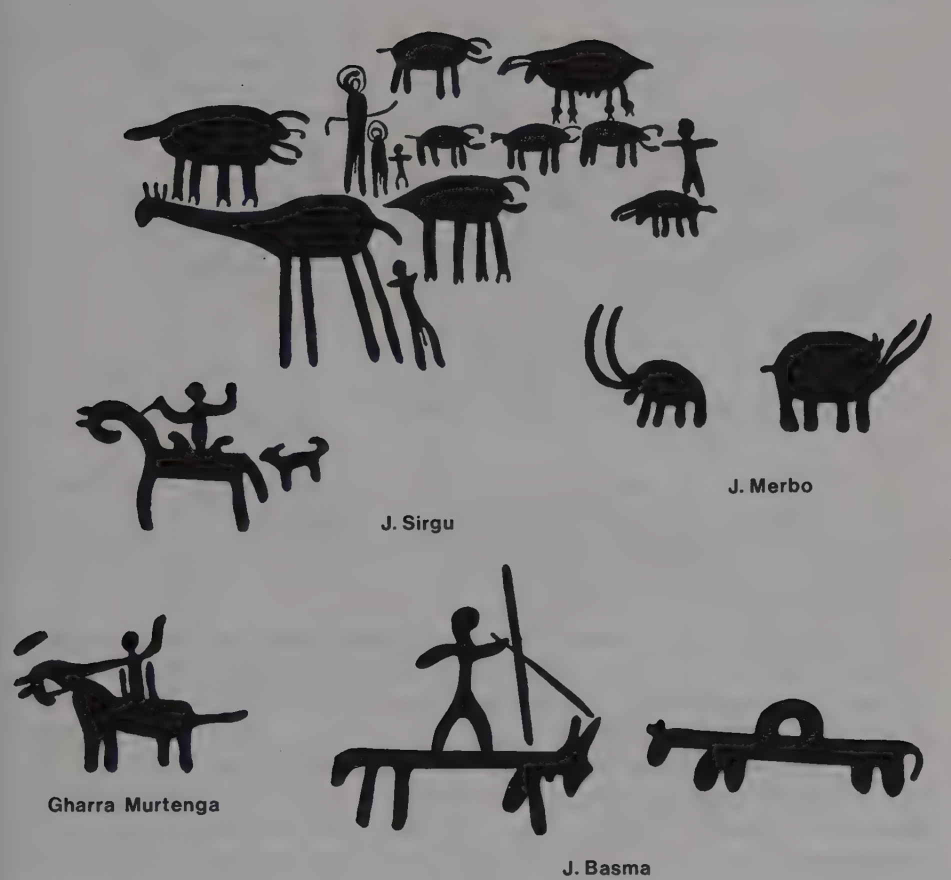
Wie viele echt afrikanische Bauernvölker pflegen die Fur eine Bierkultur. Diese Kunst, zu der nicht nur die Töpferei und die Brauerei gehören, sondern auch die Geselligkeit, kann der Reisende auch heute noch ohne Mühe schauen, erleben und schmecken. Sie unterscheidet sich sehr von der Teekultur, die wir oben im Nomadenkapitel kennengelernt haben, auch wenn sich Kamelreiter gern zu einem Marisa-Trunk einladen lassen und reichere Bauern morgens auch Tee trinken. Vor allem aber steht die Bierkultur Darfurs in schroffem Gegensatz zur orthodox-islamischen Enthaltsamkeit. Dennoch halten die Furer an ihr fest; das war 1795 so, als Sultan Abd al Raḥmān sie verbieten wollte, und auch heute, da die Hauptstädte El Fasher und Nyala offiziell für alkoholfrei erklärt sind.

Ruinen

Was die archäologischen Spuren von Darfur und Darfung betrifft, wollen wir uns auf die Gebäudereste beschränken, wiewohl auch Steinhügelgräber, Terrassenanlagen, Tonscherben, Kupfer- und Perlenschmuck, Stein- und Eisenwerkzeuge, Bronze-, Stahl- und Lederwaffen sowie natürlich die Felsbilder ebenfalls Vergangenheit und Gegenwart verbinden. Felsbilder fand man bislang in der Wohnhöhle am Jebel Merbo in den Tagabo-Bergen, wo u. a. Rinder mit nach vorn und unten gebogenen Hörnern dargestellt sind, wie sie Herodot als typisch für die ›rückwärtsweidenden‹ Garamantenkühe beschrieben hat. In der Höhle am Westhang des Jebel Sirgu bei Ain Siro in den Furnung-Bergen findet man Abbildungen von Reitern, die Arkell der Kanem-Beherrschung zuschrieb. Solche Reiter gaben auch einem weiteren Fundort, der Gharra Murtenga (auf Fur-arabisch ›Pferdehöhle‹) den Namen, die nordwestlich des Jebel Luk am Nordwest-Ende der Furnung-Berge liegt, unweit der Ruinenstadt Uri. In Nordkordofan (Haraza-Gebiet) wurden z. B. am Jebel Shalashi Gemälde (Reiter, Giraffen, Hyänen), am Jebel Karshul und am Jebel Kurkayla Gravuren gefunden. Am Jebel Umm Afarit (100 km WNW von El Obeid) hat Michel Baumer ein Schlachtengemälde entdeckt, auf dem Eindringlinge (Araber?, Sklavenjäger?) sich verteidigende Bergbewohner (Nuba?) attackieren.

Für die baulichen Reste des zentralen Nilsudan gilt das für die Ruinen Nubiens festgestellte in noch viel stärkerem Maße: zufällige Bekanntheit, allenfalls oberflächliche Erforschung und extrem schwierige Zugänglichkeit. Ihre Identifizierung und Bedeutung sind oft nicht einmal annähernd geklärt; manchmal stehen sich die Interpretation der Ortsansässigen, die gerne in Richtung Moschee oder Gefängnis tendiert, denen der britischen Hobbyarchäologen gegenüber, die eher Paläste und Kirchen sehen. Die bislang bekannten Stätten bergen z. T. imposante Reste von zwei verschiedenen Bautechniken:

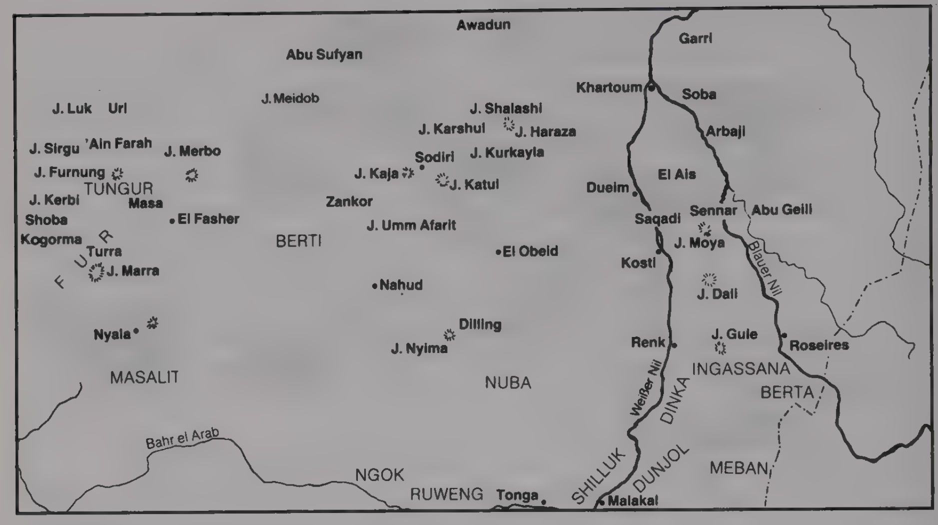
1. Der Tora-Stil, der mit steinernen Trockenmauern, d. h. Natursteinen ohne Mörtel arbeitet. Die Wände sind in der Regel rund, und falls doch gerade, so beschreiben wenigstens die Ecken eine Kurve. Zwischen eine innere und eine äußere Steinmauer wurden Geröll und Schutt



Felsbilder in Norddarfur

aufgefüllt, so daß eine Tiefe von etwa 1 m, seltener auch 2–3 m entstand. Neben Wohnhäusern und Palastanlagen finden sich in dieser Bauweise auch Gartenterrassen und Viehhürden. Den Tora-Stil, der nach einer mysteriösen Vorbevölkerung benannt ist, führen die Bergbauern von Darfur und Kordofan heute noch weiter, wenngleich das mutmaßliche Flachdach der Rundhäuser nur noch am Jebel Si vorkommt.

2. Ziegelbauweise, wie sie in Kerma (vgl. S. 61) zum ersten Mal auftrat. Entweder haben die mit meist weggewaschenem Lehmmörtel verbundenen Ziegelsteine normales Maß oder jene gewaltigen Übermaße von etwa 70×35×15 m, die nur im Nilsudan zu finden sind. Gotteshäuser und Burgen wurden so gebaut, wobei Kombinationen mit dem Tora-Stil häufig auftreten und der Ziegelstein gegen diesen den rechten Winkel eingeführt zu haben scheint. Für Arkell stellten die roten Ziegelsteine *(ṭūb aḥamar),* die übrigens bis Nordnigeria vorkommen (z. B. Nguru), zugleich Leitfossilien für christliche Einflüsse vom Niltal dar.

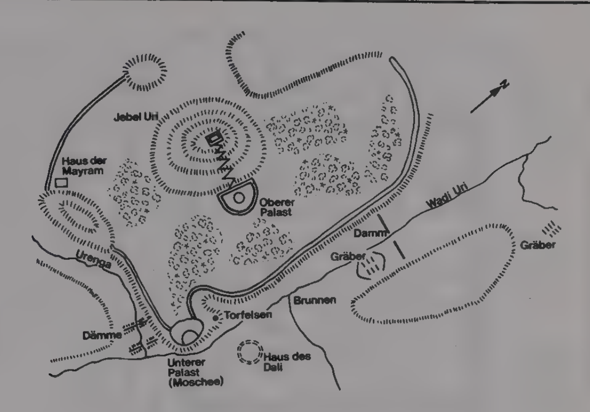


Archäologische Stätten in Darfur, Kordofan und Gezira

Zu diesen nördlichen und nordöstlichen Verbindungslinien gehören die im dritten Kapitel erwähnten Ruinen von Abu Sufyan (vgl. S. 105) und das Graffito von Awadun aus dem 7. Jh., die Ruinen (Eisenwerkstätten!) des oben angesprochenen Anaj-Reiches am Jebel Haraza und vor allem die Stadt Zankor knapp 100 km südlich Hamra esh Sheikhs. Dieser letztgenannte Fundort besteht aus zwei Ruinenstätten am Fuß des Jebel Zankor in den Kaja-Serug-Bergen. Die Gebäude von Zankor bestanden aus roten Backsteinen, gehauenen Steinen (Pfeiler) sowie Lehmziegeln und werden – von den Einheimischen den Heiden *(anaj)* oder Giganten *(abu um genān)* zugesprochen – in meroitische Zeit datiert. Ebenfalls vorislamische Ursprünge dürften die kaum bekannten Ruinen von Masa haben, der nordwestlichen Erhebung des Wana-Gebirges, wo vor Uri der Wüstenhafen Darfurs lag; dann das sogenannte Haus des Shau am Jebel Kerbi im Si-Massiv, bestimmte Teile der Turra-Ruinen und die Steinmauern von Jebel Hurayz, etwa 60 km südlich El Fasher, dessen heutige Bevölkerung sich noch Tunjur nennt.

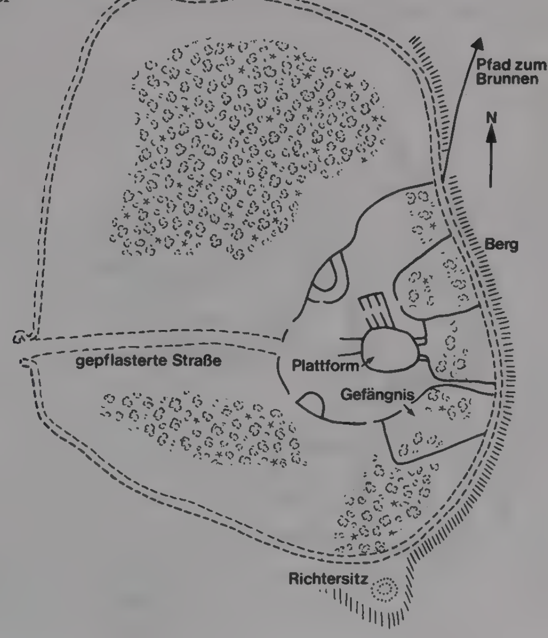
Die Burgenländer Dar Furnung und Turra

Die flächenmäßig größte Ruinenstadt des Sudan ist **Uri.** Sie liegt auf einem Sandsteinplateau am Fuß des gleichnamigen Berges, den die Fur-sprachigen Tunjur-Bauern wegen seiner Gestalt ›Schaf‹ (= *uri)* nennen. Der Ort liegt etwa 40 km NW von Kutum an der NO-Ecke der malerischen Furnung-Berge. Die Wasserstelle, die vielleicht im Mittelalter ergiebiger war, wird heute noch genutzt und unterhält das nahegelegene Dorf Uri, von dem es eine Verbindung nach Dor auf der Straße nach Dar Zaghawa gibt. Das bis zu

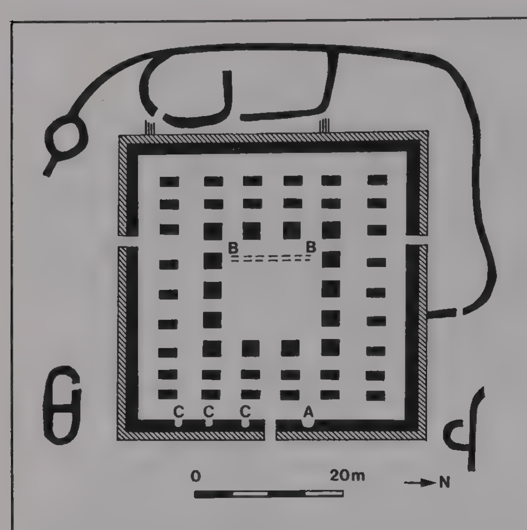


Ungefährer Plan der Stadt Uri

8 km durchmessende Stadtgebiet ist von einer Mauer umgeben, deren Defensivwirkung vor allem zum Tal hin noch durch einen Klippenrand erhöht wird. An der SO-Ecke, in der sogenannten Moschee, glaubte Arkell einen eigens befestigten älteren Palast zu erkennen, den er den Unteren nannte. An der W-Seite legte Balfour-Paul in den 50er Jahren eine quadratische Moschee frei und bestätigte damit die Wahrheit der lokalen Tradition, die schon immer von diesem architektonischen Fremdkörper wußte.

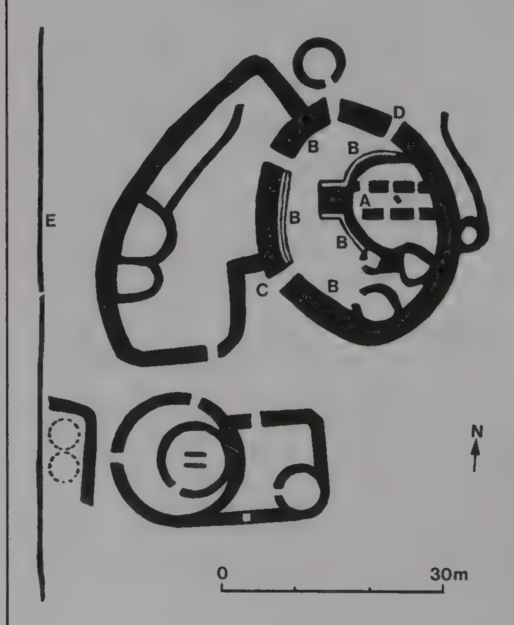


Ungefährer Plan des Unteren Palastes von Uri



Grundriß der Moschee am Unteren Palast von Uri

Auf dem spitzen Plateauvorsprung soll wiederum der Legende nach der Qadi, der nach dem Bau des Oberen Palastes den unteren erhalten habe, zu Gericht gesessen haben (Abb. 30). Man geht von hier über das riesige, stark überwachsene Ruinenfeld zum Berg, an dessen Ostflanke schon von weitem die grandiose Serpentinenstraße zu erkennen ist, die den Oberen Palast mit der Gipfelburg verbindet. Unter den ausgedehnten und mäch-



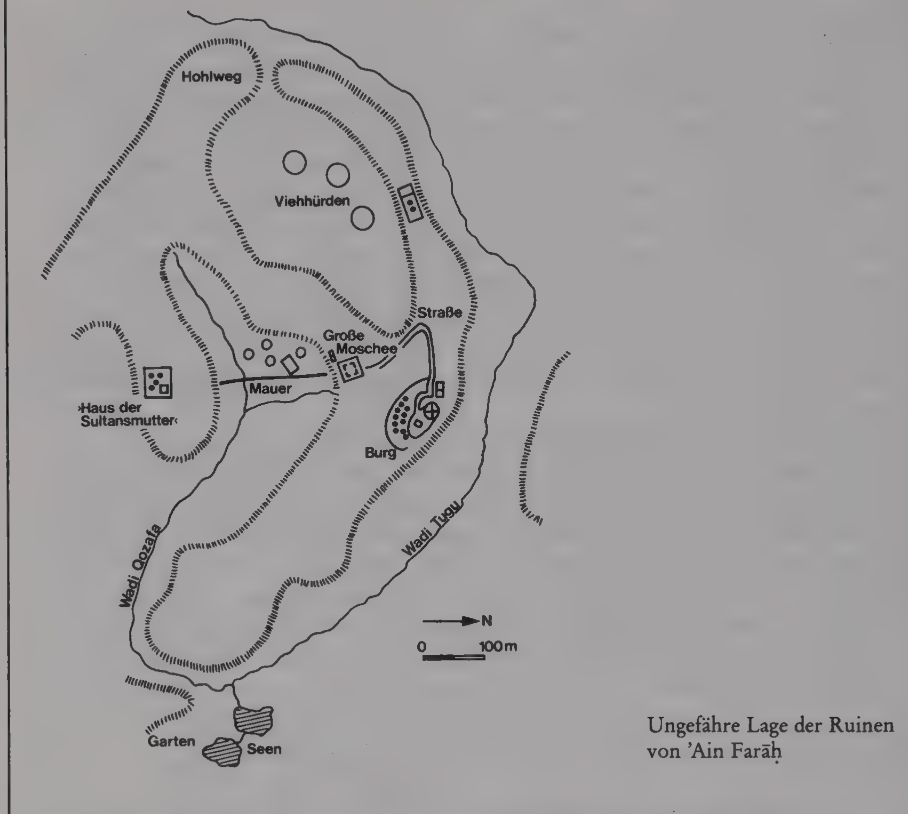
Grundriß des Oberen Palastes von Uri
A Großer Stein in der Mitte der Audienzplattform
B Bänke
C Haupteingang zum Audienzhof
E Terrassen zum Berghang

tigen Mauern des Oberen Palastes fällt der von Arkell ›Audienzplattform‹ genannte Rundbau auf (Abb. 32), hinter dem sich dann die geraden, parallelen Mauern der Terrassenanlagen auftürmen. Der imposante Stufenbau dürfte nicht ganz wie der Potala von Lhasa ausgesehen haben, da auf den Terrassen Reste von Rundhäusern zu sehen sind – vielleicht der ehemalige königliche Harem. Hier beginnt auch die Kyklopenstraße, die leider infolge des Dorngestrüpps (Kitir, auch Euphorbien) nahezu unpassierbar ist.

Drei dicke Mauern umgeben schließlich die Gipfelburg, die nicht nur einen zauberhaften Blick auf die Furnung-Spitzen, sondern auch auf die heute wie eine Kraterlandschaft anmutende, tief unten liegende Stadt, das moderne Dorf im N und das Wadi Uri freigibt, das sich, dem alten Karawanenweg folgend, in die Wüste hinauswindet (Abb. 31). Im S des Burgbergs steht, am Fuße eines kleinen Hügels und nahe der Stadtmauer, das sogenannte Haus der Prinzessin *(beit el mayram)*, das einen ungewöhnlichen, rechteckigen Grundriß besitzt.

Außerhalb der Mauer sind an Artefakten zu sehen zwei zugewachsene Dämme im Urenga-Bett und einer im Uri-Bett, dann das lokal Dāli zugesprochene Haus auf dem O-Ufer und die Gräber im NO des Brunnens, in denen Arkell 1934 Beigaben wie indische und venezianische Perlen sowie Bronzeschmuck fand. Hinter dem sich hier erhebenden Hügel wurde ein weiteres Gräberfeld entdeckt, dessen Anlagen trotz fortgeschrittener Erosion besonders prächtig gebaut erscheinen. Ein Teil der Funde aus den Gräbern wie aus der Stadt befindet sich im Besitz der heutigen Bewohner dieser Gegend, von denen einige auch interessante Geschichten über Uri zu erzählen wissen. Die bekannteste berichtet, daß Shau Dorshid mit seinem Pferd auf dem Gipfel wohnte und eine endlose Kette von Sklavenmädchen ihm das Wasser hochbrachte, während Dāli, der Eunuch, der nach Shau die Stadt regierte, außerhalb der Mauern wohnte.

Die zweite bedeutende Ruinenstätte Norddarfurs ist die Burg von **'Ain Faraḥ** etwa 25 km SSW von Uri. Sie kann von Kutum auf einer Straße erreicht werden. Das gleichnamige Dorf liegt eher am Jebel Ruma, einer charakteristischen Landmarke. Die Burg erhebt sich ziemlich versteckt in der Nähe der Quellseen dieser ausgedehnten und oft schluchtartigen Wasserstelle, die zu den wichtigsten Tränken des Tunjur-Landes zählt. Vom grünen Garten an der Quelle steigt man das trockene Wadi Qozafa hoch, dessen Eingang einmal durch eine Mauer geschlossen gewesen zu sein scheint. Im hinteren Teil des steiler werdenden Tales häufen sich die Mauerreste und lassen einen durchgängigen Wall erkennen, hinter dem mehrere Rundgebäude verschanzt waren. Auf dem Sattel angelangt sieht man gleich links die großartige Moschee mit ihrer Mischbauweise: Die äußere Wand besteht aus Mauerstein, die innere Wand sowie die vier gewinkelten Pfeiler aus Backstein (Abb. 34), wobei auch das Riesenmaß (vgl. S. 185) vorkommt, nicht nur als Bodenfliesen. Im SW, am Hang der nahen Felsnase, hat man einen Vorratsraum freigelegt, in dem nach Arkell heilige Schriften aufbewahrt wurden.

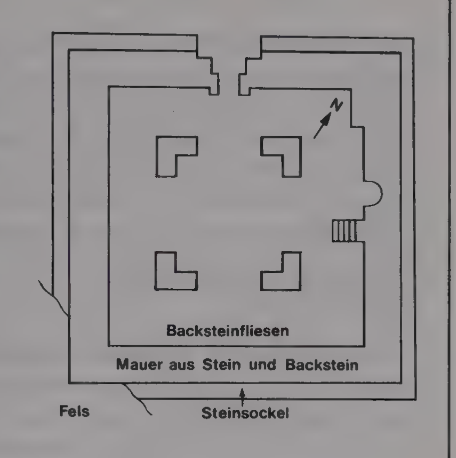


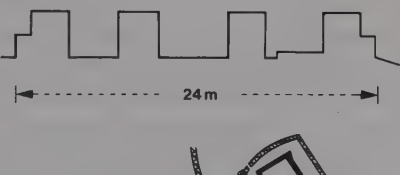
Ungefähre Lage der Ruinen von 'Ain Farāḥ

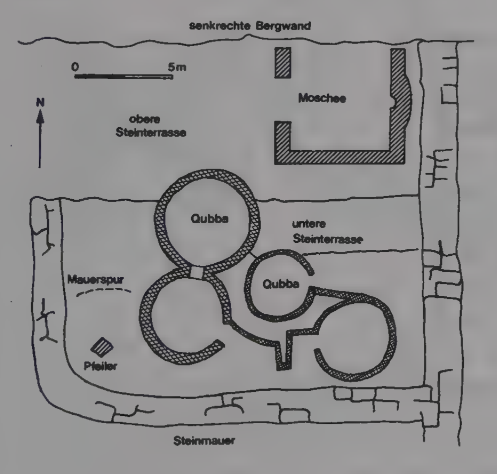
Vom Sattel führt eine Serpentinenstraße aus Steinblöcken auf den eigentlichen Burgberg, dessen Eingang im W liegt. Zuvor sieht man an dem weiten und oft aus nacktem Granit bestehenden W-Hang Mauerringe unterschiedlicher Größe, sehr wahrscheinlich Viehkraale (Abb. 33). Die wiederum in Stein und Ziegelstein errichtete Zitadelle beginnt mit dem sogenannten Diwan, in dem Glasreste gefunden wurden, und zwar eine Art Butzenscheibe, wie man sie in Transjordanien um 700 herstellte. Von hier führt ein mit losen Backsteinen übersäter Wehrgang zu dem hauptsächlich aus rotem Ziegel gebauten Palas. Sein Grundriß ist heute nicht mehr identifizierbar, mag aber aus nebenstehendem Plan deutlich werden. Die Türstürze waren, wie aus Resten geschlossen werden kann, aus dem harten Nabag-Holz (Zizyphus spina christi), ebenso wohl das Dachgebälk. SO des Palas befindet sich eine eigenartige Grube, die die Tunjur als Gefängnis bezeichnen, vielleicht aber eher als Wasserreservoir diente. In unmittelbarer Nähe stehen die dicken Mauern einer Reihe runder Räume, hinter denen der Berg jäh zum Tal abfällt. Die auf den Terrassen des Südhanges in eigenartigen Reihen angeordneten Häuser sind

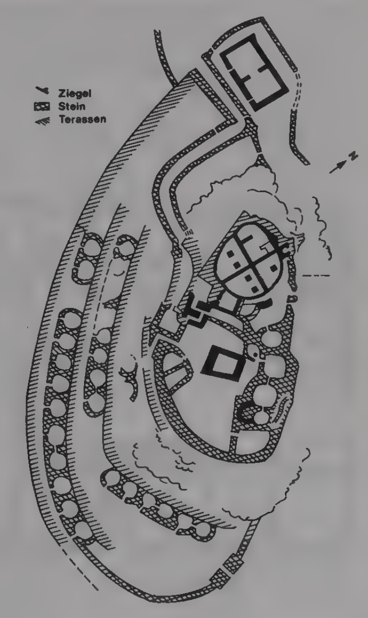
wesentlich kleiner. Insgesamt dürften um die Burg herum an die 200 Rundhäuser gestanden haben. Etwa 400 m südlich des Burghügels findet man an dem parallelen Hügelzug die Backsteinhäusergruppe, die als ›Haus der Sultansmutter‹ überliefert ist und zu der auch die ›kleine Moschee‹ von 'Ain Farāḥ gehört.

Die in dieser Gebäudegruppe errichteten Qubbas räumen jeden Zweifel aus, daß die Burg 'Ain Farāḥ noch in islamischer Zeit bewohnt war. Vielleicht wurde die Anlage auch erst von Idris Aloma erbaut, dem Eroberer aus Bornu, der von seiner Mutter die Ziegelsteinpaläste von Gambaru und Birni Gasrgamo geerbt haben soll. Doch auch für die Theorie der Nilherkunft gibt es beweiskräftige Indizien: In 'Ain Farāḥ wurden viele Tonscherben gefunden, die nubisch-christliche Züge aufweisen. 1929 fand Lady Rug-





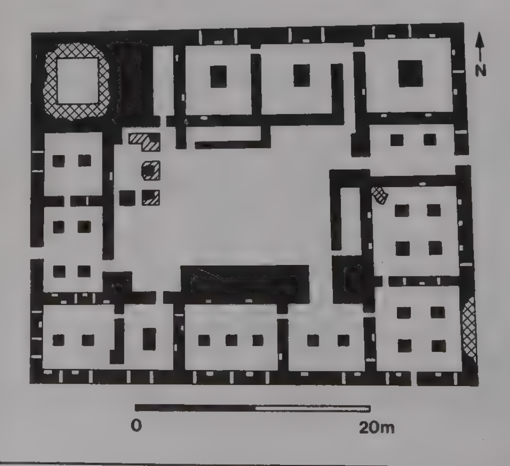


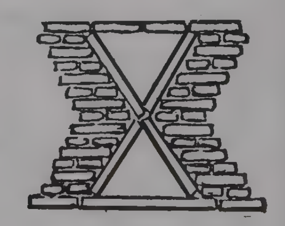


'Ain Farāḥ, Grund- und Aufriß der Großen Moschee (oben), ungefährer Plan des ›Hauses der Sultansmutter‹ (unten links), die Burg (unten rechts)

man sogar einen in eine Tonscherbe eingravierten Fisch – das urchristliche Symbol! 1959 korrigierte Arkell alles, was er über 'Ain Farāḥ gesagt hatte und deutete den Platz als im 10. Jh. gegründetes Kloster mit zwei Kirchen und Zellen für mindestens 26 Mönche. Solche Wehrklöster habe es auch bei Asyut (St. Severus) und Aswan (St. Simeon) gegeben. Auch die Säulen mit Winkelgrundriß finden sich in manchen Nilkirchen. Die Leute von Furnung halten natürlich nichts von dieser ›britischen‹ Theorie. Für sie ist 'Ain Farāḥ wieder unzweifelhaft mit Shau Dorshid verbunden, den ihre Vorfahren einst von seinem Thron gestürzt haben sollen, weil sie es satt hatten, auf jeden Gipfel eine Burg zu bauen.

Die dritte bekanntere Ruinenstätte Darfurs findet sich am **Jebel Shoba** 12 km SSO von Kebkabiya. Der große, ehemals dreistöckige Palast liegt etwa 1 km östlich des Dorfes auf einer Erhebung am gleichnamigen Wadi. Das Backsteingebäude mit seinen um einen Hof gruppierten 13 Räumen war seinerseits von zwei bis drei Steinwällen umgeben, deren Grundriß den Gedanken an einen Irrgarten aufkommen läßt. In den Palastwänden sind Aussparungen für Decken- oder Dachbalken zu erkennen; auffällig auch die kleinen Dreiecksfenster, die von Ziegelplatten gerahmt werden und sich manchmal paarweise an einer Ecke berühren. 300–400 m NW, auf dem linken Ufer des Wadi Shoba, liegen die Reste eines kleineren und wohl älteren Palastes, dessen Mauerstümpfe heute einen mächtigen Schuttberg umgeben. Wiederum in NW-Richtung, nach einem knappen Kilometer, stößt man auf die gewaltige Moschee von Shoba, deren Längsausdehnung etwa 40 m beträgt. Das Innere besteht aus einem Wald von 47 runden Säulen, die aus konisch geformten und nach außen gewölbten Ziegeln aufgeschichtet sind. Diese fast manieristische Variante der von Ahmed Bakr wiedereingeführten Ziegelbauweise findet sich auch in dem Palast des Omar Leil in **Kogorma.**

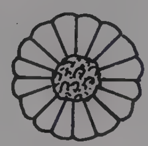




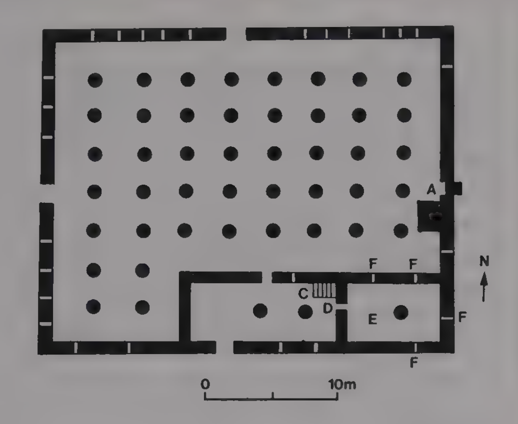
Shoba, Grundriß des Großen Palastes (links) und Dreiecksfensterpaar am Großen Palast (oben)

Rechts: Moschee in Shoba

A Qibla
B Podest
C Treppe zum Raum über E
D niedere Tür zu E
E niederer Raum
F kleine Dreiecksfenster

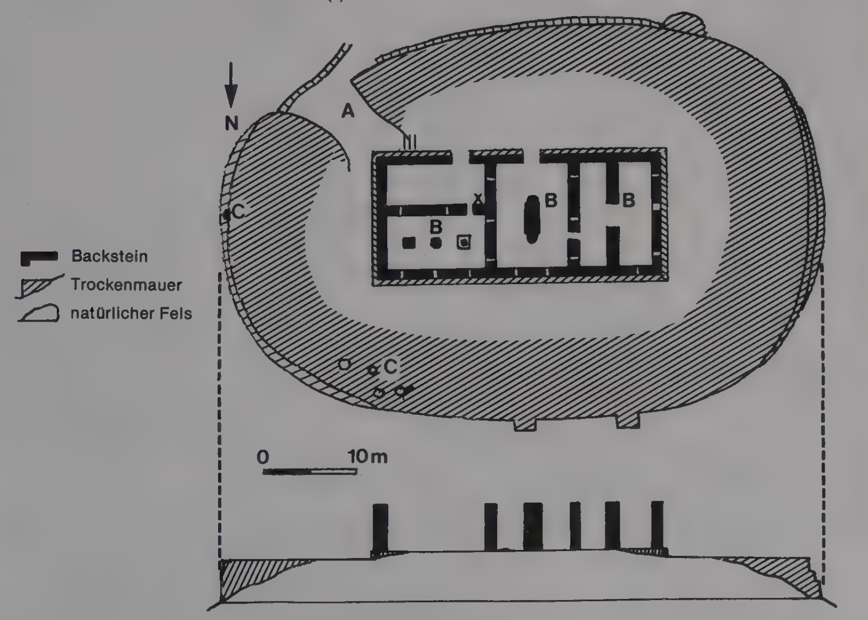






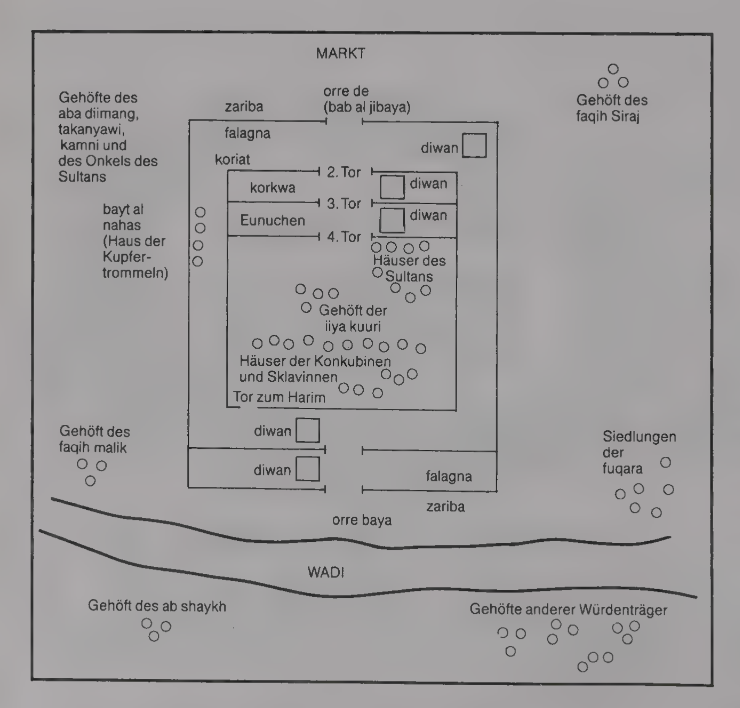
Oben: Querschnitt durch einen Pfeiler und verwendete Backsteinform

Grundriß und Querschnitt des Palastes von Kogorma A Aufstieg B Säulen aus konischen Backsteinen C Latrinenschächte (?)

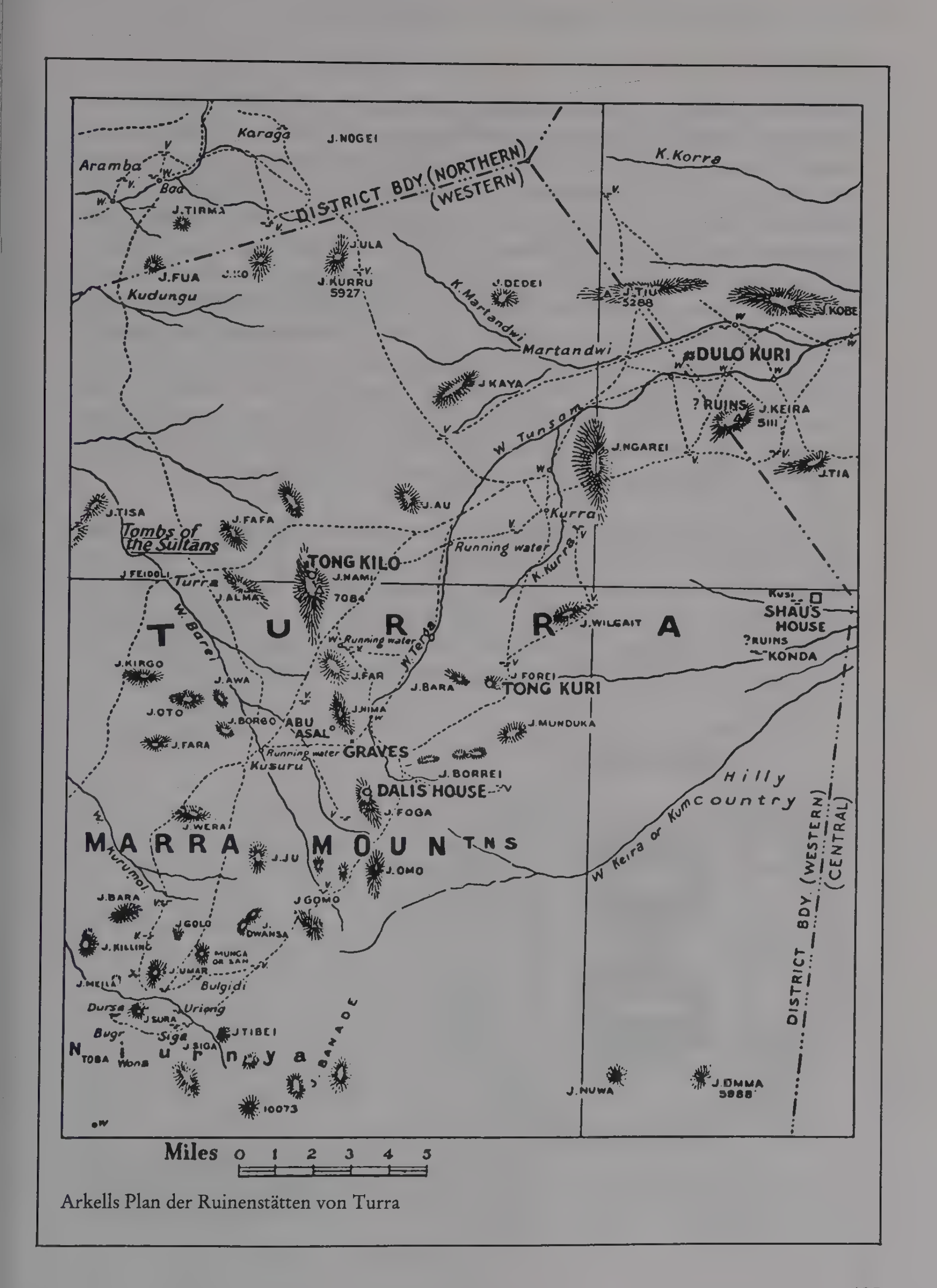


Während über den Jebel Kogorma, der etwa 35 km westlich von Kebkabiya links der Straße nach Geneina liegt, wenig bekannt ist, war Shoba bis 1770 Sitz des Keira-Sultans Tayrāb und Zentrum Westdarfurs. Über Tayrāb, den Erbauer des Großen Palastes, der aber auch in Gerli, Kogorma und Ril residiert haben soll, kennen die Fur wiederum phantastische Geschichten. So sagen sie ihm nach, er habe auf seinen Feldzügen einen Harem von 500 Frauen mitgenommen. Auch soll er einst einem abhängigen Nomadenstamm einen riesigen Elefanten geschenkt haben, der ihren knappen Futter- und Wasservorräten empfindlich zusetzte. Als die Leute sich des Danaergeschenks gewaltsam entledigten, beglückte Tayrāb sie mit einem weiteren Elefanten. Nachtigal berichtet die Geschichte, daß Tayrāb sich einmal ein ganzes Jahr im Palast von Shoba eingeschlossen habe – zusammen mit 365 Hammeln und einer Schar schöner Mädchen.

Die Anlage eines Sultanspalastes *(fashir)* kennen wir aus der Beschreibung Al Tunisis, der Anfang des letzten Jahrhunderts Gast des Mohammad Fadl in El Fasher war. Danach läßt sich das Muster, das bestimmt auch schon Shoba zugrunde lag und eine Weiterentwicklung und Geometrisierung der unten beschriebenen runden Turra-Paläste darstellt, wie nebenstehend dargestellt rekonstruieren.



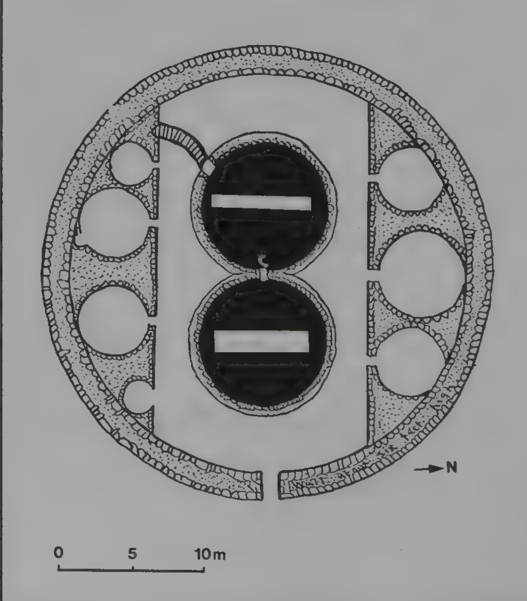
Schema des Palastes (fashir) von Sultan Muhammad al Fadl in Tendelti (El Fasher) nach der Beschreibung von Al Tunisi (Skizze nach O'Fahey/ Spaulding)



Arkells Plan der Ruinenstätten von Turra

Das vierte und ausgedehnteste Ruinenfeld Darfurs ist **Turra,** die Berglandschaft am N-Ende des Marra-Massivs, die mit Radfahrzeugen nur schwer durchfahren werden kann. Hier, im heute sehr trockenen Zentraldarfur, lag der Ursprung des Keira-Reiches. Turra im engeren Sinne bezeichnet die Begräbnisstätte der Sultane am Oberlauf des Wadi Barei; auch Tayrāb, der im fernen Bara starb, wurde hierher überführt. Die Imame, denen die napatanisch anmutende Totenpflege oblag, waren mächtige Männer im Reich und sollen Gawama'a aus Kordofan oder gar Ja'alīyin vom Nil gewesen sein. Die eindrucksvolle Steinmoschee bei den Gräbern wird Ahmed Bakr (ca. 1682–1722) zugeschrieben. Ali Dinar, der letzte Keira-Sultan, ließ die Überdachung der Gräber erneuern. Im N steht das Mausoleum Sulaymān Solongs und seines Sohnes Mūsā. Ihre vier Nachfolger liegen Seite an Seite in einer gemeinsamen Umfriedung dahinter – mit Ausnahme Omar Leils, der auf wunderbare Weise verschwunden sein soll, aber wahrscheinlich nie aus Wadai, wo er in einer Schlacht fiel, überführt wurde. In einer dritten Grabstätte ruhen 'Abd al Raḥmān, Moḥammad Faḍl und Muḥammad Husayn.

Am oberen Ende des Barei-Tales liegt bei der Ortschaft Daia auf einem NO-Vorsprung des **Jebel Foga** der sogenannte Palast des Dāli *(tong daali)*: eine umfriedete Gruppe von vielen Rundhäusern im Tora-Stil, in deren Nachbarschaft sich weitere Höfe befinden. Arkell interpretierte den Ort so, daß die östlichsten Häuser von Dali und seinen Frauen bewohnt waren, während die große Anlage Verwaltung und Lagerräume beherbergte. Die Bedeutung der stärkeren Mauern am Nordhang ist allerdings ungeklärt.



Grundriß des sogenannten Gefängnisses am Jebel Forei mit den beiden 6 m tiefen Gruben in der Mitte

Nur 6 km Luftlinie NO vom Jebel Foga erhebt sich das Plateau des **Jebel Furei**, eine natürliche Festung, an deren W-Hang heute das gleichnamige Dorf liegt. Die als Palast des Kūru *(tong kuuri)*, des Vaters von Sulaymān, überlieferten und heute stark überwachsenen Ruinen stehen nahe der NW-Ecke der Hochfläche. Sie zeugen wiederum von einem riesigen, nichteckigen Tora-Gehöft mit mächtiger Umwallung. Etwa 800 m östlich davon wird einem das sogenannte Gefängnis gezeigt, ein gewaltiger Rundbau mit zwei großen Löchern in der Mitte, der vielleicht auch ein Kornspeicher gewesen sein kann. In den äußeren Rundbauten mögen Verwalter oder Aufseher, vielleicht aber auch bessergestellte Gefangene gewohnt haben.



Grundriß des Palastes von Sulaymān Solong am Jebel Nami:
A schräger Aufstieg zur Mauer
B und C gemauerte Simse
D heruntergefallener steinerner Türsturz
E ›Schatzhaus‹
F eingefaßte Gruben

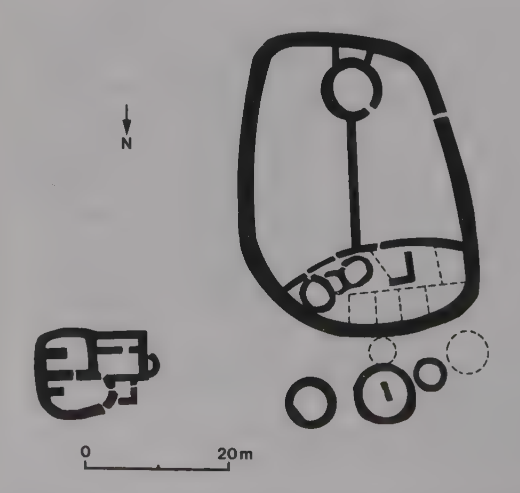
Die markanteste Spitze der Turra-Berge bildet der **Jebel Nami**, 9 km NW des Forei. In beherrschender Lage nördlich des Gipfels steht die als *tong kilo* bekannte Ruine, die als Palast des Sulaymān Solong und seines Sohnes Mūsā gedient haben soll. Im inneren Wall stehen vier Rundhäuser, im äußeren 15 und zwei andere Gebäude. Auch hier gelten in der örtlichen Überlieferung die Löcher im O der Anlage als Gefängnis, obwohl sie auch Getreidespeicher gewesen sein könnten. An der Innenseite der inneren Umwallung finden sich Steinstufen, die den Blick über die Mauer in den äußeren Hof erleichterten – vielleicht für die neugierigen Haremsdamen, die selbst nicht gesehen werden durften. Die Umgebung von Tong Kilo war mit Sicherheit einst eine Stadt, da Luftaufnahmen Spuren vieler Rundhäuser offenbaren. Eine Quelle am Nordabhang soll bis 1916 geflossen sein. Ebenfalls im N des Jebel Nami, am Weg von den Turra-Gräbern nach Kurra, steht der unter dem Namen Numan Fada bekannte Steinhügel, von dem aus laut Nachtigal einst Dāli das Reich in die fünf Provinzen einteilte.

Am Jebel Nami entspringt der Wadi Tunsam (Tulzum), der bei Tawila die Ebene von El Fasher erreicht. Nach knapp 20 km seines Oberlaufs umfließt er in einer Schlucht das

Jebel Keira-Massiv, wo auf der Nordseite des Wadi die Ruine Dulo Kuri (Sultansruine) liegt, die auf Tunsam, den Onkel Sulaymāns, zurückgehen soll. Die Mauern der Anlage zeigen einen quadratischen Grundriß mit abgerundeten Ecken und sind stärker zerstört als die bisher beschriebenen. Die Steinhäuser in der Umfriedung stammen aus jüngerer Zeit; die üblichen Mauerlöcher sind mit Abfall gefüllt. Südlich des Wadi mag die dazugehörige Stadt gestanden haben, von der sehr viele Steine übrigblieben.

Ebenfalls eine Stadt versorgte den sogenannten Palast des Shau am **Jebel Kusi,** etwa 10 km SSO vom Jebel Keira. Die Häuser in der inneren Umwallung sind kleiner und die Mauern schmaler als bei den anderen Palästen. Auch erschwert der wuchernde Dornbusch hier die Rekonstruktion besonders. Der Hof scheint durch eine Mauer gehälftet gewesen zu sein; sicher diente die linke, torlose Umfriedung den königlichen Frauen. Diese gerade Trennwand und auch andere zumindest angedeutete rechte Ecken zeichnen Kusi vor allen anderen Turra-Ruinen aus. Das ist nicht weiter verwunderlich, wenn wir uns erinnern, daß Shau ein Tunjur-Herrscher war und hier wahrscheinlich vor der Keira-Zeit residierte. Möglicherweise zog er wie ein Feudalherr von Pfalz zu Pfalz, um die Belastung seiner Hofhaltung gleichmäßig auf die Untertanen zu verteilen.

Damit sind längst noch nicht alle Städte und Paläste der furischen Burgenländer beschrieben. 1965 wurde z. B. eine weitere Tora-Stadt bei **Kebeleh** südlich des Jebel Au (10 km ONO von Turra) entdeckt, deren riesiges Trümmerfeld mit seinen quader- und trommelförmigen massiven Mauerblöcken dem Interessierten neue Rätsel aufgibt. Allein eine systematische Grabung, die nicht nur in- und außerhalb der Burgen durchzuführen wäre, sondern auch die vielen Gräber, die sich z. B. zwischen dem Jebel Foga und



Ungefährer Grundriß des Palastes von Sultan Shau in Kusi

dem Jebel Nima massieren, berücksichtigen müßte, könnte genauere Aufschlüsse über die bewegte Geschichte des heute ziemlich ruhigen Gebietes geben. Immerhin haben wir mit Turra und vor allem mit dem Palast Sulaymāns in Tong Kilo die Zeit erreicht, über die es auch schriftliche Quellen gibt und deren Umrisse oben geschildert wurden.

Funj-Ruinen am Nil

Mit ihnen schließen wir direkt an die Beschreibung des antiken Nubien im zweiten Kapitel an, wo wir bereits bemerkten, daß die archäologischen Zeugnisse zum Zweistromland Gezira hin immer dürftiger werden, besonders aber die wissenschaftlichen oder wenigstens schriftlichen Bearbeitungen der doch zahlreichen geschichtsträchtigen Plätze des Funj-Reiches äußerst spärlich sind. Warum hat das mächtige Königtum zwischen Habesch und Ägypten so wenig Augenfälliges hinterlassen? Vielleicht liegt es an den fehlenden Steinen, der jährlichen Nilflut und dem heftigen Sennar-Regen, der die Lehmziegel immer wieder in Schlamm zurückverwandelte und viel schneller als in Darfur einen aufgegebenen Ort wieder seiner natürlichen Umgebung anglich. Doch gibt es am Blauen Nil immer noch viele ›verdächtige‹ Orte, wie z. B. Taiyiba, von dem die ›Völkergallerie‹ 1831 schrieb: »Man sieht nämlich zu Taibe, nördlich der Hauptstadt, große Trümmer, Brunnen und Cisternen. Die Gewölbe bezeugen, daß hier nach Untergang des Pharaonenreichs noch blühende Städte gebaut wurden, die zu großem Glanze kamen.«

Der nördlichste und auch bedeutendste Fundort der oben beschriebenen Geschichtsepoche ist **Garri** am 6. Katarakt. Es war die alte Hauptstadt der Abdallab, auf welche die Bayuda-Straße von Korti traf, wo die Sennar-Karawanen den Nil überquerten und wo, wie Bruce berichtet, die Nomaden zweimal im Jahr mit ihren Herden vorbeikommen mußten, um Tribut zu zahlen. Heute liegt am Eingang zur Sabaloka-Schlucht ein Dorf namens Garri, das allerdings wenig Spuren der großen Vergangenheit bewahrt hat: ein Steingebäude, südlich davon das Grab 'Ajibs des Großen, auf der nördlichen Erhebung einen großen Friedhof, auf dem auch Tonscherben mit Bodendellen (also aus meroitischer Fabrikation) gefunden wurden. Östlich des Dorfes steht die Ruine der Qubba von Sheikh Jamil, deren Baumaterial von einer Backsteinkirche stammen könnte. Von den überlieferten großen Stadtmauer Garris ist aber hier nichts zu sehen. Dagegen liegen am unteren Ausgang der Schlucht die Reste zweier Forts, und am Jebel Irau östlich der Rauwiyan-Insel entdeckte Chittick eine ganze Felsenstadt. Die rechteckigen oder runden Häuser sind aus Geröllsteinen nach der Tora-Methode erbaut, an der östlichen Seite sammeln sich palastähnliche Ruinen, die Stadtmauer erreicht z. T. heute noch 3 m Höhe. Wahrscheinlich war dieses ›Uri des Nils‹ das alte Garri, das die Abdallab-Manjile später aufgaben zugunsten Halfayas, das näher am Zusammenfluß der Nile lag.

Die Stadt **Soba** traf schon der jüdische Reisende David Reubeni 1523 in Trümmern an. Sie lag am Ostufer des Blauen Nils, etwa 22 km oberstrom des Zusammenflusses. Heute

ist von der Hauptstadt des letzten Christenreiches, die Ibn Selim (975–996 u. Z.) als wohlgebaut mit goldenen Kirchen gepriesen und die Abu Salih im 13. Jh. als von Klöstern umgeben beschrieben hat, nichts als etwa 100 Erdhügel und verstreute Fragmente roter Ziegelsteine zwischen einzelnen Dornbüschen übriggeblieben. Aus einem der Haufen ragten einst drei Granitsäulen, die schon zu Beginn dieses Jahrhunderts Hobbyarchäologen anlockten, jedoch auch bei den systematischen Grabungen 1950–52 keinen Kirchengrundriß freigaben. Shinnie konnte lediglich eine vierte Säule wieder aufrichten. Einige Glasgefäße aus dem 9.–12. Jh. stellten die einzigen Anhaltspunkte zur Datierung der untersuchten Hügelschichten dar. Mehrere Inschriften und Statuetten waren aber bereits im letzten Jahrhundert in Soba gefunden worden, und der preußische Ägyptologe Richard Lepsius hatte vieles davon nach Berlin gebracht. Den spektakulärsten Fund bildete der schon von Cailliaud erwähnte Steinwidder aus Amons Zeiten. Da der tiergestaltige Gott bei der Kirche saß, glaubte Gouverneur Gordon an ein christliches Relikt und stellte ihn in seinen Palastgarten. Soba dürfte noch in der Funj-Zeit die Rolle einer drittrangigen Siedlung gespielt haben, davon zeugt zumindest die Qubba des Wad Teraf aus dem 17. Jh. Heute lebt nur noch der Name in dem der Eisenbahnstation und des Neubaugebietes mit Universitätsklinik auf dem linken Ufer weiter, aber auch als Erinnerung an eine ebenso große wie blaß gewordene Vergangenheit. Die Bewohner des Blauen Nil kennen noch einen Schwur: »Bei Soba, dem Heim unserer Großeltern!«, und die Leute von Roseires weit oberstrom nennen alle vorislamischen Gräber Soba.

In **Arbajī** (beim heutigen Rufa'a), der großen Grenzstadt zwischen Abdallab und Funj, wo 1504 die Entscheidungsschlacht zwischen den beiden Alwa-Nachfolgern stattfand und die 1784 von den Shukrīya zerstört wurde, fand man lediglich einige Tonpfeifenköpfe, wie sie wohl bis zu Beginn unseres Jahrhunderts am Nil geraucht wurden. Auch in **Abu Geili,** einem bedeutenden Fundort gegenüber Sennar mit Gräbern aus meroitischer Zeit, las man solche Pfeifenköpfe auf, aber fast nichts Funj-Typisches. Von der dritten Hauptstadt des Reiches, **Al Ais** (Alays) beim heutigen Kawa, ist gar nichts bekannt.

Der **Jebel Moya** dagegen ist neben Soba der einzige geschichtsträchtige Ort, der systematisch erforscht wurde. Der Mäzen Sir Wellcome ließ in den Jahren 1910–14 das einmalig gelegene Hochtal 30 km westlich Sennar vollständig ausgraben und für sich eine prächtige Kyklopenvilla bauen. Auch auf beiden Seiten des Gräberfeldes stehen britische Artefakte – wohl Backöfen oder ähnliches. Die Grabungen förderten 3137 menschliche Skelette zutage, die man in Kisten verpackte und zum Erstaunen der Sudanesen nach England verschiffte. Dort zerfielen sie rasch; was Bestand hatte, wurde nach dem 2. Weltkrieg wissenschaftlich untersucht. Auffällig wirkten der hohe Prozentsatz weiblicher Skelette (z. T. mit perlenbestickten Schamschürzen), dann die Lippenpflöcke und ausgeschlagenen Schneidezähne. Solche Bräuche sind heute noch im Süd-Sudan lebendig; da aber die übrigen Funde eindeutig auf Napata und Meroe hinwiesen (Steingeräte, Perlen, Skarabäen, Eisen- und Kupfergegenstände, Töpferei), datierte man die Kultur vom Jebel Moya in die Zeit zwischen 1000 v. u. Z. und 400 u. Z. Sie war möglicherweise getragen

von einer den linksnilischen Nuba verwandten Bevölkerung, die keineswegs meroitische Begräbnissitten pflegte, sondern ihre eigenen, wenngleich die Grabbeigaben der reicheren Individuen aus dem Handel mit dem mächtigen Nachbarn stammten.

Über eine spätere Besiedlung des Bergstocks, etwa zur Funj-Zeit, ist wenig bekannt, doch fand man am südlichen Ausläufer im sogenannten Dar el Mek kunstvolle Terrassen und Tora-artige Reste von Häusern mit rechteckigem und rundem Grundriß, dazu künstliche Löcher in den mächtigen Granitfelsen, die bestimmt zum Mahlen des Korns dienten. Die natürliche Bergfeste dürfte etwa im 14. Jh. bezogen worden sein, als die turbulente Zeit des Übergangs von Alwa nach Funj anbrach. Hier am Jebel Moya vereinten sich nach der Funj-Chronik die Heere des Abdallāh Jammā' und des Amara Dunkas, um die christlichen Nubier von Soba und Garri zu schlagen. Ferdinand Werne hat sich im letzten Jahrhundert Gedanken über die Herkunft des Namens *moya* (= Wasser) gemacht: Nicht den spärlichen Brunnen sei er zu verdanken, sondern dem durch die Luftspiegelung hervorgerufenen ›Trugwasser‹.

Etwa 20 km nordwestlich des Moya liegt ein weiterer Inselberg namens **Saqadi,** an dessen Fuß im Rahmen der Wellcome-Grabungen ein mit Steinmauern umfriedetes Ziegelsteingebäude entdeckt wurde. Der Ausgrabungsleiter Mackenzie verließ den Platz vorzeitig und kehrte nie wieder in den Sudan zurück. Deswegen ist über Saqadi nichts näheres bekannt.

Sennar im Jahre 1821, links die Moschee, rechts der zerfallene Turm des königlichen Palastes



Doch was ist mit **Sennar**, wo Cailliaud 1821 einen vierstöckigen Palast aus rotem Ziegelstein beschrieben und gezeichnet hat? Gewiß war Sennar, dessen Name im Altägyptischen ›Regensturm‹ bedeutete, schon unter Amon und Christus eine feste Stadt und, wie wir oben sahen, unter Allah das Zentrum des Nilsudan. Auch heute stellt Sennar wieder einen bedeutenden Ort dar, aber völlig ohne Altertümer. An der Stelle des Palastes sah schon Werne ein türkisches Fort, und statt des Heiligen Königtums fand er Kasernenkultur vor: ›*Sinn el harr*‹ leiteten ihm die trunksüchtigen Soldaten den altehrwürdigen Namen ab, d. h. ›heißes Maul‹, das nach Marīsa verlange.

Literatur: Eine knappe und anschauliche Darstellung der Reichsgeschichte des sudanesischen Mittelalters publizierten die Historiker R. S. *O'Fahey* und J. L. *Spaulding:* ›Kingdoms of the Sudan.‹ London: Methuen & Co 1974. – Hinweise über die Archäologie des Gebietes finden sich in verschiedenen Nummern der Zeitschriften ›Sudan Notes and Records‹ und ›Kush‹. Einzelveröffentlichungen des Sudan Antiquities Service gibt es über Darfur (*Balfour-Paul* 1955) und über Soba (*Shinnie* 1961). – Die Ergebnisse der Wellcome-Grabungen sind in drei Prachtbänden 1949 von Frank *Addison* herausgegeben worden: ›Jebel Moya‹, Bd. I und II, ›Abu Geili‹, Bd. III, Oxford UP. – Das Standardwerk über das Funj-Reich stammt von O. G. S. *Crawford:* ›The Funj Kingdom of Sennar.‹ Gloucester 1951.

Bei den Bergbauern Kordofans

Wer sein Haupthaar nicht ordentlich pflegt, ist ein Wilder, sagt die Mutter ihrem kleinen Sohn und schert ihm die Tonsur, die schon seine Väter trugen. Der Hauptunterschied zwischen Mensch und Affe besteht darin, daß ersterer seinen Körper und seine Frisur gestalten kann, letzterer aber nicht, belehrt die weibliche Verwandtschaft das Mädchen, bevor es seine kunstvollen Lehmsträhnen im Haar neu geölt bekommt. Wer gestorben ist, droht dieser Ästhetik verlustig zu gehen, zu verwildern, sein Geist mag wie ein Europäer ruhelos umherschweifen, Mißernten, Jagdunglück und Seuchen verursachen. Das Haupthaar muß gepflegt werden, sagen sich die Mütter von Kau und beschließen, eine Gedächtnisfeier *(lru)* für ihre Schwester abzuhalten, die schon ein Jahr unter der Erde ruht. Das Fest wird teuer: Der Trommelverein *(chabaja)* muß für eine Nacht und einen Morgen bezahlt werden, der Singverein *(kama)* verlangt hohe Honorare, und die Gäste brauchen eine Menge Hirsebier. Die Mütter haben eifrig gesammelt, so daß es sogar für ein Opferrind reicht. Es soll eine Feier werden, die der Verstorbenen und ihren lebenden Angehörigen alle Ehre macht.

Die Trommler haben sich die Nacht hindurch abgelöst; das ganze Dorf weiß jetzt, was es der Toten schuldig ist. Das Männerhaus *(tawo)* ist zum Bersten voll, und die Schwestern, Töchter und Freundinnen hocken um das längst verlassene Haus herum und trauern. Die Sonne wirft ihre ersten Strahlen über die Granitfelsen auf die Strohdächer, in deren Schatten die kahlköpfi-

gen Frauen kauern, abgehärmte Gestalten, Gesicht und Körper mit alternden Schmucknarben übersät, zwischen den kräftigen Oberarmen hängen die Brüste wie leere Taschen. Als die zwei Greise mit dem Bett der Verstorbenen aus der Hütte treten, erhebt sich die Trauergemeinde. Langsam schreitet der Zug zum Tanzplatz vor dem Männerhaus, wo das Bett niedergelassen wird. Es ist mit einer Bastmatte bedeckt, und an einem Pfosten hängen die Halsketten der Toten. Die Trommeln setzen wieder ein. Stumm lassen sich die Frauen, die mehrere Kalebassen in den Händen halten, an den Lehmwänden gegenüber nieder. Hühner reinigen den Tanzplatz von herumliegenden Körnern.

Jetzt zerren zwei kräftige Burschen ein Rind herbei, ziehen es zum Bett, ja zwingen das widerstrebende Tier, sich darauf niederzulassen oder es wenigstens zu berühren. Der Tanzplatz ist eingestaubt, und das Rind wird abgeführt. Unter einem Affenbrotbaum wiederholt sein Tod das Ableben der Gefeierten. Diese verlangt weitere Opfer. Nach und nach stehen die Frauen auf und zerschmettern schluchzend ihren Hausrat, die mitgebrachten Kalebassen, am Bettpfosten. Es ist ein Scherbenhaufen, auf dem das Bett schließlich steht, und der zuschauende Krämer addiert den Wert, den die Heiden hier wieder einmal vergeudet haben. Manche Frauen treibt ihr Schmerz zu Tanzschritten, die dem Rhythmus des blinden Trommlers im Männerhaus folgen. Einige Männer gehen in ihre Häuser und holen Gewehre – alte belgische Vorderlader, für die sie das Pulver aus Schwefel, Pottasche und Holzkohle selbst herstellen. Zwei bis drei Böllerschüsse, unterbrochen von Ladehemmungen, sind der männliche Beitrag zur Gedächtnisfeier.

Als wieder Ruhe in die Festversammlung eingekehrt ist, stellt sich der Singverein, fünf ältere Frauen mit langen Stöcken, den Trauernden gegenüber auf. Ihr kahlgeschorenes Haupt und der mit Kaurischnecken besetzte Gürtel über dem Hüfttuch verraten, daß sie keine Kinder mehr gebären. Sie können ihre von Feld- und Hausarbeit freie Zeit ganz der Pflege des Liedgutes widmen. Die Vorsängerin tritt ans Bett und begleitet mit zwei Klangstäben ihren sehr melodischen Trauergesang (Abb. 68). Dann kehrt sie zurück, um mit ihren Kolleginnen in wunderschönen Wechselgesängen das mit ihrer Verwandtschaft und der Dorfgemeinschaft so eng verbundene Leben der Toten zu preisen. Es sind sowohl formelhafte als auch improvisierte Lieder. Sie besingen die Eigenschaften des besonderen Individuums in allgemeinen Sätzen, die die alte Tradition überliefert. Mythisches Geschehen wird durch Alltag ausgedrückt und umgekehrt. Die Tote hat gelebt wie jede Frau von Kau: Sie war eine begehrte Tänzerin in ihrer Jugend, als fleißige Bäuerin gebar sie viele Kinder, und im Alter machte sie sich um die Pflege und Erhaltung der Dorfwelt verdient. Jede dieser Stationen wird besungen und mit Ereignissen der Lokalgeschichte verbunden; oft treten Frauen auf den Platz, um Begebenheiten stilisiert nachzutanzen. Es muß ein langes und reiches Leben gewesen sein, denn die Preislieder dauern noch an, als die Sonne sich dem Zenit nähert. Immer wieder treten Frauen aus der Gruppe der Trauernden heraus und fangen ihre Erregung in Tanzschritten auf. Manche schluchzen, andere heulen. Fast unbeeindruckt davon setzen die Sängerinnen ihre Epik fort, auch als eine Frau vor Schmerz und Trauer zusammenbricht. Jetzt kommen zwei ältere Männer herbei, die in ihren weißen Jellabiyas das ernste Bild eigentlich stören. Offenbar wollen sie das auch: In eindringlichen Worten bedeuten sie der Frauenschaft, es genüge jetzt, sie sollten endlich aufhören. Die Sängerinnen schauen an den Alten vorbei, und auch sonst scheint ihnen niemand zuzuhören. Das Reper-

toire des Singvereins ist noch nicht erschöpft und damit das Leben der Toten noch nicht ausreichend besungen. Erst nach etwa einer weiteren halben Stunde beginnt die Trauergemeinde, sich aufzulösen. Das Totenbett wird zurückgetragen, die Verstorbene ist gepflegt und beruhigt, die Trauerperiode beendet.

Der Tod repräsentiert nur eine Hälfte der Kultur von Kau, die andere ist Leben, Fruchtbarkeit und Liebe. Der Tod wird von den alten Frauen verwaltet und das Leben von den jungen Mädchen dargestellt. Die erste Hälfte des Tages war dem Vergehen gewidmet, der Nachmittag muß dem Aufblühen dienen, so wie die ausgesäten Hirsekörner erst absterben und dann Brot bringen. Über die Harmonie dieser beiden Bereiche wachen wieder die Familienmütter. Schon wenige Stunden nach der Gedächtnisfeier ölen und färben sie die kommenden Spenderinnen des Lebens ein: Vom Scheitel bis zur Sohle erglänzen nun die nackten Leiber der Mädchen von Kau in Rot oder Gelb, je nach Familienbrauch. Wer die Farbe wechselt, bekommt einen Hautausschlag, sagen die Traditionshüterinnen den Mädchen. Die Lust, sich darzustellen, braucht die Form der Regeln.

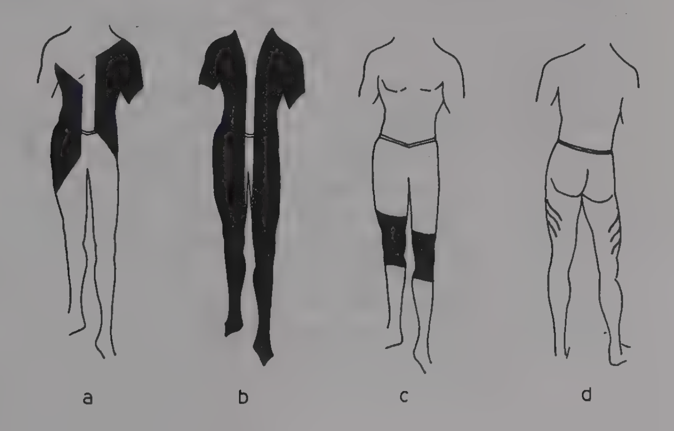
Die Männer sitzen schon wieder in ihrer runden Halle, zusammen mit den drei Leuten des Trommelvereins. Diese schlagen die große, zweifellige *kama,* die Führungstrommel, und die beiden kleinen, die eine große bzw. kleine Quint höher gestimmt sind. Es trommelt schon eine geraume Zeit, bis sich, zaghaft und von den Müttern geschickt, die ersten Mädchen dem Tanzplatz nähern. Bis auf die Hüftschnur und das Bündel von Halsketten und Amuletten sind Farbe und Glanz ihre einzige Kleidung. Etwas scheu blicken sie in den Schatten unter dem Strohdach, doch die Männer kehren ihnen den Rücken zu, sie bewundern die Trommler in ihrer Mitte. Die Mädchen beginnen zu tanzen, indem sie mit federnder Leichtigkeit nach links und rechts ausschreiten, dazu die Hüften höchst anmutig bewegen; in der Hand halten sie biegsame Gerten. Zwischen den zylindrischen Häusern und runden Felsen erscheinen weitere Mädchen. Nach und nach tanzen sie alle im Halbkreis um das Männerhaus herum. Dort haben sich mittlerweile zwei Frauen neben den Haupttrommler gesetzt. Sie gehören ebenfalls zum Trommelverein und singen mit dem Trommler im Wechselgesang, ja noch mehr, ihre Melodien beginnen sich immer wieder ineinanderzuschieben und gipfeln schließlich in einer zauberhaften, ursprünglichen Polyphonie. Dies ist ein einmaliges Phänomen in der altafrikanischen Musik. Die Leute von Kau haben nicht nur den bildfreien Tanz, die abstrakte musikalische Bewegung zu einsamer Höhe entwickelt, sondern auch den Ansatz zur Mehrstimmigkeit gefunden, die erst im Europa des frühen Mittelalters langsam systematisiert wurde.

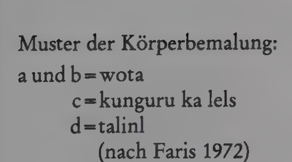
Die abbildhafte Komponente wird dann von den Männern in den Tanz gebracht. Mit kräftigen Schritten kommen die phantastisch bemalten Kämpfer herbei und lassen sich unter einem Baum nieder. In gespielter Regungslosigkeit starren sie vor sich hin, als seien ihnen die in der Abendsonne verführerisch glänzenden Mädchenkörper völlig gleichgültig. Sie hören auf die Preislieder des Trommelvereins, in denen sie als der Stolz des Dorfes erwähnt werden müssen. Und wenn es soweit ist, daß eine Familie hervorgehoben und die Stärke ihrer Jünglinge gepriesen wird, sieht man ihre Knie zittern, bis der eine aufsteht, in kraftstrotzenden Schritten – wie ein Stier, den er auch verkörpern möchte – an den Mädchen vorbeistelzt und gellende Schreie *(schakula)* ausstößt. Dieses Imponiergehabe läßt wiederum die stattlich angewachsene Schar der

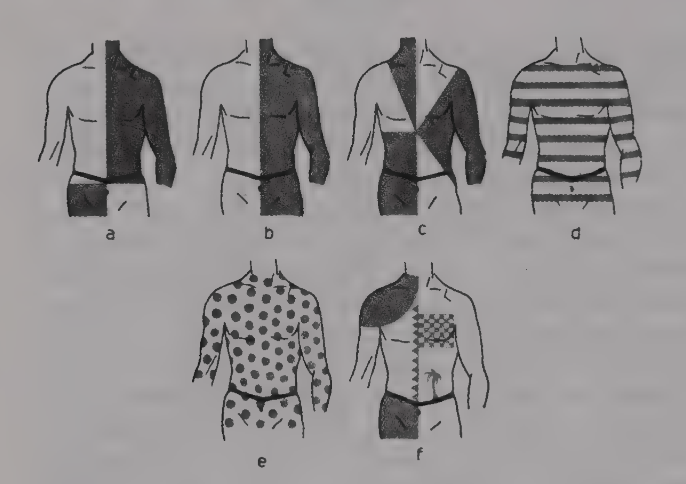
tanzenden Mädchen unbeeindruckt. Sie hüpfen in ihren seitwärtigen Tanzschritten hin und her, durcheinander, wie auf unsichtbaren, konzentrischen Kreisen um das Männerhaus, das im aufgewirbelten Staub nur noch schemenhaft zu erkennen ist. Sooft die Musik innehält, bleiben die Tänzerinnen stehen, werfen sich lächelnde Blicke zu und vielleicht auch einen verstohlenen zur Kriegergruppe hinüber. Nur auf besondere Aufforderung des Trommelmeisters und von diesem rhythmisch geführt darf die eine oder andere ihre Zuneigung offenbaren, vor ihrem Favoriten tanzen und ihm den Schenkel auf die Schulter legen. Die ölige Farbe hat dann die kunstvolle Zeichnung seiner Wange überlagert – als Gutschrift für das abendliche Stelldichein.

Der *nyertun*-Tanz ist die Selbstdarstellung der Jugend von Kau. Hier die unverheirateten Mädchen in ihrem öligen Ornat, darunter vier- bis sechsjährige, aber auch rubenssche Gestalten, die bereits das breite Narbenband zwischen Bauchnabel und vollen Brüsten tragen. Dort die athletischen Jünglinge der zweiten Altersgruppe zwischen 17 und 30 Jahren *(kadundor)*, jeder ein Künstler in der farblichen Gestaltung seines Körpers und ein furchtbarer Kämpfer im typischen Stammessport mit den zweischneidigen Schlagringen. Und im Dunkel der Halle, gleichsam als stummer Chor, sitzen die verheirateten Männer um die Trommler, die unermüdlich diese Schau rhythmisch untermalen, während drüben zwischen Häusern und Felsen die stolzen Mütter, Kleinkinder auf dem Arm, ihrem Nachwuchs bewundernd zuschauen. Mit der Demonstration von Jugendfrische und Schönheit der Leute von Kau ist die Trauer vom Morgen aufgehoben. Dieselbe Gemeinde, die noch vor wenigen Stunden ihren Schmerz über das Ableben eines Mitgliedes formulierte, betupft jetzt Brust und Stirn mit Hirsekörnern als Ausdruck der Teilhabe jedes einzelnen an der wiedererweckten und herausgestellten Fruchtbarkeit.

Der Tod eines Menschen bedeutet eine unheimliche Bedrohung für die Gemeinschaft. Diese psychische Erschütterung wird von den älteren Frauen tanzend bewältigt. Der Eintritt der jungen Menschen als vollwertige Mitglieder in die Gesellschaft bildet für beide Geschlechter eine gewaltige Schwelle. Die Unsicherheit vor dem Ungewohnten bewältigt die Jugend wieder im Tanz. Formal sind es fast die gleichen Schritte und Bewegungen, ob von alten Frauen mit Hüfttuch und schlaffer Haut oder von Mädchen mit nackten, prallen Formen ausgeführt. Wie andere Afrikaner haben die Leute von Kau den Tanz als Methode der Konfliktbewältigung ent-




Muster der Körperbemalung:
a und b = wota
c = kunguru ka lels
d = talinl
(nach Faris 1972)



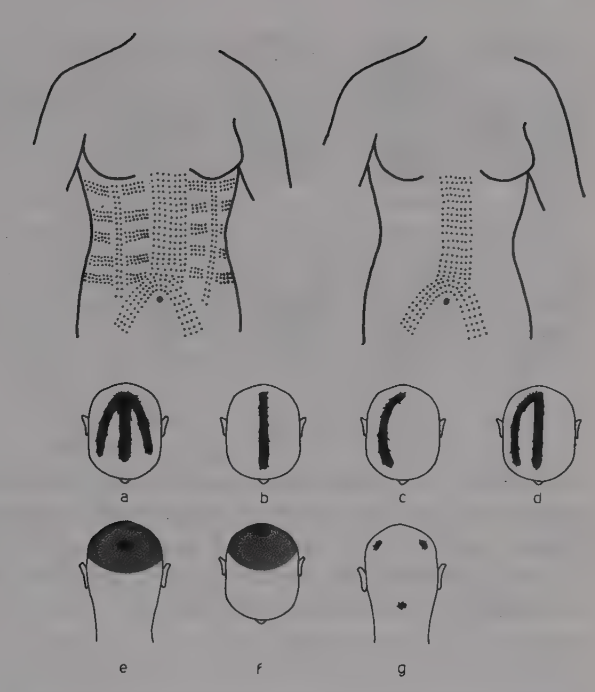
Grundformen der Körperbemalung:
a und b = tore
c = nyulan
d = pacore
e = toma
f = kobera
(nach Faris 1972)

wickelt, und zwar zu einer ganz abstrakten Form. Es werden keine Masken verwendet, nur wenig Pantomimisches konnte man am Morgen identifizieren. Es herrscht die von aller Bedeutung losgelöste Bewegung vor, die eine ebenso eigenartige wie selbständige Höhe erreicht hat wie die Melodik und die Körperbemalung.

Die beiden beschriebenen Feste *(sibir)* waren von Frauen dominiert, Männer griffen nur vorübergehend ein. Umgekehrt gibt es Teile der Dorfkultur, wo die Frauen kaum in Erscheinung treten: z. B. im Kampfsport und im Bereich der politisch-religiösen Autorität. Wie in der Vorstellung der Dörfler die Frau das Blut, der Mann aber die fleischliche Gestalt dem Embryo schenkt, so ergänzen sich die weibliche und die männliche Sphäre des gesellschaftlichen Lebens: Die Verwandtschaft von der Vaterseite und die von der Mutterseite gelten in Kau gleichviel, und beide Geschlechter durchschreiten in ihrem Leben wohlmarkierte Stadien. Bei den Frauen sind es Schmucknarben, die bei ihrer Tatauierung mittels Dorn *(wova)* und Messer *(tembala)* wiederum Blut fließen lassen, bei den Männern farblich gestaltete Formen, solange diese der jugendliche Körper zur Verfügung stellt. Die Verquickung von Lebensalter und Körpergestaltungskunst läßt sich in folgende Schemata bringen.

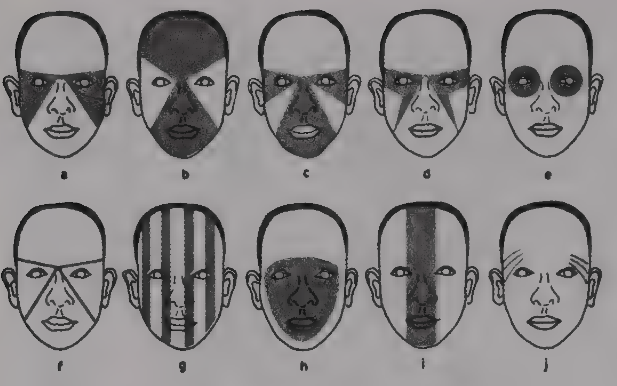
Narbentatauierung der Frauen nach Lebensalter			
1	*turare*	nach unten gespreiztes Narbenband zwischen Brüsten und Nabel	Beginn der Pubertät
2	*kare*	gesamte Vorderseite des Körpers unterhalb der Brüste	Geschlechtsreife
3	*rurola*	gesamte Hautoberfläche	nach Entwöhnung des 1. Kindes

Schmucknarben der unverheirateten Mädchen:
a = turare (Beginn der Pubertät)
b = kare (nach der Erstmenstruation)
(nach Faris 1972)



Knabenfrisuren:
a–d und g = centemen (die Muster der Tonsur für junge Knaben sind vom Patriclan vorgeschrieben)
e und f = Frisuren der jungen Kämpferklasse (loer)
(nach Faris 1972)

Haarstil, Schminkkunst und Kampfsport der Männer nach Lebensalter					
1	*loer*	Tonsur mit Haarbüscheln *(rum)* nach Brauch des Vaterclans	rote Farbe	Ringen	8–17 Jahre
2	*kadundor*	ausrasierte ›Geheimratsecken‹; Haarbüschel *(rum)*	gelbe Farbe, später und als Auszeichnung schwarze Farbe	Stockkampf und Kampf mit Schlagringen	17–31 Jahre
3	*kadonga*	Kahlschädel	gelegentlich wie *kadundor*	teilweise Mitglied im Schiedsrichterverein *(lala)*	31–45 Jahre



Muster der Gesichtsbemalung:
a, b und f = cipalin (Vogelmaske)
c = worin (Waldantilope)
d = karu (kleines Reh)
e = dan daka awlad hemed (Kuh der Awlad Himeid-Baggāra)
g = doneran (Waldvogel)
h = wote wore/wunin (roter/schwarzer Waldaffe)
i = jaen jaen (Gesicht)
j = nair (kleine Antilope)
(nach Faris 1972)

Die skizzierte Kultur der Dörfer Kau, Nyaro und Fungor etwa 70 km westlich von Kaka am Weißen Nil ist in einigen Aspekten unter dem Namen ›Nuba‹ durch mehrere Photobände und Bildberichte (vor allem von Leni Riefenstahl) bekannt geworden. Dabei hat man sich auf die Feste der Jugend konzentriert und sie als uraltes, kurz vor dem Verschwinden befindliches Paradies hingestellt. Gegen eine solche Interpretation sprechen einmal kulturtheoretische Überlegungen: Die Körpermalkunst von Kau ist, verglichen mit der der Niloten (vgl. S. 264f.), bestimmt jünger, weil manierierter, spezialisierter und entwickelter. Wie in der Theatergeschichte die Maske der Schminke vorausgegangen ist, dürfte auch die Gesichtsbemalung der Kau-Jünglinge eher eine Fortsetzung als eine Vorstufe anderer Techniken sein, die Individualität des Gesichts zu verschleiern oder zu überhöhen. Die meisten Bedenken gegen das bei modernen Reisenden äußerst beliebte ›Urparadiesschema‹ ergeben sich aber aus der jüngeren Geschichte Südkordofans: Als Pater Stanislao Carcereri 1873 zum ersten Mal mit der Bevölkerung der Berge Südkordofans in Berührung kam, war er beeindruckt von ihrer »Aufrichtigkeit«, »Intelligenz« und »Gastfreundschaft«. Sie seien »außerordentlich fleißig«, bauten verschiedenerlei Korn, Gemüse und Tabak an, trieben Kunsthandwerk und bekleideten sich bis auf die Knaben alle. Im Unterschied zu den moslemischen Völkern hielten sie Schweine; alleine ihre Religion sei wenig entwickelt. Auf des Paters Frage nach ihren Vorstellungen von Paradies und Hölle antworteten sie, es sei ihnen gleich, ob sie gut oder böse lebten. Den ersten Missionsversuch bei den ›Heiden‹ Kordofans mußte man nach zehn Jahren aufgeben. Pater Josef Ohrwalder wurde von Dilling nach Omdurman deportiert und die Bergbauern je nach Einstellung zum neuen islamischen Aufbruch behandelt: Die Leute von Kau und Nyaro z. B., die dem Mahdi in der 50 km entfernten Höhle von Gedir Feuerzeichen als Warnung vor herannahenden Regierungstruppen gegeben hatten, ließ man in Ruhe, das Dorf Fungor, das sich wie die befreundeten und benachbarten Shilluk zur Kampfzeit skeptisch verhalten hatte, wurde dagegen ausgerottet. Nach der britischen Rückeroberung teilte man die Kordofaner Berge in eine Westhälfte, wo christliche Missionare zugelassen waren, und eine Osthälfte, die muslimischen Faqirs überlassen werden sollte. Doch viele Bauern wollten weder das eine noch das andere und riegelten ihre Berge ab. Darauf antwortete die Khartoumer Verwaltung mit einem lange andauernden Krieg.

In der Trockenzeit 1917/18 etwa erfolgte die Eroberung der Nyima-Berge. Die Regierungstruppen hatten Artillerie mit Schrapnells, Gewehrgranaten, Minen und Handgranaten en masse auf Kamele gepackt, und als diese nicht mehr weiterziehen konnten, auf Tragochsen umgeladen. Um den Jebel Kurmutti wurde ein Belagerungsring mit zwei Forts gezogen, sämtliche Wasserstellen besetzt oder unbrauchbar gemacht und die aufständischen Ama unter ihren Führern Agabna und Kilkun ausgehungert. Die Überlebenden kamen ins ›concentration camp‹.

1923 waren dann die Mesakin an der Reihe. Mit ähnlichem Rüstungsaufwand holte man die Bauern, die sich hoch oben auf ihren Berggipfeln verschanzt hatten, herunter und siedelte sie zwangsweise in der Ebene an. Erst 1938, 34 Jahre nach dem ersten Artilleriefeuer auf den Jebel Ed Dair, kehrte in Südkordofan der Kolonialfrieden ein, und die Verwaltung begann, sich für die Unterworfenen näher zu interessieren. Auch zwangen haushaltspolitische Überlegungen dazu, ihnen den Baumwollanbau beizubringen. Der Anthropologe Siegfried Nadel wurde zur Erforschung der Kultur und das Missionarsehepaar MacDiarmid zur Erfassung der Sprache ausgesandt. Beide Untersuchungen zeigten ein äußerst buntes Bild:

Die etwa eine halbe Million Köpfe zählenden, immer unter dem arabischen Sammelnamen *nuba* (Sklaven) zusammengefaßten Bergbauern Kordofans sprechen mindestens 50 verschiedene Sprachen und unterscheiden sich dementsprechend auch kulturell. Die größten Gruppen wie Moro und Otoro zählen 20–40 000 Mitglieder, die kleinsten wie Tullishi, Kau-Nyaro-Fungor, Tima oder Tabaq wenige Tausend. Zum Glück ließen sich sowohl nach linguistischen



Sprachgruppen der Nuba:
1 Koalib, Moro
2 Talodi, Mesakin
3 Lafofa
4 Tegali, Tagoi
5 Kadugli, Korongo
6 Katla
7 Temein
8 Nyimang
9 Bergnubisch
10 Daju

wie nach ethnologischen (der deutsche Anthropologe Bernhard Struck meinte auch nach anthropometrischen) Kriterien gewisse Quartiere in diesem bunten Teppich unterscheiden: Es gibt Sprachen, die mit dem Nubischen am Nil verwandt sind (Dilling, Kadero), solche mit Wortklassen und entsprechenden Vorsilben wie das Bantu (Heiban, Otoro, Tira, Moro, Kau-Fungor) und eine dritte Gruppe (Kadugli, Korongo, Miri), die keiner Großfamilie zuzuordnen ist (›kordofanisch‹).

Ethnologisch läßt sich eine Südgruppe mit mutterrechtlicher Erbfolge (Mesakin, Korongo, Talodi, Miri) von einer vaterrechtlichen Nordgruppe (Moro, Tira, Otoro, Heiban) unterscheiden. Die vorgestellten ›duolinearen‹ Kau-Nuba bilden mit ihrer diesbezüglichen Ausgewogenheit neben den Tullishi, Koalib und Tumtum eine Ausnahme. Eine andere Ausnahme stellen natürlich die zentralisierten Tegali dar, die, wie das letzte Kapitel gezeigt hat, in den Kampf der Giganten Funj und Keira eingegriffen haben. Die Islamisierung, die im Norden allgemein und dank der Missionstätigkeit der Qādirīya-Bruderschaft und des Glaubensboten Mohamed El Amin El Gorashi etwa auch bei den Lafofa Fortschritte gemacht hat, kann nicht mehr als Ausnahme gelten. Auch die über die Hügel zerstreuten Kramläden, Getreidemühlen, Apotheken, Schulen, ja auch Kirchen sind längst zur festen Einrichtung geworden. Wir wollen versuchen, einige Gemeinsamkeiten in der Lebensweise der Bergbauern festzuhalten:

Der auffälligste Zug in der Kultur Südkordofans sind natürlich die Bauernhöfe, die wie wahre Burgen an den Hängen kleben, bei den Korongo gar mit Kuppeln bedeckt sind, aber auch auf flachem Grund ebenso festungsartig wie romantisch aussehen. Manche Hügelgemeinschaften kennen Dörfer (Kau, Heiban), andere Einzelhöfe (Otoro, Moro, Korongo). Auch an Dachform, Außenanstrich (z. T. Bemalung), Fundamenthöhe u. a. lassen sich Gruppenindividualitäten ausmachen. Dann finden sich wieder in der Landwirtschaft, die heute überall mit Wanderarbeit und Baumwollanbau gekoppelt ist, große Gemeinsamkeiten wie etwa die Dreiteilung der Anbaufläche in Gehöftgärten, nahegelegene Felder am Hang und Felder weit draußen in der Ebene. Hauptanbaufrucht ist Sorghum, von der über 20 Variationen unterschieden werden, danach Sesam, Bohnen, Erdnüsse, Tabak, neuerdings auch Mais. Die Haustierhaltung umfaßt neben den auffälligen schwarzen Schweinen Rinder, Ziegen, Schafe und Hühner. Seit der ›Befriedung‹ Südkordofans in den 30er Jahren haben es einige Nubagruppen auch zu größeren Rinderherden gebracht, die dann entweder den arabischen Baggāra mitgegeben oder von den jungen Männern draußen in der Ebene gehütet werden.

Im Bereich der sozialen Organisation kommen alle möglichen Varianten von Verwandtschafts- und Nachbarschaftsordnungen vor, die in sich und untereinander durch ein unübersehbares Netz von Rechten und Pflichten verwoben sind. Ein jeder Nuba trachtet danach, sich mit den ihm Nahestehenden gutzustellen, damit sie ihm auch helfen, wenn er z. B. ein Haus bauen muß. Ebenso strebt er danach, durch nichts den Neid anderer zu erregen; Reichtum mag sich der arabische Händler am Ort leisten können, den Bauern hindern seine Freunde und Verwandten daran.

Ein zusätzliches Solidaritätsgeflecht wurde in den Gesellschaften mit Altersklassen aufgebaut: Neben den bekannten Kau (Abb. 76) sind hier die Talodi zu erwähnen, die alle zwei bis drei Jahre in einer großen Zeremonie im Juni eine Klasse von Kämpfern initiieren und eine andere aus dem ›Dienst‹ entlassen. Dabei peitschen die Älteren die Jüngeren aus und liefern sich Ringkämpfe



Gehöft der Moro-Nuba, Ansicht und Grundriß

mit ihnen. Die Nyimang halten regelrechte Beschneidungsrituale ab, nach denen die Beschnittenen in Höhlen leben und schließlich ebenfalls mit Unbeschnittenen ringen. Kampfsport *(duas; zuar),* Altersklassen und Priesterräte, die bei den Kau *marejena* heißen und die Experten für Regen, Getreide, Fruchtbarkeit, Neujahrsrituale, Vieh, Jagd, Frieden, Eide und Krankheiten einschließen, dazu eine Fülle von Vereinen und ein reicher Festzyklus charakterisieren das Zusammenleben der ›segmentär‹ (im Unterschied zu ›zentralistisch‹) genannten Nuba-Gesellschaften. Gleichheit und Gegenseitigkeit sind hier die beherrschenden Ideen, die immer wieder neu durchgesetzt oder verwirklicht werden müssen: Wenn der Regenmacher nichts

taugt, wird er von den Kämpfern verprügelt. Diese dringen andrerseits in jeden Kornspeicher ein, um dem Geistlichen das ihm zustehende Zubrot zu verschaffen. Schließlich müssen sie selbst ihre Tauglichkeit als Garanten der inneren und äußeren Sicherheit stets aufs neue in Zweikämpfen beweisen, andernfalls halten die Frauen nichts von ihnen, oder die nächste Generation verdrängt sie zu früh. Vor allem darf kein Individuum und keine Familie zu reich oder zu mächtig werden. Die Moro erzählen, daß, wenn früher ein Stockkämpfer zu stark wurde und alle anderen besiegte, ihm die Rivalen einen Hinterhalt legten und ihn an die Sklavenhändler verkauften.

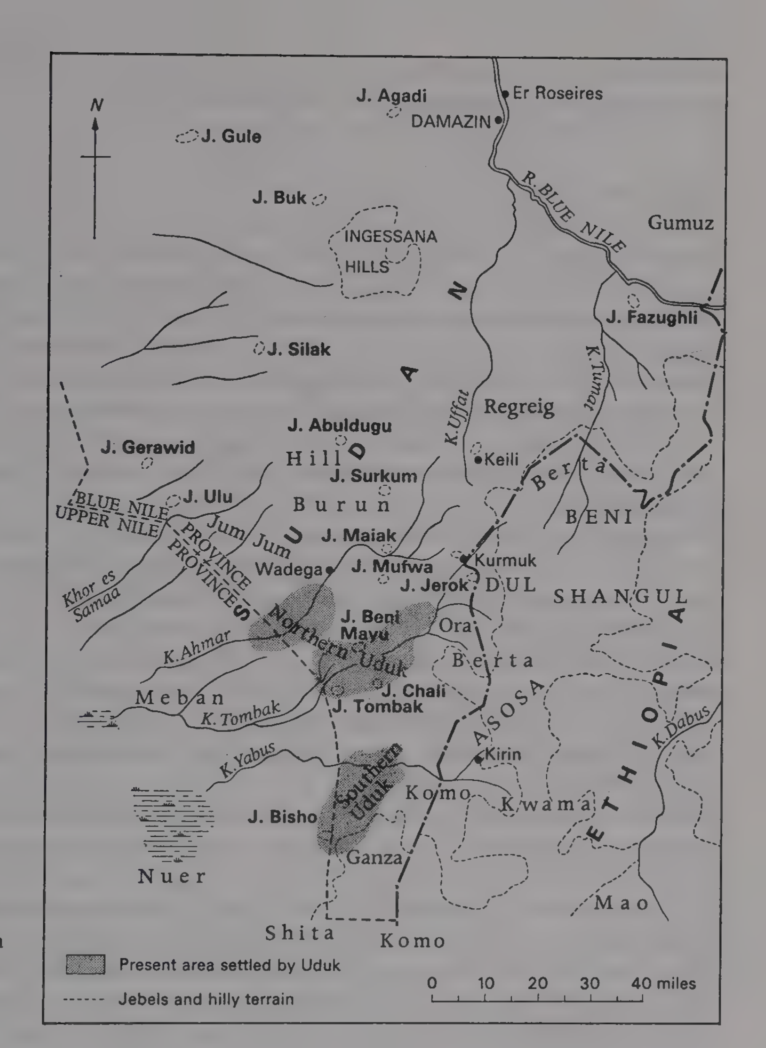
Die Briten hatten es schwer, aus diesen ausbalancierten Kräfteverhältnissen etwas herauszugreifen, das die Zentralregierung repräsentierte. In Kau wurde der ›Priester des Weges‹, der traditionell zwischen den Dörfern vermittelt, Häuptling. Heute sitzt der Omda auch im Landrat von Abu Gubeiha und vermittelt zusätzlich zwischen den islamischen Händlern, dem Araberdorf Iskut und den eigenen Leuten mit ihrem Konservatismus. Doch der war schon immer flexibel; Nadel hörte schon 1938 von einem Regenmacher das Geständnis, er wisse schon, daß der Regen eigentlich von Gott komme. Von welchem, wollte der Forscher wissen, dem christlichen oder dem islamischen? Dem der Regierung und der Polizei von Talodi, war die Antwort.

Literatur: Über die Auflösung der ersten Nuba-Mission gibt es den drastischen Bericht des Paters Josef *Ohrwalder:* ›Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan.‹ Innsbruck 1892. – Das ethnographische Standardwerk über die Nuba-Berge stammt von S. F. *Nadel:* ›The Nuba. An Anthropological Study of the Hill Tribes in Kordofan.‹ London: Oxford UP 1947. – Speziell über die Kau-Nuba arbeitete J. C. *Faris,* dessen Hauptwerk lautet: ›Nuba Personal Art.‹ London: C. Duckworth & Co. 1972. – Wegen des ausgezeichneten Bildmaterials seien auch die beiden Photobände von L. *Riefenstahl* erwähnt: ›Die Nuba. Menschen wie von einem anderen Stern.‹ München: Bechtle 1973 und: ›Die Nuba von Kau.‹ München: List 1976.

Das Land der Fliehburgen

Sie bestehen aus kyklopischen Urgesteinsbrocken, die in der südlichen Savanne zwischen den Nilen herumliegen. Als das mächtige Hochland von Abessinien, so sagen die Leute, nach Osten gewandert ist, hat es diese Haufen hinterlassen. Sie boten Schutz, und wo sie fehlten, baute man Palisaden, hinter denen Mensch, Vieh und Gärten Platz hatten. Die Gärten sind heute verfallen, aber die Steinblöcke stehen noch und verheißen Zuflucht, falls es wieder gefährlich werden sollte.

Die angestammten Bewohner der sudanesisch-äthiopischen Grenzregion nennen sich ›Zivilisierte‹ – in ihrer jeweiligen Sprache, die nilotisch (Meban), Koman (Koma, Ganza, Kwama, Uduk, Gumuz, Mao, Shita) oder kaum zu klassifizieren sein (Berta, Ingessana, Gule) kann. Von den Fremden, die aus den Reichen am Nil oder im Hochland schon seit alters her und nicht immer mit den besten Absichten ins Land kamen, wurden die Bauern *hamej* (›Tölpel‹), *shankilla* (›Sklaven‹), *ingessana* (›Undankbare‹) oder *uduk* (›Freigelassene‹) genannt. Diese Schimpfworte



Karte der Stämme und Berge im südlichen Funj-Gebiet aus der Uduk-Monographie von Wendy James

sind heute zu Stammesnamen geworden und charakterisieren das verfestigte Machtgefälle im interethnischen Feld. In dem Mit- und Gegeneinander der Bauern, Nomaden (Rufā'a al Hōi, Shukrīya, Fulbe-Bororo), Händler und Beamten schneiden die Erstbewohner meistens am schlechtesten ab. Außerdem halten und essen sie Schweine, gehen halbnackt und trinken ständig Hirsebier. Auch die Bauern wissen um diese Unterschiede zu den Agenten der sich immer weiter ausbreitenden arabischen Sprache, islamischen Religion und neusudanesischen Zivilisation. Aber sie halten davon wenig, weil diese Fremden den Brauch haben, Ungleiches miteinander zu tauschen, und weil bei ihnen der Stärkere auf Kosten der Schwächeren lebt. Deswegen

nennen sie sich selbst nämlich ›zivilisiert‹, weil sie das Übervorteilen und sich Bereichern als barbarisch empfinden und wenigstens unter sich strikt vermeiden.

Geschichte

Die Gegend, wo der Blaue Nil aus dem abessinischen Hochland in die sudanesischen Savannen fließt, war wohl schon den Meroiten als Goldland bekannt; nach Herzog lieferte sie auch Weihrauch und könnte das rätselhafte Punt gewesen sein, wohin die Pharaonin Hatschepsut ihre in Dair el Bahri (Luxor) dargestellte Expedition unternahm. Das Alluvialgold, das die Flüsse Tumat und Khawr al Adi dem Blauen Nil mit ihrem Sand zuführen, machte dann einen wichtigen Teil der eigenen Ressourcen des Funj-Reiches aus, und das ›Sennar-Gold‹ lockte schließlich auch den Sudan-Eroberer Mehmet Ali an. In Famaka am Fuß des berühmten Jebel Fazughli (Abb. 23), der heute von den Fluten des Roseires-Stausees umspült wird, wollte er sich ein eigenes Refugium erbauen lassen. Die türkische Garnison lag etwas oberstrom in Kiri, einem Ort voller Sklaven und Dirnen, wie der Missionspionier Massaia 1851 berichtete. Drei Jahre zuvor hatte der russische Bergbauingenieur E. P. Kovalevski die Goldvorkommen am Jebel Qaysān untersucht, nachdem schon 1838 der österreichische Mineraloge Joseph von Russegger ihre Ausbeute empfohlen hatte (vgl. Abb. 43). Doch der militärbürokratischen Organisation und ihren abendländischen Beratern gelang es nicht, die Schätze in profitabler Weise zu heben. Vielleicht hatten die Alten auch wirklich nicht mehr zurückgelassen als die paar ›Nuggets‹, die heute noch da und dort gefunden werden. Während der Goldrausch also nichts erbrachte und auch die Berta ihren von Mehmet Ali auferlegten Jahreszins von 6000 Pfund Gold nie zusammenbekamen, blühte der Sklavenhandel umso schrecklicher. Vom Osten kamen die abessinischen Menschenräuber und vom Norden die arabisch-türkisch-ägyptischen. Christentum und Islam trafen hier zusammen und drohten die ›Heiden‹ des Grenzlandes zu zermalmen. Nach Süden gab es kein Entweichen, weil man von dort erst 100 Jahre zuvor von Nuer und Oromo vertrieben worden war. So flüchteten sich die Menschen auf ihre Burgen, z. B. auf den turmartigen Jebel Beni Shako (Farbabb. 17) oder auf den Jebel Bisho, an den sich der alte Uduk Losko 1967 noch erinnerte:

»Die Bisho-Leute bekamen es alle mit den Bunyan zu tun. Sie flohen auf den Berg hoch, jedermann. Sie legten Hinterhalte. Ihre Arme waren müde vom Speertragen, als sie die Aufgänge bewachten. Währenddessen rollten andere Steine hinunter. Die Felsen erschlugen die Bunyan, *nurud!* Andere wurden von Speeren getroffen, pup pup! Die Toten lagen überall herum, über den ganzen Platz verstreut ... Dann waren die Speere, die man mitgenommen hatte, verbraucht. Oben auf dem Berg kaute man die Rinde des Affenbrotbaumes, oben auf dem Bisho-Berg. Die Rinde des Affenbrotbaumes wurde gekaut, bis nichts mehr übrig war. Denn die Leute konnten kein Wasser bekommen. Sie hatten den Berg erstiegen und waren durstig. So hackten sie die Affenbrotbaumrinde ab, um Wasser zu bekommen. Dann kamen die Bunyan den Berg hoch. Die Leute versteckten sich in Höhlen. Ich selbst war in einer Höhle. Die Höhle war bis zum Eingang voll. Der Berg war voll mit Leuten. Die in den Höhlen überlebten; andere wurden ergriffen – jeder wurde vom Berg heruntergeholt, jeder. Die in den Höhlen blieben dort, bis sie einen Weg hinunter fanden und zerstreut wurden ...«

Auch dem alten Thuga ist diese Zeit noch in Erinnerung: »Damals lebten die Leute nicht seßhaft zu Hause. Die Leute wurden gejagt von den Bunyan. Sie wurden gejagt von Burhen und gemordet, gemordet, gemordet ... Die Leute rannten nur so herum. Die Leute rannten in den Busch wie Antilopen, weg, weg, geradewegs in den Busch. Essen gab es überhaupt keines. Die Leute aßen wilde Früchte im Wald. Sie hatten nichts als wilde Wurzeln, die sie zum Essen ausgruben. Nach vielen Jahren waren die Leute so verängstigt, daß sie zu Burhen gingen und sich ihm ergaben an seinem Ort in Jerok. Dann sorgte er für sie. Aber jene, die draußen blieben, die griff er weiter an. Einige flohen zum Berg Ulu. Andere kamen zu Burhen. Und als Burhen sah, daß es keine Uduk mehr in den Dörfern gab, hört er auf mit seinem Mordgeschäft und kümmerte sich um die Leute in seinem Gebiet am Jerok. Die Leute blieben dort Jahr um Jahr und pflanzten.« Bunyan hießen die Sklavenheere der Händler, die sich nicht nur am Jerok, auch am Dul oder in Asosa festgesetzt hatten. Ihre Namen wie Burhen oder Kujul sind noch heute Schreckensbegriffe. Sie tauschten Gold gegen Gewehre, jagten Sklaven, verkauften diese oder ließen sie als Goldwäscher und auf ihren Pflanzungen arbeiten. Ihre Herrschaften widerstanden den Kleinimperialisten Mehmet Ali und Menelik ebenso wie den Fanatikern des Mahdi. Erst 1904 kam das Ende der Sklaverei, als der zum Mythos gewordene Engländer ›Mis-Mis‹ (Smith) in der Schlacht am Jebel Jerok siegte.

Seither siedeln die Bewohner wieder im flachen Land, vor allem natürlich an den Flüssen. Viele Gruppen haben sich erholt, andere Gegenden sind, durch Krankheit und Hunger zusätzlich getroffen, menschenleer geblieben, z. B. das Einzugsgebiet des Dinder, das seit 1936 Nationalpark ist. Der ethnische Übergang zu den im Lande verbliebenen und neu hinzugekommenen Fremden wird heute von den Watawit repräsentiert, den Nachkommen arabischer Händler und Einheimischer, meist Frauen des Berta-Stammes. Sie bilden den ›Mittelstand‹ im Lande der Fliehburgen und bekennen sich zum Islam. 1938 wurde in Chali eine protestantische Missionsstation eröffnet, die sich um die ›Heiden‹ kümmerte. 1955, als der Bürgerkrieg ausbrach, interpretierte man ihren Einsatz als antiarabische Parteinahme. 1964 mußte der Missionar gehen. Von Süden fielen Nuer-Banden ins Land ein. Die Uduk verließen wieder ihre Dörfer. 1972 wurde Friede verkündet, doch zwei Jahre später brannte es jenseits der Grenze. Der 1910 errichtete Militärposten Kurmuk wurde verstärkt, und mit den inoffiziellen Kaffa-Händlern aus Äthiopien kamen plötzlich auch Flüchtlinge – und Räuberbanden aus der Konkursmasse aufgelöster Befreiungsarmeen. Seit 1985 kämpfen Zentralarmee und Garang-Rebellen (S. 329) auch um Kurmuk. Die Einheimischen schauen wieder häufiger nach ihren Fliehburgen.

Uduk

Die Kultur der eingesessenen Bauern ist von der andauernden Bedrohung geprägt. Sehr deutlich läßt sich das bei den etwa 10000 Uduk sehen, die an den Flüssen Ahmar, Tombak und dem ganzjährig Wasser führenden Yabus siedeln (vgl. Abb. 72 u. 75). Einst nannten sie sich Kamus, doch seit ihrer totalen Vertreibung und dem Neubeginn der Überlebenden bezeichnen sie sich als *kwanim pa*, ›Leute vom Ort‹, im Gegensatz zum Busch *(bwasho)* oder zu den Handels- und Verwaltungszentren wie Kurmuk, Ora, Chali, Wadega, Boing. Es bestehen noch Verbindun-

gen und Blutsfreundschaften *(abas)* zur alten Heimat im Süden am Daga-Fluß, wo die verwandten Shita leben, ebenso zu den anderen Koman-Sprechern Koma und Kwama. Auch mit den anders sprechenden Meban im Westen sowie den Jum Jum und Burun im Norden verbindet sie das gemeinsame Geschick, *zinkina,* d. h. seßhaft gewordener Flüchtling zu sein. Auf der anderen Seite stehen die ›Rohen‹, die Ingessana, Dinka, Nuer, Oromo, Berta und Araber.

Die Instanz, die den überlebenden, geretteten Flüchtling aufnimmt, ist bei den Uduk die in weiblicher Linie zählende Blutsverwandtschaft *(wak).* Hier wird Brei gekocht und Bier gebraut. Und wenn die Männer von ihrer oft gemeinsam verrichteten Arbeit auf den Hirsefeldern zurückkommen, ist beides fertig. Bei den Uduk gehört der Mann aufs Feld und die Frau an den Mühlstein, mit dem sie die Hirse zermahlt, damit daraus Brei und Bier gemacht werden können. Wenn eine Frau den Mann verläßt und zu ihrer Mutter zurückgeht, tut der Mann das Entsprechende und kehrt zu seiner Mutter zurück. Die Ernte ist im Dezember oder Januar. Danach haben die Männer wenig zu tun. Man feiert die Feste, und die Frauen bereiten für die Gäste Brei und Bier. War die Ernte so reichlich, daß man nicht alles verbrauchen kann, gibt man den Überschuß dem Bunyan, dem arabisierten Berta-Händler, der auch den angebauten Sesam abnimmt und dafür Vieh liefert. Da hierbei ungleiche Dinge getauscht werden, bangen die Uduk um die Gerechtigkeit. Obwohl der Händler die Transaktion behutsam vornimmt und den Sesam erst mit Ziegen aufwiegt, die dann ihrerseits für eine – gemeinsam besessene – Kuh zusammengelegt werden können, fürchten die Uduk Betrug und beschließen daher den Handel mit einem Tieropfer. Das reinigt die Atmosphäre und wird von beiden Seiten gemeinsam verzehrt. Niemand soll in den Geruch kommen, sich auf Kosten anderer bereichern zu wollen.

Die Uduk mit ihrer einschlägigen Erfahrung von Handel, vor allem Menschenhandel, lehnen auch die Sitte des Brautpreises strikt ab. Sie betrachten nur ihre eigene Sozialorganisation als natürlich: Sie wächst wie eine Pflanze aus einer Mutter und vermehrt sich über die Fruchtbarkeit ihrer Töchter. In diesen kontinuierlichen Lebensstrom bringen die Männer von außen Kinder hinein; auch nach der Empfängnis nährt der Mann beim Beischlaf den Fötus. Das Kind wird im Gehöft der Mutter und des Bruders der Mutter geboren, lebt dann einige Jahre bei seinen ›Vatersleuten‹, bis es groß genug ist, wieder an seinen Stammplatz zurückzukehren, wo es in die Pflichten seiner Gemeinschaft eingewiesen wird. Mit dem Vater verbindet es nur noch lockere Freundschaft. Auch wenn dieser gesteigertes Interesse an seinem Sohn oder seiner Tochter haben sollte, Rechte besitzt er keine, denn es wurde nichts bezahlt.

1963 wollten die fremden Autoritäten Maßnahmen zur Stabilisierung der Uduk-Ehe einleiten und verordneten einen Brautpreis von 4 SP. Kaum jemand zahlte, und wenn, brachte die Familie die Güter möglichst schnell zurück. Ihre Tochter sollte frei sein zurückzukehren, und die Verwandtschaft wollte sich nicht verschulden. Nicht zuletzt wegen des Brautpreises verabscheuen die Uduk die Berta und Araber. Ebensowenig halten sie von der Lösung des ›Brautdienstes‹, d. h. der Arbeitsleistungen des Bräutigams auf den Feldern des Schwiegervaters, wie es Burun und Ingessana halten. Die Uduk selbst haben früher wohl Schwesterntauschheirat praktiziert, wie heute noch ihre Verwandten Ganza oder Koma. Diese ›Racheheirat‹, wie die Ganza ihren Brauch scherzhaft nennen, verlangt von der Verwandtschaft des Bräutigams, den Erhalt der Braut durch die Herausgabe von dessen Schwester oder ersatzweise einer anderen weiblichen Verwandten auszugleichen. Wenn das nicht geschieht, nicht einmal Geld, Gerät und Zie-

gen dafür angeboten werden, geht die betrogene Gruppe los und holt die Frau zurück oder zumindest ihre Kinder. Die Uduk weisen darauf hin, daß diese Ausgleichsheiraten immer Komplikationen und Unfrieden mit sich bringen, und rühmen ihre eigene freie Ehe.

Diese ungewöhnliche Sitte ist natürlich wie die ganze um die Mutterlinie zentrierte Kultur ein Produkt der Verfolgungsgeschichte. Es gab am Anfang des Jahrhunderts, als sich überlebende Zinkina – darunter viel weniger Frauen als Männer – zusammenfanden, einfach keine Verwandtschaftsverbände, die einen Tausch oder einen Brautpreis hätten verlangen können. Eine Kultur begann in der Stunde Null. Die Kinder blieben bei der Mutter, und es entwickelte sich eine Matrilinearität, die wie ein altes Erbe aussieht, aber fast zeitgenössischen Ursprungs ist.

Noch viel jünger, vor wenigen Jahrzehnten von den benachbarten Jum Jum übernommen, ist ein weiteres Zentrum der Uduk-Kultur: der Gurunya-Kult. Die britische Anthropologin Wendy James, die ihn beobachtet und beschrieben hat, meint, in ihm feierten die Uduk-Frauen das Überleben des Schwächsten. Dieses Prinzip scheint zwar dem allgemeinen Lebensgesetz zuwiderzulaufen, ist aber für die heutige Uduk-Gesellschaft wie für viele vergleichbare Rückzugsvölker konstitutiv. In verschiedenen Ritualen demonstrieren die Frauen im Gurunya-Kult die Rettung eines verlorenen Kindes, vornehmlich eines Babys, das einer Reihe verstorbener Geschwister folgt. Bei den Uduk sterben 50% der Neugeborenen auch heute noch, so daß der Ritus nicht nur eine Erinnerung an den Neubeginn der Flüchtlingsgesellschaft vor 80 Jahren darstellt, sondern auch Bannung höchst aktueller Gefahren bedeutet.

Eine wichtige Symbolik des Gurunya-Rettungsaktes ist farblicher Natur. Während normale Neugeborene nach der Geburt gleich mit roter Farbe (Ocker und Sesamöl) angemalt werden, »bleiben Gurunya-Kinder schwarz«, d. h. sie werden mit einer Kohlestaub-Öl-Mischung angemalt. Schwarz gilt als Farbe der Trauer, des Todes, des Übergangs von einem Zustand in den anderen, der Krankheit. Schwarz malt sich auch der Jäger nach dem Töten eines Wildes. Die schwarze Farbe des Gurunya-Kindes kann – wie bei einem Kranken, dem man den Krankheitsgeist durch Gestank austreibt – auch mit Schweine- oder Hundekot verstärkt werden. Erst in der vierten Zeremonie, einige Jahre nach der Geburt, wird das Gurunya-Kind ostentativ in die Gemeinschaft aufgenommen und damit gerettet. Man schert sein Haar, wäscht die schwarze Farbe ab und ersetzt sie durch rote Schminke, das Zeichen des wahren Lebens. Damit haben die Uduk-Frauen in einem dramatischen Akt ihren Lebensinhalt zusammengefaßt, die Aufnahme von hilflosen Kindern in die Gemeinschaft der Lebendigen.

Nachbarn

Der Gurunya-Kult, ein ›Volkstheater‹ im besten Sinne, stammte wie erwähnt von den Jum Jum, einer wenige Tausend Seelen starken Gruppe in der Gegend um das 1955 gegründete Wadega. Ihre Überlebenschancen erschienen in den 30er Jahren so gering, daß die Mission davon absah, ihre Sprache zu erfassen. Aber die Jum Jum leben noch, ebenso wie die Leute vom Jebel Abuldugu, vom Jebel Silak oder vom Jebel Surkum, die man neben anderen Berglern unter dem Namen ›Burun‹ zusammenfaßt. In der Tendenz ihrer Kultur sind sie mit den Uduk vergleichbar, zumindest eher mit diesen als mit dem anderen Extrem der ethnographischen Palette von

Südfunj, den Ingessana. Bevor wir auch dieses – überraschende – Volk betrachten, seien einige für die gesamte Gegend charakteristische Kulturzüge genannt.

Im Lande der Fliehburgen siedelt man flüchtig, meist in Weilern, deren schnell zu erbauende Rundhäuser man häufig verlegen kann. Oder die festen Siedlungen werden, wie bei den westlichen Meban, in jeder Trockenzeit mit Grashütten an den verbliebenen Wasserläufen vertauscht (Abb. 86). Die zylindrischen Kegeldachhäuser der Gegend sind vom gemeinsudanesischen Tukul-Typus mit der Besonderheit der Doppelwandigkeit bei Berta und Ganza. Jum Jum und Meban bemalen ihre Außenwände, Berta verzieren die Kegeldächer mit Hörnern, Tier- oder Menschenschädeln. Die landwirtschaftliche Grundlage besteht überall aus der extensiven Feldwechselwirtschaft, d. h. wenn der Boden erschöpft ist, rodet man ein neues Feld. In früheren Zeiten, als man noch direkt an oder auf den Fliehburgen wohnte, muß allerdings Terrassenfeldbau betrieben worden sein; Reste davon finden sich noch da und dort. Die wichtigsten Anbaufrüchte sind Sorghum, Eleusine, Mais, Sesam, Hülsenfrüchte, Tabak, Gurken, Kürbisse und heute auch Baumwolle. Einige Gruppen bauen auch Knollengewächse wie Yams, Süßkartoffeln, Maniok oder Musa Ensete an. Die üblichen Arbeitsgeräte sind Grabstock und Hacke; bei den Jum Jum trifft man den speerförmigen Grabstock der Didinga und Murle im Süden an, bei den Koma den Halbmondspaten, bei den Gumuz statt der Kniestiel- die Geradstielhacke. Der Anbau wird ergänzt durch Haustierhaltung, bei der die Schweinezucht ins Auge fällt und – wie in den in vieler Hinsicht vergleichbaren Nuba-Bergen jenseits des Weißen Nils – der arabisch-moslemischen Umgebung ein Greuel ist. Daneben laufen Hühner, Ziegen und Schafe bei den Gehöften herum, während Rinder – die Tiere der Reichen – nur selten auftreten. Dafür spielt der Hund eine beachtliche Rolle, auch als Ritual- und Fleischtier. Den Uduk z. B. hat der Hund einst das Feuer gebracht und die Sprache; dann gab er den Menschen, die eigentlich von Huftieren abstammen, Speere, damit sie aufrecht gehen und sich gegen wilde Tiere verteidigen konnten.

Seit die vielen Fremden im Lande sind und die Nomaden Feuerwaffen besitzen, lohnt die Jagd hier nicht mehr; eher spielt der Fischfang eine Rolle und das Sammeln von Wildfrüchten. An einheimischem Handwerk sind die Töpferei und Flechterei der Frauen zu erwähnen, neuerdings auch die Weberei, während die Eisenverarbeitung nur bei den Gumuz eine Tradition besitzt. Wofür die Gegend aber berühmt ist, sind die mannigfachen Wurfhölzer, Wurfstöcke und Wurfkeulen, die im alten Funj-Reich unter dem Namen Trumbasch bekannt waren. Sie werden von den Männern hergestellt und immer ›am Mann‹ getragen wie anderswo im Sudan der Speer oder ganz im Süden der Bogen.

Ein anderer Höhepunkt in der materiellen Kultur, der zugleich in die geistig-kreative überleitet, wurde im Bereich der Musikinstrumente erreicht. Fast alle Bergler kennen verschiedene Holz-, Bambus- und Kürbistrompeten und zwischen den Beinen zu haltende Klanghölzer. Natürlich kommt auch die gemeinsudanesische Schalenleier *(rubāba)* vor, doch sind für die Bauernkulturen von Süd-Funj die Trompeten-, Flöten- und Perkussionsorchester charakteristisch. In der Regel treten sie rein auf, d. h. nur mit einem Instrumententypus, allerdings in verschiedenen Größen. Durch rhythmische Abfolge des Blasens oder Schlagens der verschieden großen Instrumente entsteht so ein musikalisches Motiv, das in geringfügigen Variationen ständig wiederholt wird. Die Technik, ›Hoquetus‹ (von französisch hoquet = Schluckauf) genannt,

war auch im europäischen Mittelalter bekannt. Vom Spieler wird dabei ein hohes Maß an Kooperationsfähigkeit verlangt, da er nur ein kleines Element im musikalischen Strom darstellt und stets nur an einer bestimmten Stelle zum Einsatz gelangt, die ihm freilich kein Dirigent anzeigt. Zwischendurch laben sich die Konzertierenden an der Bierschüssel, die in ihrer Mitte steht und auch die Mundstücke der Trompeten feucht zu halten hat.

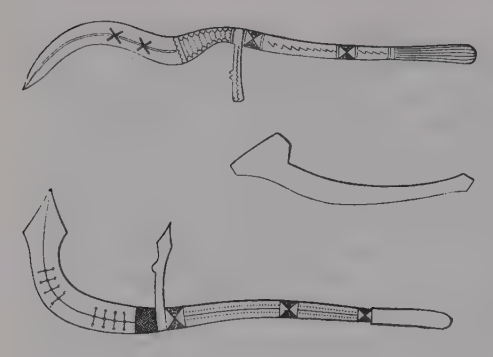
Die frühere Kleidung aus Rindenbast- oder Fellschürzen ist heute der Baumwolle gewichen. Aber die Rotfärbung der Haare und der nicht bedeckten Körperteile wird – wie wir bei den Uduk erfahren haben – auch von anderen Gruppen weiter gepflegt. Dasselbe gilt für das Anbringen verschiedenster Hautnarben, die bei den Frauen das Stadium der Reife markieren, bei den Männer in erster Linie dem Schmuckbedürfnis dienen. Dieses ist auch verantwortlich für den Reichtum an Ketten mit Tier- und Menschenzähnen, den Federkopfschmuck, Straußeneierperlen, Fell- und Lederarmbänder, Ohr- und Lippenpflöcke, Anhänger aus Blech und Aluminium.

Ingessana

Alles, was bisher über das Land der Fliehburgen und seine Bewohner gesagt wurde, stimmt entweder überhaupt nicht für die Leute des Tabi-Massivs oder aber in besonderem Maße. Die etwa 12000 Ingessana haben für sich selbst keinen eigenen Namen und auch keine Herkunftstradition, aber sie widerstanden allen Angriffen seitens der Funj-Könige und späterer Sklavenjäger. Sie sind die einzigen Ureinwohner, die eine beachtliche Viehwirtschaft mit Fernweidewanderungen entwickelten. Außerdem pflegen sie intensive Bewässerungslandwirtschaft und pflanzen auf kunstvollen Terrassen Tabak oder Chillie. Dazu bringen die Frauen das Wasser im charakteristischen Tragejoch, an dem zwei dickbäuchige Kalebassen oder Blechkanister in Bastnetzen hängen (Abb. 18).

Man kennt in den Tabi-Bergen weder Dörfer noch offene Weiler, sondern umfriedete Gehöfte mit Viehkraal, Getreidespeicher *(suweiba)*, Wohnhäusern und Küchenhaus (Farbabb. 23). Hier wohnen im Idealfall die Mutter und ihr Mann, deren Tochter und ihr Mann sowie die Kinder dieser beiden. Man weiß sich mit den entfernt wohnenden Nachbarn verbunden als Glieder derselben Hügelgemeinschaft, die bestimmte Würdenträger anerkennt. Deren Autorität regelt die Landverteilung, die Weidewirtschaft, die Jagd, den Krieg, den Verkehr zwischen den Hügeln oder mit dem Sonnengott Tel, der vielleicht aus Meroe stammt. Das Haupt aller Amtsinhaber ist der Oberpriester *(aur)*, der jeweils einer der vier Sektionen *(jok)* des Ingessana-Landes dient. Somit besitzt auch jeder Landesteil einen Sonnentempel *(punuk, wei tel)*, auch wenn der berühmteste, der heilige Felsen zu Bunug, wenig nördlich von Bau, überregionale Bedeutung zu haben scheint. Ebenfalls in allen Landesteilen sind die beiden Kultvereine *sank* und *chalk* vertreten. Der letztere Name bedeutet ›Hoden‹, und die Mitglieder dieses Bundes besitzen eine schwarze Kultfigur und einen hölzernen Phallus. Beide treten in Aktion, wenn die ›Hoden‹, nur mit Fellschürzen bekleidet, ein Fest ausrichten, etwa eine Hochzeit zu Beginn des Regens (Farbabb. 24 u. 41).

Nach der blutigen Entwaffnung und Befriedung der Ingessana im Jahre 1923, nach welcher der verantwortliche Brite die beiden größten Orte nach seinem Lieblingsgetränk Whisko (heute:



Zwei Kolbedas und eine Trumbasch aus dem südlichen Funj (nach Hartmann 1884)

Bau) und Soda (Tau) benannte, setzte auch der Handel und Verkehr mittels LKW ein. Die Ingessana verkaufen Sesam, Hirse und Gummi arabicum. 1961 wurde in Jamm eine Chrom- und Asbest-Mine eröffnet, danach suchten chinesische und kanadische Prospektoren nach weiteren Bodenschätzen. Diese Neuerungen haben den Lebenszyklus der meisten Ingessana nicht wesentlich gestört: Gepflanzt wird zu Beginn des Regens, Sesam und leichte Durra erntet man im September, schwere Durra im Februar. Dann ist Pause in der Feldwirtschaft, man widmet sich dem Handwerk: Die Frauen spinnen die selbst angebaute Baumwolle (Zentrum: Gabanit), die Männer weben die Stoffe. Metallarbeiten und Töpferei sind Sache von Spezialisten, die sich z.B. in Soda konzentrieren. Dort werden auch die berühmten und früher exportierten Krummschwerter *(kolbeda)* nach altem Funj-Muster geschmiedet und gepunzt.

Die lange Trockenperiode ist in den Tabi-Bergen auch die Zeit der Feste, z. B. des *sai poing* (oder *sak*), des ersten Erntefestes im Oktober, des *sai puruig*, des zweiten Erntefestes im Januar oder Februar, oder auch des Zwillingsfestes *sai weig*, das noch während der letzten Regen gefeiert wird und in besonderem Maße die Fruchtbarkeit fördern soll. Zu all diesen Anlässen trinkt man Unmengen von Marisa *(sa)*, ißt Fleisch, tanzt und macht Musik. An Instrumenten gibt es die in verschiedenen Größen vorkommende Leier *(ginger)*, steinerne Schlagidiophone *(miid)*, die den Tanz der alten Leute begleiten, Ensembles von sieben verschiedenen Saiteninstrumenten *(zumbara)*, die zu den ausgelassenen nächtlichen Tänzen der Jugend gespielt werden, dann Flöten *(bal)* und riesige Trompeten *(bukhsa)*, deren Schalltrichter auf Stützen ruhen und alphornähnliche Töne von sich geben. Die sich ekstatisch und turbulent entwickelnden Musikdarbietungen verlassen oft das allgemein im Sudan übliche Fünftonsystem und ufern zu einer gleichzeitigen Verwendung mehrerer Tonsysteme (Polytonalität statt Pentatonik) aus. Zu den Besonderheiten der Ingessana gehört schließlich auch ihr Hockey-Spiel, bei dem eine Nuß der Dumpalme *(jaal)* ins gegnerische Tor geschlagen werden muß. Es spielen Jünglinge gegen Mädchen, bei Mondenschein bis tief in die Nacht, bevor sich die ganze Gesellschaft ins Mädchenhaus zurückzieht, das in der Regel beim Gehöft des ältesten Mannes errichtet ist. »Die Stammesführer sind der Meinung«, sagt Malik Agar Eyre aus Soda, »daß dieser Brauch es den Männern leichter macht, die richtige Frau auszuwählen, auch wenn es dabei uneheliche Kinder geben kann« (vgl. Farbabb. 22).

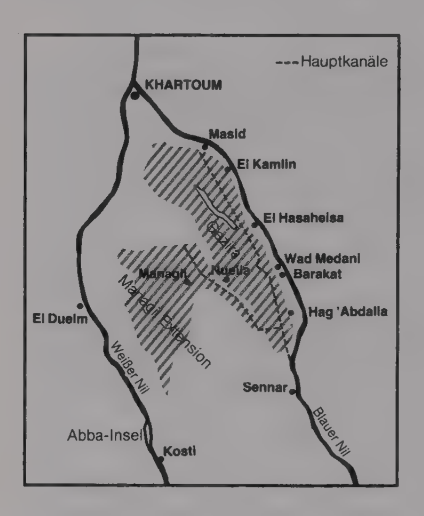
Stirbt ein Mensch in den Tabi-Bergen, treten die Ältesten, ›die den Hügel tragen‹, zusammen und fragen sich, womit sie den Sonnengott Tel erzürnt haben. Den Leichnam tragen sie hinaus, wo die anderen Toten liegen und ihre Geister die Lebenden nicht stören können. Ein Loch wird gegraben und der Tote in sitzender Haltung hineingelassen. Dabei schimpfen die Greise und rufen: »Tel, du Lügner!« Sie schwingen ihre Schwerter und stoßen die Speere zum Himmel, auf daß Tel erscheine und sage, was man falsch gemacht habe. Nach drei bis vier Tagen haben sich Wut und Trauer wieder gelegt. Der Nachfolger des Toten schlachtet ein Rind und verköstigt die Trauergemeinde, die bald zu Gesang und Tanz zurückfindet. Wann immer aber eine Seele des Verstorbenen später einem Lebenden im Traum erscheint, wird dieser zu einem Weisen gehen, der entscheiden muß, ob der Tote hungrig ist und mit seinem Erscheinen Fleisch verlangt. Sollte dem so sein, muß der unglückliche Träumer ein Tier spendieren, das die Ältesten am Gräberfeld opfern, braten und verzehren. Zuvor aber rufen sie beschwörend: »Höre, du Geist. Hier hast du deine Kuh! Verschwinde nun und laß dies Gehöft in Ruhe!«

Literatur: Der Titel der ausgezeichneten Uduk-Monographie von Wendy *James* lautet: ›'Kwanim pa. The making of the Uduk people.‹ Oxford UP 1979. – Über die Ingessana gibt es die wirtschaftsethnologische Studie: ›Beyond Underdevelopment. Structural constraints on the development of productive forces among the Jok Gor, The Sudan.‹ von Ibrahim *Salah El-Din El-Shazali,* Bergen 1980. – Einen Überblick über die Völker Süd-Funjs geben H. *Hilke* und D. *Plester:* ›Forschungsreise in das Land der Präniloten im Südost-Sudan 1954/55‹, Zeitschrift für Ethnologie 80, S. 178–186, 1955.

Oasen der Weltwirtschaft

Sie sind quer über den zentralen Nilsudan verstreut und helfen den modernen Staat tragen. Wie dessen Vorgänger vom Fernhandel lebten, lebt dieser selbst von der Teilhabe am heutigen Weltmarkt, auch wenn sein eigenes Angebot nicht sehr reichhaltig ist. Es besteht im wesentlichen aus Baumwolle, Erdnüssen und Sesam, die in den Oasen produziert, ans Rote Meer geschafft und in die Welt verkauft werden. Die schweren Lehmböden des Nilbeckens eignen sich für intensiven Anbau, und der mangelhafte Regen wird, wo immer es geht, durch künstliche Bewässerung ersetzt. So entstanden in Erweiterung der Flußtalgärten Mammutfarmen, Stauseen und Kanalsysteme, die dem Sudan das Prädikat ›Agrarland‹ verliehen haben, obwohl dieser Sektor nur ein Fünftel der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche einnimmt und bis jetzt die fatale Tendenz zur wachsenden Lebensmitteleinfuhr noch nicht hat wenden können.

Die bedeutendste der agrarindustriellen Oasen und zugleich größte Farm der Welt überhaupt ist mit fast 1 Million Hektar das ›Gezira Scheme‹. Es wird mittels der Dämme von Sennar (1925) und Roseires (1966) bewässert, besitzt eine eigene Schmalspurbahn und ein ausgedehntes Management in Barakat. Nach seinem Muster wurden seit der Unabhängigkeit des Landes das im Zusammenhang mit der Nubierumsiedlung bereits erwähnte Projekt Khashm el Girba am



Lage der Gezira-Bewässerungsfarm mit der Managil-Erweiterung

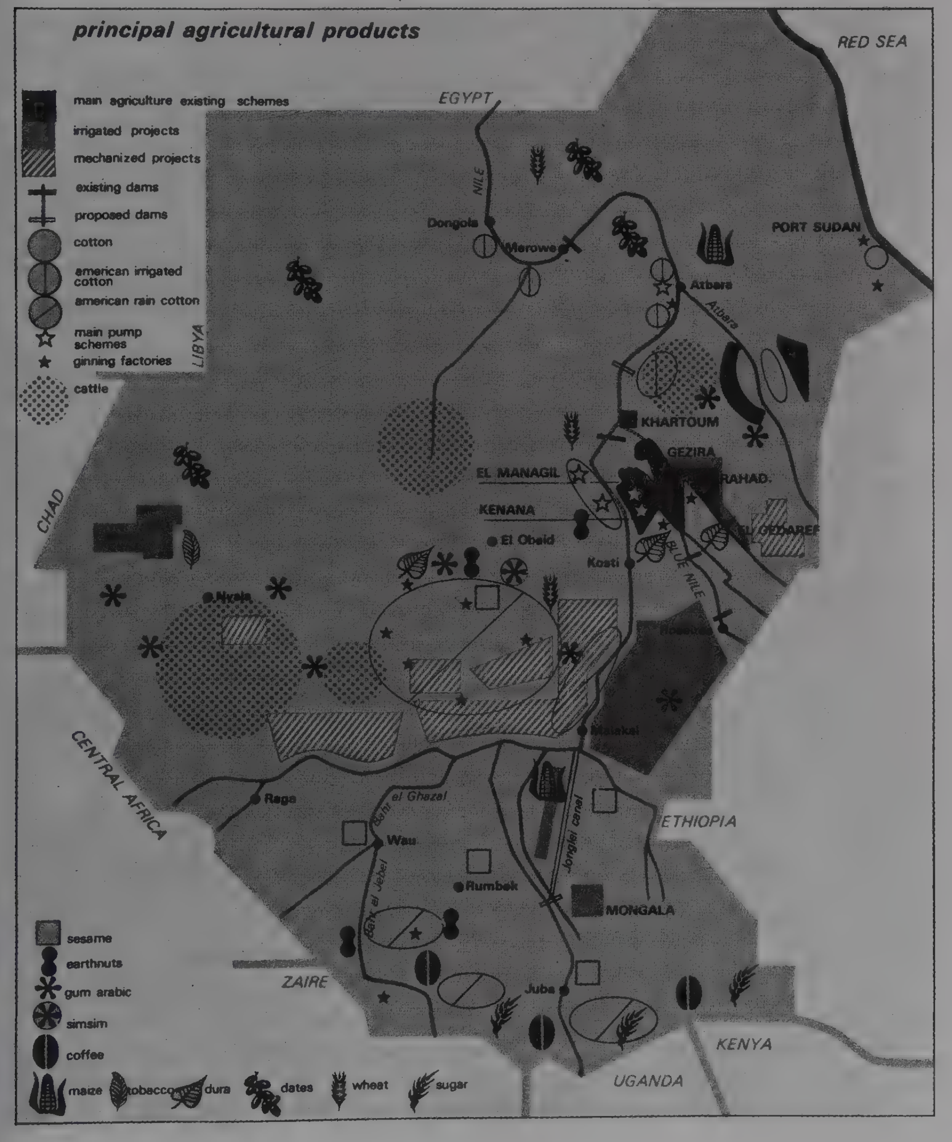
Atbara (168 000 ha) gebaut, dann das Rahad-Projekt (630 000 ha), und am oberen Atbara ist Setet auf 250 000 ha projektiert. Diese Farmen funktionieren mit Schwerkraftbewässerung, während längs des Weißen und des vereinten Nils – vom Aulia-Damm abgesehen – die Pumpenbewässerung vorherrscht. Auch die riesige Zuckerrohrplantage Kenana gegenüber Kosti, die zusammen mit den Zuckerfabriken El Guneid, New Halfa, Sennar und Hajar Assalaya das zuckerliebende Land endlich autark machen soll, besitzt eine mit Zuckerrohrrückständen betriebene Pumpanlage. Der dem Sudan zustehende Nilwasseranteil wurde 1959 mit Ägypten auf 18,5 Milliarden m^3 festgelegt und ist heute restlos ausgenutzt.

Nicht abhängig von dieser großartigen, wenn auch endlichen Wasserquelle sind die älteren Projekte Tokar und Gash, die die saisonale Flut periodischer Flüsse nutzen, aber wenig rentabel zu arbeiten scheinen. Der Rest der Oasen liegt außerhalb der Flußsysteme und besteht nach dem Vorbild des 1944 angelegten Pilotprojekts Wal al Huri bei Gedaref aus mechanisiertem Regenfeldbau. Dieser expandiert viel schneller, ist auf insgesamt 2,5 Millionen Hektar geplant und hat mittlerweile Süddarfur und den Bahr el Ghazal erreicht.

Von der Luft aus erscheinen die Schachbretter und Parallelogramme der Weltwirtschaftsoasen als Fremdkörper; wie bei der Einsetzung des rechten Winkels in die runden Tora-Burgen (vgl. S. 184) dürfen wir auch hier fremde Hände vermuten: Europäische Neuerer, die nicht mehr wie ihre arabischen und antiken Vorgänger Glaubensverbesserungen, sondern wirtschaftliche Entwicklungen einführten, gab es im Sudan seit Beginn des 19. Jhs. Werne und Lepsius waren nacheinander z. B. Gast eines Herrn Bauer aus Würzburg, der in Kamlin am Blauen Nil eine Fabrik für Branntwein und Seife unterhielt. Ersteres kaufte ihm die türkische Armee ab, und für letzteres hatte schon Pater Krump im Jahre 1702 Bedarf festgestellt: »Die Saiffen in disen Ländern ist sehr angesehen / und in hohen Werth / dann die Mohren kein Wissenschaft selbe zu machen haben / und dero / als mit lauter Schmirb / Schmotz / und Fette an Leib / und Kleydern völlig besudelt / am meisten bedürftig seyn.«

Seit jener Zeit reißen die europäischen Mängelrügen an sudanesischen Zuständen nicht mehr ab und verbinden sich mit immer gigantischeren Vorschlägen, dem Anderssein am Nil abzuhelfen. Hinzu kommt der Ehrgeiz vieler Herrscher, ihren Namen mit den von Europäern

Das Sudanbild des ausländischen Investors (aus World Markets 19, 1979)



ersonnenen Projekten zu erhöhen. Schon in der ›Völkergallerie‹ von 1831 lesen wir: »Mehemet Ali, der voll unausführbarer Projekte steckt und mit Gewalt ein Fabrikland machen will, hat für seine Rechnung in Sennar Baumwollspinnereien und Webereien anlegen lassen.« Die Betriebe sind wieder zerfallen, doch 30 Jahre später rühmte Robert Hartmann erneut die Fruchtbarkeit der sennarischen ›Gelberde‹, der allein die Wasserzufuhr fehle. Taka, die Landschaft um Kassala, hätte ihm zufolge »bei rationellem Bau ganz Sudan mit Durra, Dochn, Mais und anderen Brotfrüchten versehen« können. 1867 wurde dann von dem Schweizer Werner Munzinger, damals Gouverneur von Massaua, der plantagenmäßige Baumwollanbau im Tokar-Delta (vgl. S. 122) eingeführt; sein Dienstherr Mumtaz Pascha versuchte dasselbe am Gash. Auch die seit Mitte des Jahrhunderts im Lande tätigen Missionare gründeten Oasen eines neuen Wirtschaftsgeistes, so z. B. Pater Comboni 1878 in Malbes bei El Obeid. Hier und in anderen Senken des sandigen Zentralkordofan hatten freilich schon 100 Jahre zuvor nubische Händler und später ägyptische Offiziere Agrarkolonien anlegen lassen; die Arbeit taten Sklaven aus dem Süden, das Wasser brachten Göpelschöpfwerke (vgl. S. 16) aus der Tiefe, und zur Erntezeit halfen Pilger *(takruri)* aus Westafrika. Diese heute allgemein *fellata* genannten ›Gastarbeiter‹ auf dem Hin- oder Rückweg von Mekka hatten und haben im gesamten Sudan einen bedeutenden Anteil an den agrarischen Reformen.

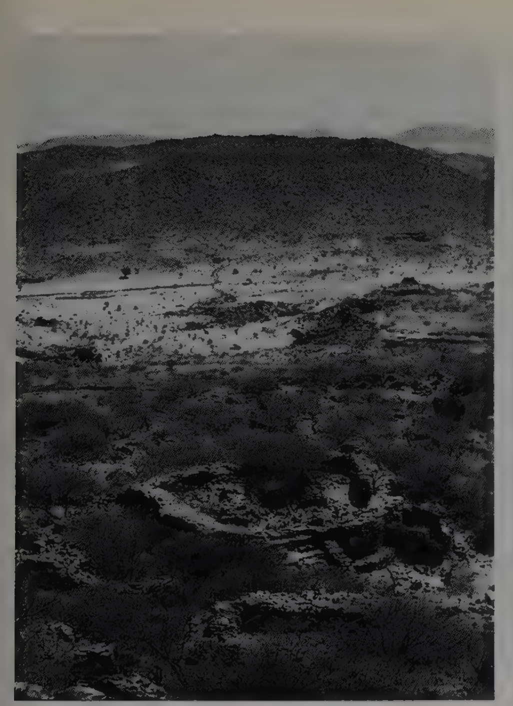
Mit geballter Kraft machte sich schließlich der europäische Veränderungswille nach der Wiedereroberung des Sudan um die Jahrhundertwende breit. Eigenartigerweise fand sich zur selben Zeit ein neuer Strom arbeitssuchender Nigerianer (Haussa und Fulbe) am Nil ein, die unter ihrem Führer Mohammad Bello Attahiru, genannt Maiurno, nach der ebenfalls britischen Eroberung des Reiches Osman dan Fodios von Sokoto zum Lande des Mahdi aufgebrochen waren. Maiurno heißt heute noch die größte der Fellata-Städte am Blauen Nil. Die Arbeit begann 1911 in Tayiba bei Wad Medani, nachdem zuvor schon der Amerikaner Leigh Hunt mit Hilfe schwarzer Südstaatler in Zeidab gegenüber Ed Damer Baumwollexperimente durchgeführt hatte. Zwei Jahre später war auch der 3-Millionen-Pfund-Kredit für den Bau des Sennar-Dammes bewilligt. Bestrebungen der Kolonialmacht, ihren Haushalt auf lokale Füße zu stellen, trafen sich dabei mit einer Krise der englischen Spinnerei-Industrie von Lancashire, die unter verstärktem Konkurrenzdruck neue Rohstoffquellen brauchte. Seither teilen sich Ägypten und der Sudan den Weltmarkt für die langfaserige Baumwolle *(guṭun)* der Typen Sakellaride und Lambert. Ende der 50er Jahre gab es mit dem Aufkommen der Kunstfasern den ersten Absatzrückgang; danach stiegen in den Oasen die Anteile der Erdnuß (Arachis hypogaea; *fūl*), des Sesam (Sesamum indicum; *simsim*), der Lubia (Dolichos Lablab), vor allem aber des Weizens und der Hirse. Die an Geldmitteln reichen, an landwirtschaftlichen Möglichkeiten aber armen arabischen Bruderländer möchten den Sudan zu ihrem Brotkorb machen und strecken üppige Summen vor. Dabei denken sie auch an den Viehreichtum des Sudan, der mit der Fleischfarm Seleit bei Nord-Khartoum und der Tierfutter- und Tierzucht-Anlage bei Damazin in den letzten Jahren ebenfalls angezapft wurde. Europäische und amerikanische Firmen ergänzen diese Investitionen zu exemplarischen ›Dreiecksgeschäften‹. Natürlich beschneidet und verdrängt die von ausländischen Interessen bestimmte Oasenwirtschaft des Sudan die Möglichkeiten, auf überkommene Weise Hirseanbau oder Viehzucht zu betreiben. Auch machen sich die agroindustriellen Projekte gerade in den am besten beregneten und fruchtbarsten Gegenden breit.



9 Portal der Kathedrale von Faras (das Fresko befindet sich heute in Khartoum)

30 Richtersitz beim unteren Palast von Uri (Darfur)

31 Blick von der Gipfelburg des Jebel Uri nach Norden



32 Audienzplattform im oberen Palast von Uri



33 Gemauerte Viehhürden in 'Ain Faraḥ (Darfur)

34 Pfeiler der Großen Moschee von 'Ain Faraḥ

35 Shafa'i-Moschee in Suakin (Rotes Meer)

36 Suakin, Ruine des Hauses von Khorshid Effendi

37 Shata- (oder Kitchener's) Tor in Suakin

39 Gedenktanz (ḏikr) der Qādirīya-Bruderschaft in Omdurman

38 Muhafsa (heutiges Rasthaus) und Zollgebäude in Suakin







40 Die Große Moschee von Khartoum



41 Qubba des Sharif Yūssif al Hindi in Būrri al Lamāb, Khartoum

42 Stadtansicht von Khartoum aus der zweiten Hälfte des 19. Jhs.



43 Goldwäscherei in Qaysan, Südfunj (nach Trémaux 1858)



44 Schiffsverkehr auf dem Blauen Nil (nach Trémaux 1858)



45 Fladenbäcker auf dem Markt von Agadi (Südfunj)

46 Ein Nomade in Darfur sattelt sein Kamel

47 Händler bei der Begrüßung eines Heiligen (Deim Mansur, Südfunj)



48 Teestubenwirt in Kebkabiya (Darfur)



49 Schlauchblasebalg eines Grobschmieds in Babanusa (Kordofan)

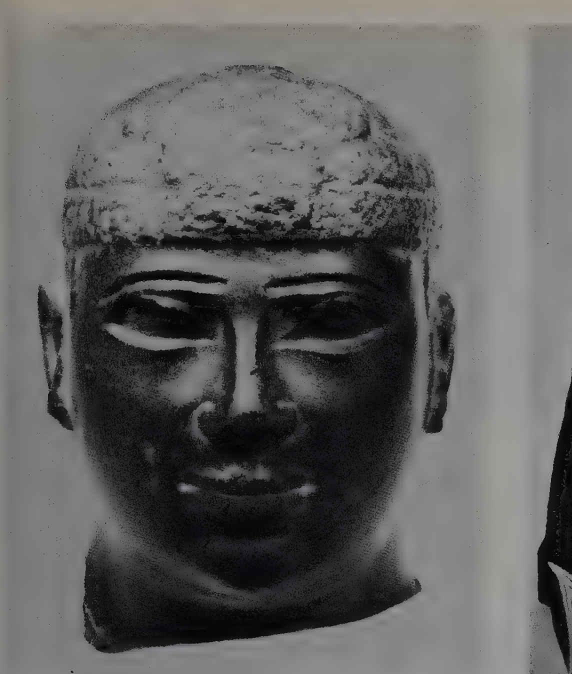


50 Blechschmied in Babanusa (Kordofan)



51 Sandalenmacher in Kebkabiya (Darfur)





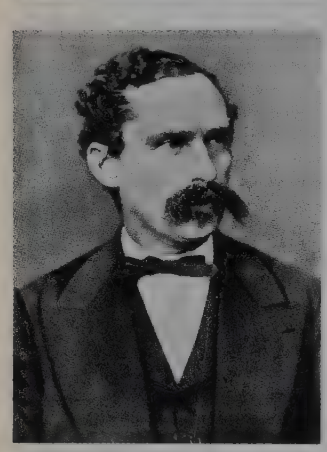


52–55 Herren des Sudan: Von oben links nach unten rechts Büste eines Königs von Kusch aus dem 8. Jh. v. u. Z., El Zubeir Pascha und der ›Mahdi‹ Mohammed Ahmed (beide aus der 2. Hälfte des 19. Jhs.), der langjährige Staatschef General Jā'far al Numayri










56–62 Europäische Entdecker im Sudan: Von oben links Eduard Rüpell, Wilhelm Junker, Alexandrine Tinné, Gustav Nachtigal, Gaetano Casati, Rudolph Slatin, Sam und Florence Baker





63–66 Fremde Verwalter im Sudan: Von oben links nach unten rechts Eduard Schnitzer (genannt Emin Pascha), der Khedive Ismail (osmanischer Vizekönig von Ägypten), der britische General Charles George Gordon (der Widersacher des ›Mahdi‹) und Sir Reginald Wingate (von 1899–1916 Generalgouverneur des Sudan)







67 Junge Frau aus Singa am Blauen Nil

Die traditionelle Landwirtschaft wird in weniger attraktive Randbereiche abgedrängt (Marginalisierung) und verliert entscheidend an Fähigkeit, die in ihr tätigen Menschen zu ernähren. Die Lohn- und Pachtverhältnisse auf den Großfarmen stehen wohl in krassem Gegensatz zum gewohnten Nafir-System, d. h. der gegenseitigen Hilfe in den Dörfern *(ḥilla)* und Hirtenlagern *(ferig)*, doch lockt ihr Bargeldangebot immer mehr Bauern und Nomaden wenigstens saisonweise als Wanderarbeiter in die Oasen.

Man kann nun die Oasen der Weltwirtschaft im Sudan nicht einfach ›kapitalistische Pfähle im traditionellen Fleisch‹ nennen, denn sie schließen an eine Geschichte an, die, wie wir gesehen haben, schon mit vielen Neuerungen fertig geworden ist. An Kriterien des Kapitalismus fehlen den Oasen die Charakteristika freie Arbeit und freier Boden, oft auch die Rentabilität. Zwar sind die 100 000 Pächter *(mu'ajjirin)* der Gezira auf eine halbe Million ebenfalls ansässiger Landarbeiter *(tarābla)* und eine nochmals so große Zahl von Wanderarbeitern angewiesen, ihr Verhältnis zu diesen ähnelt aber stark dem Kastensystem der Nilgärten (vgl. S. 27). Die gutsituierten Pächter lassen die Habenichtse aus Westafrika oder Darfur die Parzellen bebauen und stellen zur Erntesaison nomadische ›Herumtreiber‹ *('arab)* an, die sich eigens zu diesem Zweck einfinden. Natürlich besteht der Kern der Pächter aus arabisierten Nubiern, die die Bewässerungskultur seit Jahrtausenden pflegen und die Erweiterung ihrer Gärten begrüßt haben. Im alten Niltal gab es oft komplizierte Eigentumsverhältnisse, die die Aufteilung der Erträge an die Spender des Bodens, der Arbeit, des Saatguts, des Geräts, des Viehs, der Sāqia und des Wassers vorschrieben. Heute sieht der mehrfach geänderte Verteilungsschlüssel der Baumwollernte in der Gezira so aus: Die Regierung erhält 36%, die Projektverwaltung 10%, der Pächter 47% und die Provinzregierung 2%; weitere 2% kommen in einen Rücklagefond, und 3% sind für ›soziale Entwicklung‹ bestimmt. Wie im alten Nubien bietet sich dem verarmten Pächter ein Händler an, der ihm Bar- oder Naturalkredite für die Verpfändung der künftigen Ernte gewährt *(shayl)*. Innerhalb der infrastrukturell vergleichsweise gut ausgestatteten Gezira-Dörfer gruppiert sich das soziale Leben nach Stammeszugehörigkeit und auf untergeordneter Ebene nach Gesichtspunkten der erweiterten Familie.

Auch wenn wir Organisation und Machtverhältnisse in den Oasen betrachten, drängen sich historische Parallelen auf: Wie im alten Meroe tritt der Staat als unumschränkter Eigentümer von Boden und Wasser auf, der zur Regulierung der Parzellennutzung ein Heer von Beamten und Inspektoren einsetzt. Der Staat – seinerzeit noch der koloniale – hat die Oasen ins Leben gerufen, und der Staat gebietet, was, wieviel und wann angebaut wird. Er organisiert die Einfuhr der Maschinen, der Ersatzteile, des Treibstoffs, des Düngers und der Schädlingsbekämpfungsmittel, er betreibt die Ausfuhr der Produkte. Vom Standpunkt des Staates aus gesehen gilt die Masse der Pächter und Landarbeiter als verfügbares Sklavenheer, das den Hauptteil der Staatseinkünfte erwirtschaftet. Und sein produktivster Teil sind die Häftlinge, die etwa in Rahad oder Kenana eingesetzt werden. In den alten Reichen gab es zwei nichtstaatliche Kräfte, die die Zentrale stützten, aber auch in Widerspruch zu ihr treten konnten: die Händler *(jellāba)* und die Heiligen *(fugarā)*. Auch im modernen Sudan finden wir sie wieder, und zwar in ähnlichen Positionen. Letztere, d. h. vor allem die beiden großen religiösen Gruppierungen, erhielten schon zu Beginn dieses Jahrhunderts wirtschaftliche Privilegien: Die Mahdi-Familie hat ihre Güter auf der Insel Aba im Weißen Nil, wo Tausende von *anṣār* (= ›Helfer‹) das Vermögen der Stiftung

Arbeitskalender des Gezira-Pächters

Juni:	Säubern der Parzellen von Baumwollresten Vorbereiten des Hirse-, Erdnuß- und Gemüselandes für die Aussaat Aussaat (zweimal) Jäten
Juli:	Fortsetzung der Aussaat von Hirse, Erdnuß und Gemüse Vorbereiten des Baumwoll-Landes für die Aussaat Anlegen von Gemüsefeldern Mitte des Monats Gemüse pflanzen 25. Juli Beginn der Baumwollaussaat Jäten auf den anderen Feldern Bewässern
August:	Ende der Baumwollaussaat am 15. August Jäten Bewässern Baumwollpflanzungen lichten und frisch furchen
September:	Baumwolle lichten und frisch furchen Bewässern Jäten Schädlingskontrolle
Oktober:	Vorbereiten des Baumwoll-Landes für die nächste Saison Vorbereiten des Weizenlandes für die Aussaat 15. Oktober Beginn der Weizenaussaat Schädlingskontrolle Bewässern
November:	15. November Ende der Weizenaussaat Bewässern Schädlingskontrolle Beginn der Hirse- und Erdnußernte Einstellen von Baumwollpflückern
Dezember:	Bewässern Schädlingskontrolle Ende der Hirse- und Erdnußernte Abholen der Baumwollpflücker
Januar:	Baumwollernte Bewässern Schädlingskontrolle
Februar:	Baumwollernte Bewässern Schädlingskontrolle
März:	Baumwollernte Bewässern Weizenernte Vorwässern des Baumwoll-Landes für die nächste Saison
April:	Baumwollernte Weizenernte
Mai:	Ausreißen der Baumwollstengel Verbrennen der Rückstände und Säubern des Landes Stoppelweide

(dairat el Mahdi) selbstlos vermehren, und die Khatmīya des Ali el Mirghani unterhält ihre Farmen bei Kassala. Wenn die Heiligen das Bündnis kündigten, schlug der Staat zu: Beim Bombardement der Aba-Insel im Jahre 1970 kamen viele Hunderte von Mahdisten um.

Die Händler engagieren sich hauptsächlich in der mechanisierten Landwirtschaft; hier kann individueller Profit eher gedeihen als in den bürokratischen Bewässerungsprojekten. Wer 800 feddan (= 336 ha) gerodetes Land vorzeigen kann und einen Traktor mit Pflug besitzt, kommt in den Genuß des großzügigen Kreditsystems und kann als ›Kofferfarmer‹ anfangen, d. h. er reist zur Aussaat und zur Ernte kurz an, um zu sehen, wie sein Verwalter *(wakil)* mit den Wanderarbeitern zurechtkommt. Da bei dieser Art ›Agrobusiness‹ niemand etwas zur Erhaltung des Bodens tut, sinken die Erträge oft recht schnell. Im Stile eines ›landwirtschaftlichen Bergbaus‹ wird dann ein neues Feld gerodet. Auch diese Methode hat ihren Vorläufer im Brandrodungsfeldbau, wirkt jedoch wegen der größeren Dimensionen ökologisch verhängnisvoll.



Sudanesische Getreidearten (nach Junker 1891)

Die Oasen der Weltwirtschaft führen also traditionelle Muster in stark erweitertem, manchmal gigantischem Maßstab fort. Zwar wird auf den grünen Tischen der Experten zwischen Input und Output ein ›homo oeconomicus‹ eingeschaltet, der sich rastlos dem wirtschaftlichen Fortschritt opfert und die Unzahl der Vorschriften seitens des Projektmanagements peinlich beachtet, auf dem historisch so anders durchtränkten Boden des Sudan sind aber nichtwestliche Gebilde daraus hervorgegangen. Die Wirtschaftsethik der schlecht bezahlten Arbeitskräfte und der ebenfalls anderen Idealen verbundenen Inspektoren läßt in der Regel die Auslastung der teuren Anlagen 50% nicht übersteigen. Die Oasen sollen der Erhaltung des Staates dienen, indem sie durch den Anbau von Weltmarktfrüchten die bitter benötigten Devisen ins Land bringen. Aber oft erwerben Bauern Pachtzellen, weil die eigene Durra auf bewässertem Grund besser gedeiht, Nomaden legen ihren Weidezyklus so, daß sie nicht nur bei der Baumwollernte helfen, sondern auch ihr Vieh an den Kanälen tränken können, und am Freitag danken die Pächter Allah, daß er ihnen zwar die Sklaven weggenommen, aber dafür die Westafrikaner geschenkt habe.

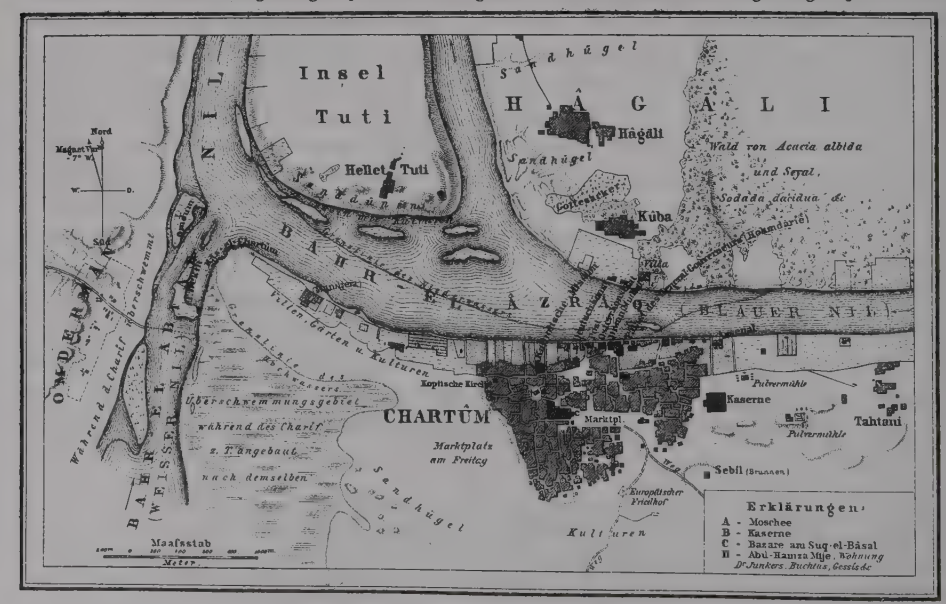
Literatur: Über die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse des heutigen Sudan informiert am besten das von Rainer *Tetzlaff* und Karl *Wohlmuth* herausgegebene Buch: ›Der Sudan. Probleme und Perspektiven der Entwicklung.‹ Frankfurt: Alfred Metzner 1980. – Die beste Einzelstudie über eine ›Oase‹ schrieb Tony *Barnett:* ›The Gezira Scheme. An Illusion of Development.‹ London: Frank Cass 1977.

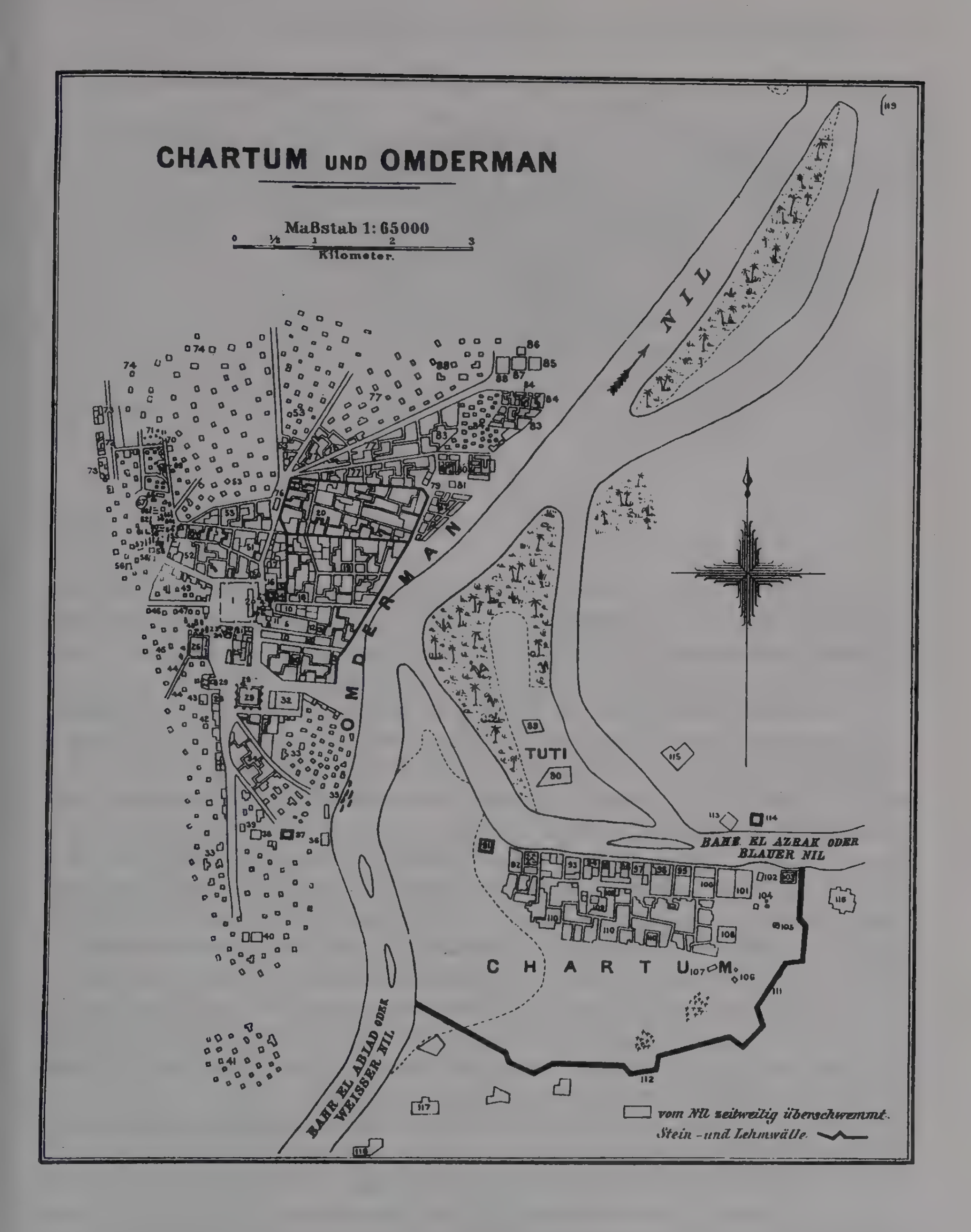
Die Dreistadt – Khartoum, Omdurman, Bahri

Sie ist das Zentrum des arabischen Schwarzafrika auf nubischem Grund und liegt zwischen dem Sand der Wüste und dem Lehm der Gezira, dort, wo sich die schlammigen Wasser des stetigen Weißen Nils mit den klaren des stark schwankenden Blauen Nils mischen. Zwar wurde der für Fischer ideale Platz schon in der Altsteinzeit (Funde im Khor Abu Anga) genutzt, außer in der Zeit von Halfaya, der Nachfolgerin Garris (vgl. S. 199), spielte er aber keine Rolle in der großen Reichsgeschichte. Khartoum entstand erst in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts unter dem türkischen Hikimdar Khurshid, der Baumaterial vom alten Soba heranschaffen ließ. Doch war Omdurman schon früher ein kleiner Flecken, und Tuti, die ›standhafte Insel‹, wohl schon im Mittelalter von Mahas bewohnt.

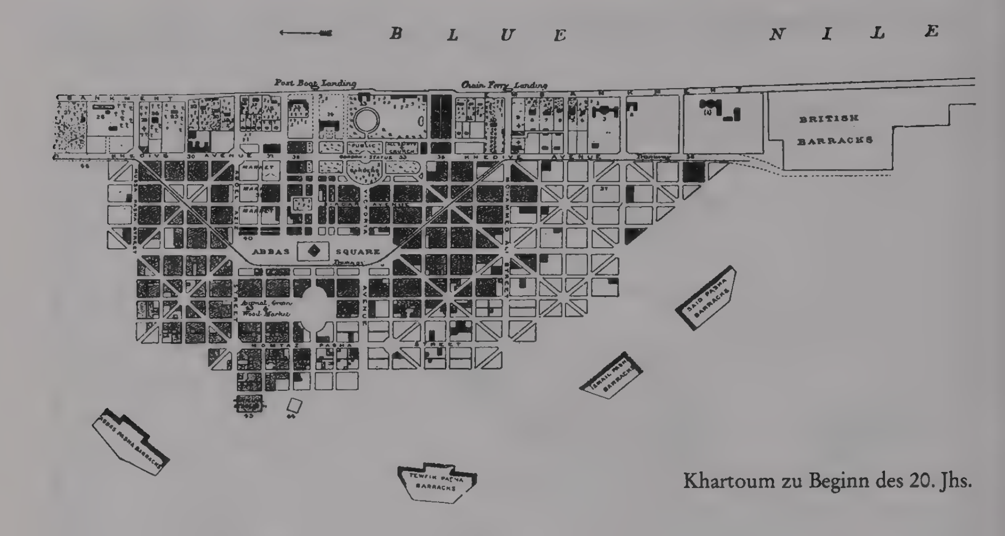
Khartoum, das seinen Namen von der vor allem zur Regenzeit rüsselartigen Landzunge bekommen haben soll, entwickelte sich rasch zum Zentrum jenes Plünderungskolonialismus des türkischen Ägypten, der sechs Jahrzehnte währte. Am Ende zählte die Stadt 60 000 Einwohner und besaß einen Gouverneurspalast, verschiedene Amtsgebäude, zwei Kasernen, ein Spital, Schule, Moschee, zwei Kirchen sowie Schiffswerften. Die Bevölkerung bestand aus Sklaven und aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengewürfelten Reichen, nach Auskunft Brehms »fast ohne Ausnahme Schurken, Betrüger, Gauner, Mörder«. Der Mahdi eroberte 1885 die vom letzten Gouverneur Gordon mannhaft verteidigte Stadt, und der Khalif ließ sie

Unten: Khartoum und Umgebung im Jahre 1876; folgende Seite: Khartoum und Umgebung im Jahre 1896





wieder abtragen. Mit dem Material aus der ›Stadt der Ungläubigen‹ wurde die neue Hauptstadt des unabhängigen Sudan, Omdurman, erbaut: im Zentrum Versammlungsplatz und Moschee, außen herum die Stammesquartiere. Bald lebten hier 400 000 Menschen, da der Khalif Freunde



Khartoum zu Beginn des 20. Jhs.

zur Unterstützung wie Feinde zwecks Beaufsichtigung in seiner Nähe brauchte. Viele flohen zurück in die Heimat, als mit der Niederlage des Tyrannen auch die Fremdherrschaft wiederkehrte. Diese nahm beim Städtebau Gestalt an in einer exakten Reißbrettplanung, in der Achsen- und Punktsymmetrie vorherrschten wie auf der britischen Flagge.

Diese dritte Hauptstadt des neuzeitlichen Sudan wurde in Funktionsräume und Klassenquartiere aufgeteilt, wobei die Wohnplätze der Sudanesen außerhalb, jenseits von Eisenbahn und Kasernengürtel lagen. Im Stadtinnern verkehrten bald Autos und eine Dampfstraßenbahn; elektrisches Licht brannte, und ein Telefonnetz wurde installiert. Am Nilufer reihten sich die Regierungspaläste aneinander, im Osten ließen sich Griechen und Levantiner, im Westen Ägypter, im Süden arabische Kaufleute nieder. 1908 baute man die kombinierte Straßen- und Eisenbahnbrücke nach Bahri (Khartoum North oder Nord-Khartoum) und siedelte dort Werften und Industrie an; Omdurman überließ man den Eingeborenen und verband es erst 1928 mit einer Brücke. 1956 wohnten dort 113 000, in Bahri 39 000, in Khartoum 93 000 Menschen. Die Unabhängigkeit brachte wie in anderen afrikanischen Städten eine Bevölkerungsexplosion: Heute zählt die Dreistadt mehrere Millionen Einwohner; wobei die Infrastruktur fast noch die alte und oft nicht einmal mehr das ist. (1961 wurde z. B. die alle drei Städte verbindende elektrische Straßenbahn ersatzlos beseitigt.) Die Folgen: Ende der Planung, wilde Bautätigkeit und staatliche Abwehrmaßnahmen gegen die Immigrantenströme, wozu auch der Einsatz von Planierraupen gegen ›Eigenheime‹ aus Abfall auf nichtregistriertem Grund gehört.

Tag für Tag eruptiert das urbane Leben kurz nach Sonnenaufgang in einer ungeheuren Hektik. Um 9 Uhr ist Frühstückszeit, um 10 Uhr wird es drückend heiß, und um 14 Uhr sucht ein jeder durch die hoffnungslos verstopften Straßen den Nachhauseweg oder einen öffentlichen Schattenplatz. Erst nach Sonnenuntergang erwacht die Stadt wieder zum Flanieren und Einkaufen. Das Heer der Wanderarbeiter, Flüchtlinge, Obdachlosen, Bettler, Pilger, Leprösen und Krüppel sucht sich diesem Rhythmus anzupassen, wenngleich sie wegen der enormen Entfer-

nungen zwischen den Zentren und den riesigen Deims (Außenquartieren) oder den ›Spontansiedlungen‹ wie Ishesh, Zagalōna (= ›sie haben uns auf den Müll geworfen‹) und Gamayer mit noch größeren Transportproblemen zu kämpfen haben als die übrigen Bewohner. 400 öffentliche und 800 private Busse, 3000 Sammeltaxen *(bakassi)* und 5000 eigentliche Taxen besorgten 1981 den Verkehr in der Dreistadt. Mit ihnen gelangt man auch zu den großen Karawansereien an der Peripherie, wo die Expreßbusse nach Süden oder die Überlandlastwagen in die anderen Richtungen abfahren. Unverständlicherweise ist die einstmals bedeutende Flußschiffahrt auf einen Repräsentationsdampfer an der alten Schifflände vor dem Grand Hotel, die Fähre nach Tuti und ein paar Privatjachten geschrumpft, wiewohl die alten Werften von Bahri weiterarbeiten. Früher begann die Saison der Nilsegler im November, wenn die trockenen Winde *(el rīḥ salah)* aus dem Norden kommen. Diese bringen der Dreistadt etwas Abendkühle, doch ab Februar heizt sie sich auf; ab April hüllen Sandwinde *(habūb)* sie in gelbes, erstickendes Licht, und ab Juli fällt Regen.

Bauten

Khartoum

Da das Zentrum von Khartoum ein Entwurf der Gründerjahre ist, besitzt es eine Reihe von Sakral- und Profanbauten, deren Ästhetik die liederlich hochgezogenen Balkontürme der Gegenwart wohl überdauern wird. Wir beginnen mit der Aufzählung einiger, in nebenstehendem Plan numerierter Beispiele im Osten, wo das alte Gordon Memorial College (1902/13), die heutige **Universität** (Nr. 1 in umseitigem Plan) steht. Ihre langen Arkadenflügel erreichen durch die aufgesetzten Halbsäulen und durchbrochenen Brüstungen eine für Backsteinbauten ungewöhnliche Plastizität, die sich auch in den mittels runder oder spitzer Rippen gegliederten ›Kreuzgängen‹ fortsetzt. Der nächste Höhepunkt des ›frühen Khartoum‹ ist die 1908 unter der Schirmherrschaft des österreichischen Kaisers begonnene, aber erst 1933 geweihte, katholische **St. Matthäus-Kathedrale** (2), eine dreischiffige Basilika mit kurzem Querschiff, Vierungsoktogon und Campanile. Wiewohl die historistische Anordnung der neuromanischen Elemente nicht gerade geglückt erscheint, verweist sie doch hinreichend deutlich auf die italienische Herkunft der meisten Sudanmissionare (vgl. S. 318); außerdem besitzt das Haus eine ausgezeichnete Akustik. In der Nähe des letzten noch fast ganz erhaltenen alten Straßensterns liegen die **griechische Kirche** Evangelismos (3), die ihre Türme erst nach dem 1. Weltkrieg erhielt, und der einstige Palast des Mahdi-Sohnes Abd er Rahman, der heute das Central Records Office (Staatsarchiv mit Dokumenten ab 1870) beherbergt. Das dritte große Gotteshaus, die anglikanische **Allerheiligenkathedrale** (5) erbaut 1904–1912 (Turm 1931), zeigt überraschende Originalität; der rustikale Hausteinbau mit seinen expressionistischen Anklängen liegt seit dem kommunistischen Putschversuch von 1971 leider innerhalb der präsidentialen Sicherheitszone und steht leer. Auf der gleichen Höhe, weiter südlich in der El Baladiya Avenue, sind die einzigen Zeugnisse des älteren Khartoum zu sehen: zwei **Mausoleen** türkischer Hikimdare (Ahmad Abu Wadan, Ahmad al Manikli, Ali Sharkash, Musa Hamdi, Ahmad Mumtaz; vgl. S. 48).

An der El Qasr Avenue, die vom unscheinbaren Bahnhof (1901) zum prächtigen, doch leider unzugänglichen ›Volkspalast‹ (Qasr el Sha'ab) führt, stehen im Süden zwei interessante Kuppel-

Links: Übersichtsplan der Dreistadt mit Sehenswürdigkeiten (Erläuterung der Nummern im Text); unten: die Innenstadt von Khartoum

bauten, die einst Kitcheners ›**School of Medicine**‹ beherbergten und heute zur Universität bzw. zum städtischen Krankenhaus gehören. Auch das alte Hauptgebäude dieses benachbarten Komplexes (6) weist eine sehenswerte Solidität auf. Nach Norden zu steht rechts von der Hauptachse die verlassene Synagoge, links in der 19. Straße der massige Bau des Comboni-Colleges. Von hier sind es wenige Schritte über die völlig verkommenen Halbrundanlagen des nur nachts zauberhaften Suq arabi zum eigentlichen Zentrum des Straßennetzes, der **Großen Moschee** oder *jāmi' el kebīr* (7). Von außen gleicht sie einem 2000 m² großen Quader (Abb. 40); im Innern unterteilt sie sich nach nördlichem Muster in die Gebetshalle *(ḥaram)* und den einen Innenhof *(saḥn)* umschließenden Säulengang *(liwān)*. Die beiden Minarette im Südwesten bauen sich ebenfalls nach ägyptischem Vorbild (letztlich wohl nach dem des berühmten Leuchtturmes von Alexandrien) in drei Etagen auf: Dem Quadrat folgt das Achteck, schließlich der Kreis als Querschnitt, wobei die Übergänge durch von Stalaktiten *(muqarnas)* gestützte Balkone markiert sind. Das Gegenstück zu dem massigen Bau bildet die zierlich-verspielte **Faruk-Moschee** (8), die der letzte ägyptische König nach dem 2. Weltkrieg der Stadt geschenkt hat. Sie steht im ›Ägypterviertel‹, wo an baulichen Akzenten vielleicht noch das ägyptische Kulturzentrum und der gewaltige Altbau der 1955 gegründeten ›Cairo University, Khartoum Branch‹ zu nennen sind. Beide Häuser atmen einen ›brutalistischen‹ Geist, der mit der zweiten Kolonialmacht oder der Zeit um den 2. Weltkrieg zusammenhängen muß. Ganz anders wirkt die sanft gebaute **koptische Kathedrale** zur jungfräulichen Maria (9), die wieder zur ersten Baugeneration (1904) gehört.

Entlang der von wunderbaren Eselsfeigenbäumen (ficus sycomorus/*labbakh*) überschatteten Nile Avenue und der parallel verlaufenden Jama'a Avenue reihen sich die schweren Amtsgebäude, von denen jedes einen eigenen Charakter besitzt. Zu ihrem Ensemble gehörte früher noch das Gordon-Denkmal, das den unglücklichen Verteidiger Khartoums auf reich geschmücktem Kamel zeigte. Zusammen mit Kitcheners Reiterdenkmal wurde es 1959 nach London geschafft; den Platz schmückt jetzt ein nicht sehr überzeugendes ›Unity‹-Monument. Dahinter steht nun, eingemauert und scharf bewacht, der prachtvollste und heiterste Bau der Stadt, der weiß getünchte ehemalige **Gouverneurspalast** (10), den man noch in den 60er Jahren besichtigen durfte (reiche Waffensammlung). Mit seinen abwechslungsreich gerahmten Fenstern außen und den ebenfalls variierenden Arkadenbögen *(riwāg)* innen, seinem durchgängigen Söller, den breiten Aufgängen und der reichen Fassadenornamentik gehört er zu den hervor-

Die britischen Generalgouverneure des Sudan

1898–1899	H. H. Kitchener
1899–1916	F. Reginald Wingate
1916–1924	Lee Stack
1924–1926	Geoffrey Archer
1926–1934	John Maffey
1934–1940	Stewart Symes
1940–1947	Hubert Huddleston
1947–1955	Robert Howe
1955	Knox Helm

ragenden Beispielen, die die orientalisierende Richtung der spätviktorianischen Baukunst hervorgebracht hat. Eigentümlich ernst macht sich daneben die Backsteinanlage des ehemaligen **Regierungspalastes** (11), des späteren Kriegsministeriums und heutigen Finanzministeriums, aus, dessen großartiger Arkadenhof aus zwei Reihen weiter Korbbögen besteht (heute leider ziemlich verbaut). Behäbig wie einladend wirkt mit seinem mächtigen Dach schließlich das **Grand Hotel** (12), das als einziger der Nilpaläste seine Arkaden nach außen zeigt. 1902 unter deutscher Leitung eröffnet, war es jahrzehntelang Repräsentationshotel der sudanesischen Eisenbahn und wurde in den 70er Jahren modernisiert. Auf dem Gelände des nahen Rathauses (13) stand übrigens bis 1885 die alte Mission des Pater Knoblecher (vgl. S. 318).

Omdurman
Das in jeder Hinsicht gegensätzliche Omdurman besitzt natürlich nur wenig Repräsentationsarchitektur. An erster Stelle ist hier die 1915 erbaute **Hauptmoschee** (14) beim zentralen Markt (vgl. S. 252) zu nennen, deren Anlage trotz ihrer Backsteinbauweise mit dem Hausteinbau der Großen Moschee Khartoums verglichen werden kann. Vier mächtige Tortürme dominieren die langen, mit Zinnenbesatz und Sägezahnfries gekrönten Seitenfronten. Über den je acht Gittertoren erscheinen Rundbogenfensterpaare, die ihrerseits von Kleeblatt-Blendbögen überwölbt sind. Die anderen Moscheen Omdurmans bleiben weit hinter dieser Gottesburg zurück, auch die beiden modernen, die neben der etwas bombastisch geratenen **Parlamentshalle** *(majlis ash sha'ab)* (15) zu den wenigen beachtenswerten Neubauten gehören: einmal die **Moschee der beiden Nile** *(jami' en nilēn)* (16), deren silberne Prismenkuppel und feines Betonminarett schon von Khartoum aus gesehen werden können, zum anderen die konservativ gestaltete, zweitürmige Backsteinmoschee beim **Mahdi-Grab** (17). Dieses selbst wurde an der heiligen und von Kitchener entehrten Stelle (vgl. S. 50) erst in den 50er Jahren wiederaufgebaut, wobei man seine Kuppeln versilberte. Eine silberne Kuppel besitzt auch die große, zweitürmige koptische Kirche aus dem Jahre 1906 im Christenviertel **Masalma** (18) nördlich des Marktes, während der schlichte, ländlich anmutende Bau der **amerikanischen Mission** (19; errichtet 1949) von ganz anderem Geist zeugt. Zwischen Mahdi-Grab und dem 1950 erbauten Rathaus liegt der alte Aufmarsch- und Gebetsplatz *(mīdān al khalīfa)*, der unter Numayri zu einer Heldengedenkstätte für die bei Kerreri Gefallenen umgewandelt werden sollte.

Kultur

Khartoum
Krönten die Skyline Altkhartoums (Abb. 42) ein Minarett und die drei Kuppeln der koptischen Kirche, so wird das Bild der Dreistadt heute von Hotelbauten bestimmt (Hilton, Friendship, Araak, Meridien etc.), in denen der neue Sudan die ausländischen Kaufleute, Geldgeber und Gesandten unterbringt. Besonders zur jährlichen Frühjahrsmesse (seit 1978) bei dem Vorort Burri im Osten oder zu internationalen Kongressen in der von China geschenkten Freundschaftshalle *(ghā'at aṣ ṣadāgha)* sind die extrem teuren Oasen westlicher Badezimmerzivilisation ausgebucht. Hier verkörpert sich der Sektor Khartoums, der die Regierung als Mitglied der ara-

bischen wie auch der afrikanischen Welt ausweist und der ihre Angelegenheiten als größter Unternehmer im Innern und größter Schuldner nach außen regelt. In der Nähe des 1914 eröffneten Flugplatzes hat sich Ende der 70er Jahre der eine Gönner des Landes, der Sultan von Kuweit, eine märchenhafte Botschaft (20) bauen lassen; der andere, Saudi-Arabien, stiftete z. B. ein islamisches Zentrum an der Ausfallstraße nach Wad Medani. Beide Gebäudekomplexe gehören zur Spitzenklasse moderner Architektur im Orient. Das Leben der länger im Lande bleibenden Europäer brachte weitere isolierte Ghettos hervor: die nationalen Clubs mit den entsprechenden Kulturzentren, wo sich die Experten von den Kontrasten zwischen ihrer und der sudanesischen Kultur erholen. Man wohnt in der westlich gebauten ›New Extension‹ (Ammarat) (21) und kauft im ›Suq two‹ (22) ein. Nur selten sieht man einen *khawaja* in einem der zahlreichen Stehimbißläden *(kushuk)*.

Khartoum ist auch die Stadt der Angestellten *(effendiya)*, für die es ein wachsendes Angebot von Importwaren, mehrere Freiluftkinos, einen von 300 Häftlingen erbauten Vergnügungspark auf der Landzunge Mogren en Nil (23) und eine Vielzahl von Bildungsstätten gibt. Gemäß dem Effendi-Ideal der Anstellung im öffentlichen Dienst und der traditionellen Mißachtung körperlicher Arbeit sind die Anstalten, die eine praktische Ausbildung vermitteln, wie Comboni in Bahri (24), die St. Josephs Technikerschule in Südkhartoum, das Vocational Training Center (25) oder das Piaster-Waisenhaus (26), in der Minderzahl. Der Ausstoß der Primar- und Sekundarschulen vermehrt zusammen mit den in die Stadt abwandernden Intellektuellen der Provinzen permanent das ›akademische Proletariat‹, aus dem sich die Wendigsten freilich nach den hochbezahlten Posten im ölfördernden Ausland umsehen (›brain train‹). Mittlerweile sind in vielen Stellen der Dreistadt eritreische Flüchtlinge nachgerückt, gerade auch in den Betrieben Bahris, die 70% der Industrie des Sudan ausmachen. Zur Mittelstandskultur der Dreistadt mag man auch das Theater (Freiluftbühne in Omdurman, Institut für Musik und Drama in Ammarat), die bildende Kunst (College of Fine and Applied Art, Französisches Kulturzentrum) und die Literatur zählen. Ihre Vertreter spielten in der Unabhängigkeitsbewegung eine bedeutende Rolle; die beiden Militärdiktaturen trieben aber viele von ihnen ins ausländische Exil.

Omdurman

Die lebendigen Zentren der Einwohnermehrheit finden sich außerhalb der ›Kolonialstadt‹, wenngleich auch dort der Besuch des Suk arabi ein sehr intensives Erlebnis sein kann. Aber die Menschen wohnen nicht da, sondern in Bahri und Omdurman, in den Vororten Khartoums wie Arkaweat, Fallata, Sahafa oder auf der Insel Tuti, deren Bauern bisher jede störende Neuerung einschließlich der Brückenverbindung ablehnten. Überall in den Außenbezirken der Dreistadt gibt es quirlige Märkte, oft auch interessante Moscheen oder Grabmäler, wie z. B. die Qubba des Sharif Yūssif al Hindi in Būrri al Lamāb, der ›Vorstadt der Versammelten‹ (Abb. 41). Hier arbeitet auch das einzige Wärmekraftwerk der Dreistadt, das zusammen mit den Wasserkraftwerken Roseires und Sennar den elektrischen Strom liefert, den vor allem die beiden Industrieviertel Bahri und Südkhartoum benötigen. Dem Schutz des dreigeteilten Herzens des heutigen Sudan dienen schließlich das Zentralgefängnis in Kober, die Polizeischule und die Militärakademie in Omdurman, mehrere Kasernenkomplexe und der Ring von Militärflughäfen in Wadi Saidna, Juna und Jebel Aulia.

Den Höhepunkt der echt sudanesischen Kultur des Kleinhandels findet man aber im überfüllten und verschmutzten, doch faszinierenden Zentrum Omdurmans. Von seiner alten Glanzzeit blieben nur noch ein Tor (Abd al Gayum) und einige verwitterte Brustwehren verschwundener Forts am Nilufer (27) übrig, seine Rolle als Mittelpunkt des ländlichen Sudan aber ist nicht nur geblieben, sondern erheblich gewachsen. Hier herrschen die Jellāba, deren abenteuerlich überladene Lastwagen pausenlos die Produkte des Landes von der Hirse bis zum Rauschmittel *(bangu)* hereinbringen und die Produkte der Stadt und der Welt hinausfahren. Die Regierung, die diese Transporte gerne kontrollieren möchte, hat an allen Ausfallpisten Schranken errichtet.

Der Hauptmarkt Omdurmans ist nach den dargebotenen Produkten unterteilt. Eine der besonderen Attraktionen stellt die Straße der Silberschmiede dar. Nicht für Touristen, sondern für Heiratswillige aus allen Landesteilen werden hier die massiven Silberringe für das Armgelenk *(suwār/asāwir)* oder Fußgelenk *(hijil)* hergestellt. Das Rohmaterial bilden eingeschmolzene Münzen – z. B. die im letzten Jahrhundert noch gängigen Maria-Theresien-Thaler – oder Altschmuck, und der Verkauf erfolgt nach Gewicht. Auch flache Armbänder *(jabīra)*, mit Scharniergelenk und mit Steinen besetzt, schlichtere Fingerringe, die aber oft eine Gravur gegen den Bösen Blick tragen, gehören zu einem richtigen Hochzeitsschmuck (*jirtik*, Abb. 14 u. 15). Neuerdings nimmt der Umsatz an Goldschmuck und der Import fertiger Juwelen zu. Lokale Arbeiten und eingeführte, handwerkliche und industrielle Produkte in engster Nachbarschaft bestimmen auch das Angebot in den anderen Straßen: Zierliche Kaffeekannen aus Ton *(jebana)* mit perlenverzierten Untersetzern *(wegaya)* stehen neben bunt emaillierten Schüsseln *(kora)* aus China, farblich fein abgestimmte, geflochtene Spiralwulstuntersetzer *(tabag)* neben süßlich bemalten Tabletts aus Indien, rindslederne Schuhe *(shagayāna)* neben Plastiksandalen *(shibshib)*, einheimische Parfüme *(dihan el karkar* oder *wadak)* neben eingeführten, Ziegenwollteppiche *(shamla)* aus der Wüste neben Stoffen aus Pakistan, lokale Holzbetten *('angarēb)* und Hocker *(bambar)* neben Eisenrohr- und Plastikmöbeln. Schließlich sieht man auch viele Produkte, für die es eben keinen industriellen Ersatz gibt, wie die typischen Bastmatten *(birish)*, Bastkörbe *(guffaf)*, Korbbesen *(mukshasha)*, Wasserkrüge *(zīr)* oder Wasserschläuche *(girba)*. Es sind hauptsächlich die Bedürfnisse der Nomaden und Bauern und ihre eher auf lokale Erzeugnisse als auf die immer teurer werdende Importware verwiesene Kaufkraft, die die Umsätze auf diesem Suk el Kebir, aber auch auf dem Suk Nigeria, dem Suk Libya und anderen Peripheriemärkten bestimmen. Was hier und auf dem ganz besonders beeindruckenden riesigen Viehmarkt beobachtet werden kann, ist die Verdichtung der Kultur des ganzen Sudan, aller Subzentren des großen Landes zusammengenommen.

Daneben darf man nicht vergessen, daß Omdurman die größte Stadt des sudanesischen Niltales ist: Hier werden Zār-Sitzungen (vgl. S. 28) von den berühmtesten Sheikhas geleitet und mehrere 1000 SP teure Hochzeiten gefeiert, hier wirkt der Taubentanz der Bräute besonders hingebungsvoll. Freitags gehen die Frauen Omdurmans in den Westen, die Toten besuchen, und feiertags verzieren sie ihre nicht vom Tob bedeckten Hautflächen mit Henna. In Abu Rof, dem Viertel der Gerber und Töpfer, werden am Nilufer Segelboote, große Nuggar und kleine Murkab, gezimmert, südlich davon Goldkörner aus dem Flußsand gewaschen, in Shuhada die wirkungsvollsten Amulette *(hejab)* hergestellt und in Umm Badda, Haial Arab, vor allem aber

im neuen Handwerkerquartier *mantiga sana'īya khalīfa* (›Leichtindustriezone‹) die überraschendsten Recycling-Erfindungen gemacht. Omdurman ist nämlich auch die Hochburg des sogenannten ›Informellen Sektors‹, auf dem Tausende nichtregistrierter Handwerker arbeiten, aus dem Müll der Industriebetriebe Bahris (Textilien, Chemie, Holz, Papier, Glas, Leder, Gummi, Plastik, Metall) Gebrauchsgegenstände für die Bewohner der großen Deims und die Leute auf dem flachen Land anfertigen und in ihren Schrott-Zeribas sogar die billigsten und verläßlichsten Autoreparaturwerkstätten der Dreistadt betreiben. Die Modelle der Omdurmaner Blech-Studios für Holzkohlekocher *(mangad)*, Grillgitter *(shawaya)*, Pfannen *(ṭaua)*, Öllampen *('ifrīta)*, Wasserkannen *(ibrig)*, Vorratsbehälter und Tragkisten *(shanta)* werden von den Blechschmieden *(zamkarī)* des ganzen Landes zum Vorbild genommen (Abb. 50). In Omdurman steht übrigens auch das einzige Museum, zu dem die Sudanesen selbst ein inneres Verhältnis haben: der Lehmziegelbau des Khalifen mit seinen Erinnerungen an die große Zeit des Gottesstaates.

Nicht zuletzt fungiert Omdurman auch als das religiöse Zentrum des Landes, und zwar nicht als museales, sondern als eines, von dem aktuelle Impulse ausgehen. So wurden im Rahmen des neuen Fundamentalismus Alkohol und Prostitution aus dem öffentlichen Stadtbild verbannt. An der nach Geschlechtern getrennten Islamischen Universität debattiert man über den Ersatz des bürgerlichen Gesetzbuchs durch das islamische Recht *(sharī'a)*, wobei die radikalen Moslembrüder *(ikhwān el muslimīn)* des Hassan et Turabi, dem die meisten Studenten der Dreistadt folgen, und die aufgeklärten Republikanischen Brüder des ermordeten Mahmoud Mohamed Taha etwa die Extrempositionen vertreten. Radio Omdurman prägt über Funk und Fernsehen die dem Glauben verpflichtete Kultur gerade in den von rascher Modernisierung erfaßten Landesteilen. Schließlich versammeln sich auf dem großen Platz im Zentrum *(midān al Khalifa)* alljährlich zum Geburtstag des Propheten *(maūlid en Nabi)* die Bruderschaften *(ṭarīga/ṭurug)*, in denen sich die Frömmigkeit des Sudan am lebendigsten manifestiert. Die Khatmīya, Sammānīya, Qādirīya, Ismā'īlīya, Ahmadīya, Burhānīya, Tijānīya, Azmīya haben dazu wie auf einem Jahrmarkt Zelte und Stände aufgebaut; unter bunten Lampen und Fahnen wird das rote Maūlid-Zuckerwerk verkauft. Der ganz auf Heiligenverehrung und Gräberkult ausgerichtete Volksislam war unter der Mahdiya verboten. Doch mittlerweile hat sich diese puritanische Richtung mit ihrem kämpferischen Eifer und Gebetsdrill selbst in eine Bruderschaft verwandelt und macht beim Maūlid-Fest mit. Ihre Anhänger (*anṣār* = Helfer) aber lassen immer noch einen Zipfel aus der *'imma* (Turban) heraushängen und tragen eine Jellabīya mit spitzem Halsausschnitt und Taschen hinten wie vorn, um diese, wenn sie abgetragen ist, wenden zu können. Das soll ihre asketische Lebensführung dokumentieren.

Das von Europäern ›Derwischtanz‹ genannte Erinnerungsfest *(ḍikr)* des Qādirīya-Ordens auf dem Friedhof des Hamad en Nil im Südwesten der Stadt gehört ebenso zum festen Besuchsprogramm der Dreistadt wie die Altertümer des Nationalmuseums (28, vgl. S. 56f.), die völkerkundliche Ausstellung des Ethnographischen Museums (29), die Vogel- und Skorpionsammlungen des Naturhistorischen Museums (30), der ärmliche Zoo (31) und der heruntergekommene Botanische Garten (32). Beim jeden Freitag gegen 16 Uhr beginnenden Ḍikr-Fest (Abb. 39) reinigen sich die Anhänger des Hamad en Nil, werfen Wasserkannen und Schuhe auf einen Haufen und tanzen unter monotonen Sprechgesängen im Kreis herum. Manche tragen das Flickenhemd *(jibba)* der Mahdi-Krieger und die Hörnerkappe der Funj. Es sind ›Behinderte‹ darunter

und solche, die durch clowneske Einlagen ihre Verzückung dokumentieren. Untermalt werden die Ḏikr-Gesänge von Rahmentrommeln *(tār)*, Schellentrommeln *(rigg)*, Zylindertrommeln *(nōba)*, Pauken *(naggāra)* und Handbecken *(kās)*. Erst wenn es dunkelt, enden die Anrufungen langsam mit »*Allah al ḥayy*« (Gott der Lebendige) und »*Allah al gayyūm*« (Gott der Ewige).

Literatur: Karten, Statistiken und Abbildungen zur Stadtgeschichte findet man in *El Bushra:* ›An Atlas of Khartoum Conurbation.‹ Khartoum UP 1976. – Die ausführlichste Beschreibung der Allerheiligenkathedrale von Khartoum lieferte E. A. *Wallis Budge* in seinem frühen Reiseführer: ›The Nile. Notes for Travellers in Egypt and in the Egyptian Sudan.‹ London 1912. – Eine veraltete Zusammenfassung der sudanesischen Industriebetriebe gab 1964 der Afrika-Verein heraus: *Massow,* H. v., ›Die Industrie der Republik Sudan.‹ Hamburg. Über die politische Geschichte des neuen Sudan arbeiteten P. M. *Holt* (›A modern history of the Sudan.‹ London 1961 und ›The Mahdist State in the Sudan 1881–1898‹, Oxford 1958/70) sowie Mohamed Omer *Beshir,* (z. B. ›Revolution and Nationalism in the Sudan.‹ London: Collings 1974). – Zur gegenwärtigen Politik empfiehlt sich *Eitner,* K./Munir D. *Ahmed:* ›Republik Sudan. Staat, Politik, Wirtschaft.‹ Miteilungen des Deutschen Orient-Instituts Nr. 14, Hamburg 1980. – Die Nr. 10 der vom Museum für Völkerkunde Berlin herausgegebenen Schallplattensammlung enthält Beispiele der Musik sudanesischer Bruderschaften auch aus Omdurman (Artur *Simon* 1981).



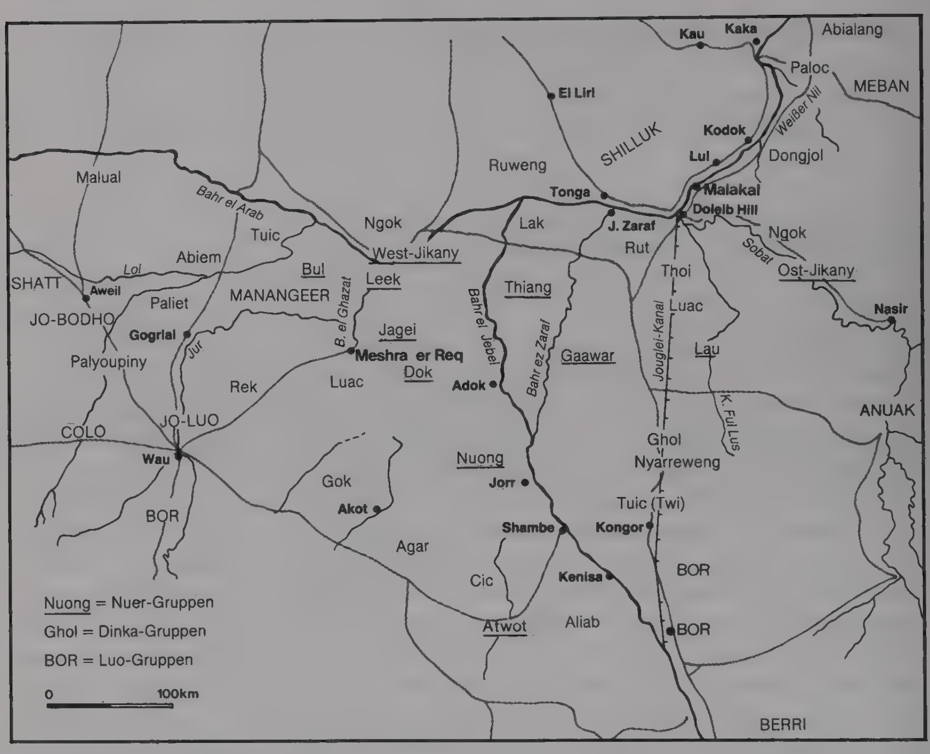
Moderne sudanesische Gebrauchsgrafik: Taubentanz (ragīṣ al ḥamāna)

Der Süden – Sumpf und Busch

Die Menschen der Nilmarschen

Sie leben in der bald hart gebackenen, bald überfluteten Lehmebene des zentralen Nilbeckens, in dem die zahlreichen Flußarme oft die Richtung zu verlieren scheinen. Die nubischen Kapitäne orientieren sich bei Fahrten nach Juba oder Wau an vereinzelten Doleib- (Borassus flabellifer) oder vielgabeligen Dum-Palmen (Hyphaene thebaica); manchmal verrät sich die Fahrrinne nur durch träge schwimmende Wasserhyazinthen (Eichhornia crasipes), die aber auch die gesamte Flußbreite in einen grünen Teppich verwandeln können und erst seit den letzten Jahrzehnten die schon lange bekannten schwimmenden Inseln des *sudd*, der berüchtigten Nilbarriere, dominieren. Hartmann fand sie im letzten Jahrhundert noch hauptsächlich aus Seerosen (Nymphaea lotus; *suteb*), Pistien (Pistia stratiotes; *tabr*), ›Pseudofarn‹ und ›Wasserlinsen‹ bestehend. Eine andere für die Schiffahrt tückische Pflanze ist der von dem österreichischen Botaniker Theodor von Kotschy für die Wissenschaft entdeckte Ambatsch (Aeschynomene elaphroxylon), dessen leichte, schwammige Holzstengel 3–4 m hoch aus dem Wasser wachsen.

Die ungeheuren, baumlosen Grassteppen (Vetiveria nigritana; *awar*), die Horizonte füllenden Papyruswälder (Cyperus papyrus; *birdi*), die flachen Seen und Tümpel, die sich in der langen Regenzeit mit den mäandrierenden Flußläufen zu riesigen Wasserflächen vereinigen, bilden einen einmaligen Lebensraum, der auch ganz besondere, fast extrem zu nennende Menschen hervorgebracht hat: Die Niloten sind tiefschwarz, langgliedrig, hochgewachsen; sie bedecken ihr Haupt nicht, ihr Gesicht wirkt verschlossen, unzugänglich für die mörderische Sonne wie für vorbeikommende Fremde. Wenn wir sie verstehen wollen, zeigen sie auf ihre lyragehörnten Rinder und lachen. Dabei ragen ihre oberen Schneidezähne, weil die unteren herausgebrochen werden, fächerartig aus dem Mund; die oft parallel angeordneten Stirnnarben verleihen ihren Gesichtern aber auch ein bekümmertes oder nachdenkliches Aussehen. Die Hauptstämme heißen Dinka (Jien; Monyjang) und Nuer (Naath), diese in den saftigsten Gebieten, jene nach außen abgedrängt. Man trifft sie in ihren weit auseinanderliegenden Einzelhöfen *(baai)* mit den mächtigen Stallungen *(luak)* und den im Westen auf Pfählen stehenden Wohnhäusern *(dwil; ut)*, in ihren Trockenzeitlagern, wo die Jugend mit den Herden an den zurückgehenden Wasserstellen übernachtet (Farbabb. 5), in ihren ganz aus Stroh gebauten Fischersiedlungen an den vielverzweigten Flußläufen oder auf dem Strom im Einbaum, im Ambatsch-Kanu oder auf schwerfälligem Lastenfloß, das Grasbündel und Holz in tagelanger Fahrt nach Malakal bringt. Am äußersten Rand des runden Sumpfgebiets leben – eher in geschlossenen Siedlungen *(fane)* und unter zentralen Autoritäten – die ›Fremden‹ *(jur)*, d.h. die Luo sprechenden Völker, die Verwandte in Norduganda (Acholi, Lango u.a.) und Westkenia haben: Sie heißen Jo-Luo

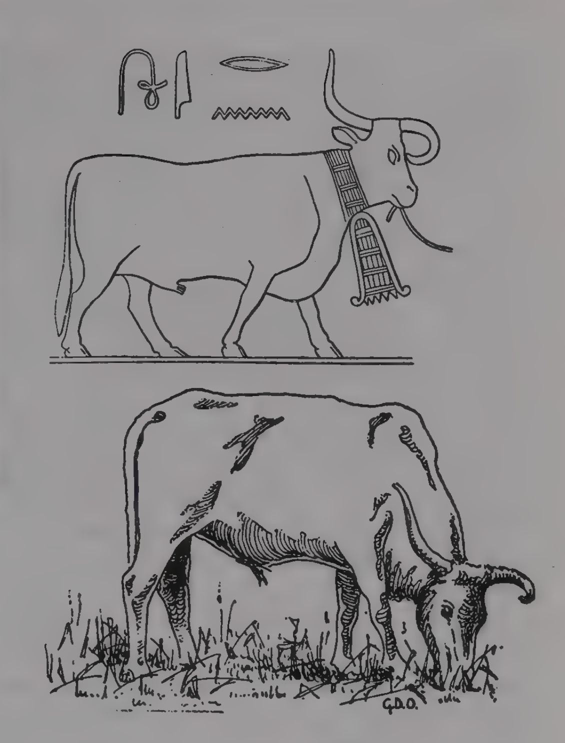


Stämme des zentralen Nilbeckens

›Jur‹), Jo-Bodho (Dembo), Shatt (Thuri), Manangeer (Jur Wir), Colo (Jur Shol) und Bor (Mberidi-Sektion der Belanda) im Westen, Schilluk und Meban im Norden, Anuak im Osten und Berri (Föri) im Süden am Jebel Lafon.

Alle Nilotengruppen wollen einmal aus dem Westen gekommen sein und behaupten, die da und dort anzutreffenden Erdhügel (arabisch *dabba*) stammten noch von der Vorbevölkerung des Sumpflandes. Die wenigen untersuchten Stellen bei Wau weisen auf Fischer hin, die aber schon Töpfe in Gebrauch hatten; bei und in den Höhlen der Giraffenberge im Süden von Tonga wurden Handmühlen und verarbeitetes Eisen gefunden. Am bekanntesten unter den heutigen Luo-Völkern sind die Schilluk, und zwar deshalb, weil sie an der Tür zum Norden sitzen. Nach dort angetroffenen Vorbildern und wegen des günstigen Elfenbeinabsatzes konnte sich ihr Regenpriester schon vor Jahrhunderten zum König machen, so daß in den heutigen Nilmarschen nicht nur die Hörnerdeformationen, die sich schon auf jahrtausendealten Wüstengemälden fanden, weiterleben, sondern auch das Reich der schwarzen Sultane von Funj mit den Nilpferdhautschilden, heiligen Speeren und Trommeln. Um die Fruchtbarkeit sorgten sich die Menschen der Nilmarschen wohl schon immer, aber die Einrichtungen eines göttlichen Staates und tierischer, augenfälliger Symbole stammen von außen, aus dem Norden und Osten.





Deformierte Rinderhörner auf einem Tibesti-Felsbild (oben), im alten Ägypten (oben rechts) und heute bei den Nuer

Unsichtbare Götter

Sie leiten die Menschen der Nilsümpfe in jedem Augenblick; sie können sie ergreifen, schütteln, auch zertreten wie Ameisen. Meistens kommt man aber mit ihnen aus, so wie mit dem Wechsel von trockener Hitze und alles überflutendem Regen. Dinka und Nuer leben in einer extremen Umwelt, an die sie sich unter großen Anstrengungen anpassen: Die Frauen müssen in den nassen Monaten *(ker* und *ruel)* soviel Hirse anbauen, daß auch in den trockenen *(rut* und *mai)* etwas zum Essen da ist; die Jugend muß mit den Rindern, dem Familienschatz, über große Distanzen dem Wasser nachgehen oder vor der Flut fliehen. Ihre Welt kommt nie zur Ruhe, sondern ist immer hin- und hergezogen von unterschiedlichen, unsichtbaren Mächten. Diese tragen verschiedene Namen und wechseln sie auch häufig. Ihre Zahl kann schrumpfen auf eine einzige erhabene Gottheit, welche die Schilluk *juok,* die Nuer *kwoth* und die Dinka *nhialic* nennen, oder sich vermehren in eine unübersehbare Menge von Himmels- *(kuth nhial),* Ahnen- *(yat)* und Erdgeistern *(kuth piny),* die sich zum Teil schon durch einfache Mittel wie Grasbüschelknoten *(thuic)* beeinflussen lassen. Wenn die Unsichtbaren weit weg sind, sehnen sich die Menschen nach ihnen und ihrer Hilfe; nähern sie sich, fürchtet man sie. Vor allem die Knochen der Verstorbenen, die im eigenen Gehöft begraben liegen, neigen zu hinterhältiger Rache *(cien);* am unberechenbarsten aber sind die Geister der zwergenhaften Vorbevölkerung, die z. B. bei den Giraffenbergen nahe der Mündung des gleichnamigen Flusses umherstreifen. Es gibt wegen dieser allgemeinen Unsicherheit Priester, die im Umgang mit den Unsichtbaren Übung haben,

sie ansprechen können und, wenn ihre Gebete Erfolg zeigen, auch von vielen Menschen verehrt und gefürchtet werden. Die bedeutendsten unter ihnen wirken über ihren Tod hinaus segensreich, da sie ihre Kraft durch Begrabenwerden bei lebendigem Leib *(thooc)* direkt ihren Anhängern hinterlassen.

Die Priester heißen bei den Dinka Meister *(ban)*, führen sich auf Aiwel Longar, den Kulturbringer, zurück und gehören alle zu einem Clan, dessen Totem Fleisch *(ring)* ist. Die gewöhnlichen Clane *(kic)* haben die Tamarinde, einen bestimmten Vogel, Termiten, eine Nadel, den Nil *(kir)*, die Venus oder den Heglig-Baum zum Totem. Auch die Vertreter der neuen Mächte wie Regierung und Entwicklung heißen ›Meister‹, da man im Nilbecken schon früh erkannte: Der Türke ist ein Gott *(turuk ee jok)*.

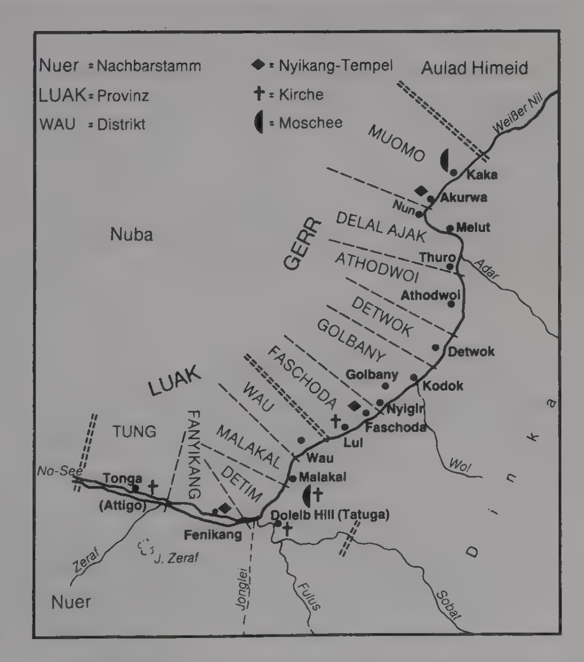
Wenn ein Dinka in Khartoum im Gefängnis gesessen hat, wird er eines seiner Kinder ›Khartoum‹ nennen, um jene Erfahrung zu bewältigen. Die neue Gottheit *ḥakūma* (›Regierung‹) ist zu den alten hinzugetreten, ohne sie aber abzulösen. Immer noch bedroht Macardit, der ›Große Schwarze‹, die Menschen, bringt aber gleichzeitig den Frauen Fruchtbarkeit. Abuk, die Urmutter, die einst die Trennung der Menschen von der göttlichen Welt verschuldete, sorgt heute für Wind *(ayum)* und Tau *(alwet)*; ihr männliches Gegenüber, Garang, kann Krieger wie Priester ergreifen. Zusammen mit Deng, dem herausragenden Regengott, sollen diese Mächte noch nicht lange die alten Clan-Götter ergänzen. Und wie sich diese, oft in Schlangen wohnenden Ahnenseelen immer sowohl freundlich als auch feindlich verhalten haben, lassen sich auch die jüngeren Gottheiten nicht einfach als gut oder böse bestimmen. So taten sich auch die Missionare schwer, unter den Unsichtbaren des Nilsumpfes Gott und den Teufel zu identifizieren. Ihre Bemühungen begannen schon 1854 in Heiligkreuz (heute: Kanisa) bei Shambe. 1885 wurde in Kairo als erster Dinka Daniel Sorur Pharim Deng zum Priester geweiht. Im Sumpf aber mußte sich auch Christus der nilotischen Theologie einordnen: Wo er Aufnahme fand, trat er als neues Mitglied den bestehenden Mächten bei, als Vertreter einer ganz bestimmten Erfahrung, zu der schon vor dem 1. Weltkrieg die deutsche Papyrus-Fabrik am No-See gehörte und heute der gewaltige Schaufelradbagger, der sich nach Jonglei durch den Lehm pflügte, oder der Columbia-Hubschrauber, der bei Bentiu ganze Bohrtürme über die Papyrus-Wälder flog.

Der massenhafte Einmarsch fremder Soldaten, Händler, Wissenschaftler und Missionare hatte die ohnehin prekäre Ordnung der Nilmarschen noch unsicherer gemacht. Wie immer in Krisenzeiten warteten die Menschen jetzt darauf, daß Gottheiten durch ausgesuchte Menschen das Wort selbst ergreifen. So traten neben die traditionellen Priester, die die Götter anriefen, von der Mitte des letzten Jahrhunderts an Propheten *(guk)*, die die Menschen ›anriefen‹. Ganz wie in alttestamentarischen Zeiten fielen sie durch Abnormitäten auf, taten Wunder und weissagten die unsicher gewordene Zukunft. Der 1906 verstorbene Nuer-Prophet Ngundeng pflegte z.B. auf einem Rinderpflock zu sitzen, der in seinem After verschwand. Er war von Deng, dem Dinka-Gott, besessen und ließ in Dengkur eine riesige, mit Elefantenzähnen umzäunte Asche- und Dungpyramide aufschichten. Sein verkrüppelter Sohn Gwek Wondeng zog 1928 gegen die Briten; seine 300 Krieger sollen von Bimerol, einem heiligen Stier, angeführt worden sein. Gwek wurde erschossen und die Pyramide von Dengkur gesprengt. Im Süden waren schon 1919 der Gouverneur von Mongalla, Stigand, und Major White auf einer Strafexpedition gegen die Aliab-Dinka umgebracht worden, und westlich des Nils, am See Jorr im Land der Nuong,

hatten Nuer 1927 den Beamten Fergusson erschlagen, als dieser auf der Wiederherstellung eines Knüppeldamms bestand. Darauf brachen von Adok, Shambe und Akot drei Militärpatrouillen mit Maschinengewehren und Stacheldraht auf. Nachdem sie in dem weiten Grasland weder Nuer noch Rinder antrafen, übernahm die Luftwaffe die ›Bestrafung‹ und bombardierte Rindercamps. 41 Jahre später wurde diese ›himmlische‹ Lehre von drei sudanesischen MIG-Jägern wiederholt, die bei Nyerol Tausende von Rindern abknallten.

So wird die neue Macht den Nilsumpfbewohnern immer wieder drastisch vor Augen geführt, daß sie sich mit ihr arrangieren. So erduldeten sie auch den ›ägyptischen‹ Kanal von Jonglei, der ihre Weidewege zerschneidet, und die 29 Bohrlöcher zur unterirdischen Ölblase, die nichts mit Rindern zu tun hat, aber eben sehr viel mit der ›Gottheit Staat‹. Das Einverständnis mit den göttlichen Kräften bekundet man aber auch im Nilsumpf, indem man sie kopiert – etwa im blutigen Opfer: Man tötet, damit es Leben gibt; man setzt Leben frei, damit es das Unheil mit sich nehme. Besonders befugt dazu ist auf Grund seiner ›Bitterkeit‹ bei den Dinka der ›Meister des Fischspeeres‹, der, bevor er seine geheiligte Lanze in den Nacken des Opferrindes rammt, z. B. ruft: »Komm, oh Gott, und laß mich gesund sein! Und du, Ochse Malith, wir haben dich nicht umsonst unter der Mittagssonne angebunden, sondern wegen der Krankheit, um dein Leben gegen das des Kranken einzutauschen, damit der Kranke auf der Erde bleiben kann und dein Leben mit der Macht weggeht.«

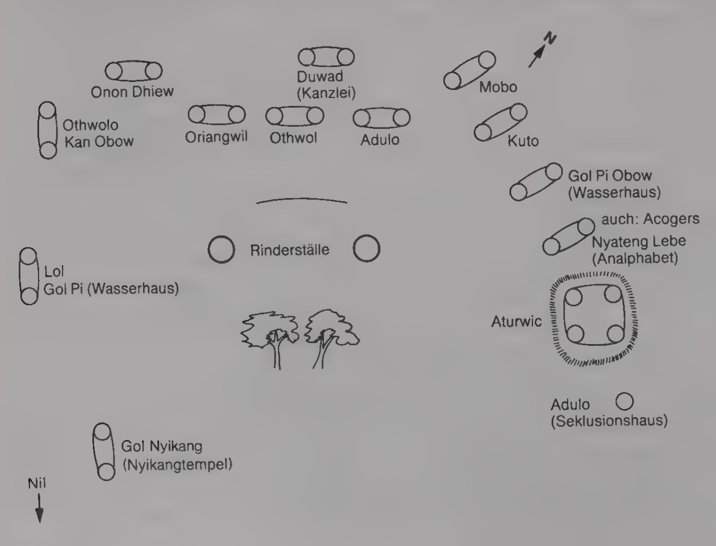
Bei den Schilluk gilt der oberste Opferpriester als König *(reth).* Er tötet den Bullen, der den Regen bringt. Darin besteht der Kern seiner ganzen Macht, die er auch nur so lange besitzt, wie der Kulturheros Nyikang in ihm wohnt. Diese mythische Gestalt soll einst das Volk aus der



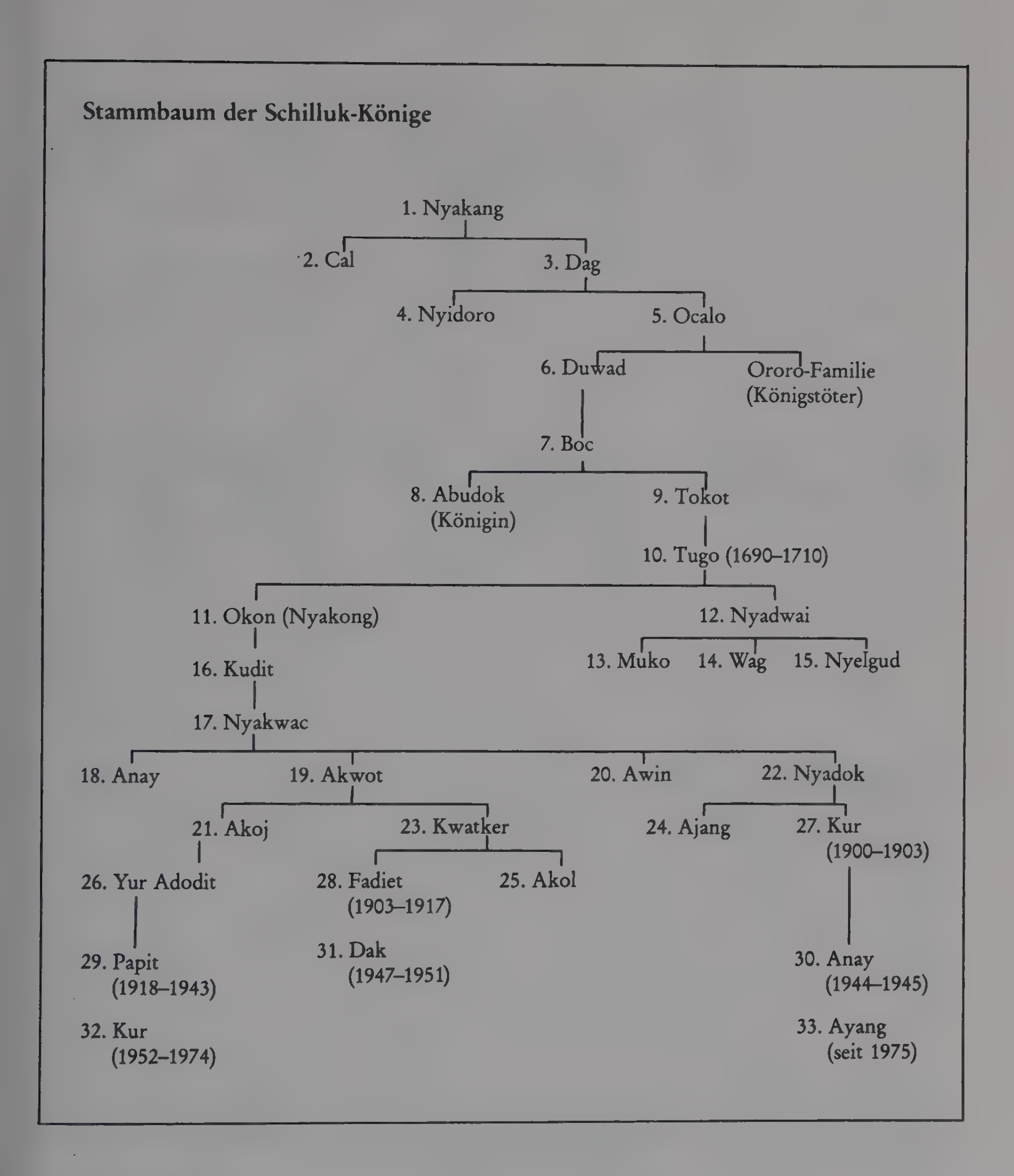
Das Königreich der Schilluk

Urheimat im Westen, wo die Colo unter Dimo zurückgeblieben sind, ins Nilknie geführt, das Königtum gestiftet und dann die Seinen verlassen haben. Unsichtbar wohnt Nyikang seither in mehreren Kenotaphen *(kengo)*, z. B. dem von Fenikang, in Flamingos, Sattelraben *(agak)*, Gottesanbeterinnen und vor allem in seinen Nachfolgern. Hat er einen König aufgegeben, etwa wenn dessen Frauen Impotenz bei ihm feststellen, ist der Herrscher nicht nur nutzlos, sondern auch gefährlich für den Fortbestand von Mensch, Tier und Feldern. Er muß dann verschwinden – das besorgen die von der Thronfolge ausgeschlossenen Nachkommen des Königs Ocalo *(ororo)* – und einer frischen Inkarnation Platz machen. Dazu holen die Distrikthäuptlinge *(jago)* die Ambatsch-Puppe des Nyikang aus dem siebentürmigen Tempel von Akurwa im Norden und setzen mit ihr den Nachfolger unter großem zeremoniellen Aufwand und vielen Scheinkämpfen in Faschoda (Denab) ein (Farbabb. 25).

Der heutige König Ayang Anay Kur Nyadok (Abb. 81) wurde im Frühjahr 1975 gesalbt. Sein Vorgänger Kur Papit saß während des Bürgerkriegs in Kodok unter Arrest – in der alten Türkenburg Faschoda, die 1898 kurz französisch war (vgl. S. 324). Die eigentliche Eroberung des Schilluk-Landes gelang dem Händler Muhammed Khair aus Dongola, der 1861 mit 200 Baggāra-Reitern und 1000 Gewehrschützen viele Dörfer verbrannte und Kaka als Handelsstützpunkt – sogar mit einer Franziskanermission – befestigte. Als zwei Jahre später Schilluk den Händlerkönig umbrachten, verwüstete eine neue Strafexpedition das Land. Die nächste Katastrophe folgte dann unter dem Khalifen-General Al-Zākī Tamal, der 1891 mit reicher Beute und vielen Sklaven nach Omdurman zurückkehrte. Um die Jahrhundertwende kam die Pax Britannica mit einem neuen Fort an der Sobat-Mündung; König Kur wurde nach Wadi Halfa deportiert, die katholische Mission gründete die Stationen Lul und Attigo (Tonga) und die protestantische Tatuga (Doleib Hill). Gegen alle diese Erniedrigungen und Entmündigungen, Missionierungen und Modernisierungen aber wird in Faschoda das heilige Königtum weitergepflegt, gleichsam stellvertretend für die verlorenen Traditionen in anderen Teilen des Sudan (Farbabb. 27, Abb. 87).



Plan der Schilluk-Königsresidenz Faschoda



Sichtbare Rinder

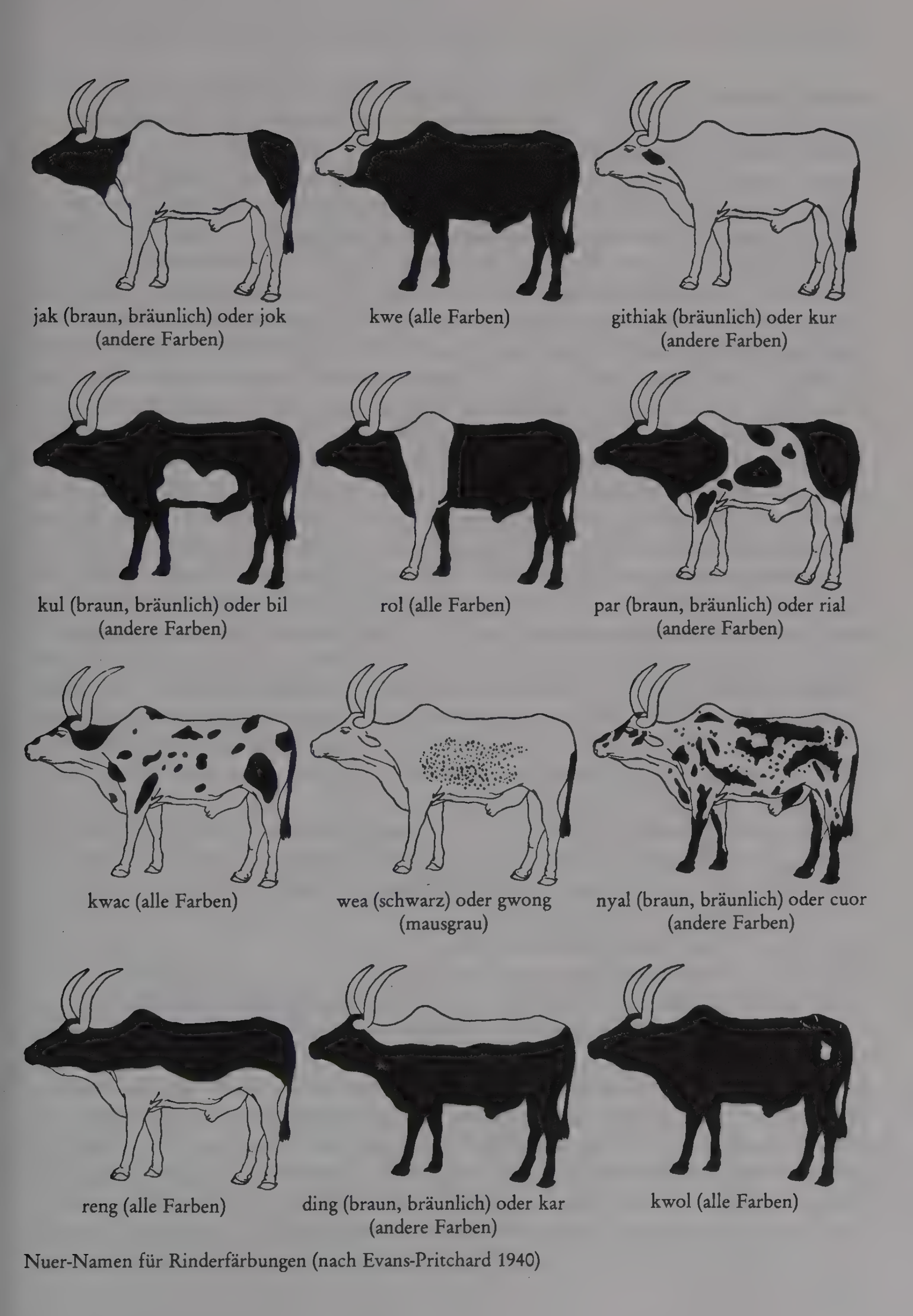
Das Erfülltsein mit der Kraft der Unsichtbaren zeigt sich in den Nilmarschen im sichtbaren Reichtum an Rindern. Deswegen gilt das Trachten nach ihnen zugleich als Gottesdienst, und sie selbst sind Gegenstand inbrünstiger Verehrung bis in die Welt der Toten hinein, wo Rinderahnen geweidet werden müssen. Die Ställe, in denen die Tiere die Regenzeit zubringen und die

Männer schlafen, dienen zugleich auch als Tempel und Totenhäuser. In ihnen können heilige Trommeln aufbewahrt werden; auf der Giraffeninsel im Gebiet der Gaweir-Nuer gibt es den *luak kwoth*, den Stall Gottes, zu dem Dinka und Nuer von weither pilgern. Lokale Heiligtümer sind die Ställe der ›Meister‹ und Priesterhäuptlinge, aber auch gewöhnliche Luak-Kuppeln können von Opferstellen umgeben sein: Lehmhaufen *(yik)* oder in den Boden gesteckte Äste, in denen die Schädel für einen Toten geopferter Rinder hängen.

Erwerb von und Umgang mit den sichtbaren und lebendigen Zeichen göttlicher Gnade bestimmen die Lebensgestaltung der Dinka und Nuer. Von der Wiege bis zur Bahre definieren sich die Menschen in Rinderbeziehungen: Sie heißen wie Rinder, sie imitieren Rinder etwa beim Sprung- *(lir)* und Stampftanz *(loor)* durch Erheben der Arme in Hörnerform und drücken Liebe wie Haß in Rindern aus: Der gebrochene Arm des Gegners kostet zehn Kühe, ein ausgeschlagener Zahn zwei und ein Ermordeter 40. Diese Entschädigungen werden freilich nur bezahlt, wenn die Geschädigten sie mit Nachdruck fordern; deswegen spielt die verwandtschaftliche Solidarität bei den Völkern der Nilmarschen eine ähnlich entscheidende Rolle, wie wir sie bei den arabischen Nomaden kennengelernt haben (vgl. S. 134). Wo Zentralgewalten fehlen, regiert immer das segmentäre Prinzip der Gleichheit und Gegenseitigkeit auf allen Ebenen, auch wenn es in den einzelnen Stammessektionen dominante und weniger angesehene Clane gibt. Die ›Meister‹ der Dinka, die Leopardenfellpriester der Nuer oder die neueren Regierungshäuptlinge können nur schlichtend in die oft blutigen Fehden zwischen Gemeinden, Sektionen oder Stämmen eingreifen und nur soweit, wie ihr stets schwankender Einfluß reicht. Sowohl für die Verletzung wie für die Wiederherstellung der Gleichgewichte stellen Rinder das ideale Mittel dar: Sie werden täglich ausgetauscht, verliehen, verschenkt, geneidet, verschoben, gestohlen, zurückgefordert – und vor allem umsorgt.

Wie sich die Niloten mit ihren Rindern gleichsetzen, zeigt sich am deutlichsten in der Institution des Lieblingstieres *(dil thak)*, mit dem der Knabe aus der mütterlichen Versorgung gelöst und in die Vaterwelt eingebunden wird. Es handelt sich dabei um einen kastrierten Stier, den man dem Initianden schenkt und der dessen anderes Ich darstellt, ist ihm doch auffällig die Wildheit weggeschnitten. Dementsprechend wird er geliebt, verhätschelt, geschmückt – und gequält, z. B. bei der Horndeformation *(ngat)*, wenn der Hirte das Horn, das nach vorne wachsen soll, mit seiner scharfen Speerspitze schräg abschneidet. Den Schmerz des Tieres vergleicht man mit dem Schmerz des Initianden, dem bei den Nuer sechs parallele Schnitte in die Kopfhaut gezogen werden (vgl. Abb. 85). Den Zeitpunkt dieses Festes *(gar)*, das etwa alle vier Jahre ansteht, legt der Rinderpriester *(wud ok)* fest. Der Operateur *(gaar)* beginnt sein Werk in der Frühe; die Verwandtschaft steht um die Knaben herum und erwartet von diesen Selbstbeherrschung. Zuerst kommt die rechte Kopfhälfte an die Reihe, dann die linke. Die nach dem Eingriff oft bewußtlosen Knaben werden in ein Haus gelegt; sollte die Gefahr drohen, daß einer den Blutverlust nicht übersteht, opfert man draußen ein Tier. Die üble Macht soll mit dem Tierleben vorliebnehmen.

Die drastische Form der Initiation bei den Nuer wird von den Nachbarn für ihre Kühnheit verantwortlich gemacht und von einigen Dinka-Stämmen nachgeahmt, so wie die Rek, Malual und Ngok die Beschneidung der Moslems übernommen haben. Die Methoden sind auswechselbar, das Ziel, die Jugend zu disziplinieren und nach dem eigenen Bilde zu prägen, bleibt. Die



Nuer-Namen für Rinderfärbungen (nach Evans-Pritchard 1940)

Schilluk brachten früher den Knaben drei und den Mädchen vier Reihen ihrer charakteristischen Perlennarben bei; heute tragen beide Geschlechter nur noch eine (Abb. 82). Da viele Schilluk-Kinder neuerdings zur Schule gehen, scheint es auch denkbar, daß der Brauch ganz aufgegeben wird.

Nach einer etwa zweimonatigen Pflege werden die Nuer-Knaben feierlich entlassen *(luny)*. Das gemeinsam Durchlittene hat sie zusammengeschweißt; sie gehen zurück in das Rinderlager, aber jetzt als Männer. Die Väter schenken ihnen Speere, Keulen, Parierschilde und den erwähnten Ochsen, nach dessen Färbung die ›neugeborenen‹ Stammeskrieger benannt werden. Der Kriegerklasse *(rik)* obliegt fortan Schutz und Mehrung des Rinderschatzes. Dabei werden die Jünglinge von den größeren Kindern und den unverheirateten Mädchen unterstützt. Letztere melken die Tiere in der Frühe, am späten Morgen treiben die Hirten sie auf die Weide, am Abend holen sie sie zurück. Dabei unterhalten sich die jungen Männer mit den Rindern durch Lieder, Rufe und Pfiffe. Auf diese Weise lenkt ein einziger Mann eine tausendköpfige Herde, deren Enden er im aufgewühlten Staub der Hufe nicht mehr sehen kann. Abends werden die Rinder getränkt, an Flußläufen, Tümpeln oder künstlichen kreisrunden Lehmbecken, die man in der Trockenzeit mit Wasser aus unheimlichen Tiefen füllt. Anschließend pflockt man die Tiere an, melkt die laktierenden zum zweiten Mal und entfacht Rauchfeuer in Dung- und Aschehaufen, um die Fliegen zu vertreiben. Die Hirten selbst schützen sich gegen die Plage der Moskitos und Rinderbremsen durch Einreiben mit Asche (Farbabb. 33). Das Leichengrau ihrer athletischen Körper wird an den Armen von dicken Elfenbeinringen unterbrochen, manchmal auch durch kunstreiche Perlenkorsetts gemildert (Abb. 83). Ebensoviel Pflege widmen die Hirten ihrer Lehmkappen- oder roten ›Punk‹-Frisur. Die Aschenhaufen zwischen den Windschirmen, an denen auch alles Gerät hängt, dienen nachts als wärmende Schlafstellen, tagsüber auch als Kochstellen für Milch und Brei. Waschen tut man sich und die Gefäße mit Rinderurin. Abgezapftes Blut gilt als Delikatesse. Sollte eine Kuh zu wenig Milch geben, bläst ihr der Hirte in die Vagina.

Die Rindercamps sind auch die Orte des Tanzes und des Gesangs (vgl. Farbabb. 30), wo die Jünglinge den Mädchen mit der Schönheit ihrer Rinder und ihrem Mut beim Viehdiebstahl zu imponieren suchen. Vor allem werden die Lieblingsochsen gepriesen:

»Ochse mit den Gabelhörnern,
Die reichen hinunter zur Erde,
Die überquellen wie kochende Milch,
Ich liebe das schwarze Muster des Gescheckten meines Vaters.«

Vor das eigentliche Ziel des Hirten, die Verheiratung mit seiner Geliebten, haben aber die Niloten-Götter als Hürde eine große Menge Rinder gesetzt. Dies macht dem Jüngling seit seiner Initiation zu schaffen, verleitet ihn zu waghalsigen Räubereien und treibt viele dazu, weit weg von den Marschen des Nils entwürdigende Arbeiten zu verrichten. Ob sie in Kordofan oder Darfur tagtäglich Wasserkanister am Schulterjoch tragen oder auf den Baustellen Khartoums Steine schleppen, der gesammelte Lohn ist für die Rinder ausersehen, auf denen die Väter ihrer Mädchen bestehen. Die Höhe des ›Brautpreises‹ wird letztlich von den Ältesten der beiden betroffenen Abstammungsgruppen *(gol)* regelrecht ausgehandelt. Das kann sich über Jahre hinziehen, ›Anzahlungen‹ zur Verlobung einschließen und auch wieder scheitern. Nicht nur

zwischen den beiden verhandelnden Linien ist das eine Zeit voller Spannungen, auch innerhalb einer jeden. So wie die Verwandtschaft des Bräutigams für den ›Brautpreis‹ zusammenlegt, wird der übergebene Reichtum auch in der Verwandtschaft der Braut wieder verteilt. Von den 17 Brautpreisrindern, die ein Schilluk-Jüngling einmal bezahlte, gingen vier an die Brautmutter, vier an ihren älteren und zwei an ihren jüngeren Bruder. Die restlichen wollte der Brautvater behalten, mußte aber vier dem Sohn des Bruders seiner Frau abgeben, da er selbst keinen Sohn besaß. Gerade die Brüder und Vettern der Braut sind es, die auf hohen Bezahlungen bestehen und auf große Anteile spekulieren, da sie selbst damit der Verwirklichung der eigenen Träume näher kommen. Auch um die übrigen Güter wie Kleinvieh, Waffen, Gerät, Tabak, Feuerholz und Geld wird sehr kleinlich gefeilscht. Erst wenn die letzte Kuh bezahlt ist, rückt der Schwiegerclan das Mädchen heraus. Zur Entspannung der Atmosphäre kennen die Dinka den Brauch, daß anschließend auch der Bräutigamsclan beschenkt wird – mit einem Drittel vom Wert des dort sehr hohen Brautpreises.

Mit dem Brautpreis, der bei den meisten nichtarabischen Gesellschaften des Sudan eine zentrale Rolle spielt und die Gemüter von alt und jung männlichen wie weiblichen Geschlechts bewegt, handelt sich die Abstammungsgruppe des Bräutigams das Recht auf die Kinder der Braut ein. Eine Ausnahme dieser Regelung haben wir bei den matriarchalen Uduk kennengelernt (vgl. S. 215f.). Bei den rinderbesitzenden Niloten befinden wir uns mitten im patriarchalischen Kulturkreis, wo das Mädchen seine Fruchtbarkeit nicht der eigenen Linie, sondern einer fremden schenkt. Fruchtbarkeit gilt aber als höchstes Gut und erfordert darum gewaltige Gegengeschenke. Was eignet sich da besser als die sichtbaren Heiligtümer? Nur sie können garantieren, daß die Kinder des fremden Mädchens bei der eigenen Verwandtschaft bleiben – auch wenn die Ehe schiefgeht und die Frau zu ihren Leuten zurückkehrt. Das gilt sogar für die Kinder von anderen Männern oder von stellvertretenden Vätern, wenn der Ehemann gestorben ist. So binden die gehörnten Schätze der Dinka und Nuer Abstammungsgruppen zusammen, die für ihr eigenes Wachstum auf diesen Austausch angewiesen sind. Das Gebot strikter Clanexogamie (Ausheirat) läßt alle Mädchen und Frauen der eigenen Linie unter das Inzest-Tabu fallen. Es hat selbst für den Schilluk-König Gültigkeit, dessen Harem darum nur aus ›gemeinen‹ Frauen besteht. Da der reiche Polygamist aber auch Brautpreis – oft den doppelten! – bezahlt, gehören die Kinder zum königlichen Geblüt *(kwareth)* und behalten zu diesem Zeichen ihre unteren Schneidezähne. Diese besondere Funktion der Rinder, den Männern Zugang zu den einzig erlaubten Frauen, d. h. solchen aus fremden Verwandtschaftsverbänden zu verschaffen, die dann der eigenen Gruppe ihre Kinder schenken, erhebt sie über alle anderen Tiere: das Kleinvieh, mit dem man alltägliche Käufe, Steuern und Strafen bezahlt, das Wild im Busch, mit dem die Niloten nicht viel anzufangen pflegen, oder die Fische, die mit Fischspeer, Harpune, Netz, vom Boot aus oder im Wasser watend gefangen werden. Zwar stillen diese Tiere den in den Marschen oft herrschenden Hunger, Wunder aber vollbringen nur Rinder. Sie werden vom Jüngling vermehrt und befördern ihn dann zum Erwachsenen, sie verwandeln ihn vom Rinderhirten zum Rinderbesitzer. Nach den Übergängen von Initiation und Heirat spielt übrigens die Altersklasse keine Rolle mehr; die Niloten des Sumpfes gehören nicht zu den ostafrikanischen Gesellschaften, deren Abstammungsgruppen von konsequent durchorganisierten Altersstufensystemen zerschnitten sind (vgl. S. 295f. und 308).

Die erwachsenen Dinka und Nuer, die – wie auch die Schilluk – heute alle die frühere Lederbekleidung mit der Baumwolltoga (Farbabb. 26) vertauscht haben, leben auf kaum merklich erhöhtem Grund in ihren verstreuten Einzelhöfen (Farbabb. 37), um die herum die Frauen Hirse, etwas Mais, Bohnen und Tabak anbauen. Letzteren rauchen beide Geschlechter aus langen wie aus kurzen Pfeifen (Abb. 79). Das Herdfeuer wird in den holzarmen Weiten mit getrocknetem Kuhdung unterhalten; oft ist der irdene Windschirm *(buor)* der Feuerstelle im Freien auffällig gestaltet, ja bemalt. Er symbolisiert den Mittelpunkt reifen Lebens, wo die von der Jugend erstrebte und von den Erdpriestern *(kwäär)* beschworene Fruchtbarkeit praktiziert wird. Hier im sauber gefegten Hof zwischen der Viehhürde aus knorrigen Ästen, dem Frauenhaus mit seinem stufig gedeckten Strohdach, das sich über den erkerartigen Eingang wölbt, und dem mächtigen Stall mit seiner Schachbrettkuppel und der bis zum Boden hängenden Fransenborde (Abb. 89) pflegt der Hausherr die Welt der Nilmarschen, indem er den Unsichtbaren Sichtbares opfert. Das Töten der über alles geliebten Rinder tut weh, aber es muß geschehen, damit die Welt nicht alt wird. Nicht zuletzt bringt es eine Menge Fleisch, und die Nuer sagen über den Widerspruch: »Augen und Herz sind traurig, aber Zähne und Magen fröhlich.«

Literatur: Über die großen Völker des Nilbeckens gibt es eine unübersehbare Fülle von Literatur. Am wichtigsten ist die Trilogie des bedeutenden Ethnographen Sir Edward *Evans-Pritchard* über die Nuer: ›The Nuer. A Description of the Modes of Livelihood and Political Institutions of a Nilotic People‹ (1940). ›Kinship and Marriage among the Nuer‹ (1951) ›Nuer Religion‹ (1956), Oxford UP. – Über die Dinka arbeitete u. a. Godfrey *Lienhardt:* ›Divinity and Experience. The Religion of the Dinka‹ Oxford UP 1961; dann aber auch der Dinka Francis Mading Deng, z. B.: ›The Dinka of the Sudan.‹ New York: Holt, Rinehart & Winston 1972. – Aus der Vielzahl schon früher Ethnographien über die Schilluk sei die des Missionars W. *Hofmayr* herausgegriffen: ›Die Schilluk. Geschichte, Religion und Leben eines Nilotenstammes.‹ Mödling 1925.

Die Wasserscheide

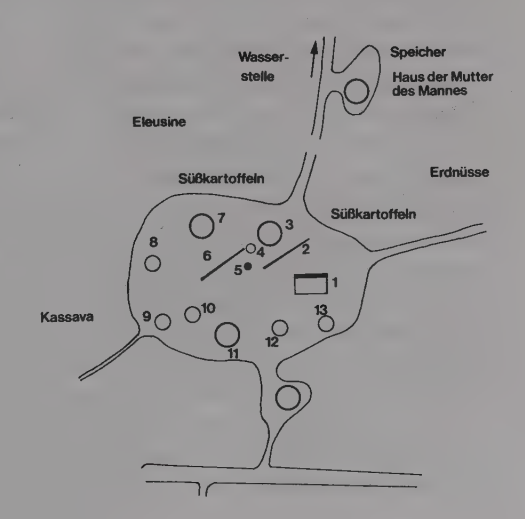
»Heiratet ein Mann eine Frau, so möchte er sie sauber sehen. Und er duldet es nicht, daß sie beim Zubereiten seiner Mahlzeiten faul ist. Auch läßt er es nicht zu, daß sie nach anderen Männern schaut. Und wenn viele Leute kommen, sollte sie ein gutes Essen kochen. Das sind die Pflichten, die ein Mann von seiner Frau erwartet. Eine Frau möchte, daß ihr Mann regelmäßig mit ihr schläft, daß er eine große Pflanzung anlegt und großzügig zu ihren Verwandten ist. Auch sollte der Ehemann ihr selbst großzügig Sachen kaufen. Das ist es, was eine Frau von ihrem Mann erwartet.«

So lautet der Sittenkodex in den Waldländern an der Wasserscheide zwischen Nil und Kongo, Mittelmeer und Atlantik. Es sind fleißige Bauern mit Wanderfeldbau, mutige Jäger mit Bogen und Netz, geschickte Handwerker in Ton, Eisen, Bast und Holz, aber auch gefürchtete Zaube-

rer, die den üppig bewachsenen Südwestrand des Nilbeckens bewohnen. Seine Tunnelwälder über den immer fließenden Wasserläufen beheimaten Tsetse-Fliegen und viele tückische Krankheitsträger mehr. Nur von November bis März hört der Regen auf und läßt das undurchdringliche Riesengras verdorren oder verbrennen, so daß die herumliegenden Felsen sichtbar werden. Hier reiste 1879 der deutsch-russische Arzt Wilhelm Junker (Abb. 57) und 10 Jahre vor ihm der baltische Botaniker Georg Schweinfurth, der uns den ersten genauen Bericht überbrachte. Die Nutzpflanzen des sogenannten Eisensteinplateaus sind Fingerhirse (eleusine coracana; *telabün),* Mais, Süßkartoffel, Erdnuß, Sesam, Sorghum, Bohne, Erbse, Kassava (Maniok), Yams, Banane, Mango (Mangifera indica), auch Tabak und Cannabis. An Fleisch ist die trypanosomiasis-verseuchte Gegend nicht reich; man hat etwas Wild und Fisch, ißt Huhn und manchmal auch Hund, sehr oft aber Kleintiere wie z. B. Termiten. Früher nannte man das größte Volk der Gegend ›Niam Niam‹, Menschenfresser (die Azande feilten damals ihre Schneidezähne spitz). Bleiben wir zunächst noch eine Weile bei ihren oben angedeuteten Eheproblemen:

Mann und Frau

»Mädchen«, sagt die neue Schwiegermutter, »wenn du nun eine Ehefrau wirst, sei allzeit sauber, wasche dich stets gründlich und sei nie wieder schmutzig.« Die Frau hat mit einigen Speerspitzen beim Vater des Mädchens für ihren Sohn geworben, und man ist sich einig geworden, auch wenn dem Vater ein älterer Schwiegersohn lieber gewesen wäre: »Denn reife Männer geben bessere Schwiegersöhne ab als junge. Jünglinge sind Kindsköpfe; sie beachten ihre Verpflichtungen gegenüber den Schwiegereltern nicht, während ein älterer Mann das sehr wohl tut.« Jedermann hat Probleme mit der Treue seiner Frau, denn »die Frau hat keinen Verstand. Sieht sie einen häßlichen Jüngling, schon will sie mit ihm gehen. Dann ermahnt der Mann seine



Gehöft eines polygamen Zande-Haushaltes:
1 Haus des Mannes
2 Sichtblende
3 Haus der 2. Frau
4 Erdhügel
5 Ahnenschrein
6 Sichtblende
7 Haus der 3. Frau
8 Speicher der 3. Frau
9 Hühnerhaus
10 Küche der 1. Frau
11 Haus der 1. Frau
12 Speicher der 1. Frau
13 Baumwollspeicher

Frau, und diese antwortet: ›Ja Herr, ich will diesen üblen Fehltritt nicht nochmals machen‹. Ihr Ehemann denkt nun, er habe sie zu einem guten Ende ermahnt, während bei nächster Gelegenheit, wenn sie einen Mann auf dem Weg trifft und der ihr einen Vorschlag macht, sie sich wohl an die Worte ihres Ehemannes erinnert, sie aber ignoriert und sich mit dem anderen einläßt.« »Ja, ein Mann hat es gern, wenn seine Frau schöne Stoffe um ihre Lenden trägt; er ist glücklich, wenn er sie so sieht und wenn ihr Körper gut eingeölt ist und ihr Haar frisch geflochten. Denn wenn sie so aussieht, möchte er mit ihr spielen. Doch meine Frau wies alle meine Angebote zurück. Sie trug Blätter statt Stoff um ihre Lenden, sie rieb ihren Körper mit Asche ein, ihre Arme, ihren Kopf, ihr Gesicht, wenn sie am Feuer saß – während mit Mafata, da war sie stets gut gekleidet und geölt!« Hier ist der Zeitpunkt nahe, wo die Beziehungen zwischen den Geschlechtern gewalttätig werden: »Ja, wir Azande denken, daß es gut für einen Mann ist, seine Frau zu schlagen. Alle Männer schlagen ihre Frauen; denn wenn eine Frau geirrt hat und man schlägt sie, wird sie verstehen, daß sie geirrt hat und sich an ihren Fehler erinnern und ihn nicht wiederholen. Doch ein Mann wird seine Frau nie ohne Grund schlagen, nur ein Tor würde das tun. Denn Frauen sind in Wahrheit wie Kinder, die eine Erziehung brauchen.«

»Hat ein Mann unterwegs eine Frau getroffen und beide empfinden etwas füreinander, suchen sie eine verlassene Hütte auf. Wenn er sich anschickt, sie auf das Bett zu legen, kichert sie. Sie liegt dann auf der Seite und legt ihre Lendenschnur und das Schamtuch *(rokko)* ab. Er hat sein Gewand bereits ausgezogen. Er zieht sie zu sich und liegt eine Weile zwischen ihren Brüsten. Dann steckt er seinen *zibb* zwischen ihre Schenkel und bewegt ihn zwei oder drei mal hin und her. Danach zieht er ihn wieder heraus, sie legt ihr Bein über ihn, er legt sich zwischen ihre Schenkel und faßt mit der Hand unter ihren Kopf. Sie nimmt nun seinen Zibb in die Hand und führt ihn in ihr *shagg* ein. Wenn er sich ausstreckt, geht sein Zibb vollständig hinein. Nachdem er mit ihr eine Zeit lang kopuliert hat, empfindet sie große Lust. Sie beginnt, ihm zu danken, und sagt: ›O mein Bruder, wie schön fühlt sich dein Zibb dort an. Mache es sehr langsam.‹ Schließlich bläst sie ihm ins Ohr. Wenn sie das getan hat, ergießt er sich in sie. Danach zieht er seinen Zibb aus der Shagg, und sie nimmt ihren Schamschurz und wischt ihn damit ab. Er steht dann auf, zieht seine Kleider an und sie bleibt nackt sitzen. Sie unterhalten sich flüsternd und vielleicht rauchen sie auch zusammen. Sollte ihn die Lust nochmals überkommen, zieht er sie wieder zu sich. Dann gibt er ihr ein Stück Geld.« Das hat natürlich nichts mit Prostitution zu tun, sondern mit Geschenkaustausch. Wenn der Ehemann seine Frau schwanger sieht, geht er zum Giftorakel. Er sagt: »Giftorakel, was habe ich gehört, daß meine Frau ein Kind trägt, nun, dieses Kind, das in meiner Frau ist, laß das Orakel bestätigen, daß es mein Kind ist, von meiner Seele – aber wenn nicht, wenn es nicht von meiner Seele ist, sondern von der Seele eines anderen Mannes ist, der im Körper meiner Frau ist, und es also, während ich denke, es sei mein Kind, in Wahrheit das Kind eines anderen Mannes ist, – dann Giftorakel, verschone das Huhn und zeige mir, daß es nicht mein Kind ist.«

Will ein Mann eine zweite Frau heiraten, mag er die erste bitten, für ihn zu werben. Möglicherweise wird sie das Ansinnen entrüstet zurückweisen; dann wird er seinen Vater anführen, der viele Frauen hatte, oder einen praktischen Grund geltend machen: »Es ist so, meine Schwester, wenn du krank bist, wird meine Kraft zu sehr beansprucht mit Wasserholen und Feuerholzsammeln. Es ist besser, ihr seid zu zweit, so daß, wenn eine krank ist, die andere ihr helfen

kann. So meine ich das.« Die Frau wird ihn verdächtigen, es schon lange mit jener getrieben zu haben. Er bestreitet das entschieden. Sie: »Na, dann nimm deine Speere, Herr, und geh mit ihnen eine Frau heiraten. Aber belästige mich nicht mehr damit. Laß sie kommen, so kann ich manchmal dich verlassen und zur Erholung zu meinen Leuten zurückgehen.« Er: »Ai, wenn du deswegen so gereizt bist, werde ich nicht gehen. Ich dachte, ich rede erst mit dir, so daß du gehen und ein freundliches Gespräch mit ihr führen würdest. Und wenn es geklappt hat, würden wir mit den Speeren losgehen.« Sie: »Bin ich deine Mutter, um für dich um die Hand einer Frau zu bitten? Das wird es bei mir nie geben, mein Bruder. Wenn du eine andere Frau heiratest, wirst du mich nicht im Streit mit ihr finden, es sei denn, sie fängt damit an. Unsere Familie kennt keinen Haß auf Mitfrauen. Laß sie kommen, damit sie die Sachen für dich macht, die ich nicht mache. So kann ich von ihr lernen.« Allmählich gibt die Frau zu, daß eine neue Heirat ihr Arbeitserleichterungen bringt. Sie willigt sogar ein, zur Brautwerbung den Mann zu begleiten: »Wenn du deine Speere bündelst, werden wir gehen. Andernfalls wirst du behaupten, ich hätte alle deine Heiratspläne durchkreuzt. Aber laß mich dich im voraus warnen: Wenn du mich wie Dreck behandelst, weil du eine junge Blüte geheiratet hast, werde ich in aller Ruhe meine Kinder nehmen und zu meinen Leuten zurückkehren. Höre das gut und laß es in deinen Kopf hineingehen. Das ist alles.«

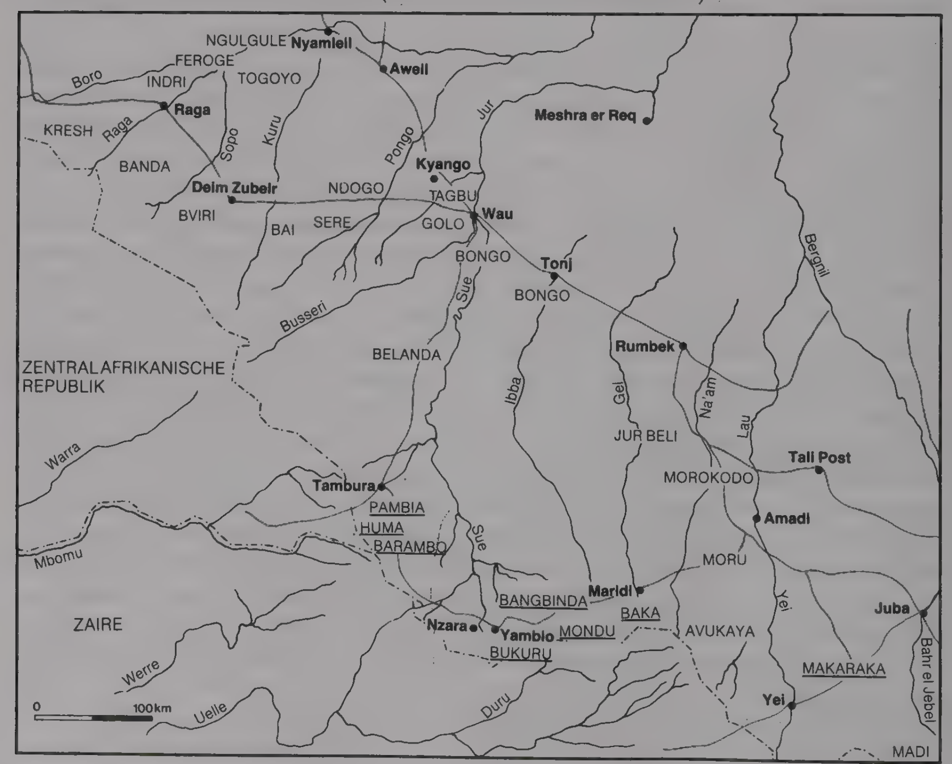
Der Vater, oder nach dessen Ableben der Bruder der Frau, der die Speere des Brautpreises entgegengenommen hat, gilt als der Hüter und Garant ihres Wohlverhaltens wie Wohlbefindens. Wenn die beiden durch eine Heirat verbundenen Familien dennoch in Streit geraten, geht man zum Häuptling als Richter oder zu einem Zauberer, der über unfehlbare Orakel verfügt. Vor allem in vorkolonialer Zeit waren es die Mächtigen und Einflußreichen der Wasserscheide, die die Streitfälle, über die sie richteten, infolge ihrer wuchernden Vielweiberei selbst verschuldeten. Viele Jünglinge waren auf außereheliche Kontakte oder Homosexualität angewiesen. Wurde ein Ehebrecher erwischt oder mittels des Giftorakels überführt, bekam er Hände, Genitalien, Oberlippe und Ohren abgeschnitten. Heute sieht das Verhältnis zwischen Mann und Frau etwas anders aus; die Frauen haben aufgehört, Prestige-, Tausch- und Beutegüter der Zandefürsten zu sein. Ein Greis erklärt das der Jugend: »Wißt ihr, Frauen sind heutzutage besser dran als Männer; denn heute hängt eine Frau nicht mehr vollständig vom Mann ab. Alle Früchte, die angebaut werden, die Eleusine und Kassava, stehen ihr zur Verfügung. Sie kocht manche für die täglichen Mahlzeiten und sie braut Bier, wie z. B. Eleusine-Bier *(gbangara)*, und brennt Schnaps. In der Tat, Jungens, ich glaube, heute bekommt eine Frau mehr Geld als die Männer. Eine fleißige Frau verdient jeden Tag Geld aus dem Verkauf von Alkohol in der einen oder anderen Form. Davon gibt sie etwas ihrem Gatten ab, um ihn beim Zahlen der Steuern oder beim Kauf seiner Kleider zu unterstützen. Ich sage euch, Jungens, ein Mann, der kein Handwerk versteht wie Flechten von Matten, Sieben, Worfelkörben, Schnitzen von Holzmörsern oder Anfertigen von Rohrstühlen, der ist von seiner Frau abhängig in allem, was er hat. Wenn sie dann streiten, wird sie das alles ausspielen: ›Was bist du überhaupt, wo ich doch derjenige bin, der dich aushält? Wenn ich mich über dich ärgere und dich verlasse, wirst du so arm sein wie ein Hund!‹«

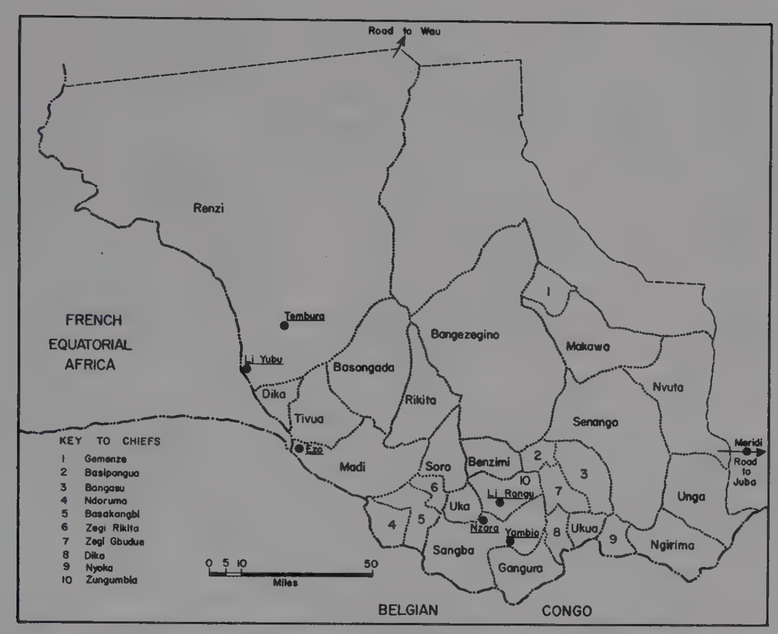
(Zitate aus Evans-Pritchard 1974)

Veränderungen

Die jüngste Neuerung an der Wasserscheide war administrativer Natur: 1976 avancierte Yambio, der Ort des gleichnamigen Zande-Königs und Verwaltungsposten seit 1918, zur Hauptstadt der neu geschaffenen Provinz West-Äquatoria. Der nördliche Rand der Schwelle verblieb in der geschrumpften Provinz Gazellenfluß. Davor war die einschneidendste Maßnahme, die auch die oben erwähnte Veränderung im Verhältnis der Geschlechter brachte, die Etablierung des großen Zande-Projekts 1946–48. Zwar kannten die Bauern schon lange Überschußproduktion und Zwangsarbeit, weil sie es gewohnt waren, riesige Häuptlingshöfe mit stehenden Truppen zu unterhalten. Aber bis zum 2. Weltkrieg brachten sie lediglich Chillie, Honig und Bienenwachs auf den sudanesischen Markt. Die Neuerung brachte für 40 000 Zande-Familien den Anbau von Baumwolle, Kaffee und Zucker, die lokale Verarbeitung und teilweise auch den Verbrauch dieser Produkte. Seither ist Nzara für die jungen Leute gleichbedeutend mit Geldverdienen, und seither gehört ein Fahrrad zum Status eines jeden erfolgreichen Mannes.

Stämme am Südwestrand des Nilbeckens (die zandeisierten sind unterstrichen)





Reinings Karte der Zande-Häuptlingstümer im Jahre 1953 (Belgian Congo = heutiges Zaire, French Equatorial Africa = heutige Zentralafrikanische Republik)

Die nächste Zäsur in der zurückverfolgten Geschichte bildete der Beginn der christlichen Mission: Nach Niederlassungen in Wau (1905) und Kyango (1906) bauten die Verona-Väter 1908 in Tambura eine Station, und 1912 setzte sich die anglikanische Church Missionary Society in Yambio fest. Der Westen der Wasserscheide sollte katholisch, der Osten evangelisch werden. Seither gibt es Schulen, christliche Vornamen und eine Vielzahl manchmal neoromanischer, manchmal aber auch schöner, wie altafrikanische Königshallen aussehender Kirchen im Lande. Hexerei, Orakel und Magie, mit deren Beschreibung der große Ethnograph Evans-Pritchard 1937 die Azande der westlichen Welt bekannt gemacht hat, sind in den Hinter- und Untergrund gedrängt worden.

Den bedeutendsten Eingriff an der Wasserscheide aber stellte die Aufteilung der vielleicht 15 selbständigen Fürstentümer in französisches, belgisches und britisches Hoheitsgebiet dar. Im Jahre 1905 schlug Major Bulnois den mächtigen Yambio (Gbudwe), wobei ihm der opportunistische Tambura half. Damit bekamen die Zande-Fürsten vorgesetzte Herren, die den Terror der ersteren etwas milderten. Die ethnische Karte des Gebiets wurde damals neu geordnet, indem die Überlebenden der Sklavenjagden und Raubzüge sichere und kontrollierbare Dörfer zugewiesen bekamen. Die Eroberungen und Plünderungen der Zande-Fürsten nahmen unter den chaotischen Verhältnissen der Mahdiya wieder erschreckende Ausmaße an, während zuvor die türkischen Gouverneure Gessi und Lupton in den Jahren 1879–84 einen ersten Kolonialfrieden erzwungen hatten. Die meisten Fürsten saßen damals im Gefängnis von Deim Zubeir. Ihre

Vorfahren, die Gründer des Herrschaftssystems an der Wasserscheide, waren Eroberer vom Mbomu, dem heutigen Grenzfluß zwischen Zentralafrika und Zaire. Sie fielen im 18. Jh. ins Land ein, nannten sich Avu-Ngara und regierten als machthungrige und untereinander verfeindete Prinzen des großen Königs Ngura (1755–80).

Die Azande der westlichen Äquatorialprovinz setzen sich also wie ihre Stammesbrüder in Zaire und Zentralafrika aus einer Vielzahl kleiner Bauernvölker zusammen, die durch die politisch-militärischen Aktionen des Avu-Ngara-Adels und seiner A-Mbomu-Krieger zu einem Volk mit der Staatssprache Pa-Zande zusammengeschmiedet wurden. Die nichtinkorporierten Opfer der Zande, die im letzten Jahrhundert gleichzeitig Attacken der Sklavenhändler vom Norden durchzustehen hatten und deswegen sehr oft von der einen Seite der Wasserscheide auf die andere und wieder zurück fliehen mußten, sind:

I. Ndogo-Sere; dazu Golo, Tagbu, Bai (westlich Wau)
II. Belanda, zusammengesetzt aus den Ndogo sprechenden Bviri und den Luo sprechenden Boor (südlich Wau)
III. Feroge, dazu Indri, Togoyo, Ngulgule, Manga, Ngbandala, Dongo (nordöstlich von Raga, schon im 19. Jh. z. T. islamisiert)
IV. Kresh, dazu Gbaya, Kpara, Aja, Woro (westlich Raga)
V. Binga, Kara, Yulu (aus dem Nordwesten eingewandert)
VI. Banda (einige Splitter aus der großen zentralafrikanischen Völkergruppe, südlich Raga)
VII. Bongo (zwei Gruppen südlich Wau und südlich Tonj), Baka (um Maridi), Jur-Beli (südlich Rumbek), Morokodo (nordwestlich Amadi)
VIII. Moru-Madi; zu dieser Sprachgruppe der beiden großen Völker südlich Amadi und südlich Kajokaji gehören noch einige kleine Gruppen wie die Avukaya, Bali'ba, Kediru etc.

Es gibt keine künstlichen Stammesmerkmale, um sich in dieser bunten Sprachenkarte zurechtzufinden; Schmucknarben an Wangen, Brust und Bauch kommen aber überall vor. Beide Geschlechter tragen traditionell die Zöpfchenfrisur, die sich früher viel variantenreicher präsentierte. Sie hat sich im Gegensatz zu der ehemaligen Bekleidung aus Blättern und Baststoffen aus der Rinde des Feigenbaums vor allem bei den Frauen gehalten. Die Menschen der Wasserscheide sind kleiner und zierlicher gebaut als die großen Niloten, und ihre Haut wirkt eher kupfern als tiefschwarz.

Glück und Unglück

Das auffälligste Merkmal der so facettenreichen Kulturprovinz des Südwestens sind die Grabmäler. Sie beeindrucken auch den flüchtigen Reisenden und stellen schwierigere Fragen als andere Bereiche der großartigen Kunst wie etwa die bunte Palette von Musikinstrumenten, die von mächtigen, tiergestaltigen Schlitztrommeln an den Häuptlingshöfen über große Xylophone und schwere Holztrompeten bis zur zarten Harfenlaute reicht. Im Moru-Land finden sich rätselhafte Megalith-Anlagen aus unbekannter Zeit, im Zande-Land stehen neuerdings gemauerte und zementierte Steinkuppeln bei den Gehöften, und die Bongo setzen kunst-



68 Vorsängerin mit Klangstäben bei einer Totengedenkfeier (Kau, Südkordofan)



69 Bedairīya-Mädchen im Tōb (Zentralkordofan)



70 Mädchen der 'Irēgāt-Nomaden



71 'Irēgāt-Familie aus Norddarfur



72 Uduk-Frau aus Tombak (Südfunj) mit Schmucknarben





73 Jüngling aus Kau (Südkordofan)



74 Mädchen aus Kau an der Wasserstelle



75 Jugendliche Uduk (Südfunj)

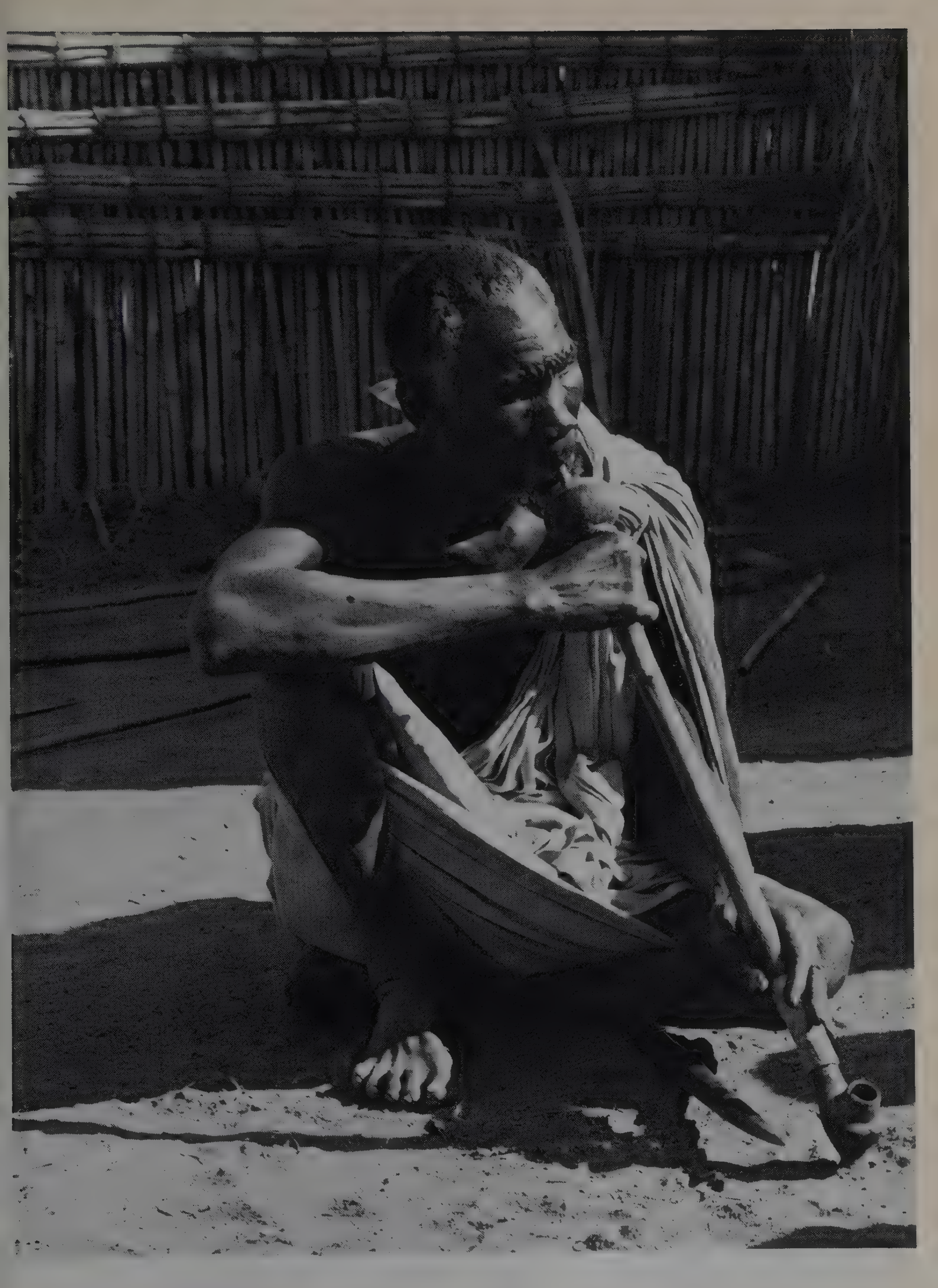
76 Kampf mit Schlagringen in Fungor (Südkordofan) ▷





77 Affenbrotbaum im sudanesischen Savannengürtel

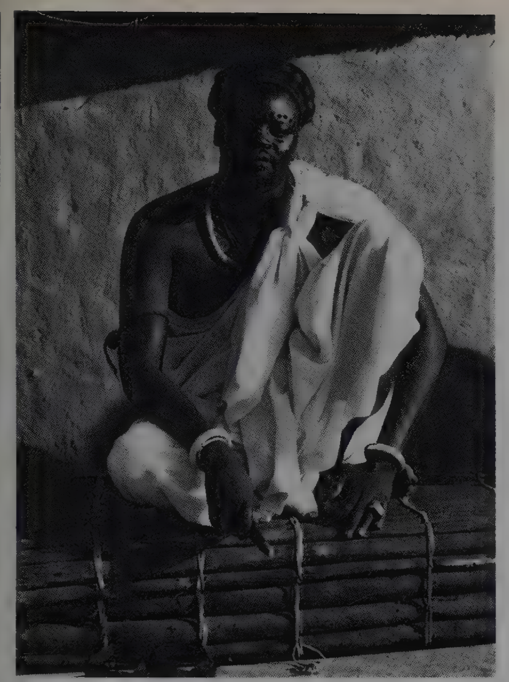
78 Hirten der Rufā'a al Hōi in Südfunj



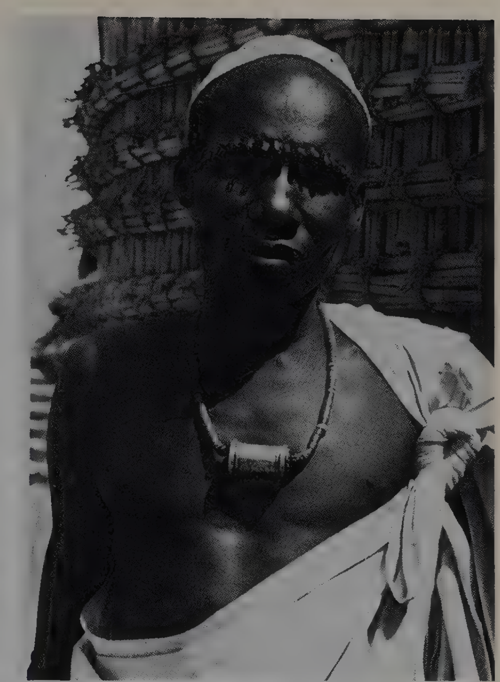
79 Schilluk mit Tabakspfeife



80 Junge Paloc-Dinka mit Kind (Obernil)



81 Ayang Anay Kur Nyadok, König der Schilluk



82 Schilluk am Königshof in Faschoda

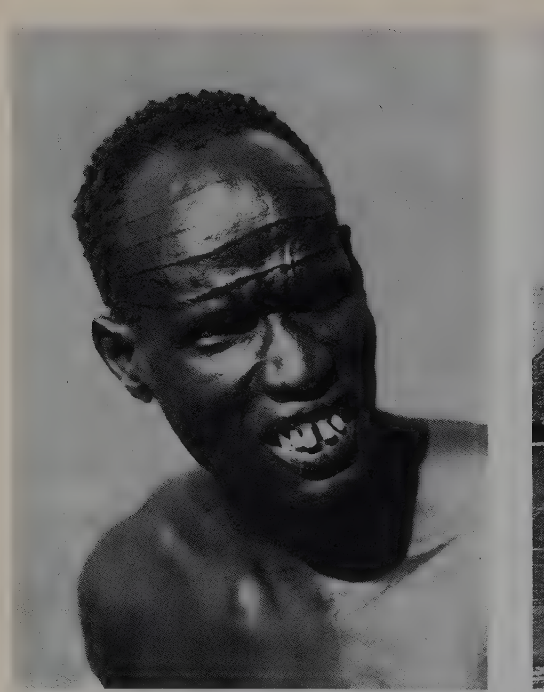


83 Mit Perlenkorsett geschmückter Dinka-Hirt



84 Sänger und Leierspieler der Schilluk



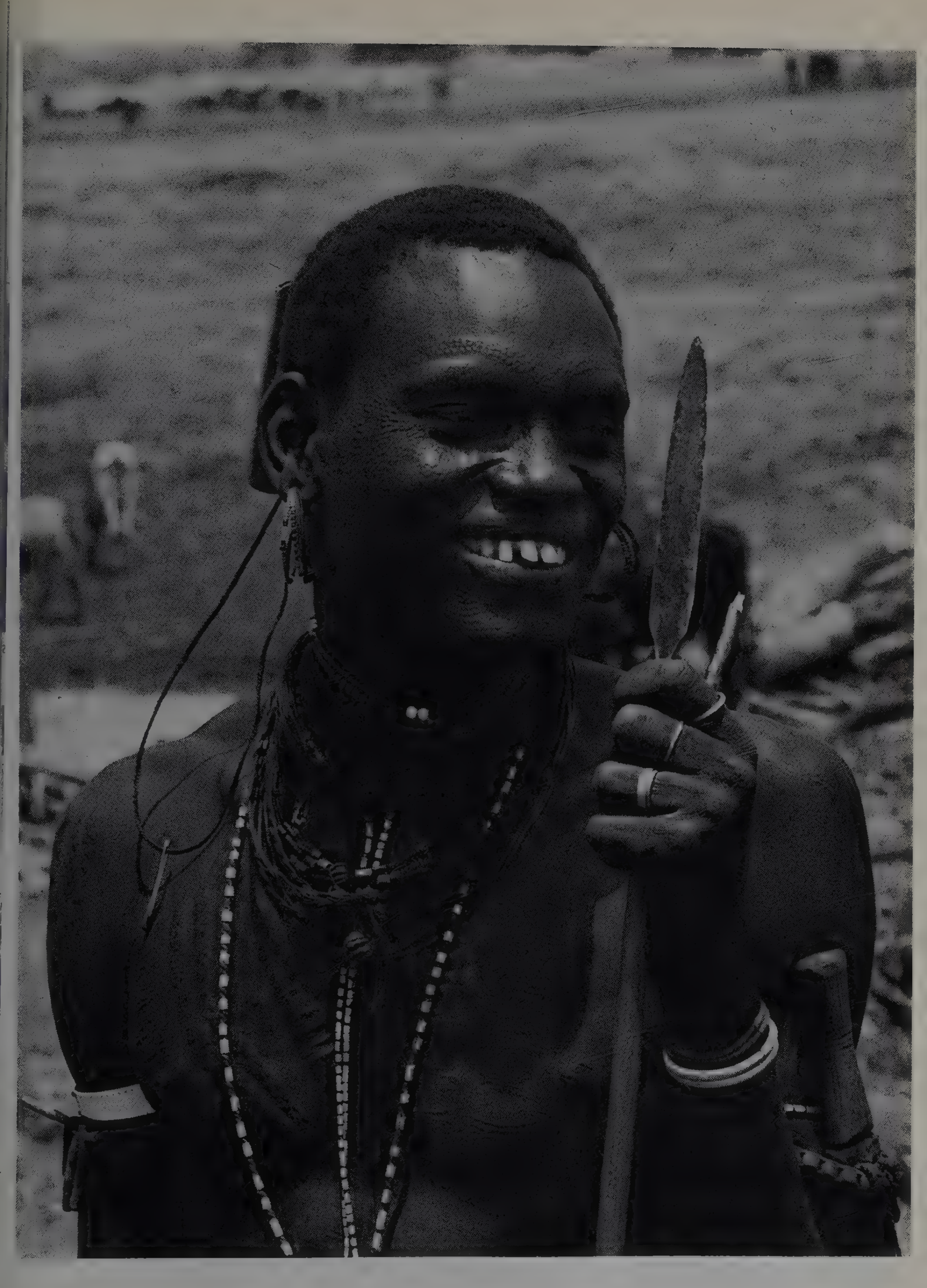


85 Nuer mit Initiationsnarben



86 In der Trockenzeit zugemauertes und verlassenes Haus der Meban (Obernil)

87 Nuer-Frau mit Tragekorb



88 Murle-Hirtenkrieger

89 Nuer-Gehöft mit großem Stall und zwei Frauenhäusern

90 Mandari-Knaben mit Prachtochsen im Hirtenlager



91 Murle-Greis

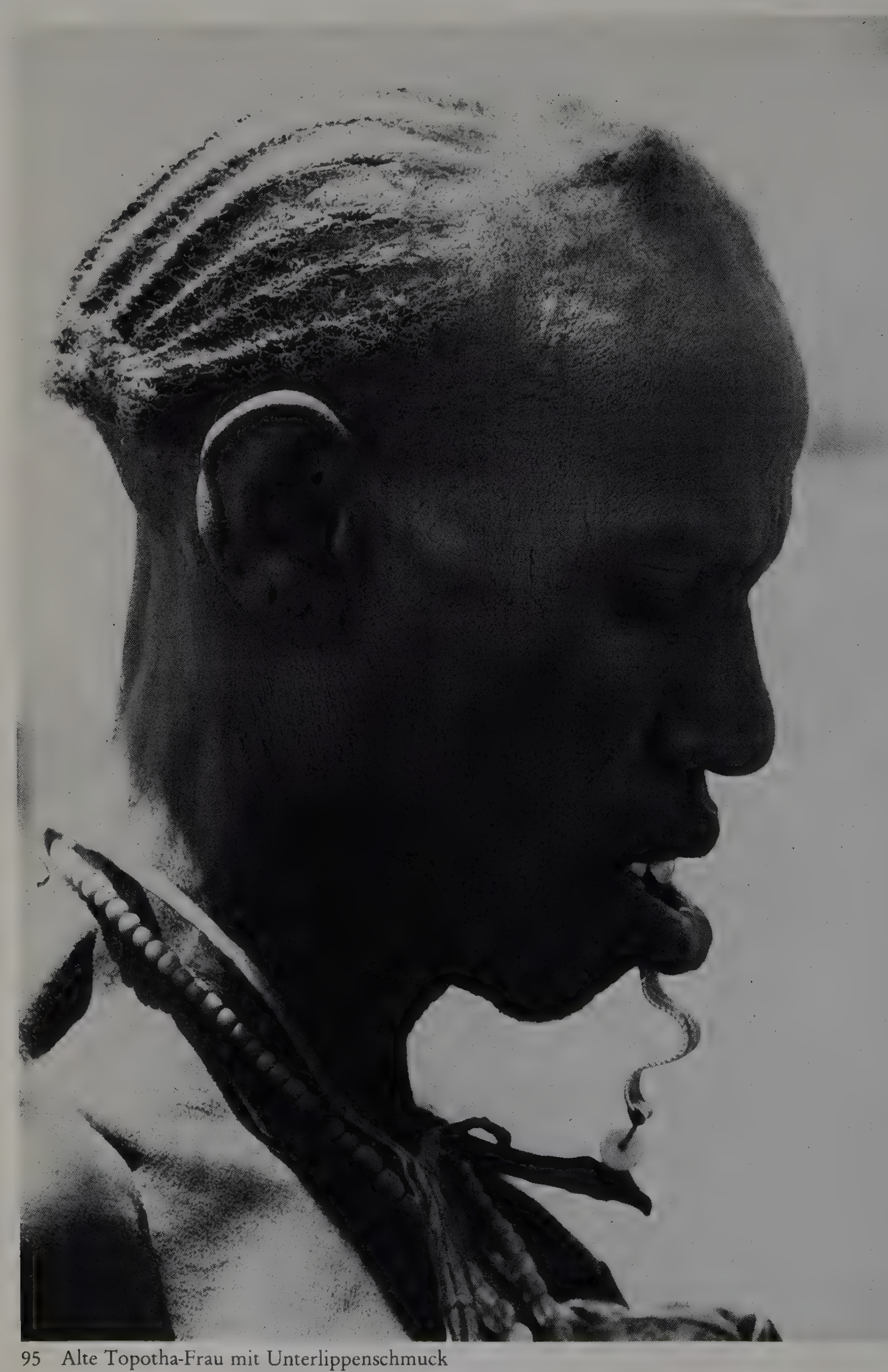


92 Reich verzierter Prachtochse der Murle

93 Hirten und Herde der Murle am Kong Kong (östliche Jonglei-Provinz)

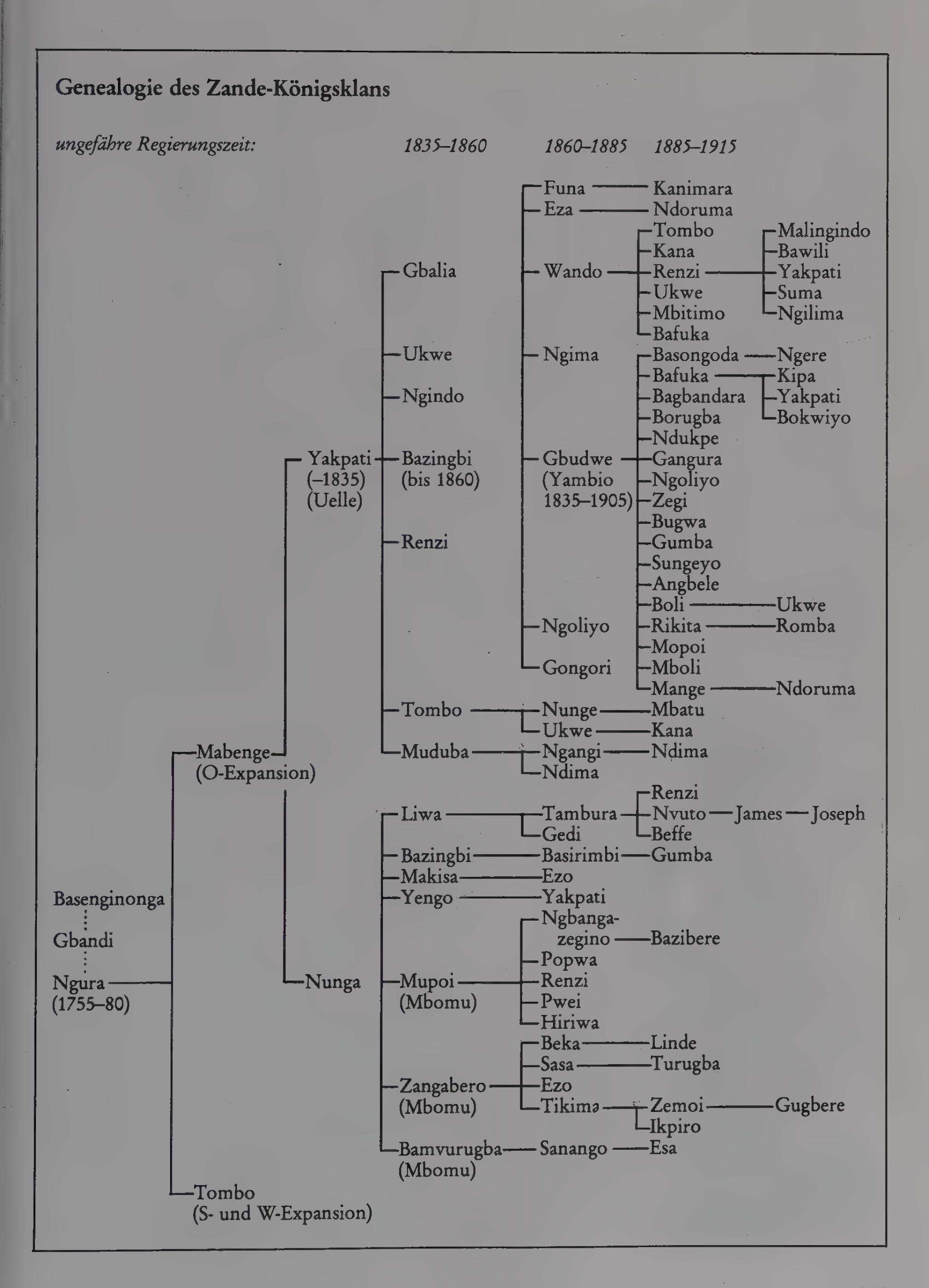






95 Alte Topotha-Frau mit Unterlippenschmuck

◁ 94 Murle-Kinder beim Fischen


Genealogie des Zande-Königsklans
ungefähre Regierungszeit:
1835–1860
1860–1885
1885–1915
Funa
Kanimara
Eza
Ndoruma
Tombo
Kana
Renzi
Ukwe
Mbitimo
Bafuka
Malingindo
Bawili
Yakpati
Suma
Ngilima
Gbalia
Wando
Ukwe
Ngima
Basongoda
Ngere
Bafuka
Kipa
Ngindo
Bagbandara
Yakpati
Borugba
Bokwiyo
Ndukpe
Yakpati
(–1835)
(Uelle)
Bazingbi
(bis 1860)
Gbudwe
(Yambio
1835–1905)
Gangura
Ngoliyo
Zegi
Bugwa
Renzi
Gumba
Sungeyo
Angbele
Boli
Ukwe
Ngoliyo
Rikita
Romba
Mopoi
Gongori
Mboli
Mange
Ndoruma
Tombo
Nunge
Mbatu
Ukwe
Kana
Mabenge
(O-Expansion)
Muduba
Ngangi
Ndima
Ndima
Renzi
Liwa
Tambura
Nvuto
James
Joseph
Gedi
Beffe
Bazingbi
Basirimbi
Gumba
Makisa
Ezo
Basenginonga
Yengo
Yakpati
Ngbanga-
zegino
Bazibere
Gbandi
Popwa
Ngura
(1755–80)
Nunga
Mupoi
(Mbomu)
Renzi
Pwei
Hiriwa
Beka
Linde
Sasa
Turugba
Zangabero
(Mbomu)
Ezo
Tikima
Zemoi
Gugbere
Ikpiro
Bamvurugba
(Mbomu)
Sanango
Esa
Tombo
(S- und W-Expansion)

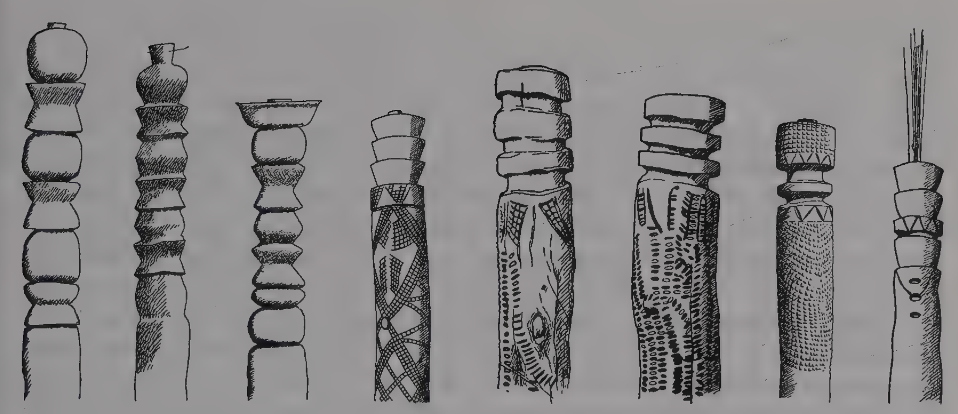
reich geschnitzte Holzpfähle *(ngya)* auf ihre Grabhügel. In all diesen Totenmälern der Wasserscheide setzt sich das Bemühen des Lebenden um Rang und Ansehen in den Tod hinein fort. Seine Angehörigen, die ihm regelmäßig opfern, unterstützen das, weil sie an seinem aufrechterhaltenen Status teilhaben. Was ein Bongo-Jäger geleistet hat, wird zum Beispiel der Nachwelt in den Kerbpflöcken mitgeteilt. Auf manchen Pfosten sind Blechschüsseln befestigt, manche tragen kleine Holztiere. Oft schmückt einen der Pfähle ein gewaltiges Gehörn, oder es stehen mannshohe hölzerne Figuren (*mangir* = fürchten) neben dem Grab. Sie können den ahnungslosen Besucher erschrecken und sollen das auch – vor allem, wenn dieser für das Ableben des Toten verantwortlich ist.

Die Leute der Wasserscheide glauben nicht so leicht an Zufall, da kennen sie ihre Mitmenschen zu gut. Wo immer Unglück geschieht, suchen sie erst einmal den Übeltäter, den *bi tobo,* wie die Bongo ihn nennen, oder den *ira mangu,* wie er bei den Azande heißt. Zu seiner Ermittlung kennt man eine Fülle unterschiedlicher Techniken und eine große Zahl kundiger Spezialisten, die für ein gutes Geld aggressive wie abwehrende Gedanken in die Tat umsetzen. Der gemeinsudanesische Name für diese Psychagogenzunft lautet *kujur.* Es gibt sie auch überall; im südwestlichen Busch aber leben die fähigsten. Bei den Banda und Kresh praktizieren sie mit der Wurzel *kudu,* der magischen Knotenschnur *habil banda* und dem Schrei des kleinen schwarzen Vogels Yakasho. Die Zauberer der Belanda und Zande begraben die Wurzel *kura* neben dem durch Hexerei Gestorbenen, auf daß der Übeltäter ebenfalls umkomme, oder sie bereiten aus wilden Zwiebeln eine Medizin, mit der Männer impotent werden zugunsten ihrer Nebenbuhler. Ein ganzes Netz von unterschiedlich wirksamen Orakeln steht den Geschädigten oder Bedrohten zur Verfügung und ernährt die, die mit dem teuren Gift *(benge),* dem Reibebrett *(iwa),* den Termitenhölzern *(dakpa)* oder den Balancestöckchen *(mapingo)* umgehen und die oft verschleierten Antworten deuten können.

Es liegt auf der Hand, daß weder christliche Mission noch bürokratische Regierung in diese Gedankenwelt folgen konnten, die einmal von Ture, der Spinne, unter die Menschen gebracht worden war. Da die Fremden aber stärker waren, verboten sie bereits in den 20er Jahren die Ermittlung und Bestrafung von Personen, die andere verhexen. Als natürliche Folge nahm die Hexerei, weil nun ungestraft, zu und die Bevölkerungszahl ab. Weil auch die Spezialisten ›Berufsverbot‹ erhielten oder nur noch im Geheimen praktizieren konnten, ließ die innere Sicherheit an der Wasserscheide bedenklich nach. Bei den Bongo geht man



◁ Zauberer der Azande (nach Geyer 1914)



Grabpfosten der Bongo (die linken drei) und der Avukaya

jetzt nachts nur noch in großen Gruppen, um gegen einen etwaigen Überfall durch bandenmäßig organisierte ›Hexen‹ gewappnet zu sein. Der Ethnologe Kronenberg erfuhr Ende der 50er Jahre folgende Begebenheit: »Ein Mann hatte die Medizin *kaga komo kendi,* die ›Medizin der hellen Augen‹, d. h. er konnte die *bi tobo* als solche erkennen, die ohne den Besitz dieser Medizin für den sie Begegnenden wie gewöhnliche Menschen aussehen. Er sah, wie die bi tobo sich unter einem Baum versammelten. Sie trugen Holzposaunen und Trommeln. Als sie sich alle auf dem Baum versammelt hatten, trommelten, tanzten und die Posaunen bliesen, nahm dieser Mann die Leiter, mit deren Hilfe sie auf den Baum gestiegen waren, weg, so daß die bi tobo nicht mehr den Baum verlassen konnten. Der Mann lief dann, so schnell er konnte, in sein Dorf zurück, versammelte alle Leute und führte sie zu dem Baum. So sahen die Leute die in der Baumkrone versammelten bi tobo. Es waren ihre eigenen Mütter, Väter, Brüder und Schwestern. Entsetzt rief der eine: ›Ist das nicht meine Schwester?‹ und der andere: ›Ist das nicht meine Großmutter? Ja, sie ist es!‹ So erfuhren sie, wer die bi tobo in ihrem Dorf waren, denn die bi tobo selbst würden das nie eingestehen.«

Literatur: Die beiden berühmten älteren Beschreibungen der Wasserscheide lauten: Georg *Schweinfurth:* ›Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im Centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871.‹ Leipzig: Brockhaus, 2 Bde 1874; und Wilhelm *Junker:* ›Im Sudan. In der Libyschen Wüste und an den Quellen des Nil. Reisen 1875–1878.‹ Wien 1889. – Über die Azande hat *Evans-Pritchard* vier bedeutende Bücher geschrieben: ›Witchcraft, Oracles and Magic among the Azande.‹ Oxford 1937; ›The Azande, History and Political Institutions.‹ Oxford 1971; ›The Zande Trickster.‹ Oxford 1967; ›Man and Woman among the Azande.‹ London 1974 (Aus letzterem stammen die Zitate dieses Abschnitts). – C. C. *Reining* beschreibt den Modernisierungsaspekt des Zande-Landes: ›The Zande Scheme. An anthropological case study of economic development in Africa.‹ Evanston, Ill. 1966. – Das Schicksal der anderen Völker der Wasserscheide hat der Missionar Stefano *Santandrea* rekonstruiert: ›A tribal history of the Western Bahr el Ghazal.‹ Bologna 1964. – Ihr in den 50er Jahren gesammeltes Material über die Bongo haben Andreas und Waltraud *Kronenberg* 1981 herausgegeben: ›Die Bongo. Bauern und Jäger im Südsudan.‹ Wiesbaden: F. Steiner.

Aequatoria

Die Provinz heißt auf arabisch Istiwa' ıyya und beginnt, wo die Ufer des Bergnils langsam deutlicher werden. Zunächst fließt der Fluß noch zweiarmig und tränkt die Herden der Mandari wie nördlich die der Niloten; im Bari-Land aber wird das Bett tiefer, und bald erfreut eine ganze Reihe interessant geformter Granitblöcke das Auge des südwärts Reisenden. Sie künden das Ende der lähmenden Sumpf- und Grasweiten an. Nach 800 Flußkilometern seit der Sobatmündung ist bei Juba das Nilbecken durchfahren. Vom Westen schiebt sich die ›Azanda-Schwelle‹ heran, und im Osten reihen sich die mächtigen Gebirgsstöcke der Acholi, Imatong und Dongotono aneinander, in deren Vorfeld sich kleinere Erhebungen wie Luluba, Liria, Lowe oder Lafit gruppieren. Die im Oberlauf immer Wasser führenden Ströme Kidepu, Koss, Kinyeti und Kudo verlieren sich wieder im Badigeru-Sumpf; der Nil ist auch hier im wesentlichen auf sich selbst gestellt, und wie die Katarakte zur Wüstendurchquerung, so statten ihn hier die malerischen Fula-Fälle (Farbabb. 35) am Rande des Uganda-Hochlandes mit der nötigen Strömungsgeschwindigkeit zur Sumpfdurchquerung aus.

Kurz hinter dem charakteristischen Kegel Logwek bei Rejaf kamen infolgedessen die Schiffe der Nileroberer nicht mehr weiter. Werne, der beim ersten Vorstoß 1840 dabei war, schreibt darüber. Damals freuten sich die Bari noch über den seltsamen Besuch. 20 Jahre später führte Baker mit ihnen Krieg, und ab 1878 versuchte der deutsche Eduard Schnitzer, als Emin-Pascha moderne Verhältnisse einzuführen. Von ihm stammen die ersten genauen Beobachtungen, z.B. über den eßbare Ölfrüchte tragenden Butterbaum (Butyrospermum; *lulu*) und den Leberwurstbaum (Kigelia aethiopica), dessen Fruchtmark als Wundverband Verwendung finde, oder auch über die Wachstumschancen von ihm selbst eingeführter Pflanzen wie etwa des Eukalyptusbaums aus Australien. Von besonderem Wert aber sind in den Schriften des Universalgelehrten Emin, des ›Mimbe‹ der Bari, seine wechselnden Erfahrungen mit der Bevölkerung, vor allem mit den Lokalgewaltigen. Sie saßen damals an den teils eisenhaltigen Inselbergen, die wie ihre Vorväter heißen: Nyar Konyi (Lado), Beliniang, Lianga, Luluri, Lungyi, Kuruk usw.; den Lako von Beliniang ließ Emin enthaupten, dem Wani Lokose von Mogiri schenkte er ein Gewehr.

Die Priester

Macht erwirbt man auch in Aequatoria, wenn man Regen bringen kann, d.h. wenn man andere glauben machen kann, der Regen folge einem. Der Einfluß dieser ›Wettertechniker‹, welche die Bari *matat lo piong*, die Lotuko *chobu* nennen, reicht so weit wie ihre Überzeugungskraft. Sie endet, wo es zu umständlich wird, den Regenpriester aufzusuchen, oder wo ein anderer über dieselbe Macht zu verfügen scheint. In früheren Zeiten konnte ein Regenmacher selbst Menschenopfer fordern, und die von Dürre und Tod bedrohten Bauern gehorchten ihm. In normalen Jahren aber genügen normale Praktiken: Im Regenheiligtum am Shindiru-Berg etwa werden nach dem üblichen Ziegenopfer kleine Regensteine (Kiesel oder Artefakte) gewaschen und eingeölt, danach mittels Eisenstangen Wolken über den Himmel gezogen.

Wenn schon der Großvater gut Regen machte, der Vater sich als fähig erwies und der Sohn ebenfalls verspricht, das Land mit Wasser zu versorgen, entsteht eine vorübergehend stabile ›Regenprovinz‹. Das heilige Amt vererbt sich also – bei den Lotuko auch auf Töchter –, doch der Erbe muß den Besitz seiner Gnadengabe stets aufs neue unter Beweis stellen. Für die schreckliche Trockenperiode 1855–59 wollte der mächtige Nigila von Beliniang zwar zunächst die Händler und dann die Missionare verantwortlich machen, die Bari aber hielten sich an ihn selbst und erschlugen ihn. Er war ein weitgereister Mann, hatte 1845 sogar Khartoum besucht und sprach arabisch. Eine ähnliche Rache nahmen zu Bakers Zeiten die Lokoya an ihrem Legge von Liria.

Die Regenmacher der Bari gehören dem Priesterclan Bekat limat an, wie die der Mandari dem Bora-Clan oder die der Lotuko dem Igajo-Clan. Zur Unterscheidung von den gewöhnlichen Sterblichen behalten die Mitglieder der heiligen Clane die unteren Schneidezähne und oft auch langes Haupthaar. Ihr Ältester besitzt besonderes Gewicht im Rat der Clanältesten. Doch auch wenn er ein erfolgreicher Regenmacher ist, muß er noch andere ›große Männer‹, welche die Bari *ngutu duma* nennen, neben sich dulden: sowohl säkulare, wie den Regierungshäuptling *(matat lo gela),* Parlamentsabgeordnete und Parteimitglieder, als auch sakrale wie katholische und evangelische Pfarrer, Wahrsager, Orakeldeuter, Hexereitechniker, Medizinmänner und vor allem den ›Erdherren‹. Diese Gestalt heißt bei den Bari *monyekak* und unterscheidet alle Stämme Äquatorias von denen der Wasserscheide. Der Erdherr ist in allen Fragen der Landzuteilung und Landnutzung die höchste Autorität, da er als Nachkomme der ältesten Siedler gilt und infolgedessen die Kräfte der Erde am besten kennt. In früheren Zeiten wurde bei seiner Einsetzung ein Mädchen lebendig begraben, damit seine Amtsführung mit ausreichender Initialenergie beginnen konnte. Sehr oft kooperiert der Erdherr mit dem Regenpriester, so bei den Zeremonien der Aussaat, der Ernte, der Jagd oder des Fischfangs. Aber er vertritt ein anderes Lebensprinzip als sein Kollege, der zum Himmel sieht. Am besten vergleicht man das Verhältnis der beiden mit der Beziehung des gütigen Himmelsgottes der Bari, des Ngun lo ki, zu seinem jüngeren Bruder Ngun lo kak, der auch böse sein kann, in Bäumen und unter Felsen haust und mit den Lokalgeistern unter einer Decke steckt.

Wie wir schon in anderen Provinzen des Nilsudan gesehen haben, betreffen die Aufgaben der Priester nicht nur die Abstimmung mit den Kräften des Himmels und der Erde, sondern auch die Schlichtung der Streitereien, die alltäglich zwischen den Verwandtschaftsverbänden ausbrechen. Die über 100 *dunget* der Bari sind sogenannte exogame Patriclane, die sich nach einem bestimmten Tier oder Pflanze (Totem) nennen, die Abstammung in väterlicher Linie rechnen und ihre Frauen aus anderen Verbänden holen, die weder mit den Eltern noch mit den Großeltern des Bräutigams verwandt sind. Mit den Schwiegerclanen bestehen in der Regel bessere Beziehungen, ansonsten aber herrschen eher Mißtrauen und Feindschaft. Wenn jemand gestorben ist, inszenieren die Hinterbliebenen mindestens ein Scheingefecht gegen die Angehörigen der anderen Clane im Dorf. Manche Familienverbände reden auch nicht miteinander, wie z. B. die Lumbari und die Dung im Bari-Land. Man erzählt sich dort folgende Geschichte:

»Vor langer Zeit lieh ein Dung den Speer eines Lumbari aus, um auf einer Reise eine Waffe bei sich zu haben. Unterwegs traf er einen Elefanten und speerte ihn. Doch das Tier rannte mit dem Speer in der Seite davon. Nach der Rückkehr von der Reise ging der Dung zum Besitzer des

Clan	Linkes Ohr		Rechtes Ohr	
	Kuh	Stier	Kuh	Stier
Bekat Limat (Priesterclan)				
Bekat Manabur		ungeschnitten		
Cela				
Kin	ungeschnitten			
Lobojoka				
Mini	ungeschnitten		wird ganz abgeschnitten	
Panyigilo				
Paran				
Sera				

Clanmarken, die die Bari ihren Rindern in die Ohren schneiden (nach Beaton 1936)

Speeres und sagte: ›Der Speer, den du mir gabst, ist abhanden gekommen. Er steckt in der Flanke eines entlaufenen Elefanten.‹ ›Was willst du von mir?‹ fragte der Lumbari. ›Ich komme, um dir eine Entschädigung anzubieten‹, sagte der Dung, ›oder nimm hier meinen eigenen Speer, wenn du willst.‹ ›Auch wenn du mir Speere wie Grashalme oder Kühe wie Sandkörner anbietest‹, sprach der Lumbari, ›ich werde sie zurückweisen. Es ist mein eigener Speer, den du mir zurückbringen wirst.‹ Der Dung mahlte Korn als Proviant und machte sich auf den Weg, den Elefanten zu suchen. Er ging sehr weit, immer der Spur seiner Beute nach. Jahre vergingen, sein Haar wurde weiß und er ein alter Mann. Eines Tages traf er den Elefanten. Er fand ihn tot, den

Speer aber noch in seiner Seite. Er zog ihn heraus und wandte sich nach Hause. Daheim fand er seine einst junge Frau als Greisin und seine Kinder erwachsen. Dann gab er den Speer seinem Eigentümer zurück. ›Jawohl‹, sagte dieser, ›das ist der meinige. Ich nehme ihn wieder.‹ Nach zwei Tagen nahm der Dung sein Sitzfell, legte es unter den Getreidespeicher und begann, Perlen einzufädeln. Eine kleine Tochter des Lumbari saß bei ihm und spielte mit einer Perle. Da verschluckte sie sie, lachte und sagte: ›Ich habe deine Perle verschluckt.‹ Der Dung geriet in Wut. Er sandte das Mädchen zu seinem Vater mit dem Auftrag, dieser solle ihm seine Perle wieder beschaffen. Der Lumbari kam zu dem Dung und sagte: ›Meine Tochter hat doch die Perle verschluckt! Wie kann ich sie wiedergewinnen?‹ ›Wie kann ich das wissen?‹ war die Antwort. ›Das ist deine Sache.‹ ›Ich werde dich entschädigen‹, schrie der Lumbari, ›und sei es mit allen meinen Rindern.‹ ›Was soll ich mit Rindern?‹ fragte der Dung. ›Nimm meine Tochter als deine eigene!‹ weinte der verzweifelte Vater. ›Vor Jahren‹, antwortete der Dung, ›ging ich in den Busch für dich, während du hier Töchter zeugtest. Gib mir meine Perle zurück!‹ ›Muß ich dann mein Kind töten?‹ heulte der Lumbari. ›Ja, töte es!‹ war die Antwort. Das Mädchen wurde getötet, sein Bauch aufgeschnitten, die Eingeweide herausgenommen und die Perle gefunden. Der Dung nahm sie, und der Lumbari bestattete seine Tochter. Seither besteht ein Heiratsverbot zwischen Dung und Lumbari, denn sie schworen: ›Nie soll es Vergebung zwischen uns geben, auch nicht in kleinen Dingen. Und so soll es sein, bis wir alle ein Ende nehmen.‹«

Die Wächter

Die Priester bilden die eine Institution gegen die Händel der Clane, die andere sind die Altersklassen. Diese bewährte Einrichtung, die verwandtschaftsübergreifende Zusammenschlüsse ermöglicht, ohne daß dazu die Nachteile einer Monarchie in Kauf genommen werden müssen, kam wahrscheinlich aus dem Osten an den Nil. Zur Zeit des Regenpriesters Pintong, der im 17. Jh. amtierte, soll eine große Invasion von ›Lomokudit‹ die Bari heimgesucht haben. Sie kamen aus dem Osten, und im Osten sitzen auch die Völker, die dieses System bis zur Perfektion entwickelt haben (vgl. S. 308). Der Kern des Gedankens ist, die Knaben (manchmal auch die Mädchen) der einzelnen Familienverbände eines Dorfes oder einer Region zusammenzugruppieren und schmerzhaft zusammenzuschweißen, um somit eine clanunabhängige Körperschaft zu schaffen. Diese Altersklassen wandern dann gemeinsam durch die Altersstufen, und ihre Mitglieder helfen sich gegenseitig, obwohl sie nicht miteinander verwandt sind. Die drei Hauptstufen heißen in Aequatoria:

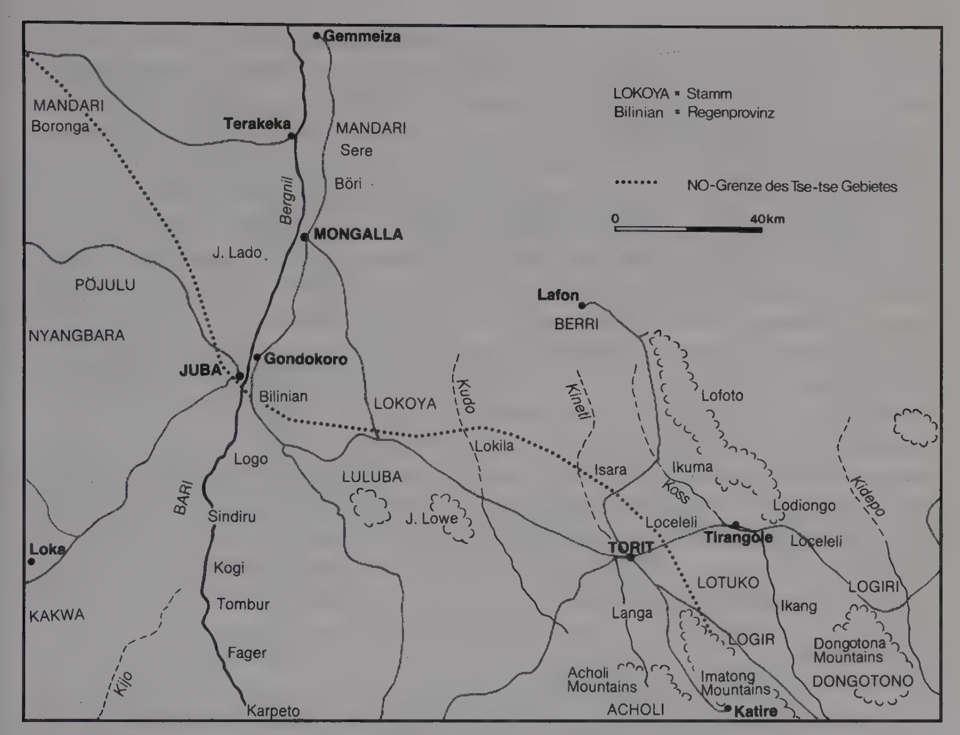
Stamm:	Bari	Lokoyo	Lotuko
Knaben:	*lupuyöt*	*okelipinok*	*leito-chorwong*
Krieger:	*teton*	*monyemiji*	*monyemiji*
Älteste:	*temejik*	*ochobolo*	*lamarwak*

Wenn die Bari-Väter spüren, daß ihre Kinder erwachsen werden, rufen sie den Zahnarzt *(kasayanit)*, der gegen gute Bezahlung der Dorfjugend die vier unteren Schneidezähne ausschlägt. Die Mädchen erhalten zusätzlich noch Schmucknarben an den Lenden, am Gesäß, parallel zum Rückgrat, unterhalb der Brüste. Die meisten von ihnen sind dann schon an ältere Männer und Rinderbesitzer vergeben, so daß die simultanen Unternehmungen und Tänze der initiierten Jugend platonisch bleiben müssen. Das korporative Leiden setzt sich also vor allem auf der Jünglingsseite fort in Krieg, Rinderraub, Zölibat, Wanderarbeit und endet erst, wenn der Brautpreis erworben ist. Dafür bekommen die Kriegerklassen blumige Namen, die von ihren Ruhmestaten künden, ihre Träger bis zum Tod zusammenhalten und über diesen hinaus bei den Nachkommen in Erinnerung bleiben. Einige Beispiele für Kriegerklassennamen aus dem Bari-Land:

Dongkisuk	Die der Feinde Rinder wegtreiben
Mukkonyen	Die aus Furchtlosigkeit die Augen schließen
Gwukle	Die Bauchweh haben vom Milchtrinken
Pirisuk	Die fett mit Rindern sind
Dirago	Die der Mädchen Blicke auf sich ziehen
Lo'dumun	Verführer verheirateter Frauen
Kurukak	Die andere für die Feldarbeit haben
Lukala	Die Unersättlichen
Wube	Die den Ältesten freche Antworten geben
Pitundyang	Die eine Hungersnot überlebten
Bönswöt	Erderschütterer

Es gab in den letzten Jahrzehnten auch Altersklassen, die ›Dinka‹, ›Juba‹, ›Khartoum‹, ›Girgis‹ (Griechen), ›Musungu‹ (Belgier) oder ›Namba‹ (number = Steuerlisten) hießen; die Klassennamen sind also auch Kapitel der Stammeschronik.

Die Lotuko nehmen die Bildung ihrer Altersklassen in drei Schritten vor, wobei man immer größere Einheiten vereint: Jedes Jahr werden die geeigneten Knaben eines Dorfes *(miji)* initiiert und bekommen einen speziellen Gruppennamen. Alle vier Jahre faßt man die initiierten Jahrgänge zusammen und gibt ihnen einen neuen Namen, der mit dem Dorfviertel *(namangat)*, in dem sie wohnen, verbunden ist. Alle 16 Jahre rufen die Regenmacher die Initiierten ihres Gebietes auf, sich zu einer Generationenklasse zusammenzuschließen und unter ihrer Leitung das ›Fest des Neuen Feuers‹ *(nongopira)* zu begehen. Der Priester – in Keyala eine Priesterin – facht dieses neue Feuer an, und die Jünglinge bringen den Brand in ihre Viertel, wo zuvor alle Feuer gelöscht wurden. In der Trockenzeit 1977/78 fand das letzte Feuerfest synchron im ganzen Lotuko-Land statt. Ein Jahr zuvor hatten die Initianden die imposanten Holztürme *(nolobele)* in ihren Vierteln erneuert, um auf Weisung der Regenpriester die alten, im jahrelangen Bürgerkrieg gegen die Regierungstruppen ermüdeten Krieger abzulösen. Früher lieferten sich die neuen und alten Stammeswachen oft tagelange Kämpfe, und zu den Aufgaben der Ablösung gehörte auch die Erneuerung der Palisadenzäune. Diese sind im Zeitalter der Feuerwaffen nutzlos geworden; auch die prächtigen, mit Messing und Federbüschen verzierten Helmfrisuren der Krieger sieht man heute nur noch selten. Doch die Pflichten der Jungmannschaft sind geblieben: Verteidigung des Dorfes und seiner Herden, Überwachung des inneren Friedens und vor



Stämme und Regenprovinzen der Bari und Lotuko in Aequatoria

allem die Dienste für den Regenpriester und den Erdherren – etwa beim Fest der Trompete *(nekanga)*, mit dem die Ernte abgeschlossen wird, dem Nalam-Fest, bei dem der Regenmacher die Felder segnet und die Jagdzeit eröffnet, oder dem ›Erdkühlungsfest‹ *(netalichi fau)*, mit dem man die Jagdzeit beendet und die Anbauzeit einleitet. Wie die Söhne ihrem Vater, so haben die Dorfjünglinge ihrem Priester zu gehorchen. Dafür steht ihnen das Trommelhaus *(nadupa)* als Jugendzentrum zur Verfügung, wo sie die für ihr Viertel charakteristischen Tänze pflegen, Rhythmen schlagen, Trompeten blasen und Schmuck herstellen. Wie sie im Knabenalter von den einstöckigen Plattformen (sudanarabisch *ḥaḥāya)* aus die Hirsefelder ihrer Familien gegen Vögel verteidigen (mit oft trickreichen Alarmanlagen!), wachen sie nun von den sechs- bis achtstöckigen Türmen über die Viertel und Dörfer ihrer spirituellen und politischen Führer.

Die Leute

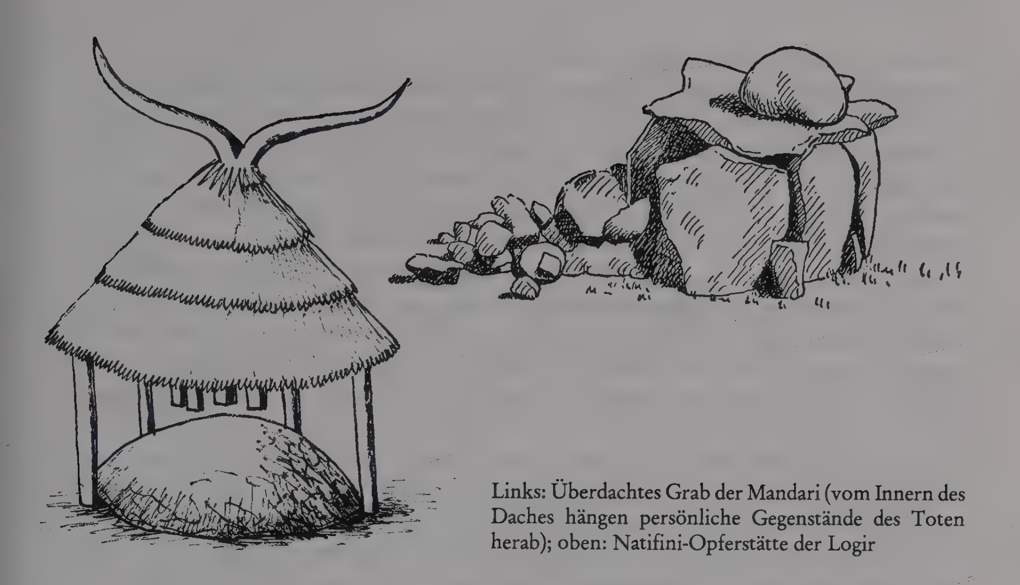
Die Lotuko, die ihre Rinder am Kos und Kinyeti tränken, sind auch bekannt für ihre steilen, spitzen Hausdächer, deren Traufen manchmal bis zum Boden reichen. Als Zentrum der bedeutenden Volksgruppe dient heute Torit (= Lehmufer), die Stadt, in der 1955 die Ermordung

arabischer Offiziere den Bürgerkrieg einleitete. Die Lotuko-Tradition nennt allerdings den Berg Calemni der Lafit-Kette bei Tirrangole als Heimat, wo auch ihre heiligen Regenspeere aufbewahrt und bis heute die größten Tontöpfe hergestellt werden. An den südlich davon gelegenen Berghängen wohnen Leute, die in vielem von den Lotuko geprägt sind, sprachlich aber eher mit der großen Lango-Gruppe in Uganda zusammenhängen. Es handelt sich hierbei um die Logir vom Imatong-Gebirge (Farbabb. Umschlagrückseite), wo sich am Fuße des höchsten Berges des Sudan, des Kinyeti (3187 m), in Katire und Gilo mittlerweile eine moderne Holzindustrie entwickelt hat und wo 1971 die Rebellenarmee Anya-Nya ihr letztes Hauptquartier, das ›Owing Ki-Bul‹ versteckt hatte, weiter um die Logiri und Dongotono, die um den ebenfalls Dongotono genannten mächtigen Halbkugelberg siedeln. Die Lebensweise dieser Hirsebauern, Bogenschützen und Flötenspieler erinnert manchmal auch an die Bergbauern von Kordofan und Südfunj. Wie jene wurden sie von der Regierung in die Ebenen umgesiedelt, und von ihren teils verlassenen Wohnsitzen im Berg zeugen noch Bewässerungsanlagen, Kornmahlplätze auf den Felsen und steinerne Opferstellen *(natifini)*.

Nach Westen schließen sich die Lokoya um den Berg Liria an, die wiederum enge Verbindungen zu den Luluba am Rande des Niltales pflegen. Letztere sprechen eine Madi-Sprache wie die östlichen Wasserscheidenleute, haben sich aber kulturell Aequatoria angepaßt, vor allem ihren traditionellen Feinden, den mächtigen Bari. Diese begannen wohl schon im 16. Jh., sich in den Nilauen breitzumachen und besetzen heute das rechte Ufer vom Uma-Fluß bis Mongalla und



›Dorf der Tschir am Weißen Nil‹ (nach Wilhelm von Harnier)



Links: Überdachtes Grab der Mandari (vom Innern des Daches hängen persönliche Gegenstände des Toten herab); oben: Natifini-Opferstätte der Logir

das linke vom Kaya-Fluß bis Simsima. Im Zuge ihrer sukzessiven Landnahme dürften sie die Luluba von den Madi getrennt und auch die stark jägerischen Pöjulu sowie die heute mit den Moru vermischten Nyangbara (Farbabb. 31) nach Westen abgedrängt haben. Die Kakwa von Yei aber, aus deren Schoß Idi Amin, der ehemalige Präsident Ugandas, stammte, sind den Bari ebenso nahe verwandt wie die nördlich siedelnden Mandari. Bei den Mandari handelt es sich um die einzige Gruppe der ›nördliche Nilo-Hamiten‹ oder ›westliche Zentralniloten‹ genannten Völkerfamilie, die über einen nennenswerten Viehreichtum verfügt (Abb. 90). Sie teilt sich in die Boronga um Tali Post sowie die Sere (›Tschir‹ auf alten Karten) und Böri an beiden Nilufern zwischen Tombe und Mongalla, der Vorgängerin Jubas als Provinzhauptstadt. Die Westgruppe wohnt in Einzelhöfen und Stelzenhäusern, wandert mit ihren Herden ständig umher und pflegt gute Nachbarschaft mit Nyangbara und Aliab-Dinka. Die Ostgruppe lebt in Dörfern, ihre Trockenzeitweideplätze aber liegen auf der 50 km langen Nilinsel. Die Mandari ähneln, auch wenn sie keine Ställe bauen, in vielerlei Hinsicht den benachbarten Dinka-Stämmen: So tragen sie Narbenwinkel auf der Stirn wie die Bor; auch sieht man in ihren Rindercamps kunstreiche Perlenkorsetts, Pfeifen und Elfenbeinschmuck. Die geometrisch verzierten Schamschürzen der Mädchen und die variantenreichen, mit rotem Ocker und Lehm gestalteten Frisuren trennen sie aber ebenso wie ihre kleinere Statur und kupferne Hautfarbe von den Bewohnern des zentralen Nilbeckens. Während die Mehrheit der Aequatorianer, insbesondere die Männer, heute europäisch gekleidet sind, haben die Mandari eine sehr schmucke eigene Tracht bewahrt. Zwischen dieser, den Röcken und der teilweisen Nacktheit der Lango-Bergler sowie den malerischen Fellkleidern der Leute im Osten bewegte sich früher wohl auch die Tracht der Lotuko und Bari.

Die meisten Völker Aequatorias leben im Tsetse-Gebiet und müssen daher auf Rinderhaltung verzichten. Sorghum, Eleusine, Sesam, Erdnüsse, Kassava, Süßkartoffel und Tabak wachsen auf ihren Feldern – neuerdings auch je nach Absatzchancen Kaffee, Tee und Baumwolle zur Ver-

marktung. Die Männer roden, graben um und säen aus; die Frauen jäten, ernten, und jede bringt ihre Frucht in einen eigenen Kornspeicher ein. Auffällig wirken die gewaltigen Stangen, mit denen die Jünglinge zu Beginn des Regens die Scholle lockern – oft auf den Feldern ihrer Schwiegerväter. Charakteristisch für die Gegend ist auch die Langstielhacke, aber auch die Kniestielhacke findet Verwendung, genauso wie an der Wasserscheide, mit der überdies Pfeil und Bogen (Farbabb. 32), der Jagdtrophäenbaum, Grabpfähle (z.B. die *feiti* der Bari), vereinzelte Megalithgräber, die Flechtarbeiten aus Blättern der Doleib-Palme (borassus aethiopicus), die Bastnetze aus geschabter Sanseviera, die oft dreilochige Flöte oder die Tonschalengebläse der berühmten Schmiede am Beliniang oder nördlichen Lafit-Berg mannigfache Verbindungen dokumentieren. Was freilich im Westen die Schlitztrommeln sind, bedeuten in Aequatoria die Doppelfelltrommeln. Bei den rinderzüchtenden Lotuko ertönen sie schon morgens zum Zeichen des Melkens, dann wieder zum Austrieb, wenn das Gras trocken ist. Die Häuptlinge und Priester bedienen sich ihrer als Nachrichtenmittel, und schließlich künden sie ganze Nächte hindurch von Todesfällen. Die Toten werden direkt vor dem Haus begraben, ihre Gräber dienen als Opferstätten, an denen man die Fruchtbarkeit der Lebenden erhält. Das geschieht durch Gebete und Gaben, die in die manchmal als kleine Häuschen gestalteten Grabmale gestellt werden. Bei den ugandischen Acholi, die zwischen Magwe und Opari wohnen, sehen die Heiligtümer wie Tische aus. Die Lotuka gruben früher die Gebeine ihrer Vorfahren wieder aus und setzten sie in Tongefäßen auf die Felder – gleichsam als spirituellen Dünger. Auch heute haben die Trommeln die Monate über zu schweigen, da der Regen die Erde befruchtet und die Bauern sich ganz auf deren Ertrag konzentrieren.

Die Gesellschaften Aequatorias bedienten sich, wie wir sahen, des ostafrikanischen Altersklassensystems, um ihrer Clanegoismen Herr zu werden. Das gelang nur teilweise: In den regionalen Regenpriestertümern spielte meistens ein bestimmter Clan eine dominierende Rolle, und im Rang noch unter den schwächer vertretenen Clanen standen bei den Bari die Hörigen *('dupi)*, die Schmiede *(tomonok ti yukit)*, die Fischer- *(tomonok ti kare)* und Jägergruppen *(yari; ligo')*. Seit der Einführung der ›modernen‹ Verwaltung durch Emin geht es darum, eine noch umfassendere regionale Zusammengehörigkeit herzustellen. Widerstände auf diesem Weg des ›nation building‹ bilden einmal die verbliebenen Clanegoismen, die in den neuen Bürokratien von Juba und Torit auch Nepotismus genannt werden, zum zweiten die Spannungen zwischen Stammes- und Sprachengruppen, die unter den neuen Bedingungen auch in ganz anderem Lichte erscheinen: Bei Kirche, Verwaltung, Polizei und Militär nennt man sie Tribalismus.

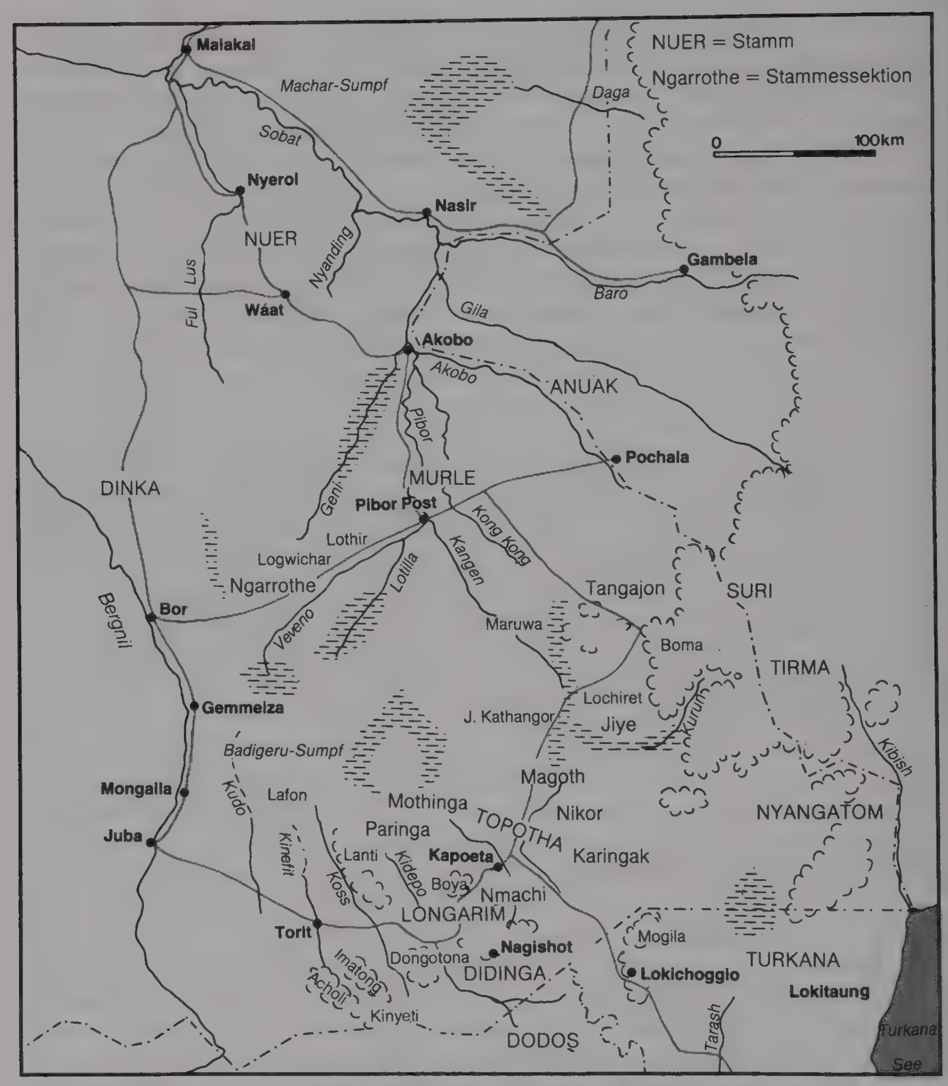
Schon die Behandlung der anderen sudanesischen Provinzen zeigte, daß der Stamm als politische Einheit sehr oft ein koloniales Produkt war. Die Administration brauchte funktionale Größen, und die Menschen richteten sich danach. Damit trat der Stamm als neue Zugehörigkeitsebene zur alten Gemeinschaft, also zum Verwandtschaftsverband oder der regionalen Altersgruppe hinzu – vor allem unter ethnisch gemischten Verhältnissen wie in den Städten und Neusiedlungen. Wie sich Clanverbände und Regionen nur gegen äußere Feinde einig sind, so brauchen auch Bündnisse zwischen den Stämmen einen gemeinsamen Gegner. Bald ist es die ›Dinka-Regierung‹ in Juba, bald sind es die Nordsudanesen, früher waren es die Briten. Emin mußte als erster mitansehen, wieviel effektiver als seine Einigungsmaßnahmen die Abneigung gegen diese die Stämme zusammenschloß:

Der Kult des ›Mutterbruderwassers‹ nahm bei den Kakwa seinen Ausgang. Die Gemeinde der Gläubigen war entsprechend der Altersstufenordnung gestaffelt; nur der innerste Zirkel hatte Zugang zu dem mit einer bestimmten Droge angereicherten Wasser, das auch an Außenstehende verkauft wurde. Die Vorteile dieser Medizin lagen nicht nur in ihrer stimulierenden Wirkung, sie machte auch immun gegen tödliche Krankheiten, Bestrafungen durch die Regierung, brachte die Ahnen und toten Rinder zurück und versorgte den, der davon trank, mit Feuerwaffen. Vor allem aber verwandelte die ›Löwenmedizin‹ die Gewehrkugeln der Weißen in Wasser. Nach den Dinka und Kakwa erfaßte die neue Religion die Bari, Lokoya und Lotuko, die Mundu und Avukaya und wanderte nach der erfolgreichen Erhebung der unter Befo, dem Häuptling von Belinian, geeinten Stämme im Jahre 1885 schließlich mit Emins sudanesischen Soldaten ins damals deutsche Ostafrika. In dessen Süden glaubten 1905 die ›Maji-Maji‹-Rebellen erneut an die Transsubstantiation von Projektilen in Wasser.

Literatur: Einen Teil der Berichte *Emin*-Paschas aus Aequatoria haben *Schweinfurth* und *Ratzel* schon 1888 herausgegeben (Leipzig: Brockhaus). Auch die Bücher von Wilhelm *Junker* (›Reisen in Afrika 1875–86‹; 3 Bde. Wien/Olmütz 1889/91) und Gaetano *Casati* (›Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha‹; 2 Bde Bamberg 1891) enthalten unschätzbare ethnographische Angaben. – Die früheste Quelle ist Ferdinand *Werne* ›Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nil 1840/1.‹ Berlin 1848. – Neuere ethnographische Zusammenfassungen sind: C. F. *Nalder:* ›A Tribal Survey of Mongalla Province.‹ Oxford 1937/70 und G. W. B. *Huntingford:* ›The Northern Nilo-Hamites.‹ London 1953/68. – Über die Bari schrieben die Kolonialbeamten *Beaton* und *Whitehead* (Sudan Notes and Records XII, XV, XVII, XIX, XLVII) und die Missionare *Spagnolo* und *Muratori* mehrere Aufsätze. – Über die Mandari liegen die beiden ausgezeichneten Monographien der Jean *Buxton* vor: ›Chiefs and Strangers‹, London 1963, und ›Religion and Healing in Mandari‹, London 1973.

Die Steppen des Ostens

»Vor vielen, vielen Jahren, als die Zeit eben erst begann, kamen einige Frauen vom Himmel herunter auf die Erde ins Land Jen. Kein Mann begleitete sie. Am nächsten Tag gingen sie in den Busch, um Gras für den Hausbau zu sammeln. Als sich eine der Frauen bückte, um einen Büschel Gras abzuschneiden, hörte sie eine Stimme: ›Schneide mich nicht.‹ Die Frau schaute nach, wer gesprochen habe, und fand einen Geist im Gras. Sie packte ihn, wickelte ihn in Gras und nahm ihn mit nach Hause. In derselben Nacht liebte der Geist sie. Jeden Tag ging die Frau zur Arbeit hinaus und ließ den Geist in der Hütte; des Nachts aber schliefen beide zusammen. Wie es kommen mußte, wurde die Frau schwanger. Die anderen Frauen fragten, wer ihr das Kind gemacht habe. Sie antwortete: ›Gott‹. Eines Tages, als sie wieder aufs Feld gegangen war, schlich sich eine andere Frau in ihre Hütte, fand den Geist und nahm ihn mit. Als die Schwangere am Abend zurückkam, suchte sie vergebens ihren Geist. Sie fragte ihre Nachbarinnen, wer ihre ›Rippe‹ – so nannte sie ihn – gestohlen habe. Die Diebin gestand die Tat und gab den Geist



Nachbarstämme und Stammessektionen der Murle und Topotha im östlichen Südsudan

zurück. Als das Kind geboren werden sollte, schnitten die anderen Frauen der Schwangeren den Leib auf und nahmen das Kind heraus. Mutter und Kind starben. Einige Zeit später war es bei der anderen Frau, die den Geist entwendet hatte, auch soweit. Die Nachbarinnen gingen soeben daran, ihren Leib zu öffnen, als die Ratte erschien und ihnen riet, die Schwangere zu schütteln, statt sie aufzuschneiden. Sie taten, wie die Ratte empfahl, und so wurde ein Sohn geboren mit

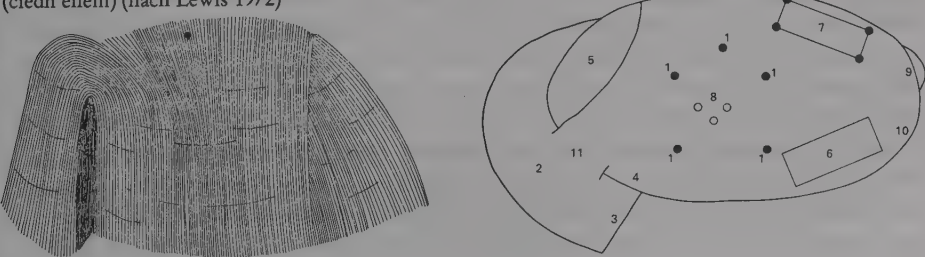
dem Namen Murimaan. Er wuchs heran und wurde später der Vater aller Murle. Die Leute aber wollten sich bei der Ratte mit einer Kuh bedanken, doch diese lehnte ab: ›Nein‹, sagte sie, ›ich bin klein, ich möchte keine Kuh. Was ich möchte, ist, in eurem Hause leben und Fleisch, Korn und Fett essen.‹ Deswegen kommen bis auf den heutigen Tag alle Ratten zusammen, wenn der Priester der Kelenya stirbt. Noch größer ist aber ihre Trauer, wenn die erste Frau des Priesters stirbt.«

›Kelenya‹ heißt die älteste der vier Trommelschaften der Murle, des wohl eigenartigsten Stammes der östlichen Steppen. Zur Kelenya-Sektion gehört nicht nur die Ratte mit ihrer Vorliebe für reiche Haushalte, sondern auch der Leopard, dessen Fell der Priester früher trug, auch der Sternenhimmel, der wie ein Leopard gefleckt ist. Vor vielen Generationen, als die Savannen um die Flüsse Veveno, Lotilla, Kangen und Kong Kong den Dinka weggenommen wurden, teilten die Priester das Land in vier Teile, einen für jede Trommelschaft. Die Krieger verteidigten fortan die Weidegründe, die Priester sorgten für den Segen und den Regen, die Familienhäupter für tatsächliches Wachstum an Mensch und Tier. Die Felder lieferten Hirse, die Flüsse Fische und der Busch Wild dazu.

Geschichte

Das Land Jen, in dem die Murle-Wanderung begann, ist wohl in der Gegend des unteren Omo zu suchen, wo die Österreicher Teleki und Von Höhnel 1888 auch Murle (Marile) antrafen. Nach B. A. Lewis, der in den 40er Jahren die Murle verwaltete und beschrieb, werden alle wichtigen Stationen jenes Exodus in der Siedlungsweise des verheirateten Rinderzüchters dargestellt: Zur aufgehenden Sonne hin baute die erste Frau ihre ovale Kuppelhütte mit dem charakteristischen Schneckenhauseingang, in Erinnerung an Jen und den Osten, aus dem Leben und Wasser kommen. Die zweite Frau schließt ihre Hütte im Uhrzeigersinn an, die dritte und die vierte ebenso, bis der würdige Murle-Greis in seinem ringförmigen Gehöft alle Wanderungsetappen durch Hütten markiert hat: Von Jen zum Omo, von dort nach Kolobaadh, dann zum Kathangor-Berg, schließlich zu den Maruwa-Hügeln und an den Lotilla. Was die Murle soweit nach

Murle-Haus, Ansicht und Grundriß 1 Pfosten (kittir) 2 Vorraum (rom) 3 Eingang (tatok) 4 Besucherecke (totomot) 5 Verschlag für Schafe und Ziegen (teny) 6 Frauenbett (caf caf) 7 Bettgestell (kerca) 8 Feuersteine aus Lehm (kidhinga) 9 Nische (loden) 10 ? (wal wal) 11 innerer Eingang (ciedh ellem) (nach Lewis 1972)



Norden trieb, war wohl der Druck der ›Kum‹-Leute, wie die Murle ihre südlichen Nachbarn, die Jiye, Topotha und Turkana nennen.

In allen vier Trommelschaften wohnten Leute vom Bulanec-Clan, den ›roten Häuptlingen‹, die die Priester stellen. Sie hatten die heiligen Trommeln zu hüten und gaben Kriegsmedizin aus, wenn die Hirten einen Überfall auf andere Trommelschaften oder auf einen Nachbarstamm vorhatten. Die Jünglinge mußten solches – wie wir schon bei anderen Hirtenvölkern erfuhren – aus vielerlei Gründen tun: Um einmal heiraten zu können, brauchten sie viele Rinder; um von ihren Vätern und Onkeln solche für den Brautpreis zu bekommen, mußten sie deren Herden vermehren; um bei den Mädchen angesehen zu sein, mußten sie Heldentaten vorweisen. Die Lösung all dieser Probleme stellte der Rinderraub dar, durch den der Krieger in den Augen sowohl der Ältesten als auch der Mädchen wuchs. Heute ist diese Ordnung etwas durcheinandergeraten. Es gibt nur noch zwei Trommelschaften, die Tangajon im Osten und die Ngarothe im Westen. Die anderen Trommeln gingen in den Kämpfen mit den Topotha, den Nuer und den Anuak verloren. Die Räubereien unter den Viehzüchtern des östlichen Nilbeckens mußten im Jahre 1912 eingestellt werden, als der größte Räuber aller Zeiten ins Murle-Land einfiel, Tausende von Rindern konfiszierte, eine heilige Trommel samt Schrein in Brand setzte und 150 Murle erschoß. Seither gibt es am Pibor-Fluß, wo der Veveno, der Lotilla und der Kangen zusammenfließen, eine Regierungsstation, die die Murle über jährliche Tribute auch noch zu finanzieren haben. Die Fremden behaupteten, das Monopol auf alle Gewalt zu haben. Deswegen hörten die Murle nach ihrer schrecklichen Niederlage erst einmal auf, weiter Kriegerklassen zu initiieren.

Es dauerte relativ lange, bis sich der britische Friede auf die Steppen des Ostens legte; und die Murle wären vielleicht noch länger im Schatten geblieben, hätten sie sich nicht in jenen Rausch hineingesteigert, die Bor-Dinka am Nil mehrmals im Jahr zu überfallen. So geriet die Regierung, die sich schon 1906 mit den Ältesten von Bor auf einen geregelten Tausch von Schutz gegen Steuer geeinigt hatte, in Zugzwang. Doch damals wußte man von den ›Wilden‹ im Osten noch sehr wenig.

Die erste Nachricht über die Murle war von dem Waliser Kohleprospektor John Petherick gekommen, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im türkischen Handelsposten Akobo einige Murle traf, die ihn mit ihren ›galla-ähnlichen‹ Gesichtern, ihrer ›kupfernen‹ Hautfarbe und ihren in langen Schwänzen auslaufenden Haartrachten beeindruckten. Aber ins Murle-Land selbst gelangte er ebensowenig wie die Reisenden nach ihm. Erst die Militärs, die nach der Rückeroberung des Sudan die Grenze zu Äthiopien festlegen sollten, durchzogen das unbekannte Gebiet. Auf dem Boma-Plateau wurden sie von den dortigen Berg-Murle freundlich empfangen. Das Expeditionsmitglied Jessen rühmte ihre üppigen Hirsefelder und die ›romantisch‹ angelegten Gebirgsdörfer. Deutlicher traten die weißen Eindringlinge dann im Jahre 1904 auf, als Kapitän Comyn sein Kanonenboot in den hochwasserführenden Kangen hineinsteuerte. Er machte den erstaunten Murle mit mehreren Kanonenschüssen klar, daß er in friedlicher Absicht komme, doch freilich »keinen Unsinn ertrage«. Dieses Ereignis blieb als ›Jahr des Schornsteins‹ den Murle im Gedächtnis und bildete den Auftakt zum Krieg der Jahre 1908–1912. Von drei Seiten schließlich, von Akobo, Bor und Mongalla, rückten Militärkolonnen aus

Gebirgsinfanterie, Tausenden von Dinka-Trägern und schweren Maschinengewehren gegen die Murle vor und zwangen sie in die Knie. V. V. Fox, der Politische Offizier der zentralen Marschsäule, begründete die Errichtung von Pibor Post wie folgt: »Eine Garnison muß etabliert werden, damit diese Leute, die ungezähmt wie Wild sind, begreifen, daß wir eine Regierung sind und keine Bande von Rinderdieben, die von den Dinka hierhergebracht wurden ... Die Leute müssen erkennen, daß es eine Realität gibt namens Regierung!«

Bis 1924 herrschte im ›Sobat Pibor Military District‹ Kriegsrecht. Dann zogen Zivilverwalter ein, die sich nicht mehr mit den 170 Bullen Jahrestribut zufrieden gaben, sondern ›Entwicklung‹ sehen wollten. Die schlimmste Zeit war der Zweite Weltkrieg. Da wurden Schotterstraßen durch die Weiden gelegt – bis hinein in die Streichholzwälder (Acacia drepanolobium) und durch die Kobowen-Sümpfe. Zwangsarbeiter schleppten die Steine; dann ratterten Militärkonvois durch die Steppe. Die Soldaten der Festung Boma stellten in ihrer Freizeit den schönen Murle-Mädchen nach, Geschlechtskrankheiten breiteten sich aus, die Geburtenrate fiel erschreckend. Die Murle drohten auszusterben, und die Missionsstation in Pibor schien zur einzigen Zuflucht der Überlebenden zu werden.

Die Zeiten sind wieder besser geworden. Im Bürgerkrieg nach 1955 flogen die Brücken in die Luft, und die Straßen verfielen wieder. Die Murle kamen jetzt selbst an Gewehre und hofften, damit ihre verordnete Ohnmacht zu beenden. Sie bekamen sogar Waffen von den Regierungstruppen geliefert, damit sie die aufständischen Anya-Nya bekriegten, die in Akobo ein Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Auch um Pochala an der äthiopischen Grenze tobten heiße Kämpfe, nachdem der Ort 1963 von über 100 rebellischen Schülern und Studenten besetzt worden war. 1969 wurde Pibor von der Zentralregierung überfallen, 87 Menschen fielen. Aber in der großen Schlacht von Pochala am 5. Januar 1971 machten die Anya-Nya 157 Regierungssoldaten nieder, was dann später 180 Anuak zu büßen hatten. In der Savanne um den Veveno und den Lotilla, den Kangen und den Kong Kong schienen damals wieder Verhältnisse einzukehren, die jenen vor dem großen Landraub nicht unähnlich waren. Im Jahre 1972 kam die nächste Wende: der Süd-Sudan bekam eine eigene Regierung, und die verkündete sogleich ehrgeizige Aufbauprogramme. Außerdem forderte sie von den Murle alle Feuerwaffen zurück. Als diese sich weigerten, rückte ein Armee-Konvoi an und durchsuchte die Hütten. Manche Gewehre jedoch hatten die Murle in Bienenröhren geschoben, die weit oben in den Baumwipfeln hängen.

Eine Verwaltungsreform folgte: Pibor wurde von Malakal abgetrennt und Bor zugeteilt, dem ehemaligen Dinka-Dorf und jetzigen Hauptort der neuen Jonglei-Provinz. Die ›Dinka-Regierung‹ in Juba zerbrach, der einstige Anya-Nya-Chef Lagu kam an die Macht, verlor diese aber nach zwei Jahren wieder. Flüchtlinge aus Uganda und Äthiopien hatten mittlerweile neue Gewehre ins Land gebracht. Da packte die Murle plötzlich der Übermut – oder wurden sie von der extremen Trockenheit gezwungen? –: Im Frühjahr 1980 ziehen sie – als hätten 70 Jahre Erziehung in ›Zivilisation‹ nichts bedeutet – nach Bor und überfallen wieder Dinka. Die reiche Beute an Rindern ermutigte sie, ihre Tat seither mehrfach zu wiederholen. Eine endgültige Bestrafung der Räuber ist nicht möglich, solange man die Brücke über den Kong Kong nicht wieder aufgebaut hat.

Leben

Mit Ausnahme der Boma-Bewohner, die wegen der völlig anders gearteten Natur des 1000 m hohen Plateaus, seines reichlicheren Regens und der Tsetse-Fliege kein Großvieh halten, sondern sich vornehmlich vom Terrassenfeldbau ernähren, treiben die Murle eine gemischte Wirtschaft, deren Säulen Korn, Vieh, Fisch und Wild bilden. An letzterem ist die Savanne des Ostens reich, und die gut entwickelte Jägerei der Murle kennt zwei Höhepunkte: Die gewaltigen Antilopenherden, unter denen der Moorbock (Adenota vardoni) besonders häufig vorkommt, wandern im Dezember nach Norden und beim ersten Regen durch dieselben Flußfurten nach Süden. Die jungen Jäger hängen die Ohren der gespeerten Tiere in die Hütten ihrer Mütter und bringen die schmackhaften Hinterläufe den Ältesten. Löwen-, Büffel- und Elefantenjagd sind die Tätigkeiten, die den Jünglingen auch in Friedenszeiten zur Selbstdarstellung bleiben. Neben Speer und Armgelenkmesser trägt man auf der Jagd auch Pfeil und Bogen sowie manchmal noch eine, nur bei den Murle zu findende, höchst archaische Waffe: die Streitaxt mit halbmondförmiger Holzklinge, die im Feuer gehärtet und in einem Lederfutteral getragen wird. Das Fleisch trocknet man zur Konservierung an der Luft, ebenso die Fische, die in den Flüssen, Sümpfen und Tümpeln gefangen werden (Abb. 94). In manchen dieser Fischgründe, glauben die Murle, sitzen mächtige Geister, die lebende Rinder als Opfer fordern. Die Tiere werden in den Schlamm getrieben, wo sie jämmerlich versinken. Sind die Krokodile gesättigt, wissen die Murle, daß der Sumpfgeist ihre kostbare Gabe angenommen hat. Es gibt oft spezielle Krokodilspriester, die das Fischen in besonderen Gewässern regeln, mit Opfern einleiten und wieder beenden.

Die Hauptbeschäftigung der Murle-Jugend ist aber das Viehhüten, das sie in der Trockenzeit weit weg von Eltern und Verwandten führt. Diese bleiben in den festen Siedlungen, bei ihren Hirsefeldern, oder verlegen ihre Wohnungen an ein permanentes Wasser, während die Hirten, die Mädchen und die Rinder dorthin gehen, wo die sengende Sonne ihnen ausreichend Weide und Tränke läßt. Erst wenn die Regenzeit richtig einsetzt, kehren die Herden zurück. Die alten Herdenbesitzer gehen ihnen dann entgegen, um den lange entbehrten Anblick der Rinder zu genießen. Die Jünglinge führen ihre Lieblingsochsen vor, die auf ihren eigenen Namen hören, die sie als ihr anderes Ich pflegen, verhätscheln und schmücken mit Quasten an den künstlich verformten Hörnern, mit Glocken und Elfenbein (Abb. 92).

In der feuchten Jahreszeit, wenn die Familien und Nachbarn alle zusammenweilen, werden auch die Feste gefeiert, mit denen sich die Murle ihre Einbindung in das Weltgeschehen vorführen. Es ist die Zeit des Regenbogens, der das Land des Schöpfergottes im Osten, wo das neue Leben beginnt, mit dem Land im Westen verbindet, wo die Geister wohnen und die Toten hingehen, die man dort ins Gebüsch legt. Die Frauen wenden sich an die Riesenschlange Kutel, die in den Bergen von Boma und Maruwa lebt, und bitten sie, nicht nur dem Land und den Herden, sondern auch ihren Leibern Fruchtbarkeit zu schenken. Und die Alten erzählen den Jungen, daß die Pleiaden am Sternenhimmel die Kinder des alten Priesters Maindherbo seien und der Große Wagen, der im Sudanarabischen als Bett *(ʿangarēb)* gilt, einen Elefanten darstelle, dem sich – als Deichselsterne – die mutigen Jäger nähern.

Nachbarn

Die Steppe im Osten des Nilbeckens bildet vermutlich eines der Entstehungszentren jenes Rindernomadentums, das in der Geschichte Nordostafrikas eine so bedeutende Rolle spielte und dessen Träger in der älteren Literatur unter dem Namen ›Nilo-Hamiten‹ zusammengefaßt wurden. Hier am Rande des äthiopischen Hochlandes kamen wohl Völker, die älter sind als die heutigen Bewohner des Nilsumpfes, mit Südäthiopiern (etwa vom altkuschitischen Sidama-Typus) in Berührung. Eine Frucht dieses sehr alten Kontaktes, die Altersklassen, haben wir im letzten Kapitel kennengelernt. Die charakteristische Kopfstütze etwa, die wir ja schon in den Kerma-Gräbern fanden, kommt auch im Osthorn vor, und vieles andere verbindet die Murle mit den äthiopischen Grenzvölkern, etwa den Majangir und Mekan oder den für ihren Tellerlippenschmuck bekannten Suri (Kichepo) und den Tirma, die zum Teil auf dem östlichen Boma leben und manchmal auch unter dem Namen Surma (etwa ›Schwarze‹) oder Nikoroma (›Bergler‹) zusammengefaßt werden.

Derselben frühen Viehhalterschicht wie die Murle gehören auch die von späteren Einwanderern in die Berge westlich von Kapoeta abgedrängten Didinga und Longarim an. Von dem Schmuck und der Tracht, die für den ganzen Südosten charakteristisch sind, findet man bei den Didinga wohl die schönsten Exemplare: Lippenpflöcke aus Milchstein *(walangi)*, Ohrringe aus Messing *(logumak)* oder Ohrenclips *(aramatol)*, Messingringe am oberen Ohrrand *(machiren)*, Perlenhalsbänder *(kelbena)*, Eisenperlen am Hals-, Arm- oder Fußband *(nataka)*, eiserne Halsringe *(nyagalnya* oder *thik)*, eiserne Halsketten *(nyariko)*, Elfenbeinanhänger *(nyangalitom)*, Pfeifen *(leri)*, Tabakhörner am Arm *(nabui)*, Armreifen aus Elfenbein *(burugech)*, Handgelenkbänder aus Leder *(olo)*, Amulette am Handgelenk *(lori*, dieselben aus Holz = *gariyenit)*, Messingringe am Handgelenk *(machiren)*, Fingerringe *(digidok)*, Umhänge aus Pavianfell *(cherem chi lotim)*, aus Leopardenfell *(char)*, Tanzglocken *(chugurena)* oder Sandalen *(chawa)*. Die Frauen tragen lederne Umhänge, einen Ledergürtel *(bokyo)*, von dem vorne Metallketten *(nataka)* herunterhängen, oder einen reich verzierten Schamschurz *(rika)* und über dem Gesäß ein Sitzleder. Höchst interessant ist schließlich der Hüftgürtel *(kadengo)* der Longarim-Männer mit seinem Schlingbandornament, das nach dem Ethnologen Kronenberg ebenso wie der Daumenring auf Vorbilder im Norden, im christlich-nubisch-abessinischen Kulturbereich, verweist. Die Muster auf den Lederkleidungsstücken werden oft durch Ausschaben der Oberschicht des kurzgeschorenen Fells gewonnen. Das Rätselhafteste an diesen südlichen Verwandten der Murle sind aber ihre Überlieferungen von den Argit, großen, starken Vorbewohnern der südöstlichen Steppen, die mit Wagen über ausgebaute Straßen gefahren seien und in festen Steinhäusern gewohnt hätten. Die Didinga kennen Plätze, wo man noch Spuren und Überreste der Argit sehen kann.

Die ›Kum‹-Leute, die die Murle einst nach Norden gedrängt haben, gehören – trotz der auch bei ihnen anzutreffenden breitflächigen, gepunzten Narbentatauierung (Abb. 88), der hier *nyiagisholong* genannten Kopfstütze und den prächtigen Straußenfedern als Kopfschmuck (Farbabb. 38) – einem jüngeren Kulturtypus an und werden unter dem Namen Karamojong zusammengefaßt. Sie brachen vor vielleicht 200 Jahren aus den nördlichen Grenzgebieten zwischen Uganda und Kenya auf und haben mit ihren Abspaltungen Jiye und Topotha einen Teil der Steppen des Südostsudans erobert. Sie betreiben alle mit Begeisterung Rinderzucht, ge-

brauchen Esel als Lasttiere und richten ihr Haupthaar zu kunstvollen Lehmkappen *(emedot)* her. Ihre mächtigsten Vertreter sind in Kenia die Turkana, die Erbfeinde der Topotha, die ihrerseits die wenigen Jiye weit von ihren Verwandten in Uganda, den Jie, abgedrängt haben, nämlich an die Berge Kathangor und Lochiret im Norden (Farbabb. 34, Abb. 39).

Die Ebene um die Flüsse Lokalyan und Singaita gehörte bis zum Eintreffen der ›Norwegian Church Aid‹ 1974 einzig den Topotha und ihren riesigen Herden. Während der Trockenzeit graben die Hirten in den sandigen Flußbetten Wasserlöcher; unweit der Ufer stehen die malerischen Dörfer mit ihren ebenerdigen oder auf Stelzen errichteten Strohkuppeln, in deren Umgebung man in der Regenzeit Hirse anpflanzt. Alle vier bis fünf Jahre werden die initiierten Knaben einer Stammessektion zu Altersklassen zusammengefaßt, alle 12–15 Jahre die Klassen des gesamten Stammes zu einer Generationsklasse (Farbabb. 40). Diese bedeutende Übergangszeremonie erfolgt am heiligen Stein Kwoto beim Liyoro-Berg, wo die Kriegerführer unter Anleitung der Priester Bullen speeren. Die heiligen Männer heißen bei den Topotha ›Feuermacher‹ *(nyikuren)*, und die tapferen Töter brüsten sich ihrer Taten mit Narben auf den Schultern: Rechts stehen die getöteten Männer, links die getöteten Frauen. Nach den Altersklassen und ihren Taten rechnen die Topotha auch ihre Geschichte: Sie kennen 17 Namen seit der großen Wanderung zum Liyoro-Berg, und auch die heutigen Krieger haben schon Bedeutendes geleistet: Wie die Murle haben auch die Topotha in der extremen Trockenheit 1980 und in der zunehmenden Unsicherheit eine Remilitarisierung erfahren. Ihre Gewehre, mit denen sie sich an den letzten Wasserstellen gegen Dodos aus Uganda und Turkana behaupteten, haben sie z. T. mit Gold bezahlt, das ihre ausgetrockneten Flüsse wunderbarerweise im selben Jahr preisgaben.

Der östlichste Ableger der Topotha, die Dongiro oder Nyangatom, haben es geschafft, die Weidegründe westlich des Omo und des Kibish ganz von staatlicher Repräsentanz freizubekommen. In dem schwer zugänglichen Gebiet, dessen formale Zugehörigkeit zwischen Kenia, Äthiopien und dem Sudan umstritten ist (›Ilemi-Dreieck‹), herrschen mittlerweile wieder ausschließlich die Altersklassen, die Priesterclane und Ältestenräte. Es ist keine Anarchie, in die die staatsfrei gewordenen Räume Afrikas versinken, sondern ein Faustrecht, das, wie wir es schon bei vielen sudanesischen Stämmen kennengelernt haben, durch das Gesetz der Segmente geregelt wird: Gleiche Gruppen bekriegen sich, gegen höhere Gewalten aber stehen sie zusammen. Das Prinzip läßt sich auch mit Gewehren aufrechterhalten, und das Überlisten der Mächtigen gehört wohl zur bleibenden Eigenart von Stammesvölkern. Zum Schluß dazu noch eine Fabel der Murle:

»Einst fing Kirier, der Schakal, einen kleinen Fisch. Er warf ihn in einen Tümpel, um ihn dort zu halten, bis er zum Essen groß genug wäre. Der Fisch wuchs und wuchs, und Kirier schaute jeden Tag nach ihm, daß auch niemand ihn stehle. Schließlich beschloß er bei sich, er sein nun zum Essen groß genug. Er hieß Nganter, den Hammerkopfvogel, aufpassen und ging Holz holen für ein Feuer. Inzwischen kam Mah, der Löwe, und fragte Nganter, wo der Schakal denn seinen Fisch habe. Zunächst antwortete der Vogel, er wisse es nicht, doch der Löwe wurde zornig und schlug ihn. Da rief Nganter: ›Hier ist er. Ich werde ihn dir zeigen!‹ Und Mah, der Löwe, stahl den Fisch des Schakals Kirier. Als Kirier zurückkam, fragte er den Hammerkopfvogel, wo sein Fisch sei. Der Vogel antwortete, er wisse es nicht. Doch Kirier schlug ihn, bis er rief: ›Warte ein wenig; mache zwei Grasringe (Unterlegwulste für Kopflasten), einen kleinen

und einen großen!‹ Als Kirier damit fertig war, sagte der Vogel, er solle die beiden Ringe in verschiedene Richtungen werfen und dem folgen, der am weitesten rolle.

Der Schakal tat, wie ihm gesagt wurde, und folgte dem Grasring, der am längsten rollte. Die Richtung führte ihn in ein großes Dorf, wo er seinen Fisch im Kochtopf über einem Feuer fand. Die Dorfbewohner waren zum Tanz gegangen und hatten eine blinde Greisin mit einem Kind zurückgelassen, die auf den Fisch aufpassen sollten. Kirier, der Schakal, aß seinen Fisch, tötete das Kind, schnitt es in kleine Stücke und warf diese in den Kochtopf. Obendrauf aber legte er den Fischkopf, damit die Leute dächten, es sei der Fisch. Der Schakal ging dann auch zum Tanz. Dort angekommen, hob er an zu singen: ›Tanzt, ihr Löwen, ihr Onkels und Tanten, tanzt! Mein Ochse mit den nach vorne gebogenen Hörnern ist herrlicher als jede Beschreibung.‹ Dann fügte er hinzu: ›Euer Kind kocht über dem Feuer!‹ Da unterbrachen die Löwen ihren Tanz, doch Kirier tat verwundert: er dächte, es wäre hier ein tolles Fest. Dann forderte er sie auf, weiterzutanzen. Da freuten sich die Löwen über die schmeichelnden Worte, und als der Tanz wirklich zu Ende war, luden sie ihn ein, mit nach Hause zu kommen und am Abendessen teilzunehmen.

Kirier lehnte dankend ab und entschuldigte sich mit Kopfweh. Die Dörfler aber gingen heim, nahmen den Topf vom Feuer und begannen ihr Mahl einzunehmen. Ein Kind verweigerte die Speise und sagte: ›Ich will nicht meine Schwester essen!‹ Die Löwen verstanden nicht, was das Kind meinte, und sandten nach einem Wahrsager. Karwet, der Kronenkranich, kam und warf seine Sandalen in die Luft. Als er ihre Lage studiert hatte, rief er entsetzt: ›Ihr habt Kiriers Fisch genommen, doch er kam und holte ihn zurück. Nun seid ihr dabei, Euer eigenes Kind zu essen.‹ Die Dörfler schrieen, und ein jeder beteuerte: ›Ich habe noch nichts davon gegessen!‹ Wer aber schon gekostet hatte, spie das Fleisch wieder aus. Nun riefen die Löwen nach Kirier, doch der kam natürlich nicht. Sie sandten ein zweites Mal nach ihm und ließen ihm sagen, eine Frau sei krank und verlange nach ihm. Sie nahmen auch wirklich eine Frau und wickelten ihre Knie dick mit Lehm ein. Als Kirier kam, ging er zu der Frau und nahm sein Messer zur Hand. Zuvor aber warnte er die ihn umstehende Menge, sie solle zurücktreten, andernfalls spritze Eiter aus der Schwellung in ihre Augen. Die Leute traten zurück, Kirier aber gab der Frau einen kräftigen Stoß und rannte um sein Leben.

Die Löwen verfolgten ihn, und einige erwischten ihn beim Schwanz. Doch Kirier log sie an, es sei nichts als Gras, was sie in den Händen hielten. Während sie nachschauten, verschwand der Schakal in einem Erdloch. Da holten die Löwen Dhelu, den Marabu, und befahlen ihm, auf das Loch aufzupassen, während sie Hacken besorgen wollten, um den Schakal auszugraben. Alle Löwen gingen in das Dorf zurück, um ihre Hacken zu holen. Währenddessen leckte Kirier laut hörbar seine Lippen. Dhelu sagte darauf: ›Gib mir etwas von dem, was du ißt!‹ Zunächst weigerte sich Kirier und antwortete, es sei besser, Dhelu passe auf das Loch auf. Nachher, wenn die Leute ihn getötet hätten, könne er ja Fleisch von ihnen abbekommen. Doch Dhelu ließ nicht locker: ›Nein. Gib mir jetzt etwas zu essen!‹ Da forderte Kirier ihn auf, seinen Schnabel zu öffnen und dabei nach oben zu schauen. Er selbst kroch aus dem Loch, nahm etwas Sand, warf es Dhelu in die Augen und rannte weg. Als die Löwen zurückkamen und Kirier nicht mehr vorfanden, gerieten sie außer sich vor Wut.

Schließlich beschloß das Dorf, Kirier mit einem Trick zu fangen. Sie bauten ein Haus, legten ein Mädchen hinein und verkündeten, dieses sei Kiriers Frau. Kirier durchschaute die List, kam

aber doch eines Nachts und legte sich zu ›seiner‹ Frau. Sie trug Perlen in den Ohren, Ringe an den Armen, eine Halskette und einen Lederschurz. Kirier nahm ihr alles ab und legte es sich selbst an. Um Mitternacht kamen die Löwen und erkannten in mattem Licht das Paar auf dem Bett: die eine Hälfte mit Perlen und anderem Schmuck, die andere ohne alles. Sorgfältig trugen die Löwen Kirier hinaus in der Meinung, es wäre ihre eigene Tochter, die sie dort hingelegt hatten. Dann zündeten sie die Hütte von allen Seiten an. Als sie niedergebrannt war und mit ihr das Mädchen, platzte Kirier heraus: ›Ich bin hier, ich, Kirier, der Schakal!‹ Die Löwen versuchten sofort, ihn zu greifen, doch er entschlüpfte in der Dunkelheit auf Nimmerwiedersehen.«

Literatur: An Monographien aus den wenig erforschten Steppen des Südostens liegt die des ehemaligen District Commissioners von Pibor Post (1941–44), B. A. *Lewis* vor: ›The Murle. Red Chiefs and Black Commoners.‹ Oxford 1972. Von ihm gibt es auch eine Sammlung von Murle-Volkserzählungen in Sudan Notes and Records XXVIII 1947, S. 135–145, aus der obige Beispiele stammen. – Die neueste Untersuchung stammt von F. *Klausberger:* ›Die Rechtskultur der Murle.‹ Göttingen 1989. – Eine ältere gründliche Studie ist A. *Kronenbergs* ›Logik und Leben. Kulturelle Relevanz der Didinga und Longarim, Sudan.‹ Wiesbaden 1972. – Ansonsten ist man zur Orientierung in diesem Gebiet auf die etwas veraltete Untersuchung der beiden *Gulliver* angewiesen: ›The Central Nilo-Hamites.‹ London 1953/68. – Von den Rätseln der Vorzeit gibt J.H. *Driberg* in seinem romanhaften Buch ›People of the Small Arrow‹, London 1930, eine Vorstellung.

Unterwerfung, Verwaltung, Entwicklung

So hießen die modernen Wellen, die in den letzten 150 Jahren nacheinander ins Nilbecken fluteten. Letztlich hatten alle drei etwas mit unserer eigenen europäischen Zivilisation zu tun, nahmen aber im Papyruswald, der Feuchtsavanne und den gelben Grasländern neue überraschende Züge an. Die Sumpfbewohner, Waldlandbauern und Rinderhirten erduldeten die Neuerungen und stellten es ihrer Mutter Natur, deren unerbittlichem Klimarhythmus und den heimtückischen Krankheiten anheim, damit fertigzuwerden. In diesem letzten Kapitel wollen wir uns ansehen, wer die neuen Kultureinbrüche im Südsudan trug, wie sie aussahen, wie sie sich anpaßten und wie sie Verbindungen eingingen sowohl mit den bodenständigen Kulturen als auch mit den nächsten Neuerungswellen. Es waren Eroberer, Händler, Missionare, Militärs, Verwalter und die ›Neue Elite‹, die kurz nacheinander begannen, aus dem Land etwas anderes schaffen zu wollen, als was die Erdpriester, Orakelzauberer, Rindersammler und Hirtenkrieger seit Jahrhunderten aus ihm machten.

Die Entdecker

Seit Taharqa von Napata (vgl. S. 40) endeten die Wege der mittel- und nordsudanesischen Reiche am *Sudd*, der Grasbarriere der Nilsümpfe. Einen frühen Versuch, dort hineinzugelangen, stellte die Expedition der beiden römischen Centurionen dar, die von Nero beauftragt und von Kusch

logistisch unterstützt worden war. Vermutlich gelangte sie bis zum No-See und überbrachte unserer Welt zumindest die von Plinius wiedergegebenen Stammesnamen ›Syrbotae‹ (Sere?), ›Medimni‹ und ›Alabi‹ (Aliab?). Doch die letzten 2816 km stromaufwärts des den Alten wohlbekannten Nils und damit auch die Ursache der alljährlichen 80-Tage-Flut, der Grundlage der altägyptischen Zivilisation, blieben im Dunkeln. Das ›Caput Nili quaerere‹ war lange Zeit sprichwörtlich für aussichtslose Unterfangen der Wissenschaft. Das Nilbecken galt – etwa auf der europäischen Weltkarte von Ebstorf – als bevölkert von Monstren, die sich mit dem Fuß beschatten (Skiapoden), von Einbeinern (Monopoden), Hundsköpfen (Cynocephali) oder völlig Kopflosen (Acephali). Fast 200 Jahre kannte man schon die Quelle des Blauen Nils, als 1839 der Eroberer von Funj, Mehmet Ali, den türkischen Fregattenkapitän Selim beauftragte, den Sudd an der Sobatmündung endlich zu durchstoßen. Zwei Jahre später hatte der kühne Flußschiffer – ein Begleitboot soll von dem Schweizer Baumgärtner gesteuert worden sein – Gondokoro erreicht und damit das Innere Afrikas, das damals dem europäischen Blick noch weitgehend entzogen war, an einer wichtigen Stelle geöffnet. Weiter stromaufwärts machten die Bedden-Schnellen die Navigation schwierig, doch der erreichte Platz schien angenehm, voller Elfenbein, und die Bari zeigten sich neugierig und an Glasperlen interessiert – wie der französische Begleiter der Expedition, der Großwildhändler Georges Thibaut, an die Société de Géographie in Paris schrieb.

Der andere große Nilarm, der Gazellenfluß, wurde 1856 ›geöffnet‹, als der savoyische Kaufmann Antoine Brun-Rollet zum ersten Mal die Passage zur ›Meshra er Req‹, der Schiffslände der Reik-Dinka (Abb. 26) bewältigte und der britische Bergbauingenieur John Petherick den etwas nördlich mündenden Jur aufwärts schiffte. Den schwierig zu befahrenden Giraffenfluß schließlich erkundete erst 1872 der Österreicher Ernst Marno auf seinem Weg nach Aequatoria. Meist war es mit der einmaligen Öffnung der Passage allerdings nicht getan; der Sudd schloß sich immer wieder: 1870/71 saß Bakers Riesenflotte monatelang fest (Abb. 27); 1880 Gessi-Pascha mit 500 Mann, von denen die meisten dem Fieber erlagen. Der See Ambadi nördlich der



Lageplan von Meshra er Req (nach Junker 1891)

Meshra er Req hieß um die Jahrhundertwende nach einem Hauptmann Fell, der hier den Jur erneut für die Schiffahrt geöffnet hatte, bevor er in Tambura am Schwarzwasserfieber starb.

Es waren viele Europäer in jenen Zeiten des ›Nilfiebers‹ unterwegs, das im übertragenen und im wörtlichen Sinne die ergriff, die aus den rätselhaften Quellen der Mondberge trinken wollten. Manche starben in den Sümpfen ohne schriftliche Hinterlassenschaften, wie z. B. der selbständig gewordene Missionszimmermann Johann Schmidt aus Krombach/Bayern, der im Gefolge des Elefantenjägers Samuel Baker und der 20 Jahre jüngeren, von diesem freigekauften Sklavin Florence Sass aus Siebenbürgen (Abb. 62) Ende 1862 ins Zwischenseengebiet Aequatorias aufgebrochen war. Anderen gelang es, der Heimat wenigstens ihre Aufzeichnungen zurückzugeben, wie etwa dem Maler Wilhelm von Harnier (Abb. S. 298), der am 23. 11. 1862 bei Heiligkreuz von einem angeschossenen Büffel getötet wurde. Unter den Reisenden befanden sich auch so berühmte Männer wie John Speke und James Grant, die 1863 mit ihren überlebenden Trägern vom neu entdeckten Victoria-See nach Norden zurückreisten, so gewissenhafte Forscher wie Georg Schweinfurth, der 1869 mit einer Elfenbein- und Sklavenexpedition bis ins Reich der Mangbettu jenseits der Wasserscheide vorstieß, oder so exzentrische Damen wie die holländische Baronin Henriette Louise Marie Tinné, ihre Schwester Adrienne von Capellen und ihre 27jährige Tochter Alexandrine Tinné (Abb. 58), die – wiederum 1863 – auf die großangelegte Suchexpedition nach dem in Wadai verschollenen Dr. Eduard Vogel die Wissenschaftler Theodor von Heuglin und Hermann Steudner mitnahmen und auf ihrem Dampfer und vier Segelbooten fast 100 Soldaten, 50 europäische Dienerinnen, mehrere Kamele, Pferde und Esel, 1,5 Tonnen Glasperlen, 12 000 Kaurischnecken und einen Flügel transportierten. In der Zusammenfassung der botanischen Ergebnisse der Tinnéschen Expedition durch Dr. Kortschy (Plantae Tinneanae) ist das Credo all jener erfolgreichen oder gescheiterten Endecker zu lesen:

»Aus diesen Angaben, möchten sie noch so spärlich sein, mögen wir den Reichtum und die Schätze jener Gebiete ermessen, von denen wir nur ein flüchtiges Bild entwarfen. Wir glauben ein Recht zu haben zu der Hoffnung, daß, wenn die Zivilisation ihren Weg in diese, jetzt so unwirtliche Gegenden genommen hat, der Handel dort zahlreiche Dinge des Austausches wert finden wird und schließlich auch die Einwohner aus der Stufe der Brutalität und Barbarei herausziehen wird, in die wir sie jetzt versunken sehen. Das Feld für Entwicklung ist weit; laßt tapfere Pioniere hinein und die Zivilisation wird einen weiteren Triumph feiern!«

Die Händler

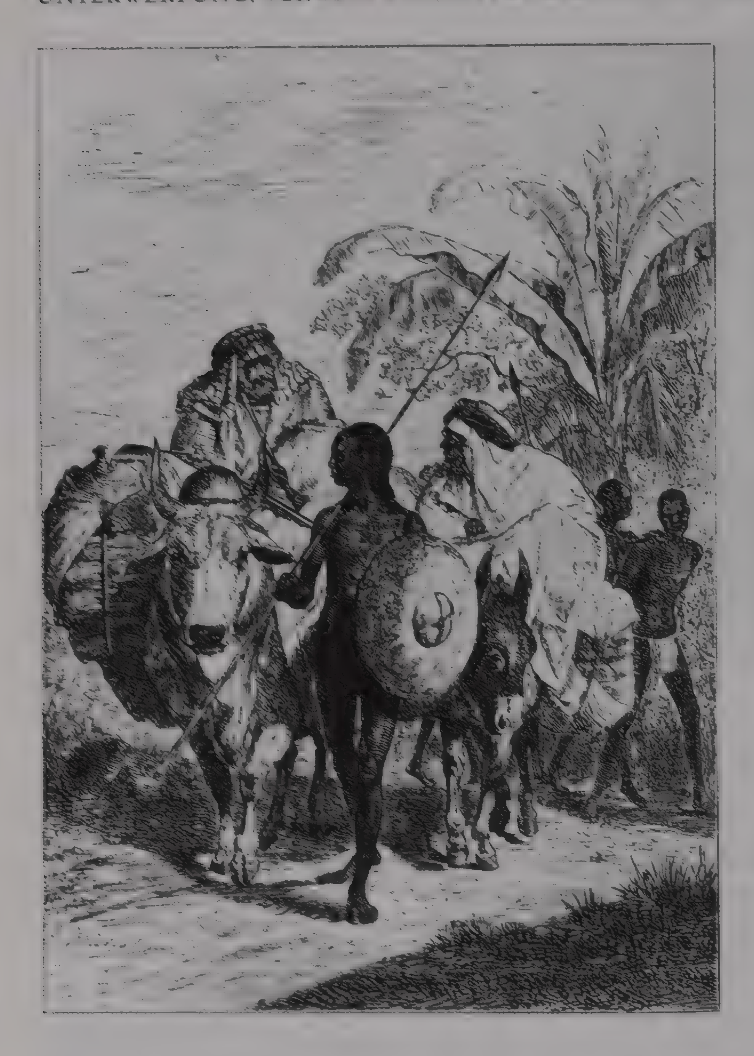
Expeditionen ins Nilbecken waren sehr teuer, konnten aber auch lohnen: Zwischen 1851 und 1856 stieg die jährliche Elfenbeinausbeute von 20 auf 70 Tonnen. Zum Transport der Stoßzähne zum Nilufer brauchte man Träger, und diese mußten von Soldaten bewacht werden. Dann gab es im orientalischen Kaufmannstum die weitverbreitete Einstellung, bei den Menschen Innerafrikas handele es sich lediglich um ›wilde, nackte Sklaven‹. Bald wurde es üblich, solche in Ketten zu legen und wie die Stoßzähne, das Gummi Arabicum, die Straußenfedern und Tierhäute auf den Mark nach Khartoum zu bringen. Die Fangmethode bestand oft darin, Vieh zu rauben und dieses durch Menschen auslösen zu lassen. Wollten die Eigentümer des



Sklavenhändler im Süden (historische Darstellung)

Viehs ihre Verwandten verschonen, überfielen sie die Nachbargruppe. Während nun das Elfenbein immer seltener wurde, entwickelte sich der Sklavenhandel zu einem regelrechten Boom. Nach Aussagen des französischen Forschungsreisenden Lejean betrug der Marktpreis in Khartoum freilich nur zwei Pfund pro Kopf, die Masse mußte also den Gewinn bringen. So geriet das Innere Ostafrikas, gerade als die Ausplünderung Westafrikas aufhörte, ebenfalls in den Sog des barbarischen Menschenjägertums. In den afrikanischen Königreichen des Zwischenseengebietes, wo Speke stolz »The Nile is settled« verkündete, trafen sich auch Händler aus dem Khediven-Reich mit ihren Kollegen aus dem Sansibar des Sultans von Oman.

Doch auch die Gesellschaft kommerzieller Eindringlinge in das obere Nilgebiet war international: Der Franzose Alfonse de Malzac, der 1857 acht Tagereisen vom Bergnil die Elfenbeinstation *(zerība)* Rumbeck gründete, soll als erster die Löhne seiner Mitarbeiter in Sklaven ausbezahlt haben. Als er 1860 starb, kaufte der Siebenbürgener Franz Binder die Pfründe. Andrea De Bono alias Latif Effendi aus Malta, der den Katarakt jenseits Rejaf, den Sobat und das Lotuka-Land erkundet hatte, war auch der Eigentümer einer Schiffsladung von 550 Sklaven, die 1860 Richtung Khartoum segeln mußten. Und aus einer sechs Jahre später datierten regierungsamtlichen Aufstellung geht hervor, daß während der betreffenden Saison der englische Vizekonsul Loutfallah el Chami 908, der Österreicher M. Nachli 130, De Bono 97, der Kopte 'Abd el Masīḥ Tādrus Nākla (dessen Vater die Vereinigten Staaten von Amerika in Khartoum konsularisch vertrat) 660, der Türke Kuchūk 'Alī 169, die Ägypter Ali Abu Amuri und Al Busaili 105 und schließlich die nubisch-arabischen Händler Soliman Gharib und 'Abd el Ṣamad zusammen 252

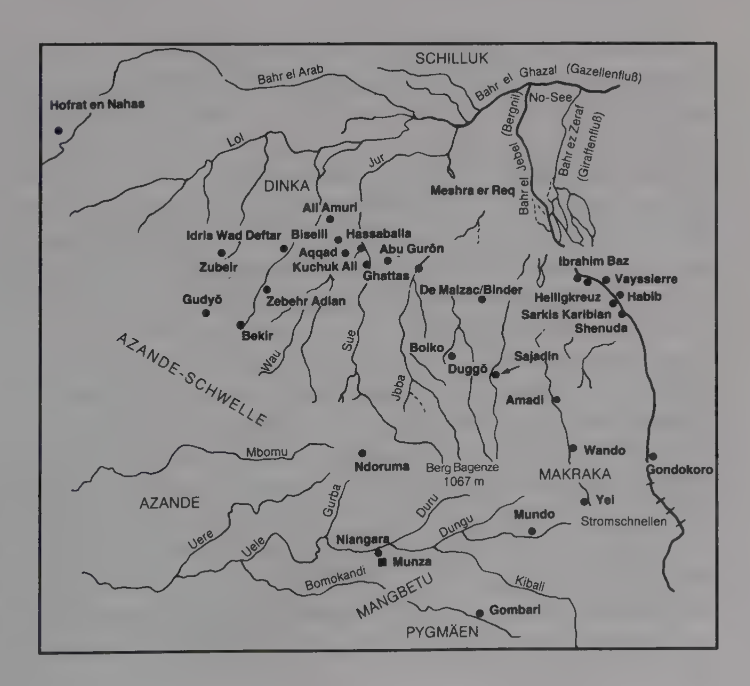


Arabische Sklavenhändler (historische Darstellung)

Sklaven zu Markte brachten. Zur damaligen High Society Khartoums, deren Kultur Alfred Edmund Brehm sehr offen schilderte, gehörten auch die Sklavenhändler Carlo Teofilo Contariny aus Venedig, Nicola Ulivi aus der Toskana oder der französische Ritter der Ehrenlegion Joseph Marie François Vaissière. Freilich waren unter den kleinen Händlern, die im Busch die Dreckarbeit zu verrichten hatten und oft genug von lokalen Häuptlingen abhingen, die Europäer nicht so stark vertreten. Es bedeutete einen harten und gefahrvollen Weg, vom sich anbiedernden und schutzbedürftigen Jellābi zum mächtigen Zeriben-Herrscher aufzusteigen. Als sich die Händler Hassaballah, Kuchūk 'Alī und Abu Gurun 1871 zu einer Handelsexpedition zusammentaten, machte der Zande-König Ndoruma alle 2000 Träger nieder. Die Kontakte

konnten aber auch anders enden. Als der Mangbettu-König Munsa dem 'Abd el Ṣamad kein Elfenbein mehr lieferte, wurde sein Land verbrannt.

Die Entwicklung des Handels im Süden unterlag einerseits dem Einfluß der Steuerpolitik Khartoums: Nachdem der Hikimdar Ja'far Pasha Mazhar 1867 auf Weisung des Khediven Ismail den Zoll auf dem Weißen Fluß drastisch erhöht hatte, gaben viele Europäer erwartungsgemäß auf; ihre Zeriben kaufte die ägyptische 'Aqqād-Kompanie. Andererseits traten klassische Konzentrationsprozesse ein: Am Gazellenfluß herrschten zu jener Zeit nur noch vier Große, Qinawi-Bey zwischen dem heutigen Wau und Aweil, 'Abd el Ṣamad auf der südlichen Wasserscheide, Mahjub al Busaili in Bisellia – in seinem Haus starb am 20. Juli 1863 Madame Tinné – und Kuchūk 'Alī im ehemaligen Deim Bahkit an der westlichen Wasserscheide. In den 70er Jahren waren es dann nur noch zwei: der Kopte Ghattas, mit dem Schweinfurth reiste, im heutigen Tonj (Djur Ghattas) und Al Zubeir Pascha Raḥman Manṣūr (Abb. 53) in Deim Zubeir. Letzterer kam aus dem Ja'alīyin-Land, wo sein Grab in Geili nördlich Khartoum noch zu sehen ist. Er begann als Handlanger des Ali Abu Amuri, hatte aber bereits 1856 eine eigene Zeribe im Land der Golo. 1865 verlegte er seinen Sitz nach Bayyu am Südufer des Khor Uyujukku. Der später Deim Zubeir genannte Ort machte auf Schweinfurth den Eindruck einer bedeutenden Stadt. Sklaven für 14 000 Pfund und Elfenbein für 2300 Pfund (Khartoumer Preise) sollen hier jährlich exportiert worden sein. Deim Zubeir war eine Karawanenkreuzung: Von Süden nach Norden führte die Zande-Darfur-Straße; nach Westen die Straße zur Meshra er Req und damit nach Khartoum.



Stationen der Elfenbein- und Sklavenhändler (Zeribas/Zeriben) an der Nil-Kongo-Wasserscheide zwischen 1834 und 1878



Al Zubeir Pascha (historische Darstellung)

Zubeir zeigte sich geschickter als alle andere Händler. Er residierte wie ein Lokalfürst: Mit den Rizaygāt schloß er zur Sicherung der Nordroute einen Vertrag ab, und mit den Zande ging er durch die Heirat mit einer Tikima-Tochter Schwiegerbindungen ein. Die unterworfenen Golo und ihre Nachbarn genossen den Schutz seines riesigen Sklavenheeres, solange sie Abgaben und Arbeitsdienst leisteten. Noch Anfang des 20. Jhs. erinnerten sich Golo-Älteste an die drückende Steuerlast: Wer seinen großen Durra-Korb nicht füllen konnte, mußte seine Tochter obendraufsetzen. Entfernte Völker beherrschte Zubeir durch Statthalter, oder er siedelte einen Teil in der Nähe der Hauptstadt an. 1872 gelang es Zubeir, den Marokkaner Ali Hilali zu ermorden, der im Auftrag Khartoums von Süddarfur aus das westliche Nilbecken erobern sollte. Danach besetzte er selbst die Zande-Reiche und bestrafte die Rizaygāt für den Vertragsbruch. Zubeir war nun so mächtig, daß Khartoum ihm den Titel ›Bey‹ verlieh. Doch der Kaufmann ließ sich durch diese Verbeamtung nicht zähmen, sondern eroberte 1874 Darfur. Als nun der Khedive Ismael diese Eigenmächtigkeit ganz und gar mißbilligte, eilte der naive Zubeir nach Kairo, um sich zu rechtfertigen. Er wurde in Ehrenhaft genommen. Den Ruhm des Händlerkönigs und Sklavencondottiere aber führte sein Feldherr Rabīḥ bin Fadl Allāh weiter, der zunächst mit Zubeirs Sohn Sulaimān und einer 20 000 Mann starken Truppe die Schmach rächen wollte. Doch während Sulaimān in die Hände des Khartoumer Beauftragten Gessi fiel, wich Rabīḥ den Regierungstruppen aus, zog nach Westen und eroberte den ganzen Tschad-Sudan. Vom Nil aber wollte er nichts mehr wissen; dem Mahdi, der ihn wenige Jahre später als Emir des Westens gewinnen wollte, zeigte er die kalte Schulter.



Deim Zubeir vor der Jahrhundertwende

Wohl fand Zubeirs Händlerherrschaft auch nach Rabiḥs Tod im Kampf gegen die Franzosen noch Nachahmer, etwa 'Arabī Dafa' Allāh nach dem Ende der Mahdiya in Dar Runga jenseits der Westgrenze oder Ahmed Abbakar, der sich Senusi nannte, im Land der Banda, Kreisch und Yulu. Innerhalb der europäisch verwalteten Turkiya aber hatten es die arabisch-nubischen Händler schwer. In Lado saßen Ende der 70er Jahre ein Ägypter, ein Kopte und ein Grieche, die mit Baumwolle, Alkohol und Kurzwaren handelten. Erst unter der Mahdiya lebte der Kleinhandel der ›einheimischen‹ Jellāba wieder auf, einschließlich des Sklavenhandels. Unter der britischen Hakuma (Regierung) brachen abermals schlechte Zeiten an, bis die Unabhängigkeit und erst recht der Friede von 1972 den Jellāba mit ihren LKWs und Wellblechläden *(dukkān)* neue Freizügigkeit garantierten.

Heute kaufen die Händler in den entlegensten Teilen des Nilbeckens die ortsüblichen Überschüsse auf, verkaufen dafür allgemeinsudanesische Konsumgüter wie Stoffe, Seife, Zucker, Tee und tauschen auch gelegentlich einen illegalen Stoßzahn gegen ein illegales Gewehr. Dies und der stellenweise schwunghafte Handel mit Cannabis *(bangu)* bilden aber nur den Vorwand für die zahlreichen Straßenbarrieren, an denen die arm gewordene Verwaltung die ›Pfeffersäcke‹ zu schröpfen versucht. Die gleiche Behinderung erleiden übrigens auch die Griechen, die nach wie vor den Handel mit Importalkohol und anderen Kostbarkeiten aus Europa monopolisieren. Doch spätestens im April/Mai ist die Saison des Geschäftemachens mit den Menschen des Nilbeckens vorbei, wenn der regelmäßige Regen die Staubpisten in Schmierseife verwandelt.

Die Missionare

Ihre Geschichte am Bergnil des 19. Jh. birgt weder Ruhm noch Reichtum, sie ist voller Opfer und Enttäuschung. Ihre Motive waren Heidenbekehrung, Händlerbetreuung und die Abschaffung des schrecklichen Sklavenhandels. Nichts davon gelang, und die Tropenkrankheiten scheinen unter den wackeren Gottesmännern schrecklicher gewütet zu haben als unter den weißen Forschern und Kaufleuten. Der Naturwissenschaftler Robert Hartmann würdigte ihre Arbeit 1884 wie folgt: »Apostolische Missionäre suchten von ihrer Station Gondokoro aus die Bari zu bekehren. Sie streueten unter den Schwarzen Glasperlen mit vollen Händen umher. Die verschlagenen Barbaren sandten auch wirklich ihre Kinder zum Gottesdienst und zur Schule, so lange die Glasperlen vorhielten und so lange man ihnen etwas Gutes für ihre stete Klage: Magor duma, d. h. (ich habe) großen Hunger, gab. Als man es aber satt bekam, immer nur bettelnde Faulenzer zu füttern, da ließ auch der Zudrang zur Beschäftigung mit den christlichen Lehren nach.«

Der Versuch, die Götter und Geister des Nils durch die katholische Dreieinigkeit zu vertreiben, erfolgte in mehreren Wellen. Die erste begann 1849, als sich die Jesuiten Knoblecher (Knoblehar) aus Laibach (Ljubljana), Pedemonte aus Genua und der Veroneser Angelo Vinco mit der jährlichen Handelsflotte nach Süden einschifften. Zur Stationsgründung, die die Händler mit allen Mitteln zu verhindern suchten, kam es aber erst 1852, nachdem Knoblecher in Österreich über den ›Marien-Verein zur Beförderung der katholischen Mission in Central Africa‹ und mit kräftiger Hilfe Kaiser Franz Josefs Geld beschafft hatte. Baker sah darin auch die Vorbereitung für eine habsburgische Kolonie. Doch Gondokoro war in erster Linie für die Bekehrung der Bari gedacht und das zwei Jahre später gegründete Heilig Kreuz (heute Kanisa) für die der Kietsch-Dinka. Der hier tätige Bruder Anton Kaufmann aus Brixen hat uns die erste Dinka-Ethnographie überliefert. Er, der Ladiner Franz Morlang und Pater Lanz überlebten als einzige 16 Kollegen jener ersten Missionsphase, die Seuchen und Krankheiten dahinrafften.

Der nächste Versuch wurde 1858 von Giovanni Beltrame und anderen Verona-Patres unternommen, endete aber schon zwei Jahre später mit der endgültigen Aufgabe beider Stationen. Die Kietsch sollen geweint haben, als Morlang die Liegenschaften an den tscherkessischen Sklavenhändler Khurshid Aga verkaufte; die Bari aber plünderten ›ihre‹ Station. Die überlebenden Missionare zogen sich in ein Akklimatisierungsheim in Shellal bei Aswan zurück, und Propaganda Fide am Heiligen Stuhl in Rom übergab das Vikariat Zentralafrika dem Franziskanerorden. Kurz darauf zog unter Pater J. Reinthaler aus der Steiermark eine neue Mannschaft, schließlich 51 Köpfe stark, in den Sudan. Obwohl sie sich mit ihrer neuen Station Kaka im Schilluk-Lande eigentlich nicht weit in den Süden trauten, mähte der Sumpftod die Missionare wieder reihenweise nieder. 1862 wird auch Kaka wieder aufgegeben. Als im Jahr darauf drei Missionare die verlassene Station Gondokoro besuchen, treffen sie dort Speke. Der wenig verträgliche Nilquellenentdecker hat in sein Tagebuch auch die Meinung der Händler eingetragen, nach denen die Missionare ihre Gesundheit selbst ruiniert hätten: durch Faulheit, Trunksucht und Tabakrauchen.

Die vierte und erfolgreichste Welle unter Daniele Comboni hinterließ keine Europäer mehr in dem Missionarsgrab Nilbecken. Jetzt sollten einheimische Christen nach Europa zur Ausbil-

dung geschickt und dann als Prediger unter ihren Völkern eingesetzt werden. Mit Mitteln des internationalen ›Vereins zum Guten Hirten‹ entstanden Priesterkollegs in Verona und Kairo sowie neue Stationen ausschließlich in Kordofan: El Obeid, Malbes, Dilling. In einer davon traf Comboni einen Sklavenjungen aus dem Dinka-Land, den er zum Priester ausbilden ließ. Nach dem Studium in Rom 1877–83 warb der oben schon erwähnte Daniele Deng in mehreren europäischen Städten für die Missionierung seiner Heimat. Er schrieb auch die erste Auto-Ethnographie des Dinka-Volkes.

Die Missionsversuche wurden nach dem Sieg des Mahdismus eingestellt. Wer nicht rechtzeitig floh, landete wie Pater Ohrwalder und einige Missionsschwestern in den ›Ketten des Khalifen‹. Das Christentum schien endgültig ausgespielt zu haben, bis mit der blutigen Rückeroberung des Sudan durch Lord Kitchener auch die Bekehrung der nichtislamischen Sudanesen wieder einsetzten konnte. Im Unterschied zu den traurigen Ereignissen des letzten Jahrhunderts begann aber unter britischer Schutzherrschaft eine wahre Via triumphalis der südsudanesischen Kirchengeschichte. Auch waren die Tiroler und Veroneser Katholiken nicht mehr allein bei der Arbeit im Sumpf: Anglikaner, Presbyterianer, Pietisten und Lutheraner teilten sich mit ihnen die Aufgaben, die ihnen die Verwaltung um des inneren Friedens willen in getrennten Gebieten zuwies. Den Gazellenfluß sollten die Verona-Patres (VP) missionieren, den Bergnil die Anglikaner (Church Missionary Society, CMS), den Sobat die Presbyterianer (United Presbyterian Mission, UPM). Zum Gebiet der letzteren kamen auch die rechtsnilischen Schilluk, während die linksnilischen den katholischen Mill Hill Fathers überantwortet wurden. In den angrenzenden heidnischen Gebieten des Zentralsudan ›erhielt‹ die CMS die West-Nuba und die 1938 aus Äthiopien vertriebene Sudan Interior Mission (SIM) die Praeniloten auf den Fliehburgen an der Grenze. In das zunächst freigebliebene Ost-Aequatoria stießen nach der Unabhängigkeit die lutherische Kirche Norwegens (NLC), nachdem die Katholiken schon 1935 und 1946 Niederlassungen gegründet hatten. Die ersten Stationen waren im Schilluk-Land Doleib Hill (1902 UPM), Lul (1901 VP), Tonga (1904 VP), im Dinka-Gebiet Meshra er Req (1898 VP), Wau (1905 VP), Lau Post (CMS 1912), Malek (CMS 1906), unter den Nuer Nasir (UPM 1913), unter den Jur-Luo Kyango (1904 VP), unter den Zande Tambura (1908 VP) und Yambio (1913 CMS) sowie unter den Moru Lui (1920 CMS). Mit dem Missionsdampfer ›Redemptor‹ (Erlöser) fuhr der Apostolische Vikar von Zentralafrika, Franz Xaver Geyer, zu Beginn unseres Jahrhunderts kreuz und quer durchs Nilbecken auf der Suche nach geeigneten Plätzen für weitere Stationen in seiner riesigen Pfarre mit – wie er schreibt – den »Ausdehnungen von etwa neunmaliger Größe Deutschlands und siebenmaliger Österreich-Ungarns«.

Die Pioniere auf anglikanischer Seite waren der Militärseelsorger L. H. Gwynne und später G. O. Whitehead. Sie legten den Grundstein für eine kirchliche Infrastruktur, die dem Schulwesen besonderen Wert beimaß. 1922 wurde in Juba die erste weiterführende Schule eröffnet, 1947 ein Priesterkolleg in Mundri, 1948 eine Lehrerausbildungsstätte in Panekar. Die Erziehung junger Südsudanesen nach europäischem Vorbild lag anfänglich ganz in den Händen der Mission. 1926, als die Regierung Hilfe und Aufsicht anbot, gab es schon 22 Grundschulen für Knaben, neun für Mädchen, zwei weiterführende Schulen und eine Handelsschule. Dann beschlossen die Missionsgesellschaften auf ihrer Sprachkonferenz von Rejaf 1928, Englisch als Verkehrssprache aufzubauen und die vielen Lokalsprachen zu Gruppensprachen mit einheitlichen

Texten und Bibelübersetzungen zusammenzufassen. Zur Bewältigung der Vielsprachigkeit steht auch heute die Mission – vor allem das Summer Institute of Linguistics – der Regionalregierung zur Seite.

Ziel der kirchlichen Bildungspolitik war es auch, die Hierarchie sukzessive in einheimische Hände legen zu können. Dies erwies sich als weise Voraussicht, da, als sich nach der Unabhängigkeit des Sudan das Verhältnis zwischen Zentralregierung und Mission trübte, bis 1964 alle 143 europäischen Geistlichen ausgewiesen wurden. Erst 1972, mit dem ›Addis Abeba-Abkommen‹, d. h. mit dem Friedensschluß zwischen Rebellenarmee und der Zentralregierung (vgl. S. 327), konnte die Mission ihre Arbeit in dem zerstörten Land wieder aufnehmen – zunächst mit tansanischen Lutheranern und indischen Jesuiten. Die christlichen Kirchen begriffen ihre Arbeit jetzt als ›Wiederaufbau‹ und koordinierten ihre Programme in der Organisation ACROSS oder der katholischen SUDANAID. Es wurden Entwicklungen auf unterster Ebene eingeleitet: Gesundheitsdienst, Armenspeisung, Trinkwasserversorgung oder Einführung des Pflugs und des Zugwagens. 1976 waren schließlich auch die Spitzen der beiden großen Kirchen mit Südsudanesen besetzt: Elinana J. Ngalamu aus Amadi (Moru) wurde Erzbischof der anglikanischen Kirche des Sudan, diese selbst aus dem Erzbistum Jerusalem ausgegliedert und direkt Canterbury unterstellt, Ireneo Dud katholischer Erzbischof von Juba und Gabriel Zubeir Wako dem Erzbischof Augustino Baroni in Khartoum beigeordnet. Die drei letzteren herrschten 1980 über sechs Bischöfe und 347 Priester, die ihrerseits etwa 5% der sudanesischen Bevölkerung zu ihren Schafen zählen.

Die Verwalter

Herrschaften, deren Absicht über die bloße Ausplünderung hinausreichte, etablierten sich im Südsudan erst mit den europäischen Experten im turko-ägyptischen Dienst. Ihr Auftrag lautete, das gesamt Flußsystem des Nils einschließlich seiner neu entdeckten Quellseen der Hohen Pforte in Iṣtanbul zu unterwerfen und der hinter ihr stehenden westlichen Zivilisation zu er-



Aufbruch der Expedition Baker Paschas aus Khartoum im Jahre 1869

schließen. Es ging also um die Fortführung der mehrfach angesprochenen kolonialen Expansion Mehmet Alis und um die Realisierung der oben zitierten Visionen der Entdecker. Es war nicht leicht, im wilden Süden ›Ägyptens‹ die Ordnung einzuführen und die ›Danaqla‹-Händler staatlicher Kontrolle zu unterwerfen. Der erste Versuch scheiterte, als General Sir Samuel Baker 1869 (fünf Jahre nach seiner Entdeckung des Luta N'zige, des nachmaligen Albert- und heutigen Mobutu-Sese-Seko-Sees) im Auftrag des Khediven Ismail (Abb. 64) den Sklavenhandel unterbinden, die Landwirtschaft entwickeln und die großen Seen per Dampfboot an Khartoum binden sollte. War ihm auf seiner ersten Reise wenigstens noch die Einführung der Schnapsbrennerei bei den Lotuko und des Notsegels in Bunyoro gelungen, so erreichte er in seiner offiziellen Mission wenig mehr als die Umbenennung Gondokoros in Ismailia. Aus Masindi, der Hauptstadt Bunyoros, wo er eine improvisierte Kultur- und Handelsausstellung aufgebaut und die türkische Flagge gehißt hatte, mußte er unter schmerzlichen Verlusten wieder abziehen. Erst dem asketischen Charles G. Gordon (Abb. 65) gelang es als Gouverneur von Aequatoria 1873–76, Khartoum mit Foweira in Bunyoro durch eine Postenkette zu verbinden, die schon von Baker herangeschafften Dampfer über die Fula-Schwelle tragen und im Albert-See verkehren zu lassen sowie das Land bis zum Kyoga-See nördlich Buganda militärgeographisch zu erfassen.

Gordons Politik, aus dem Südsudan eine Musterkolonie zu machen, verfolgten dann der zum Islam übergetretene schlesische Jude Eduard Schnitzer (Emin-Pascha, Abb. 63) und der Italiener Romolo Gessi weiter. Beiden vor allem in den betreffenden Heimatländern verehrten Kolonialheroen erschien als Schlüssel zur Entwicklung das Staatsmonopol auf jede Form des Handels, der Ersatz der Sklavenarbeit durch Lohnarbeit und die Einführung landwirtschaftlicher Neuerungen. Gessi, der 1876 zunächst in Gordons Auftrag den Albert-See vermessen hatte, den sein Landsmann Giovanni Miani schon 1859 aufsuchen und ›Lago Vittorio Emanuele‹ taufen wollte, starb zwar schon 15 Monate nach seinem Sieg über Zubeirs Sohn Sulaimān (vgl. S. 317) und dessen unehrenhafter ›Behandlung‹ (sprich Exekution) am Gazellenfluß. In dieser kurzen Zeit aber gründete er eine Primarschule und eine Agrarkolonie, verwandelte Zeriben in Staatsfarmen, führte den Mais- und den Baumwollanbau ein und pflanzte Bananenbäume längs der Flüsse. In Wau am Bussere begann er eine Weberei, eine Gerberei sowie eine Schuhindustrie und baute



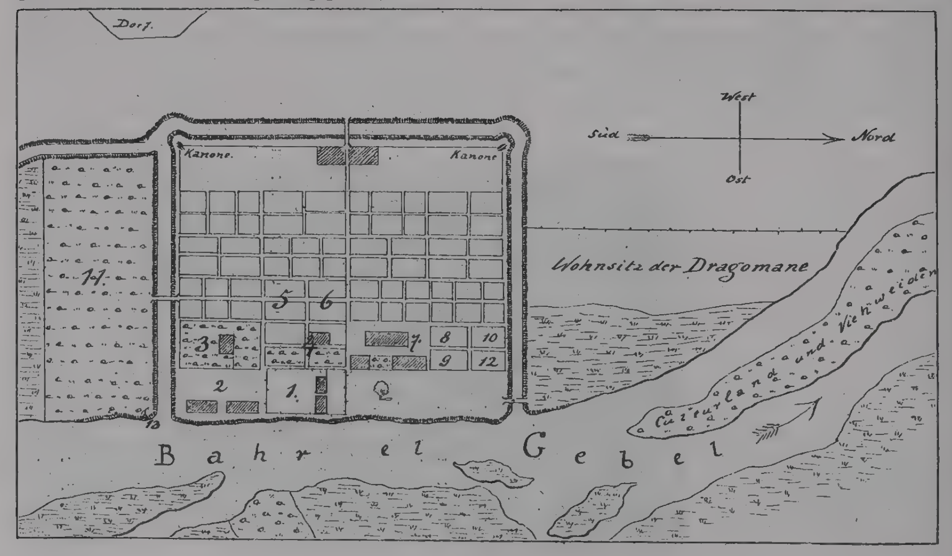
Die von Baker in Gondokoro angelegte ägyptische Garnison Ismailia

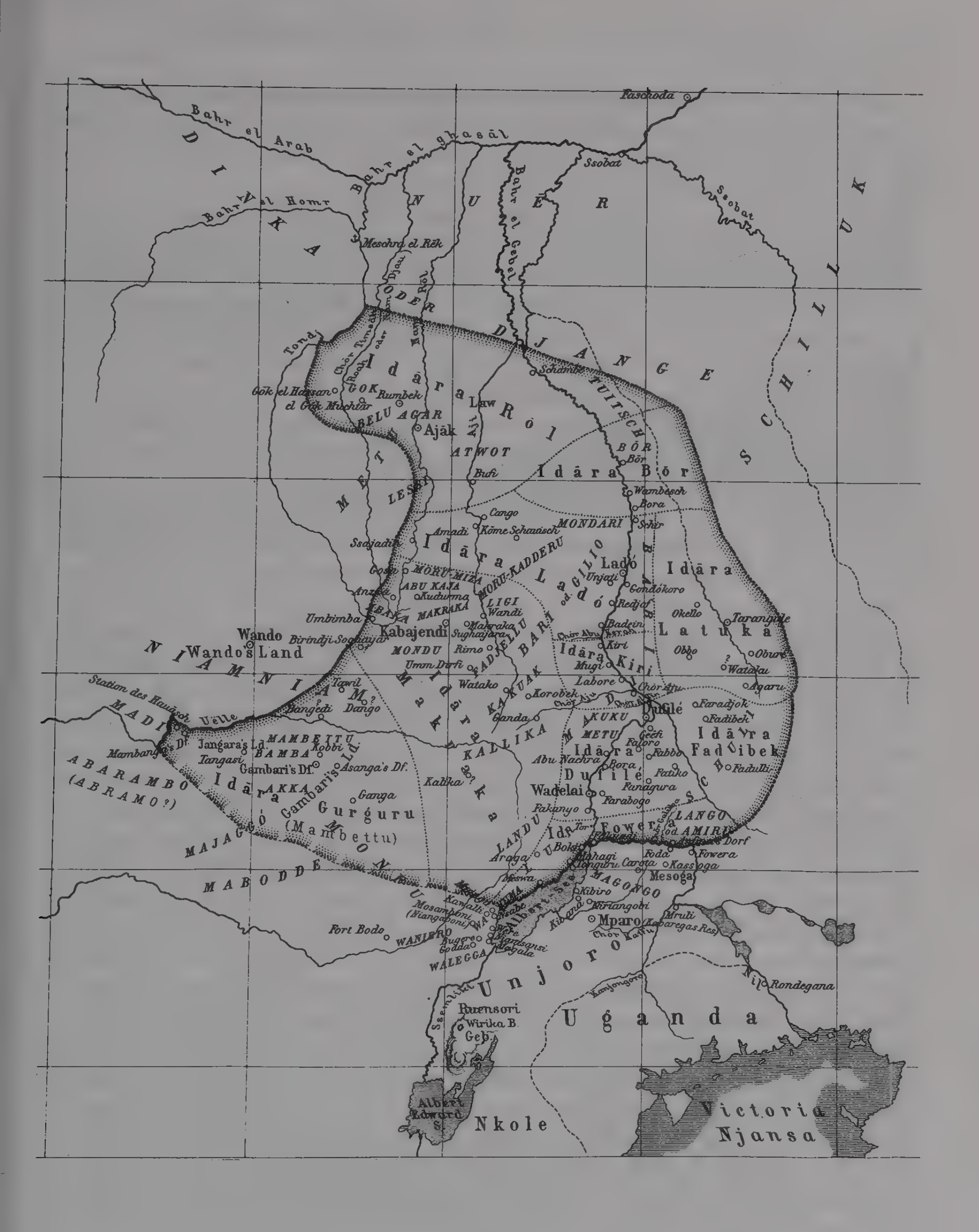
eine Bootswerft. Bald waren drei große Nuggars zu je 50 Tonnen fertig, mit denen Elfenbein, India Rubber, Honig und Tamarinde nach Khartoum geschafft wurden.

Auch Emin wollte das Wohl der Staatskassen in Khartoum und Kairo mit dem der zu Untertanen degradierten Völker Aequatorias verbinden. Er führte den Dampfpflug sowie den Anbau von Kaffee, Reis, Baumwolle, Zucker, Tabak und Indigo ein, experimentierte mit der Züchtung tsetse-immuner Rinder, achtete bei der Siedlungsplanung auf Grünflächen, installierte ein Post- und Transportsystem mit Ochsen und vertrieb etwa 2000 Danaqla aus Aequatoria. Damit ist natürlich keineswegs gesagt, daß die europäischen Ideen des Aufbaus das Land wirklich zu gestalten begannen. Emin selbst plagten häufig Zweifel, sein Reformwerk könnte an den Menschen scheitern: »Ein neues Zeitalter«, sagte er einmal zu Gordon, »wird für dieses Land beginnen, wenn die Leute arbeiten werden, statt die Dinge leicht zu nehmen, sich anstrengen werden, statt sich auf Kosten ihrer Nachbarn zu bereichern. Aus diesem Grunde hätte ich gerne für dieses Land fruchtbare Samen und, ich wage es kaum auszusprechen, einige Chinesen.«

1881 bestand Lado, die von Gordon anstelle des verruchten Gondokoro gegründete Hauptstadt Aequatorias, aus 2000 Rundhäusern, einer Moschee, einer Koranschule und einem Krankenhaus (Abb. 21). Die Jahressteuer für Khartoum belief sich schon auf 6000 Pfund; regelmäßig zur Trockenzeit besuchte Emin die Stationen im Inland zu beiden Seiten der ›Entwicklungsachse‹ Nil. Dort empfingen ihn die Stammeshäuptlinge, gekleidet wie die ersten Neuerer, die Danaqla. Denn im Widerspruch zur grausamen Wirkung des Sklavenhandels hatten die muslimischen Händler auch eine positive, zumindestens überlegene Macht ausgestrahlt, die jeden unter den ›Heiden‹, der er sich leisten konnte, zur Nachahmung anregte. Es waren vor allem die

Junkers Planskizze von Lado (die Nummern 1–10 und 12 bezeichnen verschiedene öffentliche und Wohngebäude, die Nr. 11 den Regierungsgarten)





Die Aequatorialprovinz zur Zeit von Emin-Pascha (zusammengestellt von Richard Kiepert 1893)

Häuptlinge und Regenmacher, die – gegen ein Gewehr, Uniformstück oder eine Kognakflasche – ihre Position durch gute Verbindungen mit Emin aufzubessern trachteten und dafür gerne ihre Leute zum Trägerdienst oder zur Koranabgabe überredeten. Manche Dorfchefs baten geradezu um eine Polizeistation in ihrem Gebiet.

Andere Gebiete blieben ›unruhig‹, ihre Häuptlinge aufsässig. Teilweise kämpften sie – auch mit Feuerwaffen – erfolgreich gegen die Regierung, wie z. B. die Dinka unter Mayendut gegen Gessis Nachfolger Lupton und die Stationen Rumbek, Ajak und Gok el Muchtar. Teilweise aber waren sie immer noch beherrscht von Sklavenhändlern, speziell im großen ›Grenzgebiet‹ zwischen Gazellenfluß und Aequatoria. Dort gab es auch ›Schaukelpolitiker‹, die mit mehreren Seiten auskamen, wie Yūsuf al Shallālı, der Gessi gegen Sulaiman geholfen hatte, aber weiter ›privat‹ Sklaven nach Khartoum verschiffte. Auch andere Große wie 'Uthman Badawi und 'Abd Allāhi 'Abd al Ṣamad überlebten den Gessischen Entwicklungsschub und leiteten direkt über zur Resudanisierung unter dem Dongolawi Karam Allāh, der 1884/85 den Süden für den Mahdi eroberte. Zwar mußte er nach dem Fall Amadis im Rohl-Distrikt umkehren, die Befreiung in Aequatoria aber setzten die Stämme selbst unter ihren Propheten und Häuptlingen fort. Emin wich – nach dem Fall Khartoums bar jeder Hoffnung – zögernd und traurig nach Süden aus und wurde 1889 am Albert-See von dem rücksichtslosen Stanley zur Ostküste mitgenommen.

Schon ein Jahr zuvor waren 1500 Krieger des Khalifen mit dem Dampfer in Lado gelandet, um Aequatoria von allen Resten der ägyptischen Fremdherrschaft zu reinigen. Ihr eigenes Zentrum für den neu aufblühenden Elfenbein- und Sklavenhandel errichteten sie in Rejaf, wo der General 'Arabī mit seiner Ta'āisha-Truppe erst 1897 von Belgiern besiegt wurde. Mehrere Großmächte interessierten sich danach für das ›Vakuum‹ in Afrika, d. h. die unzeitgemäße Arena so kleiner Mächte wie der Zande-Fürsten, Dinka-Häuptlinge und Sklavenhändler. Neben König Leopold von Belgien, der diese ›Lado-Enklave‹ nur bis zu seinem Tod 1909 halten konnte, und Kaiser Menelik von Äthiopien, der sein Kleinimperium gerne bis zum Bergnil ausgedehnt hätte, war es vor allem Frankreich, das mit dem kühnen Zug des Kapitän Marchand nach Faschoda Besitzansprüche auf das Nilbecken erhob. Dazu wurde der Dampfer ›Faidherbe‹, der die spektakuläre Expedition den Kongo und Ubangi heraufgebracht hatte, am oberen Mbomu auseinandergenommen, in Einzelteilen von 12000 Afrikanern über die Wasserscheide getragen und unterhalb der Sue-Stromschnellen – aus ›Les Rapides‹ wurde später Raffili – wieder zusammengebaut. Dann legten die Franzosen Forts an (Hossinger in Tambura, Gouly am Sue, Desaix im späteren Wau), übernahmen bestehende Festungen wie Deim Zubeir (Fort Duplix) und Tonj, schlugen die mit dem Überfall nicht einverstandenen Ngulgule und Feroge und besetzten schließlich das große, für 1000 Mann eingerichtete türkische Fort Faschoda im heutigen Kodok. Dort machte Kitchener, der Sieger von Omdurman, dem Jean-Baptiste Marchand im September 1898 deutlich, daß er sich geostrategisch verirrt habe. Paris und London traten in erregte Verhandlungen – mit dem Ergebnis der Priorität für die britische Achse Kap-Kairo vor dem französischen Traum eines West-Ost-Gürtels. Zerknirscht wich Marchand nach Djibouti aus, sein Dampfer sank in Gambella.

Mit der Jahrhundertwende begann eine neue Phase der Modernisierung für den Süden, z. T. blutig, wie wir in den letzten Kapiteln sahen, z. T. friedlich – auf jeden Fall mit tiefgreifenden



Faschoda am Weißen Nil (nach Junker 1891)

Veränderungen verbunden: Dörfer wurden verlegt, Stämme zusammengefaßt, Grenzen gezogen, Häuptlinge eingesetzt und ihre Aufgaben bestimmt. Die aufgefundenen nubischen Söldner *(faruch)*, die Sklavensoldaten *(basinger)* und deren Sklaven *(dragomane)* machte man zu Polizisten, die die Häuptlinge bei der Steuererhebung unterstützten und die Zwangsarbeit für öffentliche Vorhaben ermöglichten. Ab 1911 wurde eine einheimische Truppe, das ›Equatoria Corps‹, aufgebaut. Nach dem Abzug der Belgier verlegte man die Hauptstadt des Südens von Mongalla nach dem neu erbauten Juba, ganz in die Nähe der alten Zentren Lado und Gondokoro. Die Prinzipien, nach denen der Süden entwickelt werden sollte, faßte der Civil Secretary (etwa Innenminister) Sir Harold MacMichael in die klassischen Worte: »Die Politik der Regierung des Südsudan zielt darauf ab, eine Reihe selbständiger, rassischer und stammesmäßiger Einheiten aufzubauen, deren Struktur und Organisation auf einheimischen Bräuchen, Traditionen und Glaubensvorstellungen beruhen, so weit es die Erfordernisse von Gleichheit und Wohlfahrt erlauben.«

Dieser ›Urzustand‹ als Planziel war nur zu erreichen, wenn man das Land von den guten wie bösen Einflüssen aus dem Norden ›reinigte‹. Also wurden die Araber und Muslime, die ja etwa in Dar Fertit im nordwestlichen Gazellenfluß schon zu den Zeiten der Fur-Sultane saßen, per Paßgesetze 1922 ausgesiedelt, eine breiter Streifen Niemandsland gegen den Norden angelegt, die arabische Sprache ebenso wie die gemeinsudanesische Kleidung oder arabische Namen verboten. Die Konsequenz dieser ›getrennten Entwicklung‹ des Sudan wäre gewesen – und bis 1945 bestand tatsächlich eine entsprechende Planung –, den Süden mit Uganda oder Kenia zusammen in die Unabhängigkeit zu entlassen. Dagegen opponierten freilich die nordsudanesischen Politiker und als auch in den ostafrikanischen Ländern wenig Begeisterung für eine Ehe mit dem administrativ, doch nicht ökonomisch entwickelten Nilbecken gefunden wurde, warf J. W. Robertson, der damalige Civil Secretary, das Steuer herum – auch gegen Bedenken südlicher Gouverneure und Häuptlinge. Damit zeigte sich auf einmal deutlich das gewaltige

›Entwicklungsgefälle‹, das die beiden Landesteile trennte. Schnell wurden das Zande-Scheme zur Produktion und Verarbeitung von Baumwolle geschaffen, Sägemühlen in Katire, Gilo und Loka eingerichtet, die Grundsteine für eine Holz- und Möbelindustrie gelegt, Allwetterstraßen gebaut und der Handel forciert. Auch Arabisch war nun wieder zugelassen, und in der gesetzgebenden Versammlung in Khartoum 1948 saßen neben 76 Nordsudanesen und sechs Briten auch 13 Politiker aus dem Süden. Doch diese Missionsschüler hatten keine Partei hinter sich, geschweige denn Massen; sie wußten um die ›Rückständigkeit‹ ihrer Heimat und fühlten sich von der kolonialen Mutter verlassen, majorisiert von den Nordsudanesen, übergangen bei der Ämtervergabe und ausgeliefert an die Ägypter, die die politische Einheit des Niltales betrieben und dabei unterstützt wurden von den sudanesischen Ashigga-Politikern aus den Kreisen der Khatmīya.

Noch vor der offiziellen Entlassung des Sudan in die Unabhängigkeit am 1. 1. 1956 verschaffte sich der Unmut im Süden Luft: 300 Arbeiter des Zande-Schemes demonstrierten im Juli 1955 gegen die neue nordsudanesische Leitung und die mit ihr kooperierenden Avungara-Fürsten; im August meuterte das Equatoria Corps in Torit gegen seine Verlegung nach Norden und verschwand samt Waffen im Busch. Das Faustrecht, das einst nach Verwandtschafts- und Nachbarschaftsregeln, später nach dem Muster des Plünderungskolonialismus im Nilbecken herrschte, kehrte wieder auf der Ebene von Banden (›outlaws‹), Soldateska und enthemmten Regierungstruppen. Die Bevölkerung litt unter den nachkolonialen Zuständen und zog sich wie zu Zeiten der Sklavenjagden in den Busch zurück oder floh über die Grenzen. 1963 hatten sich die Meuterer und Buschkämpfer zu einer Guerilla-Armee entwickelt, die sich unter dem Namen ›Anya-Nya‹, in der Madi-Sprache ›Schlangengift‹, zusammenschloß. Diese überfiel die Grenzposten Pachola und Kajo Kaji und versuchte, Wau zu nehmen. Daraufhin wurden die Schulen und Kirchen geschlossen, die Missionare vertrieben. Bald konnte man auf der von der Sowjetunion gebauten Bahnlinie Babanusa – Wau neue Truppen in den Süden verlegen.

Nach dem Sturz der Militärregierung von Aboud 1964 setzten auch verstärkte Bemühungen ein, das Problem der Integration des Südens vernünftiger zu lösen. Dazu wurde z. B. die ›Round Table Conference‹ einberufen, in der mehrere afrikanische Staaten über den Fall verhandelten und die vier möglichen Lösungen – Föderation, Vereinigung mit dem Norden, Trennung und regionale Autonomie – durchspielten. Der Krieg zwischen den Regierungstruppen und der sich ab 1965 ›Land Freedom Army‹ nennenden Rebellen unter General Lagu nahm stetig an Schärfe zu. 1969 gab es neben der Untergrundarmee auch drei Untergrundregierungen: Das ›Nile Provisional Government‹, mit dem hauptsächlich Dinka-Intellektuelle die Idee des Staates ›Nilia‹ verfolgten; der ›Anyidi Revolutionary Council‹, in dem sich Vertreter der am stärksten missionierten und auch in der Anya-Nya die Mehrheit bildenden Südstämme zusammenschlossen, und schließlich das ›Sue River Revolutionary Government‹, mit dem einige Azande eine unabhängige Republik in Westaequatoria anstrebten. Schließlich gehörten zur ›Szene‹ auch die vielen Politiker im Exil, zusammengeschlossen etwa in der ›Sudan African National Union‹ (SANU) oder der ›Azania Liberation Front‹, die zusammen mit der kirchlichen Weltöffentlichkeit den internationalen Druck auf Khartoum verstärkten.

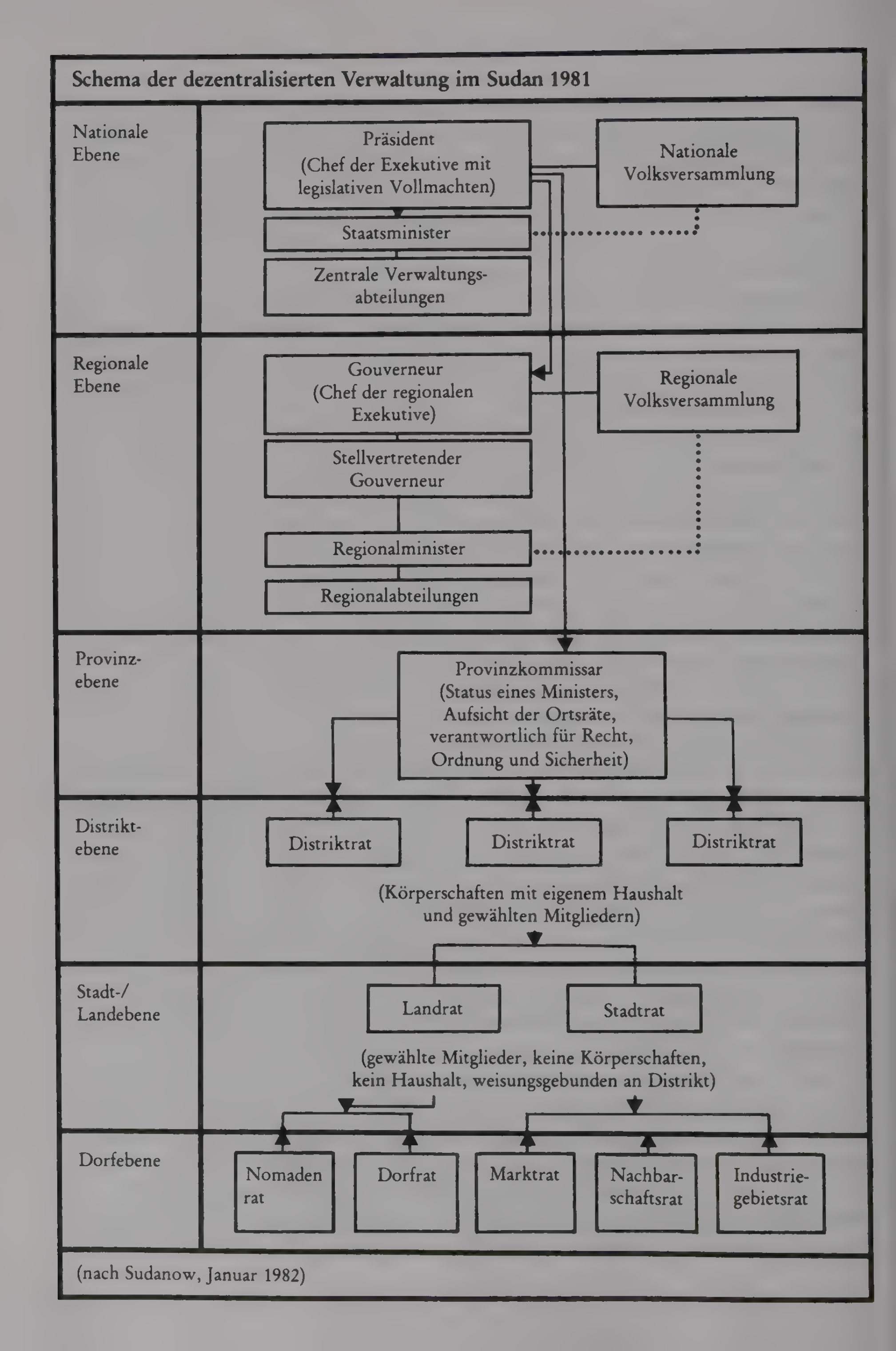
Erst 1972 schien der Durchbruch gelungen – man sprach schon von einem ›klassischen afrikanischen Kompromiß‹: Unter der Schirmherrschaft des greisen Kaisers Haile Selassie einigten

sich in Addis Abeba der Diktator Jā'far al Numayri (Abb. 55), der 1969 erfolgreich geputscht hatte und für den Kampf mit seinen Hauptgegnern, den Kommunisten und den Mahdisten, Ruhe im Süden brauchte, und Abel Alier Wal Kuai, der unbelastet von Exil und Untergrundregierungen die Garantie geben konnte, daß wenigstens seine Stammesgenossen, die Dinka, als größtes Volk des Südens Frieden halten würden. Alier avancierte also zum Präsidenten des halbautonomen Südens, während der Anya-Nya-Chef Lagu, sein künftiger Gegenspieler, mit all seinen Mannen in die reguläre Armee aufgenommen wurde.

In Juba wurden ein Parlament und eine Regierung (›High Executive Council‹) eingerichtet. Doch auf den Gebieten der Außen-, Verteidigungs- und Entwicklungspolitik erhielten die Südler keine Befugnisse; ihre Halbautonomie lebte ganz von den Zuwendungen Khartoums, der Kirchen, der Hilfsorganisationen und der UNO. Ihrer wichtigsten Aufgabe, für Ruhe und Sicherheit zu sorgen, konnte sie nie recht nachkommen. Alljährlich gab es Meutereien; auch wurde das Land zusätzlich destabilisiert durch Tausende von Flüchtlingen aus Zaire, dem Tschad, Zentralafrika, Uganda und Äthiopien, die nicht alle wie Idi Amins Generäle mit riesigen Rinderherden und großen Wagenparks kamen, aber doch häufig Feuerwaffen mitbrachten.

Ein noch größeres Problem aber stellten die Schulabgänger dar, die, wenn sie nicht vom ›Government‹ angestellt wurden, gegen dieses opponierten. 1976 wurde darum ein großes Beschäftigungsprogramm gestartet, indem man die klassischen drei Provinzen des Südens (Obernil, Gazellenfluß und Aequatoria) jeweils halbierte. Damit waren drei neue Hauptstädte, – Bor für Jonglei, Yambio für Westaequatoria und Rumbek für die Seenprovinz – mit Beamten zu füllen. Dieselbe Provinzenverdoppelung erfolgte freilich auch im übrigen Sudan, und die regionale Sonderstellung des Südens dauerte ebenfalls nicht lange: Bald verlangten die Zentren des westlichen, mittleren, nördlichen und östlichen Sudan eine ähnliche Verwaltungsstruktur, die ihnen 1980 unter dem Stichwort ›Dezentralisierung‹ auch gewährt wurde. Nun hat jede Region des Sudan ihr eigenes Parlament mit eigenem Haushalt, der sich aus eigenen Steuern, eigenen Wirtschaftsaktivitäten, vor allem aber aus Krediten Khartoums, das seine eigene Abhängigkeit von den internationalen Finanziers hiermit nach unten weitergibt, zusammensetzt.

1978 verlor Abel Alier die Wahl, und sein Kontrahent Joseph Lagu als Repräsentant der Südstämme gelangte zur Macht. Nach zwei Jahren ›Mißmanagement‹ in Juba wendete sich das Blatt erneut, und Alier gewann seinen Stuhl zurück – doch nur für ein Jahr. Anfang der 80er Jahre veranlaßten zunehmende Unruhen im Südsudan Numayri einen Militärgouverneur einzusetzen: Gisma Abdalla Rassas. Wenig später folgte ein gewählter Politiker, der mit dem Namen Tambura als Sproß des Azande-Adels mehr Legitimität ausstrahlte. Doch auch er konnte das Grundübel der Abhängigkeit vom Norden nicht beheben. Als die Zentralregierung auch finanziell bankrott war, der islamische Fundamentalismus immer größeren Einfluß gewann und die Politiker in Juba sich in Dezentralisten (Lagu) und Dinka-dominierte Unionisten gespalten hatten, griffen viele Südsudanesen erneut zu den Waffen und schlossen sich den nie ganz verschwundenen und stets über Äthiopien versorgten Buschkämpfern an. Neben einer hauptsächlich im Nord-Osten operierenden ›Anya-Nya-II‹ war es die ›Armee‹ des Deserteurs John Garang, die den Regierungstruppen insbesondere nach dem Sturz Numayris heftig zusetzte. Garang möchte keine Abtrennung des ›christlichen‹ Südens mehr, sondern eine säkulare Regierung ohne koranisches Recht (sharī'a) für den gesamten Sudan. Ohne seine ›Volksbefreiungs-


Schema der dezentralisierten Verwaltung im Sudan 1981
Nationale Ebene
Präsident (Chef der Exekutive mit legislativen Vollmachten)
Nationale Volksversammlung
Staatsminister
Zentrale Verwaltungsabteilungen
Regionale Ebene
Gouverneur (Chef der regionalen Exekutive)
Regionale Volksversammlung
Stellvertretender Gouverneur
Regionalminister
Regionalabteilungen
Provinzebene
Provinzkommissar (Status eines Ministers, Aufsicht der Ortsräte, verantwortlich für Recht, Ordnung und Sicherheit)
Distriktebene
Distriktrat
Distriktrat
Distriktrat
(Körperschaften mit eigenem Haushalt und gewählten Mitgliedern)
Stadt-/Landebene
Landrat
Stadtrat
(gewählte Mitglieder, keine Körperschaften, kein Haushalt, weisungsgebunden an Distrikt)
Dorfebene
Nomadenrat
Dorfrat
Marktrat
Nachbarschaftsrat
Industriegebietsrat
(nach Sudanow, Januar 1982)

armee‹ (SPLA) wird eine künftige Befriedung des ausgelaugten und verelendeten Nilbeckens nicht mehr möglich sein. Die Regierungen des unabhängigen Sudan, die allesamt an dem Süd-Problem scheiterten, waren bisher:

1954–56	Ismā'īl al Azhari
1956–58	'Abdallah Khalīl
1958–64	Ibrahīm 'Abbūd
1964–65	Sirr al Khātim al Khalīfa
1966–67	Ṣādiq al Mahdī
1967–69	Muhammad Aḥmad Mahjūb
1969–85	Jā'far al Numayri
1985–86	Suwār al Dhahab
1986–89	Ṣādiq al Mahdī
Seit 1989 regiert	'Omer Ḥassan Aḥmad al Bashīr.

Die Entwickler

Die Politiker des Südsudan fühlen sich stets übergangen, von der Entwicklung des Nordens und den ›Oasen der Weltwirtschaft‹ (vgl. S. 221f.) ausgesperrt, um das Geschenk der Unabhängigkeit, die Segnungen des sudanesischen Sozialismus und ihren Anteil am nationalen Wachstum betrogen. Im Norden investiert der Weltmarkt, im Süden die internationale Caritas. Dort werden die Verbindungen mit den reichen Vettern aus Arabien gepflegt, hier ist man völlig der Gnade der westlichen Fürsorge ausgeliefert, die die Flüchtlinge in Yei, Kaya, Kajokaji speist, gegen die niedrige Lebenserwartung von 40 Jahren ankämpft und jetzt durch die feindlichen Linien Hungerhilfe schleust. Mit bundesrepublikanischen Geldern und Fachleuten wurde z.B. das Lepra-Zentrum in Wau-Agok erbaut und das Land mit einem Netz von Gesundheitsstationen (Primary Health Care Centres) überzogen. Die ›Christoffel-Blindenmission‹ aus Bensheim brachte per Flugzeug (›Augenlicht auf Flügeln‹) Hilfe gegen die Flußblindheit. Jeder humanitäre Fortschritt verstärkte bei den Intellektuellen aber auch das Gefühl, zum internationalen Sozialempfänger ohne wirkliche Entwicklungschancen abgestempelt, von der Geschichte verlassen und immer noch ›unter dem Schuh‹ *(taḥt jēsma)* der Araber zu sein. Dazu paßte auch die Kette abgeblasener oder verzögerter Projekte: Das Mongalla-Zucker-Projekt kam lange nicht zustande, die Papyrusindustrie und die Fischkonservenfabrik in Malakal nie, die Fleischfabrik in Wau ebenfalls nicht. Andere Vorhaben wurden begonnen, aber auf halbem Weg aufgegeben oder nur mit halber Kraft betrieben wie die Zuckerfabrik von Melut, das Sisal-(Kenaf-)Projekt in Tonj, die Ölmühle in Yirol, die Eisenbahnschwellen- und Bauholzschneidereien in Katire und Loka, der Teeanbau im Imatong, der Reisanbau um Aweil oder die Tabak- und Kaffeepflanzungen um Yei. Anders stand es mit solchen Projekten, die vor allem dem Norden zugute kommen sollten wie der Jonglei-Kanal. Diese seit 1904 geplante (Equatoria Nile Project) und heftig umstrittene Drainage des Nilsumpfes sollte den stromabwärts gelegenen Bewässerungskulturen zugute kommen, weshalb sich auch Ägypten und der Sudan die Kosten von 200 Millionen Pfund teilen wollten. Die Politiker in Juba willigten erst ein, als man ihnen garantierte,

daß an den Kanalufern keine ägyptischen Fellachen angesiedelt, sondern aus den geplanten 1,5 Millionen ha Reisanbauparzellen für 350 000 Südsudanesen geschaffen werden. Dann freilich, so verkündeten sie auf ihren Mobilisierungsfahrten durch das flache Land, blieben nicht nur die periodischen Überflutungen der Städte Tonga, Fangak oder Waat aus, sondern eröffne sich auch ein Ausweg aus der traditionellen Rückständigkeit: der Kanal werde die ›Gezira des Südens‹ werden. »Wir sollten eine Art menschlicher Zoo für Anthropologen, Touristen, Umweltschützer und Abenteurer aus den entwickelten Ländern sein, die uns studieren, unseren Ursprung, unsere Lage, die Größe unserer Schädel und die Form und Länge unserer Stammesnarben auf der Stirn«, meinte Abel Alier am 16. 12. 1974 in einer Rede vor dem Parlament in Juba. Und dann fuhr er drohend fort: »Und wenn wir unsere Leute mit Stöcken zum Paradies treiben müssen, werden wir es tun zu ihrem Besten und dem derer, die nach uns kommen.«

Der Beweis, daß der unter französischer Regie gegrabene Kanal aus der Unterentwicklung herausführe, konnte noch nicht angetreten werden, da erschütterte die nächste Entwicklungschance das Nilbecken: Im März 1980 schoß aus der Ölbohrstelle Unity 2 bei Bentiu soviel ›flüssiges Gold‹, daß man damit 2900 Barrels am Tage hätte füllen können – über 20mal soviel, wie im Jahr zuvor die Tabaldi-Löcher in Südkordofan hergaben. Danach trug auch das Öl zum Unfrieden im Land bei. Denn Chevron, die Hauptprospektionsfirma, meinte, aus wirtschaftlichen Gründen sei der Verkehrsknotenpunkt Kosti am Weißen Nil der geeignete Ort für die bis 1986 zu erbauende Raffinerie. Das klang wie Hohn für südliche Politiker – sahen sie sich schon als Ölscheichs in großen Autos sitzen, so sollte der neu entdeckte Reichtum des Nilbeckens nun nach kolonialem Muster schnell aus dem Lande geleitet werden. Beide Vorhaben, der große Kanal wie die Förderung des Erdöls, sind durch den Bürgerkrieg vorläufig gescheitert.

So bleibt der Sudan in seiner Verschiedenheit ein Land voller Spannungen. Seine Menschen beugen sich mittlerweile vier verschiedenen Rechtssystemen, die sich übereinander gelegt haben und doch manche Lücke ließen: Gewohnheitsrecht der Stämme *('urf)*, koranisches Recht *(sharī'a)*, bürgerliches Recht aus der britischen Zeit und Kriegsrecht in der letzten Fassung von 1975 (State security law). Seine Politiker verfolgen aneinander vorbeiführende Wege: Den Bemühungen des Südens, die hart errungene Halbautonomie zu verteidigen und wirtschaftlich zu untermauern, stehen die Ziele religiöser Kräfte im Norden gegenüber, aus dem ganzen Sudan ein strenggläubiges Land zu machen. Sein Fortschritt verläuft auf zwei Ebenen: Während die arabischen Händler noch im letzten Winkel eine Art naturwüchsige Entwicklung – voller Ausbeutung und Abhängigkeit – bewirken, verzweifeln die ausländischen Experten über die Ineffektivität eines jeden Projekts spätestens nach seiner ›Sudanisierung‹. Wohl gibt es Verbindungen zwischen der Mehrheitskultur und der Minderheitskultur: Die Politiker des Südens sammeln Autos wie ihre Väter Rinder, zu den Wahlen spenden sie Bier, um sich der Gefolgschaft ihrer Heimatdörfer zu vergewissern, und bei offiziellen Anlässen schauen sie aus Liegestühlen Stammestänzen zu. Ihre Welt der Sitzungen, Schreibstuben und Flugreisen aber trennt sie von den Menschen, die ihre traditionelle Lebensart auch in den ausgedehnten Vorstädten (*malakia* = ›Eigenheimsiedlungen‹) – wenn auch mit Hilfe von Schwarzbrennerei und Prostitution – beibehalten. Den ungelehrigen Opfern der Eroberung, Verwaltung und Entwicklung versuchen die Ehrgeizlinge in der ›Neuen Elite‹ immer wieder Lektionen zu erteilen: Sie sollten

ihre entwicklungshemmenden Bräuche aufgeben wie das Umziehen bei Todesfällen, die Wohndistanz aus Vergiftungsangst oder die Meidungsgebote zwischen Schwiegerleuten. Aber die Niloten wollen nicht hören, ihre Frauen tragen weiter die Lasten auf dem Kopf, und die Ochsen genießen Verehrung. Die Menschen im Sudan kennen sich gegenseitig besser als die Planstrategen, sie befolgen andere Lehren. Was bedeuten schon die Millionen des Wasserhyazinthenprojekts und die chemischen Experimente in aller Welt gegen die grünen Riesenteppiche, die die Nilarme weiterhin vor sich herschieben?

In den letzten Jahren ist der Sudan der westlichen Öffentlichkeit vor allem als Land der Katastrophen, der Dürre, der Nilüberflutung, der Religionskriege, der Flüchtlingslager und des Hungertods, bekannt geworden. Mehr noch als anderen afrikanischen Ländern scheint dem Sudan eine exemplarische Hilfsbedürftigkeit eigen zu sein. Für viele ist das Land heute nur noch ein einziges Versorgungsproblem. Es gibt ganze Landstriche, in denen die Bauern ihre Felder verlassen haben und mit ihren Familien an bestimmten Sammelstellen auf freie Speisung warten. Die Städte und Verwaltungszentren sind umgeben von breiten Gürteln aus ›Spontansiedlungen‹ – Hütten aus Säcken, Kartons, Plastik und Blech – in deren drangvolle Enge sich die Menschen aus den Krisengebieten geflüchtet haben. Das ganze Land ist in Einflußsphären unter vielleicht hundert ausländischen Hilfsorganisationen aufgeteilt, die neben der ineffektiven staatlichen Verwaltung eine eigene Infrastruktur aufbauen und oftmals eindrucksvolle Nothilfe leisten. Sie werden sich auch nach dem gegenwärtigen Bürgerkrieg wieder des verwüsteten Südens annehmen, sobald es die Sicherheitslage erlaubt. Auf die innere Sicherheit ist aber auch der Reisende angewiesen. Wenn ein Gebiet für Fremde – Helfende wie Schauende – freigegeben wird, kann der Reisende Zeuge der Anstrengungen werden, mit denen die wohlhabende Welt den verheerten Teilen eines der ärmsten Länder unter die Arme greift. Die Lektüre des Kultur-Reiseführers mag ihn daran erinnern, daß der Sudan auch eigene Kräfte besitzt, die auf die Dauer vielleicht wirkungsvoller sind.

Literatur: Die große Zahl älterer Reisebeschreibungen »aus dem Gebiet des Weißen Flusses«, gerade auch in deutscher Sprache, kann hier nur angesprochen werden; einige Autorennamen sind im Text erwähnt. An guten Zusammenfassungen der bewegten Geschichte und interessanten Textsammlungen wären besonders zu nennen: *Gray,* Richard: ›A History of the Southern Sudan 1839–1889.‹ Oxford 1961/64; *Moorehead,* Alan: ›The White Nile‹ (1960), Harmondsworth 1973 (deutsch: Stuttgart 1960); *Bochow,* Karl-Heinz: ›Zu den Quellen des Nils. Auf den Spuren alter Reiseberichte.‹ Leipzig/Innsbruck/Frankfurt 1977; *Toniolo,* Elias/*Hill,* Richard: ›The Opening of the Nile Basin.‹ London 1974. *Hill* hat auch ein unschätzbares Verzeichnis der bedeutenden Namen am Nil angelegt: ›A Biographical Dictionary of the Sudan.‹ London 1951/67. – Die unterschiedlichen Standpunkte in der Südsudanfrage werden deutlich in *Albino,* Oliver: ›The Sudan. A Southern Viewpoint.‹ Oxford 1970; *Beshir,* Mohammed Omer: ›The Southern Sudan. From Conflict to Peace.‹ Khartoum 1975; *Fürstenberg,* Elimar/*Ruppert,* Helmut: ›Der Südsudan in Sklavenketten.‹ Regensburg 1969. – Den Verlauf des ersten Bürgerkriegs hat Edgar *O'Ballance* in ›The Secret War in the Sudan 1955–1972‹ (London 1977) wohl am nüchternsten nachgezeichnet.

Zeittafel

um 17000 v. u. Z.	›Mensch von Singa‹ (proto-khoisanid)
bis 7000	**Altsteinzeit** (Paläolithikum)
bis 5000	**Mittelsteinzeit** (Mesolithikum); Jagen, Fischen, Sammeln
bis 3500	**Jungsteinzeit** (Neolithikum); Getreideanbau, Viehhaltung

Nubien

3500–2600	**A-Kultur:** feste Siedlungen, Töpferei Von Pharao Jer (I. Dynastie) zerstört; Beginn des Sklaventransports nach Norden und des Goldabbaus
2000–1500	**C-Kultur:** erste Staaten: Wawat, Irtjet, Zetjan, Yam; Beginn der Lehmziegelbauweise Von Pharaonen der XI. und XII. Dynastie (Mittleres Reich) bis zum 2. Katarakt kolonisiert (Festungen)
1900–1575	**Kerma:** Terrakottagefäße mit Henkel und Ausguß; Totenmasken aus Gips; Widderkult; Nordexpansion bis zum 1. Katarakt Pharaonen der XVIII. Dynastie (Neues Reich) erobern Nubien bis über den 4. Katarakt hinaus
1575–1090	**Kolonie des Neuen Reiches** (Ägypten): Steintempel; Schöpfbaum

Niltal

1090 v. u. Z.–350 u. Z.	**Kusch:** Entstehung des Reiches in Napata (Amontempel)
750–656	Eroberung Ägyptens; Könige von Napata stellen XXV. (›äthiopische‹) Dynastie; werden von Assyrern wieder vertrieben
590	Psammetich II. (XXVI. Dynastie) zerstört Napata
um 300	Hauptstadt wird nach Meroe verlegt
23 v. u. Z.	Gaius Petronius, römischer Präfekt von Syene (Aswan) rächt sich für einen kuschitischen Überfall durch die Zerstörung Napatas und Annexion Unternubiens
300 v. u. Z.–350 u. Z.	Römisch-hellenistische Einflüsse; Verehrung von Isis, aber auch nubischer Götter wie Apedemak; Schöpfrad eingeführt König Ezana des christlichen Aksum zerstört Meroe
350–550	**X-Kultur:** kleine Herrschaften der Nobaden (z. B. Ballana, Kustul)
543–1317	**Christliches Nubien:** Bekehrung der Könige von Nobatia (Faras), Makuria (Dongola) und Alwa (Soba) durch byzantinische Missionare; Griechisch wird Amts- und Kirchensprache
641	Die arabisch-islamische Eroberung des Niltales wird von Nubiern gestoppt
652	Vertrag *(baqt)* zwischen dem christlichen Nubien und dem islamischen Ägypten

1300–1500	Allmähliche Islamisierung Nubiens; arabische Nomaden setzen sich fest; Religionslehrer gründen Koranschulen und sufistische Bruderschaften; die vaterrechtliche Erbfolge beginnt sich durchzusetzen
1504–1820	**Funj:** Amara Dunkas erobert Soba, die letzte christliche Stadt, und gründet ein neues islamisches Reich mit der Hauptstadt Sennar
1820/21	Truppen des ottomanischen Vizekönig Mehmet Ali in Kairo erobern Nubien, Sennar, Kordofan und Taka
1820–1885	**Turkiya:** türkisch-ägyptische Kolonie; Einführung der modernen Verwaltung
1863–1879	Unter dem ›Khediven‹ Ismail werden das Nilbecken, der Gazellenfluß und Darfur hinzuerobert
	Europäische Militär- und Verwaltungsexperten in der türkischen Kolonie
1881–1885	Religiöse Massenerhebung unter Mohammed Ahmed al Mahdi endet siegreich mit dem Fall Khartoums
1885–1898	**Mahdiya:** streng islamischer Staat mit der Hauptstadt Omdurman (Sitz des Khalifen)
	Englisch-ägyptische Truppen unter General Kitchener erobern den Mahdi-Staat
Sudan	
1898–1955	**Hakuma:** englisch-ägyptische Kolonie (›Kondominium‹); Eisenbahn; Baumwolle; Staudämme
1916	Darfur wird als Provinz annektiert
seit 1956	**Jamhuriya:** unabhängige Republik
1958–1964	1. Militärdiktatur unter General Abbūd
1969–1985	2. Militärdiktatur unter General Numayri
1972	Beendigung des Sezessionskrieges in den Südprovinzen durch das Addis-Abeba-Abkommen: zeitweiliger Stillstand des Bürgerkriegs in den Südprovinzen

Glossar

Anaj: sudanarabischer Sammelbegriff für heidnische Vorbevölkerungen.

Anṣār (singular *anṣāri*): wörtlich ›Helfer‹; Jünger des Propheten Mohammed (zunächst Leute aus Medina, die ihn aufgenommen hatten); im Sudan Anhänger des Mahdi und seiner Bewegung (→Mahdiya).

Anya Nya: in der Madi-Sprache (Äquatoria) ›Schlangengift‹; ab 1963 Name der sezessionistischen Guerillaarmee im Bürgerkrieg 1955–72.

Baggāra: wörtlich ›Rinderleute‹; Sammelbegriff für die arabischen Hirtenvölker mit Rindern als Herdenschwerpunkt. Sie leben in der südlichen Trockensavanne im Gegensatz zu den Kamelnomaden *(= abbāla)* des nördlichen Sahel (= Wüstenrand).

Brautpreis: in Gesellschaften mit einlinigen (unilinearen) Abstammungsgruppen (→ Clan) die Pfandzahlung (Vieh, Gegenstände, Geld) des Bräutigams und seiner Verwandtschaft an die Schwiegerschaft. Oft wird diese damit für den Verlust ihrer Tochter, vor allem aber für den Verzicht auf deren Kinder entschädigt, wenn die Nachkommen der Verwandtschaft des Vaters angehören werden. Im Falle des Scheiterns der Ehe oder der Unfruchtbarkeit der Frau kann der Brautpreis zurückgefordert und damit der Kontrakt zwischen beiden Verwandtschaften gelöst werden.

Clan (vom gälischen ›clann‹): einlinige Abstammungsgruppe, in der entweder die Genealogie über Großvater, Vater und Sohn zählt (männliche Linie) oder die über den Bruder der Großmutter mütterlicherseits, den Mutterbruder und dessen Schwestersohn (weibliche Linie). In letzterem Fall, d. h. in einem matrilinearen Clan, bleibt der Ehemann zeitlebens Fremder (vgl. das Beispiel der Uduk S. 216), in ersterem , d. h. in einem patrilinearen Clan (z. B. bei den Niloten, vgl. S. 265), gilt dasselbe für die Ehefrau. Die Clanzugehörigkeit kann Erbrecht, Status, Namensgebung, Speisetabus und Wohnfolge bestimmen. Der Gegensatz zum Clan ist die Gleichberechtigung von Verwandtschaft und Schwiegerschaft, wie sie (bis auf die Namensgebung) in den meisten europäischen Gesellschaften besteht (sogenannte ›cognatische Systeme‹ aus Sippen).

Danaqla *(danāqla,* singular *dongolawi):* Einwohner von Dongola; im weiteren Sinne Bezeichnung für alle nubischen Händler im Zentral- und Südsudan.

Ḍiyāfa: Gastfreundschaft; Kardinaltugend im Sudan, die vom Gastgeber verlangt, »alles für den Gast zu opfern bis auf die eigene Ehre«; daher nur in Gegenden mit geringem Fremdenverkehr zu praktizieren.

Donkey (vom englischen für ›Esel‹): volkstümlicher Begriff für mechanische Tiefbrunnen *(sānia/sawāni)* mit Diesel- oder Handbetrieb.

Durra (Sorghum vulgare): Büschelhirse, am meisten verbreitete Getreideart im Sudan, 20 bis 30 Unterarten.

Exogamie (›Ausheirat‹): Heiratsregel in Gesellschaften mit einlinigen Abstammungsgruppen, deren Angehörige ihre Ehepartner aus einer anderen Gruppe nehmen müssen. Der Gegensatz dazu ist ›Endogamie‹ (wie z. B. in den meisten arabischen Gesellschaften), die die Heirat innerhalb der Abstammungsgruppe vorschreibt.

Gezira (sudanarabisch *jazīra* = Insel): bezeichnet die Landschaft zwischen Weißem und Blauem Nil, wo seit den 20er Jahren die größte Bewässerungsfarm der Welt entstanden ist (vgl. S. 221 f.).

Hamej: Sammelbegriff für 1) die nichtarabische Bevölkerung im südlichen Funj-Gebiet (südliche Gezira) und 2) die Regenten der Auflösungsperiode des Funj-Reichs ab 1761.

Ḥafīr: künstliches Wasserreservoir; Gegensatz *fula* (natürliches Wasserbecken, Lehmkuhle) oder *rahad* (= See).

Ḥakūma: Regierung; als historische Kategorie für die Zeit des anglo-ägyptischen Kondominiums 1898–1955 gebraucht.

Initiation (›Reifefeier‹): festlich begangener Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenalter; oft verbunden mit Riten, die den sozialen Tod und die Wiedergeburt darstellen, z. T. auch mit

Körperverstümmelungen (Ersatztötungen). Besondere Ausgestaltungen der Initiation findet man bei der Einweihung in einen Geheimbund oder der Bildung einer das ganze Leben hindurch bestehenden Altersklasse (vgl. das Beispiel der Bari S. 295 f.).

'Irḍ: Keuschheit der Frau, aber auch sexuelle Zucht des Mannes; wesentlicher Bestandteil der Familienehre (→Sharaf).

Karāma: Gnade, Wundergabe; dann im weiteren Sinne die Würde des Mannes und seine Individualtugend (im Gegensatz zur Familienehre = *sharaf*); schließlich auch das Fest, das ein Freigebiger (*karīm* = großmütig, edel) gibt. Karāma ist darum auch ein Wettstreit unter wohlhabenden Gleichen; Sklaven und Kinder haben kein Karāma, das herausgefordert werden könnte.

Khedive: persischer Titel, den sich um 1850 der osmanische Vizekönig von Ägypten zulegte. Er wurde erst 1867 von der Hohen Pforte in Istanbul offiziell anerkannt.

Kujur: aus der Dinka-Sprache stammender Begriff, der heute im ganzen Sudan für Heiler und Regenpriester verwendet wird (weiblich = *kujurīya*).

Mahdiya: bedeutendste religiöse Bewegung im Sudan, die den historischen Muhammed Ahmed aus Dongola (1848–1885) als den in verschiedenen islamischen Traditionen verheißenen *al mahdi* (den ›Geleiteten‹) verehrt und die Teilnahme am Heiligen Krieg *(jihād)* als Hauptpflicht des Gläubigen ansieht. Als Geschichtsperiode bezeichnet der Begriff die Jahre 1885–1898, d. h. die Herrschaft des Mahdi-Nachfolgers *(khalīfa)* 'Abd Allāhi ('Abdullāh) Muhammed Tūrshain (1846–1899) bis zur britisch-ägyptischen Eroberung. Heutiges Haupt der etwa 3 Millionen Mahdisten (→Anṣār) ist der Politiker Sadiq el Mahdi, ein Urenkel Muhammed Ahmeds.

Mamelucken: ursprünglich weiße Sklaven aus der Gegend des Schwarzen Meeres. Sie hatten sich um 1250 in Kairo zu einer eigenen Militärkaste entwickelt, die Ägypten bis zur osmanischen Eroberung beherrschte und auch danach eine gewaltige Macht darstellte. 1798 wurden die Mamelucken von Napoleon geschlagen, dann von Mehmet Ali, dem neuen Vizekönig, vernichtet. Die Verfolgung versprengter Reste in den Sudan war einer der Vorwände für dessen Eroberung (vgl. S. 47).

Monophysitisch/dyophysitisch: Die Lehre von der einen Natur Christi (Monophysitismus) wurde in Nobatia und Alodia, die von den zwei Naturen Christi (menschlich und göttlich – Dyophysitismus) von melkitischen Missionaren (aus Byzanz) in Makuria eingeführt (6. Jh.).

Mek: Königstitel aus dem Funj-Reich; heute noch von einigen Stammesführern getragen. Die Kolonialverwaltung führte als offizielle Amtsbezeichnung der Stammeshäuptlinge den Titel *nazir* ein.

Qubba (sudanarabisch *gubba/gubāb*): meist mit Kuppel überwölbtes Grab eines Heiligen, das man an dessen Geburtstag *(maūlid)* besucht, um seines Segens *(baraka)* teilhaftig zu werden.

Regenfeldbau: extensiver Anbau (mit Hacke statt Pflug) in Trockenzonen (weniger als sechs Feuchtmonate). Ist der Boden erschöpft, bebaut man ein neues Feld (Feldwechselwirtschaft), das zunächst meist durch Abbrennen des Busches gerodet wird (Brandrodungsfeldbau).

Segmentär ist eine Gesellschaft, wenn sie sich ohne institutionelle und dauerhafte Zentralgewalt (also ›akephal‹) aus mehr oder weniger gleichen Verbänden (z. B. Clans) zusammensetzt, die wiederum je nach Situation oder Ereignis in Untereinheiten (z. B. ›lineages‹ oder Großfamilien)

zerfallen oder sich zu Föderationen zusammenschließen können (vgl. das Beispiel der Messirīya S. 134).

Seniorität: in allen segmentären Gesellschaften absolut geltende Vorrangstellung des jeweils älteren vor dem jeweils jüngeren Mitglied. In Gesellschaften mit Altersklassensystemen bestimmt dieses Prinzip das Verhältnis der Altersklassen zueinander; in der Ahnenverehrung setzt sich die Seniorität über den Tod hinaus fort.

Sharī'a: ›Weg zum Tränkplatz‹; dann das kanonische Recht des Islam: Erbrecht *(farā'iḍ)*, *ḥadd*-Strafen (Steinigung, Geißelung, Verstümmelung), Gebote und Verbote; dazu gehören für Sunniten Gebet *(ṣalāt)*, Wohltätigkeit *(zakāt)*, Fasten *(ṣaūm)*, Pilgerfahrt *(ḥajj)* und Glaubensbekenntnis *(shahāda)*.

Sharīf (plural *ashrāf*): edel, erhaben; nach Islamisierung der Araber besonders auf die Angehörigen und Abkömmlinge des Propheten angewandt.

Shayl: Aufkauf der Ernte ›auf dem Halm‹, d.h. der Bauer erhält auf die noch nicht eingebrachte Ernte einen Vorschuß *('arbūn)*. Meist gerät er dadurch in Abhängigkeit auf Dauer, obwohl der Aufkäufer das islamische Verbot des Wuchers *(ribā)* beachtet.

Sheikh (plural *shuyūkh;* andere Schreibweisen Shaykh, Scheich, bei Krump 1702 Schiech): Älteste̲r, Patriarch, Clanhaupt; auch Heiliger oder Bruderschaftsführer.

Sharaf: Familienehre, für die vor allem die männlichen Mitglieder verantwortlich sind und die durch das sittliche Verhalten vor allem der weiblichen Mitglieder in Gefahr geraten kann. Im Falle der Schande (Ehrbefleckung) ist die gesamte Verwandtschaft betroffen.

Shajā'a: Tapferkeit; zentrale Mannestugend im Sudan, die Furchtlosigkeit, Beherrschtheit, die Fähigkeit, Schmerzen zu ertragen, das Angesichtigsein des Gegners und das Außerachtlassen von feigen Vorteilen umfaßt.

Sati (im Sanskrit ›Witwenverbrennung‹): vorchristliche und vorislamische Begräbnissitte im Sudan, nach der dem Fürsten sein Harem und Hofstaat mit ins Grab gegeben wurden.

Sudd: Damm, Barriere, speziell Schiffahrtshindernis im Nilbecken (das gleiche Wort wie *sadd*, z.B. in Sadd el 'āli = Hochdamm bei Aswan; abgeleitet von *sadda* = verstopfen).

Ṣūfī (von *ṣūf* = Wolle): einer, der sich das Wollhemd anzieht, um sich dem mystischen Leben zu widmen; auch Eingeweihter (andere Namen: *faqr, faqīr, faki* oder persisch *darwish*).

Ṭarīqa (plural *ṭuruq*): Weg, Straße, Heilsweg; Orden (besser Mystikerbruderschaft) im islamischen Sufismus, meist in gewissem Gegensatz zu Lehre und Praxis der allgemeinen muslimischen Gemeinde *(umma)*, die dem ›Gesetzesislam‹ *(sunna)* folgt. Oft ergeben sich auch Spannungen zum Staat (z.B. in der Türkei) oder zu fundamentalistischen Bewegungen wie der Sanūsīya (Senussi) in Libyen, der Wahhābīya (Wahabiten) in Arabien oder der Mahdīya im Sudan. Besonders unter dem Khalifen waren die der Volksfrömmigkeit (Gräberkult etc.) ergebenen Bruderschaften des Sudan Verfolgungen ausgesetzt. Die größten Ṭuruq des Sudan sind heute die Qādirīya (gegründet im 12. Jh. in Baghdad), die Tijānīya (im Maghreb des frühen 19. Jhs. entstanden) und die einheimische Khatmīya des Mirghani-Clans aus Kassala.

Turkīya (wörtlich ›die türkische‹): als historischer Begriff die Epoche der turko-ägyptischen Herrschaft im Sudan 1820–1885.

Praktische Reiseinformationen

Der Sudan im Überblick

Das Wichtigste in Kürze (von A–Z)

Bevölkerung: 19 Millionen, über die Hälfte unter 20 Jahren; dazu 4 Mio. Westafrikaner und 1 Mio. Flüchtlinge. 60% der Gesamtbevölkerung leben im Niltal, 23% in Städten; 68% sind Bauern, 10% Hirtennomaden; 12 Mio. nennen sich Araber oder sind arabisiert; jährliche Bevölkerungszunahme 2,5%. Die Besiedlungsdichte schwankt zwischen 42 Einw./km^2 in der Khartoum-Provinz und 2,4 Einw./km^2 in der Nord-Provinz; der Landesdurchschnitt liegt bei 7,6 Einw./km^2.

Flächenvergleich Sudan – Bundesrepublik Deutschland



Böden: Südlich der Wüste bewachsene Altdünen (Qoz) und fruchtbare Tonebenen; im S und SW Rotlehm.

Bodenschätze: Eisenerz (Bergland am Roten Meer), Chrom (Ingessana-Berge und Bergland am Roten Meer), Glimmer (Rubatab), Gips (Küste), Kupfer (Süd-Darfur), Erdöl (Nilbecken und Küste).

Exportprodukte: Baumwolle, Hirse, Gummi Arabicum, Sesam, Erdnüsse.

Feiertage: Unabhängigkeit (1. Januar), Einigkeit (3. März), Sham el Nassīm (27. April); Maūlid en Nabi, 'Īd el Fiṭr (Ramadan Bairam), 'Īd el Aḍḥa (Korban Bairam), islam. Neujahr (variabel, da nach Mondkalender gerechnet).

Fläche: 2,5 Mio. km^2 (10 mal so viel wie die Bundesrepublik Deutschland); N-S-Ausdehnung 2050 km, O-W-Ausdehnung 1600 km.

Geologie: Hauptsächlich Urgestein (Kontinentalsockel), im NW Nubischer Sandstein, tertiäre Ablagerungen (›Um Ruwaba‹) im Becken des Weißen Nils, tertiäre Lava an Stellen des Hochlandrandes im O und in Darfur (Jebel Marra).

Hauptstadt: Khartoum, zusammen mit Omdurman und Bahri (Khartoum North) als ›Dreistadt‹ etwa 2 Mio. Einwohner oder 10% der Bevölkerung.

Landwirtschaft: Im Nord- und Zentralsudan Regenfeldbau von Büschelhirse (Sorghum) und Kolbenhirse (Pennisetum), im S auch Brandrodungsfeldbau von Fingerhirse (Eleusine), Kassava, Yams, Süßkartoffeln, Erdnüssen und Sesam.

Name: von *bilād-as-sūdān* = ›Land der Schwarzen‹, wie alle Länder südlich der Sahara von den Arabern genannt wurden. Während der ehemals französische Sudan heute andere Namen trägt, hat der ehemals anglo-ägyptische ihn beibehalten.

Öffnungszeiten: Ämter 7.30–13 Uhr, Post 7.30–13 und 17.30–18.30 Uhr, Telex 8–20 Uhr, Telegraph 24-Stundendienst, Banken 8.30–12 Uhr, Geschäfte 8/9–13/14 und 17/18–20 Uhr, Markt 8–14.30 und 17–21 Uhr.

Regen: Tropischer Sommerregen von jährlich über 2000 mm im S (Imatong-Gebirge) bis 0,1 mm in Wadi Halfa (vgl. Klimatabelle), am Roten Meer auch subtropischer Winterregen; jährliche Wasserstandsschwankungen in Atbara 6 m, Malakal 2 m, Juba 0,60 m.

Religion: 66% der Bevölkerung bekennen sich zum Islam, 30% zu anderen Religionen, 4% zum Christentum.

Ruhetag: Freitag, im Süden Sonntag.

Staatsflagge: Querstreifen in Rot, Weiß und Schwarz mit grünem Dreieck an der Seite.

Sprache: 115 verschiedene Sprachen, die sich zu 26 Sprachgruppen zusammenfassen lassen; Verkehrssprache Arabisch; Amtssprache Arabisch, im Süden auch Englisch.

Temperaturen: Höchstwerte zwischen 32° im Dezember und 42° im Mai/Juni; Tiefstwerte nie unter 18° (vgl. Klimatabelle).

Topographie: Flache Senke mit 9000 Flußkilometern (Nil mit 3500 km und Nebenflüsse), Meereshöhe von Nimule (617 m) bis Wadi Halfa (124 m) abnehmend, eingerahmt von Azande-Schwelle im SW, Imatong-Didinga-Bergkette im S (Kinyeti 3187 m), Hochland von Abessinien im O, Bergland am Roten Meer im NO (Hamoyet 2780 m) und der Wadai-Darfur-Schwelle im W (Marra 3024 m).

Vegetation: Von N nach S folgende Gürtel: Vollwüste (Libysche und Nubische Wüste) 25%, Halbwüste 20%, Dornbuschsavanne (›Sahel‹) 10%, Trockensavanne 15%, Flutland 10%, Feuchtsavanne 20%, dazwischen vereinzelt Bergvegetation.

Zeitzone: entspricht Osteuropäischer Zeit = MEZ + 1 Stunde.

Klima

»Ich nenne es heiß, so ein Mann in Ruhelage schwitzt und das sich steigert bei mäßiger Bewegung. Ich nenne es sehr heiß, so ein Mann, in dünner und geringer Bekleidung, sehr schwitzt, auch wenn er ruht. Ich nenne es außerordentlich heiß, so ein Mann, im Hemde ruhend, außerordentlich schwitzt, jede Bewegung zur Qual wird und seine Knie schwach wie nach dem Fieber sind.« (James Bruce of Kinnaird über das Klima in Sennar im April 1772)

Die Hitze der Nilländer wird gemildert durch den Regen im Sommer und die Winde im Winter. Doch auch unter diesen Freunden des Reisenden gibt es tückische Gesellen, z. B. den Harmattan, der aus NO und O Dunst bläst, die Habāyib, die zwischen Mai und Juli, meistens nachmittags den Himmel mit gelbem Sand verfinstern, oder den Khamsin, den heißen Südwind von 50tägiger Dauer, der vom Februar bis Mai die Luft bis auf wenige Prozent Feuchtigkeit ausdörren kann. Alles weitere entnehme man der Klimatabelle.

Klimatabelle (Mittelwerte)

Monat	*Maximale Temperatur (°C)*	*Minimale Temperatur (°C)*	*Regenhöhe (mm)*	*Relative Luftfeuchtigkeit (%)*
Wadi Halfa				
Januar	35	2	0,3	41
Februar	40	2	0,1	33
März	46	2	–	25
April	50	8	0,1	20
Mai	52	12	1,0	19
Juni	52	19	–	33
Juli	51	20	2,1	21
August	50	19	0,1	26
September	51	18	–	29
Oktober	47	13	–	30
November	44	7	0,4	39
Dezember	40	2	–	43
Khartoum				
Januar	40	7	–	27
Februar	43	8	–	21
März	45	10	1,0	17
April	47	14	1,0	16
Mai	47	18	4,0	22
Juni	48	20	8,0	25
Juli	46	19	64,0	43
August	43	19	79,0	54
September	45	19	19,0	40
Oktober	45	18	5,0	29
November	42	13	–	29
Dezember	40	9	–	29
Malakal				
Januar	43	12	–	31
Februar	45	12	0,2	25
März	45	15	4,6	27
April	45	16	31,6	43
Mai	45	20	88,1	63
Juni	44	20	115,6	75
Juli	39	19	175,0	83

August	39	18	183,1	87
September	40	20	139,6	85
Oktober	41	19	69,6	79
November	42	14	0,9	57
Dezember	42	13	0,8	39
Juba				
Januar	45	15	3,9	47
Februar	45	14	10,7	47
März	45	18	39,5	55
April	45	20	109,9	67
Mai	47	19	150,5	77
Juni	41	18	136,7	81
Juli	39	19	139,7	85
August	39	18	107,4	85
September	40	18	106,4	81
Oktober	41	15	94,7	76
November	42	14	32,8	69
Dezember	42	16	12,7	57
Wau				
Januar	43	12	0,9	39
Februar	43	14	3,6	35
März	44	13	24,0	39
April	45	18	69,5	56
Mai	43	17	132,3	70
Juni	42	16	166,2	79
Juli	41	15	197,9	82
August	37	16	218,4	84
September	38	16	181,3	82
Oktober	42	19	120,1	79
November	41	15	12,7	63
Dezember	41	14	0,5	49
Port Sudan				
Januar	34	13	3,3	71
Februar	35	14	1,0	70
März	37	14	1,0	70
April	40	15	1,1	66
Mai	47	16	1,6	59
Juni	50	22	0,1	49
Juli	50	23	5,7	49
August	50	21	4,1	50
September	47	21	–	57
Oktober	46	22	14,6	71
November	38	20	41,3	72
Dezember	35	16	33,3	73

Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Wadi Halfa 25,7 °C, in Khartoum 29,6 °C, in Malakal 29,8 °C und in Port Sudan 28,6 °C. (Quelle: Segebrock 1963: 13/4)

Einreise

Das **Einreisevisum** für den Sudan bekommt man nach unbestimmter Wartezeit für z. Z. DM 53,– in der sudanesischen Botschaft in Bonn (Habsburgerstr. 8, 5300 Bonn 2, Tel. 36 3074/75, 35 28 81/82, Mo–Fr 9–13 Uhr). Dazu sind die dreifache Ausfertigung des Antrags auf Visumerteilung, drei Paßfotos, die volle Gebühr, der mindestens 6 Monate gültige Reisepaß (ohne Stempel Israels!) und ein mit DM 3,90 frankierter Rücksendeumschlag hinzuschicken.

Für **PKW-Reisende** gibt es Sonderformulare, die in ebenfalls dreifacher Ausfertigung nebst zwei Paßfotos und einer Bankgarantie über DM 1000,– an die Botschaft zu senden sind. Erst nach Erhalt der Genehmigung (3–4 Monate!) kann das Visum beantragt werden.

Der Sichtvermerk wird am Flughafen Khartoum – das übliche Einfallstor – abgestempelt und muß binnen dreier Tage im Immigration Office des Innenministeriums (Saharia El Khalifa, Tel. 713 64) registriert werden (s. u.). Wer andere Tore zum Sudan benutzt, muß sich von Polizeistation zu Polizeistation zum Khartoumer Innenministerium vorarbeiten, nur in Wadi Halfa, Port Sudan und Juba sitzen ebenfalls Einwanderungsbehörden.

Außerordentliche Zugangswege zum Sudan sind: linksnilische Wüstenpisten im Norden (Meldung bei der ersten Polizeistation, möglichst Dongola), Pisten aus Äthiopien (Grenzpolizei in Kassala, Gedaref, Kurmuk, Nasir und Pibor Post), aus Kenia (Kapoeta), aus Uganda (Nimule), aus Zaire (Yei), aus Zentralafrika (Tambura), aus dem Tschad (Geneina), Wüstenpisten aus Libyen (Mellit).

Ausländische **Währungen** können in beliebiger Höhe ein- und ausgeführt werden, für sudanesisches Geld ist beides verboten. Vgl. Geld S. 351.

Meldeformalitäten

Der sudanesische Staat verlangt von dem Reisenden, daß er sich kurz nach Betreten des Hoheitsgebietes im Immigration Office meldet (›Registration‹), dort in einem zweiten Verwaltungsakt die Erlaubnis für seine Reise ins Landesinnere (›Road Permit‹) beantragt und sich dann draußen bei jeder Polizeistelle zeigt. Das sieht nach Schikane aus, ist aber auch Fürsorge. Diese Regelung setzt die Tradition des Schutzbriefes *(firman)* fort, mit dem sich der Reisende in früheren Zeiten des Geleites der Mächtigen versichern durfte. Als Abgesandter ihrer Vorgesetzten in Khartoum wird darum auch der heutige Reisende von den Polizeiämtern im Busch höflich und zuvorkommend empfangen, man nimmt den Schutzbrief vom Immigration Office ehrfurchtsvoll zur Kenntnis und stellt u. U. einen neuen für eine noch abgelegenere Station aus. Auf diese Weise – meist wird man dazu dem Polizeichef oder dem Assistant Commissioner (früher D.C.) oder gar dem Provincial Commissioner (P.C.) vorgestellt – kann man auch das Privileg erhal-

ten, im Rasthaus zu schlafen oder ein Kontingent Treibstoff zu erhalten. Man beschwere sich nicht, wenn die 4 Gallons (etwa 18 Liter) fassenden Kanister nur halb voll sind. Der Weg von der Raffinerie in Port Sudan bis zu einem Flughafen in Wau oder El Fasher ist weit und die staatliche Kontrolle schwach. Die sudanesischen Behörden verdienen Mitgefühl für ihre fast unmöglich zu erfüllende Aufgabe.

Kleidung

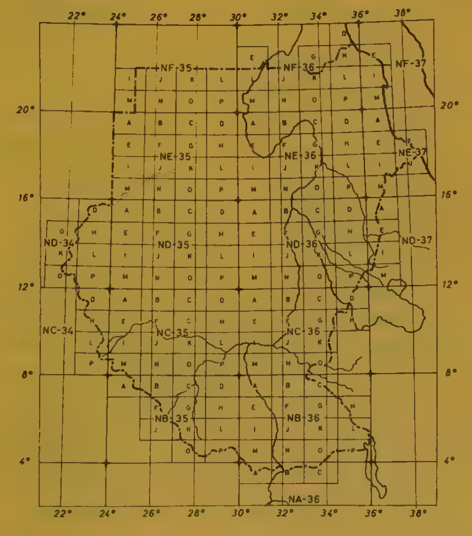
Es fällt schwer, für die glutheißen Tage der sudanesischen Reisesaison eine adäquate Kleidung zu nennen. Baumwolle ist selbstverständlich, ebenso eine Kopfbedeckung. Dem Drang des Europäers, sich unter der drückenden Hitze der Nilländer möglichst aller Kleidungsstücke zu entledigen, steht die sudanesische Vorstellung von Sitte und Anstand entgegen: Kurze Hosen werden als Unterhosen angesehen, eine Frau mit freien Beinen und Schultern als nahezu nackt. Auch lange Hosen gelten beim weiblichen Geschlecht als unschicklich, von kurzen ganz zu schweigen. Wer also Hohn, Spott und Verachtung seiner Gastgeber vermeiden möchte, orientiere sich an deren Maßstäben (d. h. nun nicht nachäffendes Tragen der Jellabiya; diese ist Moslems vorbehalten!). Es gibt im Sudan feste Regeln, wie ein anständiger Europäer herumzulaufen hat; sie wurden im wesentlichen von den Kolonialbriten geprägt: Khaki-Anzug für den Herrn, lange Röcke und Kleider für die Dame. Saubere Sachen stehen im Widerspruch zum Dreck der Straßen, zum Staub des Landes und zur Ölschmiere der Verkehrsmittel, doch die gepflegten Sudanesen setzen dem sogar ein strahlendes Weiß entgegen! – Der Boden draußen ist oft dornig oder steinig und sollte mit festen, geschlossenen Schuhen betreten werden.

Reiseausrüstung

Wer ins Landesinnere des Sudan reisen will, nehme rohe, strapazierfähige Gepäckstücke mit; auf dem LKW können nur Eisenkisten (oder harte Alu-Koffer) empfohlen werden. Darin sollten sich eine wasserdichte Bodendecke, ein Schlafsack, Moskitonetz, Wechselwäsche, Reiseapotheke, Insektenmittel und Sonnenschutz befinden.

An technischer Ausrüstung sind unbedingt notwendig eine Taschenlampe, für Bartrasierer ein netzunabhängiges Gerät, ein Fernglas, Kompaß und Kartenmaterial (am besten immer noch die alten britischen Blätter 1:250 000, z. T. zu kaufen im Survey Department in Khartoum, in Europa über Lotus

Britische Sudan-Karten im Maßstab 1:250 000 mit Kennziffern



Press Ltd. Ein vollständiger Satz liegt in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Potsdamer Str. 33, D-1000 Berlin 30, wo man sich Fotokopien anfertigen lassen kann. Vom neuen Satz 1:100 000 waren 1988 schon 75 Blätter, Ostsudan, fertig und zu beziehen durch Internationales Kartenhaus, Postfach 80 08 30, D-7000 Stuttgart 80).

Krankheiten im Sudan

Namen	*Übertragung*	*Vorkommen*
Bilharziose; Schistosomiasis; Schneckenfieber; *bulhārsya*	von einer Schnecke ausgesetzte Larven der Saugwürmer	Bewässerungskulturen im Ost- und Zentral-Sudan
Cholera	Wasser und Speise	eingedämmt
Diarrhoe; Durchfall; *ishāl*	Wasser und Speise	überall
Diphterie	direkte Ansteckung	N- und Ost-Sudan
Dysenterie: Amebiasis	Wasser	überall
Shigellosis	Speise und Fliegen	überall
Filariasis: Loiasis und Onchocerkos (Flußblindheit)	Schwarzfliege (Simulium)	Nuba, Süden
Gelbfieber	Aedes-Moskito	im Süden endemisch
Guinea-Wurm; Farantit	Wasserfloh	–
Gonorrhöe; Tripper	Geschlechtsverkehr	Zentren, vor allem Khartoum
Hakenwurm	Larven bohren sich in Fußhaut	Aequatoria, Gazellenfluß
Leishmaniasis: viscerale L.; *kala azar*	Sandfliege	Kassala bis Darfur
kutane L.	Sandfliege	Süd-Sudan
Lepra; *juzam, baraṣ*	noch nicht genau bekannt (vermutlich Hautkontakt)	Südwest-Sudan
Malaria; Wechselfieber; *ḥumma malariya*	Anopheles-Moskito	südlich von Khartoum
Meningitis; *abu ferar*	direkte Ansteckung	Nuba und Süden
Pneumonie	Mundkontakt	überall
Rückfallfieber	Laus	Gezira, Osten und Westen
Sandfliegenfieber	Sandfliege	–
Schwarzwasserfieber; *ḥumma sōdā*	Stechmücken	Malariagebiete
Syphilis	Geschlechtsverkehr	Zentren
Trachoma; ägyptische Augenkrankheit	direkte Ansteckung	Nord-Sudan
Treponematosis; Warzensucht	Hautkontakt	Aequatoria, Gazellenfluß
Trypanosomiasis; Schlafkrankheit (gambiense und rhodesiense)	Tsetse-Fliege (Glossina palpalis)	Aequatoria, Gazellenfluß
Tollwut	Tierbisse (Hund, Kamel)	überall
Tuberkulose; *tībi*	direkte Ansteckung	Norden
Typhus	Exkremente	Zentren

Gesundheit

Der Sudan ist ein Land voller Krankheiten, die vor allem dem an die Verhältnisse nicht gewohnten Organismus auf vielfältige Art gefährlich werden können. Die hygienischen Zustände haben sich durch die moderne Entwicklung (Bewässerungsprojekte, Bevölkerungskonzentration) verschlechtert – trotz vieler Gegenmaßnahmen. 1975 kamen 100 000 Menschen auf ein Krankenhaus! Spezialkliniken für Tuberkulose, Augenkrankheiten u. a. gibt es in Khartoum, für Lepra in Wau und für Schlafkrankheit in Li-Rangu.

Bis 1984 war der Aufbau eines ländlichen Gesundheitsdienstes geplant, in dem ein Dorfgesundheitsarbeiter etwa 4000 Menschen betreut und zusammen mit fünf Kollegen einer Apotheke mit Medizinalassistent zugeordnet ist. Im Süden, wo die Kindersterblichkeit doppelt so hoch liegt wie im übrigen Afrika, beteiligte sich die deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit an diesem Projekt.

Vom Reisenden wird z.Z. nur die **Impfung** gegen Gelbfieber für den Südsudan verlangt. Dennoch ist es empfehlenswert, sich gegen Cholera, Typhus und Tetanus impfen zu lassen und vor allem eine regelmäßige Malariaprophylaxe durchzuführen.

Nach der neuesten Statistik waren die häufigsten Erkrankungen im Sudan (in der Reihenfolge): Malaria, Hepatitis, Tetanus, Typhus, Influenza, Meningitis, Hühnerpocken, Diphterie, Rückfallfieber, Leishmaniasis, Tollwut.

Reisen im Sudan

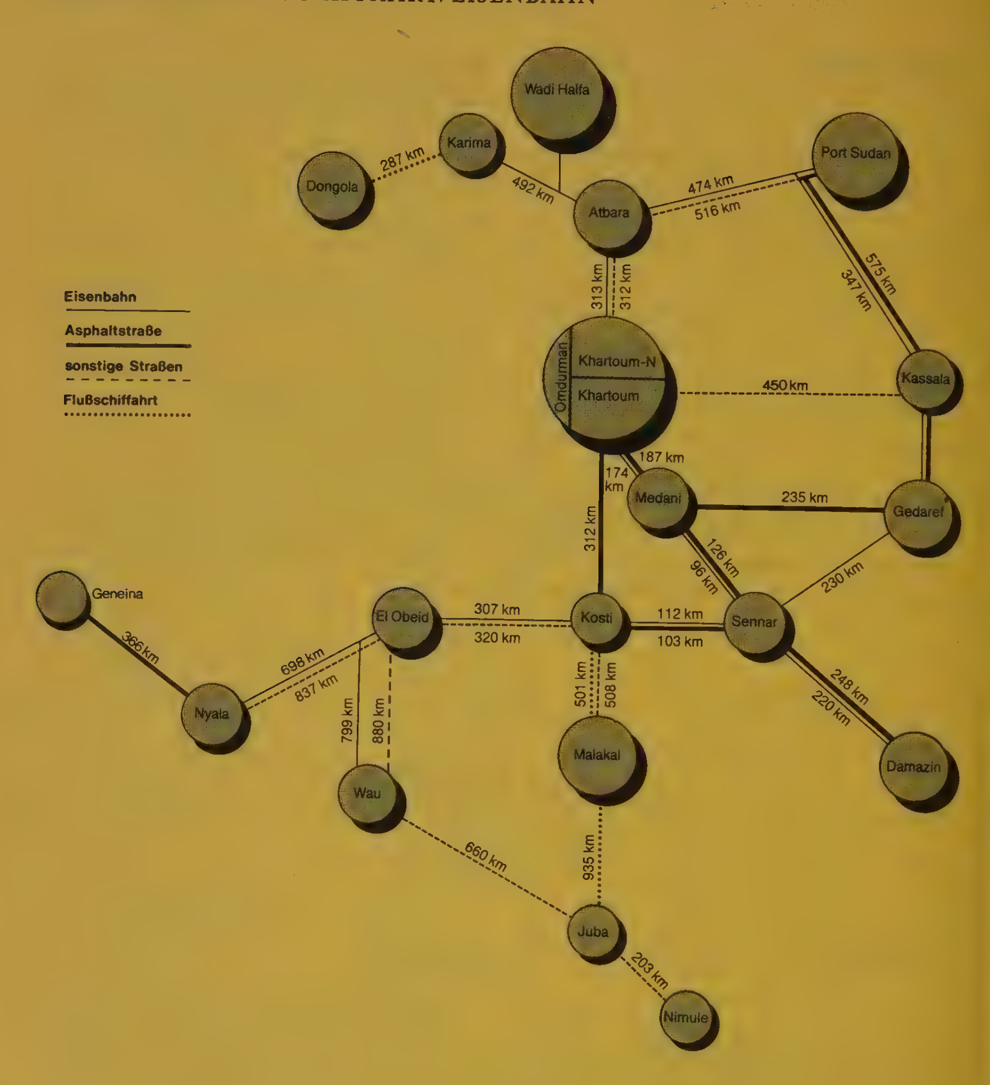
Transport

Das moderne Transportsystem im Sudan basierte bis in die jüngste Zeit auf der gegenseitigen Ergänzung von Schiff und Bahn, wobei vor allem jede Konkurrenz zwischen Schiene und Straße vermieden werden sollte. Mittlerweile hat aber der private Straßentransport, der zwischen 1970 und 79 von 0,9 auf 3 Milliarden Tonnen pro km gestiegen ist, die staatliche Eisenbahn weit überflügelt, die im selben Zeitraum von 2,7 auf 1,8 Milliarden Tonnen pro km fiel.

Schiffahrt

1975 wurde der staatliche Schiffsverkehr aus der Betreuung durch die Eisenbahnverwaltung (Sudan Railway, RW) ausgegliedert und zu einem eigenständigen Staatsbetrieb (River Transport Corporation, RTC) ausgebaut. Von den 4000 km schiffbarer Wasserstraßen betreibt die RTC zwei Strecken von 275 km (Dongola – Karima) und 1450 km (Kosti – Juba). Die Gazellenfluß- und Sobatschiffahrt ist eingestellt, Khartoum trotz der Schleuse im Aulia-Damm nicht mehr an das Netz ange-

REISEN IM SUDAN: SCHIFFAHRT/EISENBAHN



Öffentliche Verkehrsverbindungen im Sudan (ohne Luftverkehr) (nach World Markets 19, 1979)

schlossen. 1980 wurde der zu ⅔ schrottreife Fahrzeugpark der schwerfälligen, aber wartungsfreundlichen Heckraddampfereinheiten (Hurriya, Lado, Jarid u. a.) durch Schubbooteinheiten holländischer, deutscher und norwegischer Produktion mit Aktivruder und Funk ersetzt. Es verkehrten bis zum 2. Bürgerkrieg vier Passagierdampfer (Nimule, Halfa, Gineina, Kurmuk), sechs ältere Schubboote (Baraka, Gash, Zaraf u. a.) und 16 neue Schubboote (Nakhala, Hashaba, Tibaldi u. a.).

Niederere Klassen kosten die Hälfte der nächst höheren; alle sind stets überfüllt, daher empfiehlt sich rechtzeitige Buchung.

Abfahrtszeiten und Fahrtdauer (1985 wurde die Südstrecke aus Sicherheitsgründen nur noch unregelmäßig befahren, die Nordstrecke für den Personenverkehr aus Rentabilitätsgründen aufgegeben.)

Strecke	Ort	Abfahrt
Nordstrecke 2 Tage stromaufwärts, 11 Stunden stromabwärts	Dongola	11.05 Uhr, Mo, Mi, Sa
	Karima	15.00 Uhr, Mo, Di, Sa
Südstrecke stromaufwärts 10–14 Tage, stromabwärts 7–9 Tage	Juba	5.00 Uhr, So
	Kosti	10.00 Uhr, jeden 2. Mi nach Juba
		10.00 Uhr, Mo nach Malakal
	Malakal	10.00 Uhr, Fr nach Kosti

Die mit der ägyptischen Wadi El Nil River Navigation Corporation betriebene Schiffsverbindung zwischen den Bahnhöfen Wadi Halfa und Shellal (südlich von Aswan) hat folgende Abfahrtstage: Wadi Halfa Do und Mo, Shellal Do und Mo. Für die 338 km auf dem Nubia-See braucht der Verbund (keine Kabinen, aber Verpflegung an Bord) stromaufwärts 40, stromabwärts 24 Stunden.

In Khartoum bietet die RTC Schiffe für Vergnügungsfahrten im Bereich des Zusammenflusses an: so den altehrwürdigen Dampfer ›Rejaf‹ (200 Plätze), SS ›Floating Garden‹ (60 Plätze), SS ›Grenade‹ (zum Jebel Aulia), ›Hababkum‹, ›Chattas‹ (15 Plätze) und einige ›Flußbusse‹ (160 Plätze). Kitcheners Kanonenboot ›Melik‹ wird nicht vermietet, es dient dem Segeljachtklub als Klubhaus (am Ufer des Blauen Nil auf der Höhe der Universität).

Weitere Informationen: River Transport Corporation, P.O. Box 29, Khartoum, Tel. 3 45 35/3 34 21 oder Kosti Tel. 25 14 und Dongola Tel. 43.

Eisenbahn

Das 4784 km lange Schienennetz wurde 1897 als strategische Bahn von Wadi Halfa aus mit der ›Kap-Spur‹ von 1,067 m (3'6") begonnen. Nach der Unabhängigkeit erhielten Süd-Funj, Darfur und Gazellenfluß Anschlüsse; die Verlängerung von Wau über Nzara nach Juba war damals geplant. Der Betrieb der Sudan Railway (SR) ist Vorbild aller Staatsbetriebe, hat die größte Gewerkschaft des Landes (SRWU) und stellt das Rückgrat der Volkswirtschaft dar. Immer noch befördert die Bahn ³⁄₅ aller Passagiere, auch wenn ihre Leistung seit längerem in einem stetigen Rückgang begriffen ist. Die einzige profitable Strecke bildet trotz

der Konkurrenz durch Pipeline (1976) und Straße (1980) die 787 km lange Verbindung Khartoum – Port Sudan.

Im September 1981 waren von 149 Diesel- und 96 Dampflokomotiven noch 81 im Einsatz, 820 Wagen sind Schrott. Die mit Öl betriebenen Dampflokomotiven verkehren auf der Wau-Strecke, auf allen anderen Strecken laufen Diesellokomotiven aus USA, Japan oder Bundesrepublik (Henschel). Ihre Reisegeschwindigkeit liegt bei 35 km/h, die Höchstgeschwindigkeit bei 60 km/h. Service, Sauberkeit und Leistung von SR nehmen mit der Entfernung von der Eisenbahnerhauptstadt Atbara ab und sind am niedrigsten zwischen Babanusa und Wau.

Bequemes Reisen ist nur im Schlafwagen 1. Klasse möglich, vor allem in den neuen Wagen (›Mumtaza-Klasse‹). 2., 3. und 4. Klasse sind wegen Überfüllung und Verschmutzung kaum zu ertragen. Die 1. Klasse muß man rechtzeitig buchen, da die zahlreichen Beamten der SR und ihre Familien auch 1. Klasse reisen.

Fahrplan von Khartoum

	Abfahrt nach	*Ankunft von*
Sa	17.50 El Obeid	11.15 Nyala
So	6.40 Wadi Halfa	3.05 Kosti
	7.50 Karima	5.10 El Obeid
		16.40 Wadi Halfa
		17.45 Port Sudan
Mo	14.30 Nyala	3.05 Damazin
	17.00 Damazin	16.00 Karima
Di	7.50 Port Sudan	5.10 El Obeid
	7.50 Karima	8.45 Kassala
	13.30 Kosti	
	14.50 Kassala	
Do	11.10 Port Sudan	3.05 Damazin
	13.30 Kassala	11.15 Nyala
	20.10 El Obeid	16.00 Karima
		16.45 Wadi Halfa
Fr	14.30 Nyala	5.10 Atbara
	17.00 Damazin	8.45 Kassala
	19.00 Atbara	16.05 Port Sudan

Weitere Informationen: Sudan Railways Corporation, P.O. Box 1812, Khartoum; Tel. 3 25 86/7 36 20/7 54 18.

Straßenverkehr

Straßen: Bis 1972 gab es im Sudan eine einzige asphaltierte Landstraße von Khartoum nach Wad Medani. Seither genießt der Straßenbau oberste Priorität; Khartoum wurde mit Kosti, Ed Damazin, Gedaref, Kassala und Port Sudan durch Asphaltstraßen verbunden, der letztere ›Highway‹ ist 1195 km lang. Außerdem existieren eine isolierte Strecke (die wichtigste der vor dem 2. Weltkrieg angelegten ›Cotton extraction roads‹) von Kadugli über Dilling nach Dibebad (Eisenbahn) und die 210 km von Zalingei nach Nyala (Eisenbahn). Dieses Stück gilt als Teil der geplanten transafrikanischen Straße Massawa – Ndjamena – Dakar, deren sudanesischer Abschnitt Kassala – Adri einmal 2159 km lang sein wird.

Asphaltstraßen gibt es auch in den meisten Landstädten, z.B. in Juba 13 km, in Wau 2 km. Im Süden verzichtet der gegenwärtige Straßenbau auf Asphaltdecken: Neue Ausbaustrecken gab es vor dem 2. Bürgerkrieg zwischen Juba und Mongalla (holländische Firma), von Kapoeta nach Kenia (norwegische Firma) und die große Piste Juba – Yambio – Wau (deutsche Firma).

Brücken über die Nile gibt es in Khartoum, Kosti, Juba und Wau (Jur), ansonsten benutzt man Dämme (Aulia, Sennar, Roseires) oder die zahlreichen Motorfähren, wie etwa bei Malakal über den Sobat und Weißen Nil oder Schleppfähren im Sumpf (Fangak, Bentiu u. a.). Alle nicht genannten Straßen sind nur mit LKW und Geländewagen befahrbar und meist nicht in der Regenzeit, im Obernil-Ge-

biet oft sogar nur von Januar bis Mai. Die großen Überlandpisten, die man nur durch wiederholtes Fragen in den Ortschaften findet, werden charakterisiert durch tief ausgefahrene Spuren (Bodenfreiheit!) und langrhythmiges ›Wellblech‹ (Schrauben regelmäßig nachziehen!), die geschotterten Strecken durch großflächige Schlaglöcher (Stoßdämpfer!) und die Flutlandpisten durch den berüchtigten ›Blumenkohl‹, der zu langsamem Schrittempo zwingt.

Öffentliche Verkehrsmittel: Private Schnellbuslinien verbinden Khartoum (Sūq el Sha'abi im S) mit Rabak/Kosti, mit Wad Medani/Sennar, Gedaref und Port Sudan. ›Buschbusse‹, d. h. umgebaute LKWs, verkehren auf vielen Staubstrecken im Landesinneren, und überall findet man die zweiachsigen 6-Tonnen-LKWs der Händler, die als Grundtyp aus England oder Japan geliefert, dann in sudanesischen Werkstätten den örtlichen Gegebenheiten angepaßt werden und sich hier unter den pflegenden Händen der Fahrer und ihrer Helfer auch wirklich bewähren. Abfahrtsplätze liegen oft etwas außerhalb, Abfahrtszeiten sind zu erfragen und dann mit Langmut zu interpretieren. 10 Uhr (nach dem Frühstück) ist eine günstige Zeit, oder auch 16 Uhr; man liegt in Sichtweite und wartet. Der Fahrpreis liegt fest und wird vor der Fahrt erhoben. Die beschränkten Sitzplätze im Führerhaus kosten meist das Doppelte. Auf der Pritsche liegen die ›guten‹ Plätze hinter dem Führerhaus, vielleicht auf einem Sack Tee, nachdem das robuste Gepäckstück sicher und sichtbar plaziert wurde.

Eigenes Fahrzeug: Wer mit eigenem Geländefahrzeug den Sudan bereisen möchte, stelle sich darauf ein, daß es im Lande draußen weder Tankstellen noch Werkstätten gibt. In den größeren Städten kann der Blech- oder Grobschmied wohl einmal eine Schweißung durchführen, Kraftstoff wird aber im privaten Sektor nur zu horrenden Preisen abgegeben. Die offizielle Verteilung liegt ganz in den Händen der Regierung und Armee, deren Vertreter man aufsuchen und überreden muß. Ausreichende Tankkapazitäten fördern die Unabhängigkeit! Möglich, wenn auch keineswegs zeitsparend ist die Verladung des Fahrzeugs auf ein Schiff oder einen Güterwagen für größere Strecken, wie z. B. von Shellal nach Wadi Halfa, von Halfa nach Khartoum oder von Kosti nach Juba.

Der Sudan erkennt nationale Führerscheine für drei Monate an. Anträge für Automobilreisen sind mindestens zwei Wochen vor Betreten des Landes beim Traffic Office, Shāri 'el Jām 'a zu stellen. Man kann das über die sudanesische Botschaft machen (vgl. S. 342).

Weitere Informationen: Roades and Bridges Public Corporation, P.O. Box 756, Tel. 70794/70825 und Information Office/Sudan Tourist Corporation Tel. 71882 (beide in Khartoum). Vgl. auch Routenvorschläge S. 353f.

Luftverkehr

Sudan Airways wurde 1946 gegründet und 1958 mit britischer Hilfe zur internationalen Linie erweitert. Khartoum flogen 1981 15 internationale Fluglinien an. Damals waren zwei Boeing 707 im Auslandsdienst und zwei Boeing 737 im Inlandsdienst (neben einigen Turboprop-Flugzeugen) eingesetzt.

Im Inlandsverkehr gibt es nur Tagesflüge, da die meisten der 15 Flugplätze keine Beleuchtung haben. Wieder ist eine langfristige Buchung erforderlich, da oft Flüge aus Treibstoffmangel oder anderen Gründen ausfallen. Die Preise liegen für Europäer günstig: 1981

kostete ein Flug von Khartoum nach El Fasher 55 SP und nach Port Sudan 45 SP. Von Khartoum aus wurden 1987 laut Flugplan regelmäßig angeflogen: Dongola (3 mal wöchentlich), El Debba (1 mal), El Fasher (5 mal), El Obeid (5 mal), Juba (4 mal), Merowe (2 mal), Nyala (2 mal), Port Sudan (5 mal).

Weitere Informationen: Sudan Airways, P.O. Box 253, Khartoum; Tel. 776/76411.

Unterkunft

Hotels im üblichen Sinne gibt es wenige außerhalb von Khartoum und Port Sudan, einfache **Herbergen** *(funduk, lōkanda)* findet man dagegen in jeder größeren Stadt. Sie bestehen aus Schlafsälen oder Veranden, die mit Betten vollgestellt sind. Für eine solche Schlafstelle bezahlt man etwa 5 SP; nicht abschließbare Räume sind manchmal vorhanden.

Rasthäuser *(istirāḥa)* gehören der Regierung, sind für Regierungsbeamte reserviert und dürfen nur mit Erlaubnis des Provinz- oder Distriktchefs belegt werden. Meist stehen sie leer und bieten außer Bett und Wasserkrug nichts.

Camping stellt im spärlich bevölkerten Landesinneren die ideale Art des Übernachtens dar. Auch die Lastwagenfahrer halten im Busch, wenn sie müde sind, und die Passagiere legen sich neben das Fahrzeug. **Road Camps** finden sich im Süden, wo die dichte Vegetation kein freies Campieren erlaubt, in bestimmten Abständen an den Straßen. Ein Camp-Wart hält sie sauber und weist einem bei Bedarf auch eines der Strohdächer zu.

Polizeistationen können im Notfall zur letzten Zuflucht werden; manchmal bieten sie eine Pritsche an oder einfach nur Sicherheit für das Zelt oder die Matte. **Jugendherbergen** des SYHA gibt es in Khartoum, Port Sudan, Wau, Kassala, Albara, Medani, El Obeid und Kadugli.

Essen

Der Sudanese trinkt nach dem Aufstehen Tee; erst um 9 Uhr nimmt er das Frühstück *(faṭūr)* ein, in der Regel gekochte Bohnen *(fūl maṣri)* in Öl und einen Brotfladen. Gegen 14 Uhr wird das Mittagessen *(ghadā)* eingenommen und um 20 Uhr das Abendessen *('aschā)*. Für die beiden Hauptmahlzeiten gibt es eine breite Palette an Gerichten, die je nach Reichtum bescheiden bis üppig ausfallen. Die genannten Essenszeiten halten auch alle Restaurants ein – mit Ausnahme der großen Hotels in Khartoum, die sich auf internationale Experten eingestellt haben. Wer zwischen den Zeiten Hunger bekommt: In der Dreistadt gibt es Sandwiches und Fruchtmixgetränke in den *kushuk* genannten Stehimbißstuben, Bohnenbouletten *(tāmia)*, Erdnüsse *(sūdāni)* u. a. an den Haltestellen und Bahnhöfen sowie schließlich Tee *(shāy)* und türkischen Kaffee *(jebana)* mit Nelken, Kardamon und Ingwer zu jeder Zeit und an jedem größeren Platz.

Typische Gerichte *(akil)* im Sudan, die der ausländische Experte, der ›White Hunter‹, der Sporttaucher und jeder empfindliche Magen meidet, die aber außerhalb von Khartoum überall das einzige sind, was es öffentlich oder privat zu essen gibt, und die schmackhaft und nahrhaft zugleich genannt werden können, sind:

Hirsebrei	*asida*
gefülltes Gemüse	*maḥshi*
Gehacktes	*mafrūma*
Okraschoten	*bāmya*
dünne Fladen	*kisra*
Okra-Soße	*um rigayga*

Fleischsoße	*mulāṭi*
Suppe	*shōrba*
Linsenmus	*'adis*
grüne Bohnen	*fāsūlya*
gebratenes Fleisch	*kabāb*
Tomatensalat	*salaṭa ḥamra*
dicke Brotfladen	*'esch*
Innereien	*kammōnīya*

Getränke: Zum Essen wird Wasser gereicht, für dessen Qualität sich niemand verbürgen kann. Erfahrene Reisende beruhigen ihr Gewissen, indem sie die landesüblichen kleinen Zitronen *(lemūn)* in das Wasser pressen. Wem das nicht ausreicht, versorge sich mit Entgiftungstabletten. Ausreichende Wasseraufnahme ist eine unabdingbare Voraussetzung zum Überleben in heißen Ländern. Die notwendigen 5–6 Liter pro Tag können aber in der Regel nicht immer abgekocht werden; der überall an den Straßen angebotene Tee reicht auch nicht. Daher sind Wassertabletten wichtig – noch besser aber ist ein Katadynfilter. Auf allen Inlandsreisen führe man auch einen Wasserbehälter mit sich, zumindest eine stets volle Feldflasche.

Die Sudanesen auf dem Land nehmen einen großen Teil ihres Bedarfs an Flüssigkeit und Kohlehydraten in Form von Hirsebier zu sich. Es gibt davon mehrere Sorten (vgl. S. 183f.), und die meisten können auch einem Europäer munden. Dasselbe gilt auch für die besseren Qualitäten der vielerorts und schon seit 100 Jahren gebrannten Hirse- oder Dattelschnäpse *('aragi)*. Beide Alkoholika sind offiziell verboten, sonst müßten darauf Steuern erhoben werden. Anders sah es mit den importierten Alkoholika in den großen Städten aus: Nach und nach gelang es den islamischen Fundamentalisten, den öffentlichen Verkauf von Bier, Sherry und Gebranntem ganz zu verbieten, so daß der Reisende, falls er sich der verordneten Askese nicht unterwerfen mochte, auf die besonders lizenzierten (und besonders teuren) Renommierhotels angewiesen war. Seit 1983 sind auch diese ›trocken‹.

Geld

Die Inflation im Sudan übersteigt alles in Europa Vorstellbare. Ein sudanesisches Pfund (SP) kostete 1975 noch 6,25 DM, im Sommer 1989 nur noch 0,45 DM. Das bedeutet, daß sich die Schere zwischen dem Konsumniveau der Elite und der Ausländer, die Importwaren kaufen können, und dem der Massen immer weiter öffnet. Der gesetzliche Mindestlohn liegt unter einem Pfund pro Tag! Deswegen bezahlt man überall, wo man mit einfachen Sudanesen zusammensitzt (Bus, Fähre, Sammeltaxi, Teestube, Straßenlokal), eben nur Pfennigbeträge.

Oft wissen die Sudanesen, daß der Reisende märchenhaft reich ist, zumindest im Verhältnis zu ihnen. So werden vom *khawāja* manchmal auch höhere Preise als vom Landsmann verlangt – etwa im Taxi, wo man den Preis vor Fahrtantritt vereinbart. Man kann sich dagegen wehren, sich lächerlich machen und trotzdem den Preis drücken. Feilschen können und großzügig sein – beides wird von einer außerordentlichen Person erwartet, und das ist schließlich jeder Europäer, der im Sudan reist.

Währung: 1 sudanesisches Pfund (SP) = 100 Piaster (Pt.) = 1000 Milliemes

Münzen: 5 und 10 Milliemes (Kupfer/Messing), 2, 5 (›Shilling‹), 10 (›Rial‹; Silber/Aluminium), 50 Piaster und 1 SP.

Noten: 25 und 50 Piaster, 1, 5 und 10 SP

Münzen werden wegen ihres greifbaren Wertes, dauerhaften Bestandes und Mengencharakters gehortet und u. a. für Brautpreistrans-

aktionen benötigt. Sie sind daher im Sudan allgemein Mangelware.

Preise 1989 (in sudan. Pfund)

Übernachtung:	
Acropole (Vollpension)	300
Falcon (Frühstück)	200
Hauptmahlzeit:	
Grand-Hotel	70
Green Village	50
Falcon	40
Royal Rest	40
Einheimische Lokale	20
Straßenimbiß	5
Getränke:	
Fruchtsaft in Hotels	10–15
Fruchtsaft auf der Straße	2–3
Coca Cola (Pepsi Cola) auf der Straße	3
Tee auf der Straße	3–7
lokaler Schnaps (Schwarzmarkt)	40–70
Sonstiges:	
6 kleine Brote	1
500 g Zucker	1,25
Seife	1
kg Lemonen	10–15
1 Huhn	70–90
12 Orangen	25
12 Grapefruits	25
12 Mango	25–30
kg Bananen	8–12
Taxi:	
Innenstadt	5–10
zum Messegelände	15–20
1 Gallone Benzin	35

Maße und Gewichte

Seit 1955 wird das metrische System angestrebt, dennoch sind nach wie vor verschiedene lokale, arabische, türkische und britische Maßeinheiten in Gebrauch.

Längenmaße

Diri = 0,58 m

Gewichte

Mithkal = 4,86 g
Dirhem = 3,12 g
Wagia = 37,44 g
Rotl = 449,28 g
Oka = 1,25 kg
Kantar = 44,93 kg

Flächenmaße

Feddan = 4200 m²
Kasr = 42 m²

Hohlmaße

Gallone = 4,545 Liter
Ardeb, *Keila*: 12 Keila sind ein Ardeb. Das metrische Äquivalent variiert je nach gemessenem Agrarprodukt von 47 kg (getrocknete Zwiebeln) bis 162 kg (Weizen)
Mūrī = 1 Ardeb = 6 Gīrāṭ = 48 Ṭāsāt

Fotografieren

Seit friedliche Reisende ohne Regierungsauftrag im Sudan Menschen fotografieren, ist es vor allem aus folgenden Ursachen wiederholt zu Schwierigkeiten gekommen:

Menschen, die die Fotografie nicht selbst betreiben, argwöhnen sehr oft, mit der unheimlichen Kamera könne man ins Herz hineinsehen, etwas herausnehmen oder Unbekanntes hineintun.

Der Koran verbietet an sich die Herstellung von Abbildern eines Menschen; besonders erinnert man sich dieses Gebotes, wenn es um

Frauen und Mädchen geht, für die die Männer, Väter und Brüder die Aufsichtspflicht haben.

In den westlichen Demokratien gibt es das sogenannte Recht am eigenen Bild (auch Kunsturheberrechts-Gesetz), das insbesondere Porträtaufnahmen ohne Einwilligung des Fotografierten verbietet. Im Sudan existieren zwar keine entsprechenden Bestimmungen, aber ähnliche Gefühle.

Besonders dieser letzte Sachverhalt betrifft den Fototouristen, wenn er sich nicht schon von vornherein der kolonialen Haltung verschrieben hat, wonach die Menschenrechte des eigenen Landes nicht auf die Menschen anderer, vor allem ärmerer Länder übertragbar seien. Es ist also ein besonderes Maß an Einfühlungsgabe und Fingerspitzengefühl erforderlich, wenn man im Sudan fotografiert. Vor allem muß man den besuchten Menschen zugestehen, daß sie Fotografieren ablehnen und daß sie das auch dürfen, selbst wenn man im Besitz einer offiziellen Erlaubnis ist.

Das erforderliche Papier (›**Photographic Licence**‹) bekommt man leicht im Büro der Sudan Tourist Corporation (Ecke Sh. el Baladiya/Sh. el Hurriya). Mit seiner Unterschrift unter das Dokument erklärt man sich bereit, militärische Anlagen oder Schutzobjekte (Brücken, Bewässerungsanlagen, Rundfunkstationen und andere Infrastruktur) sowie Armut nicht zu fotografieren. Zu letzterem Komplex gehören nicht nur Bettler und Slum-Siedlungen, sondern auch nicht oder mangelhaft bekleidete Menschen.

Draußen im Lande kommt es trotz dieses Papiers immer wieder zu ernsthaften Schwierigkeiten, auch mit der Obrigkeit – vor allem im Bereich von Eisenbahn und Schiffahrt, und dann besonders im Süden, wo ein Dokument von Khartoum manchmal nicht für ausreichend erachtet wird. Die Chance, Kamera und Bewegungsfreiheit mindestens für einige Stunden zu verlieren, steigt mit der Zahl von Uniformträgern in einer Ortschaft. Aber auch die zivil gekleideten Security-Leute geben sich auf diese Weise oft zu erkennen.

Aus all diesen Gründen – den zwischenmenschlichen und den polizeistaatlichen – verzichten viele Sudanreisende auf das Fotografieren und nehmen die überaus starken optischen Reize zum Anlaß, das ›Okular ihrer Seele‹ weiter auszubilden.

Routenvorschläge

Klima, Verkehrsverhältnisse, Unterbringung und Verpflegung sind im Sudan so verschieden von dem in Europa Gewohnten oder in einem Reiseland Erwarteten, daß Touristen, die Erholung, Zerstreuung oder einen wohltuenden Urlaub suchen, das Land meiden. Auch wer auf einen bestimmten Komfort angewiesen ist, wem Organisation über alles geht oder wer sich auf den technischen Fortschritt weltweit verläßt, fährt nicht in den Sudan. Die vier Kategorien von Reisenden, denen im folgenden Tourenvorschläge – zu den Altertümern im Norden, dem Wild im Süden, den Korallen im Osten und den Sudanesen überall – unterbreitet werden, haben bereits Afrikaerfahrungen in einem ›leichteren‹ Land – z. B. in Ägypten – gesammelt, sind gesundheitlich in jeder Hinsicht extrem belastbar und besessen von ihrer jeweiligen Idee. Diese Eigenschaften müssen um so ausgeprägter sein, je weniger man die sudanarabische Umgangssprache beherrscht.

Die Reisesaison im Sudan ist für jeden Zweck der Winter bis April. In den Monaten Mai bis Oktober sind die nicht asphaltierten Straßen oft gesperrt oder einfach unpassierbar. Vor der Regenzeit, in den Monaten März bis Mai, erreicht die Hitze sowohl unvorstellbare wie auch unerträgliche Ausmaße. Nur wer sehr viel Zeit hat, sollte sich die schwarzen Himmel des Südens, die gigantischen Tropengewitter, die tägliche Regenflut und die überraschende Ergrünung des sonst so eintönig gelbgrauen Landes während der folgenden Regenzeit einmal ansehen – auch wenn er dabei bis November festgehalten wird.

Reisen im Sudan heißt ständige Konfrontation mit Transportproblemen. Wie sich der Besitzer eines Geländewagens ständig um Kraftstoff bemühen muß, so muß der Benutzer öffentlicher Verkehrsmittel um Platz kämpfen. Das Mißverhältnis von Angebot und Nachfrage für die guten Plätze in Bahn, Dampfer und auch Flugzeug verweist den Reisenden sehr oft auf die privaten Busse und LKWs, die ihn am schnellsten und ohne vorherige Buchung von einem Ort zum anderen bringen. Freilich reduziert sich hier der erwähnte Platzkampf oft auf seinen physischen Kern: Zumindest die Fahrt auf LKWs – gar auf der Pritsche – ist nur härtesten Gemütern zuzumuten.

In der Regel wird man also flexibel die verschiedenen Transportangebote des Sudan kombinieren, wozu für kürzere Distanzen unbedingt auch Reittiere – möglichst mit einheimischem Begleiter – zu empfehlen sind. Man wende sich am besten an einen alten Nomaden, der 1. solche Tiere besitzt, 2. mit ihnen umgehen kann, 3. die Wasserstellen kennt, 4. meistens auch die Zeit für eine Reise zur Verfügung hat und 5. dem die verantwortungsvolle Aufgabe, einem Fremden Führer *(khabir)* zu sein, seit alters her Berufung bedeutet. Ähnliches gilt für das Mieten eines Bootes von einem Fischerjüngling, der den auszuhandelnden Tagespreis noch besser brauchen kann. Die Erfahrung des einheimischen Tempos und das gemeinsame Erleben mit einem, der hier zu Hause ist, machen solche Reiseabschnitte unvergeßlich.

Die bequemere und schnellere Lösung für kürzere Distanzen stellt natürlich das Mieten eines Geländefahrzeugs mit Fahrer dar, was in jedem größeren Ort bei einem reichen Händler, der auch zu den Kraftstoffquellen Zugang hat, möglich ist. Die verlangten Preise liegen jedoch derartig hoch, daß nur der darauf eingehen kann, dem das entweder nicht wehtut oder dem die Gesetze orientalischen Feilschens geläufig sind – einschließlich der sprachlichen Mittel. Auf keinen Fall aber überschätze man sein eigenes fahrerisches, kfz-mechanisches oder navigatorisches Können und verzichte leichtfertig auf den Fahrer.

Archäologische Reisen

Für Sudanbesucher mit Zeit und hobbyarchäologischer Leidenschaft wurde auf den Seiten 53ff., 59ff., 100ff. und 186ff. ein nahezu vollständiger Katalog der bislang bekannten Ruinen- und Felsbilderstätten wiedergegeben. Es gibt dennoch vieles neu zu entdecken, und es lohnt sich immer noch, wie weiland Werne mit der Frage nach den *biut gadim betal kufr*, nach ›den alten Häusern der Heiden‹ durch die Lande zu ziehen. Als archäologische ›Pakete‹ finden sich im folgenden sieben Touren zusammengestellt, die jeweils innerhalb von 14 Tagen zu bewältigen sind.

I. Meroe und Napata mit LKW und Esel

L (150) Khartoum-Nord – Wad Ban Naga

R Wad Ban Naga – Naga (35) – Musawwarat es Sufra (20) – Shendi (30)
L (40) Shendi – Bagrawiya
R Bagrawiya – Meroe, Oberes Pyramidenfeld (5)
L (300) Bagrawiya – Ed Damer – Bayuda (El Fura, Ghazali) – Merowe
R Merowe – Nuri (15) – Barkal (10) – El Kurru (15) – Merowe (10)
L (354) Merowe – Korti – Bayuda (Wad Muqaddam, El Hosh) – Omdurman

II. Napata und Dongola mit Flugzeug, Schiff und Mietwagen

F Khartoum – Merowe
M Merowe – Nuri (15) – Merowe – Barkal (8) – El Kurru (15) – Merowe
S Merowe – Dongola
M Dongola – Kawa (8) – Kerma (55) – Argo (13) – Dongola (42)
F Dongola – Khartoum

III. Meroe mit Mietwagen

M Khartoum – Sabaloka (Garri) (80) – Wad Ban Naga (80) – Naga (35) – Musawwarat es Sufra (20) – Bagrawiya (75) – Abu Deleig (137) – J. Geili (43) – Khartoum (142)

IV. Suakin mit Bahn und Taxi

E (787) Khartoum – Atbara – Sinkat
T Sinkat – Erkowit (42) – Suakin (120) – Port Sudan (63)
E (1269) Port Sudan – Kassala – Khartoum

V. Tunjur mit Flugzeug, LKW und Kamel

F Khartoum – El Fasher
L El Fasher – Kutum (122)
R Kutum – Ain Farah (35) – Uri (25) – Kutum (40)
L Kutum – El Fasher
F El Fasher – Khartoum

VI. Turra mit Flugzeug, LKW und Esel

F Khartoum – Nyala
L Nyala – Kas (90) – Nabaqai (30) – Guldo (60)
R Guldo – Turra (30) – Ruinen (ca. 70) – Turra – Guldo
L Guldo – Kas – Nyala
F Nyala – Khartoum

VII. Darfur mit Flugzeug und Mietwagen

F Khartoum – El Fasher
M (1000) El Fasher – Kutum (122) – Ain Farah (35) – Kutum – Uri (40) – Kutum – Kebkabiya (124) – Shoba (10) – Kebkabiya – Abata (80) – Guldo (80) – Turra (30) – Guldo – Kas (90) – Nyala (90) – El Fasher (190)
F El Fasher – Khartoum

Bedeutung der Symbole
F = Flugzeug
E = Eisenbahn
L = LKW
B = Bus
M = Mietwagen
S = Schiff
T = (Sammel-)Taxi
R = Reittier
Zahlen in Klammern = Entfernungen in km (vorangestellte = Gesamtkilometer der Etappe)

Völker- und landeskundliche Reisen

Da die Menschen im Sudan sich von denen Mitteleuropas erheblich unterscheiden, ist es

interessant, sich gegenseitig kennenzulernen. Wie die vorangegangenen Kapitel gezeigt haben, betreffen die Unterschiede das Aussehen und das Verhältnis zur Natur, zum Mitmenschen und zum Übernatürlichen. Auch innerhalb der Bevölkerung des riesigen Landes bestehen Differenzen: naturelle etwa zwischen Arabern und Niloten, kulturelle zwischen Stadt- und Landbevölkerung, zwischen Bauern in der kommerziellen Landwirtschaft und Subsistenzbauern, zwischen Anhängern von Hochreligionen (meist Islam) und sogenannten ›Heiden‹, schließlich auch zwischen den lokalen Traditionen, die man auch Stammeskulturen nennen kann. Die folgenden Tourenvorschläge führen mehrere dieser Unterschiede vor Augen, oft in gemischtem Verhältnis. Je größer die kulturelle Distanz, um so schwieriger wird es für den Reisenden, zu verstehen und sich verständlich zu machen. Wer meint, er sei überall willkommen, übertreibt diese Unterschiede, denn die sicherste Verhaltensregel auf solchen unangemeldeten Besuchsreisen ist die gedankliche Umkehrung des Tourismus: also Araber und Sudanneger in unseren Straßen, Gärten und Häusern, uns bei Arbeit oder Gebet fotografierend. Mit völkerkundlichen Reisen sind hier keine Plünderungsexpeditionen gemeint, die sich zum Ziel gesetzt haben, den Landesbewohnern möglichst viele Exotica für möglichst billiges Geld (oder gar für abgetragene Kleider und mitgeführten Schund) abzuhandeln. Das sind Händlerpraktiken, die die Leute zwar kennen, aber verabscheuen. Vertrauter ist ihnen der Geschenkaustausch. Mangelwaren, mit denen man den Menschen in entlegenen Gebieten zugleich nützt und eine Freude macht, sind Stoffe, Messer, Rasierklingen, Batterien, Spiegel, Nähzeug, Tabak. Wer medizinische Kenntnisse besitzt, hat mehr als genug Gelegenheit, sich erkenntlich zu zeigen. Autobesitzer werden es ohnehin kaum vermeiden können (und hoffentlich auch nicht wollen), Kranke (oder auch Gesunde) in das nächste Städtchen mitzunehmen.

Die folgenden Tourenvorschläge sind auf eine Dauer von vier Wochen ausgelegt, weil der Besuch von Menschen mehr fordert als der von Steinen oder Tieren, aber auch weil sich völkerkundliche Reisen sehr gut mit archäologischen und bergtouristischen oder auch mit Tiersafaris kombinieren lassen. Der landeskundliche Universalist braucht mehr Zeit als der Spezialist!

I. Nubien mit LKW, Schiff und Eisenbahn (2400 km)

E (803) Khartoum – Shendi – Ed Damer – Atbara – Berber – Abu Hamed – Karima
S (275) Karima – Alt-Dongola – Dongola
L (400) Dongola – Kerma – Delgo – Sebesi – Sulb – Abri – Wadi Halfa
E (923) Wadi Halfa – Atbara – Khartoum

II. Nordostsudan mit Bahn, Bus, Sammeltaxi und Küstenboot (2900 km)

E (312) Khartoum – Sennar – Suki
M (346) Suki – Dinder (Tierpark) – Suki
E (408) Suki – Gedaref – Kassala
B (450) Kassala – Sinkat
T (162) Sinkat – Erkowit – Suakin
S (320) Suakin (Bootsmiete z. B. in der Fischereikooperative) – Trinkitat – Badi (antiker Hafen) – Suakin
T (63) Suakin – Port Sudan
E (787) Port Sudan – Atbara – Khartoum

III. Sahel mit LKW (2400 km)

L Omdurman – Umm Inderaba – Sodiri (497) – Hamrat esh Sheikh – El Fasher (520) – Suni (Bergrasthaus) (141) – El Fasher – En Nahud (400)

– El Obeid (225) – Bara (62) – Omdurman (358)

IV. Darfur mit Bahn, LKW und Flugzeug

E (1271) Khartoum – Sennar – Kosti – Nyala
L (700) Nyala – Kas – Zalingei – Geneina – Kebkabiya – Kaura – El Fasher
F El Fasher – Khartoum

V. Kordofan mit Bus, LKW und Bahn

B (700) Omdurman – Bara (358) – El Obeid (62) – Dilling (168) – Kadugli (134)
L (485) Kadugli – Talodi (93) – Heiban (78) – Delami (80) – Rashad (80) – El Abbasiya (58) – Umm Ruwaba (96)
Variante: Talodi – Kologi – Kau – Abu Gubeiha – Rashad (ca. 140 km mehr)
E (546) Umm Ruwaba – Khartoum

VI. Südfunj mit Bahn, Mietwagen und LKW

E (440) Khartoum – Ed Damazin
M (380) Ed Damazin – Dinder (Tierreservat) – Ed Damazin
L (940) Ed Damazin – Bau – Kurmuk – Ulu – Renk – Rabak – Khartoum

VII. Dar Fertit und Süddarfur mit Flugzeug und LKW
(nur Januar – März, Passage Raga – Buram ungewiß)

F Khartoum – Wau
L (1000) Wau – Deim Zubeir – Raga (331) – Hofrat en Nahas – Radom – Buram (500) – Nyala (155)
F Nyala – Khartoum

VIII. Gazellenfluß mit Schiff, LKW und Flugzeug
(nur Februar oder März in trockenen Jahren)

B (328) Khartoum – Kosti
S (500) Kosti – Malakal
L (640) Malakal – Fangak (140) – Bentiu – Abyei – Gogrial – Wau (500)
Variante: Bentiu – Ler – Wun shwai – Meshra er Req – Wau (500)
F Wau – Khartoum

IX. Westaequatoria mit Schiff, Bus, LKW und Flugzeug

B (328) Khartoum – Kosti
S (1427) Kosti – Juba
B/L (983) Juba – Maridi (382) – Yambio (Tierreservat) (142) – Tambura (189) – Wau (270)
F Wau – Khartoum

X. Jonglei mit Flugzeug und LKW

F Khartoum – Malakal
L (1028) Malakal – Bor (410) – Pibor Post (197) – Akobo (131) – Malakal (290)
F Malakal – Khartoum

XI. Ostaequatoria mit Flugzeug und LKW

F Khartoum – Juba
L Juba – Nimule (Tierreservat) (195) – Opari (54) – Torit (96) – Kapoeta (176) – Juba (310)
Varianten: Abstecher von Torit nach Katire (60) und Imatong-Gebirge, nach Ikoto (90) und Dongotono-Berg, nach Chukudum-Nagishot (160) und den Didinga-Bergen, nach Lafon (90).
Abstecher von Kapoeta nach Magoth (51) oder nach Moru Agippi (91).

In die zauberhafte Gegend um den Inselberg Kathangor und das Boma-Plateau, in das riesige Stück Sudan nordwestlich des Turkana-

Sees oder in die abgelegenen Bergwälder am nordwestlichen Gazellenfluß fahren Jellāba-LKWs selten oder nie. Für solche Reisen, wie auch für alle anderen vorgeschlagenen Touren, ist es natürlich von unschätzbarem Vorteil, wenn man einen eigenen Geländewagen besitzt oder mit einem Abenteurer mitfährt, der Expeditionen in die Nilländer anbietet. Diese über europäische Reisebüros zu buchenden Fahrten sind um so interessanter, je mehr sich der Leiter des Unternehmens mit Land und Leuten auskennt, d. h., daß er arabisch spricht und die Etikette des Landes beachtet. Unter den zur Zeit den Sudan bereisenden Touristenfirmen erfüllt diese Bedingungen vor allem Samir Lama (Röderbergweg 106, D-6000 Frankfurt am Main, Tel. 069/447897).

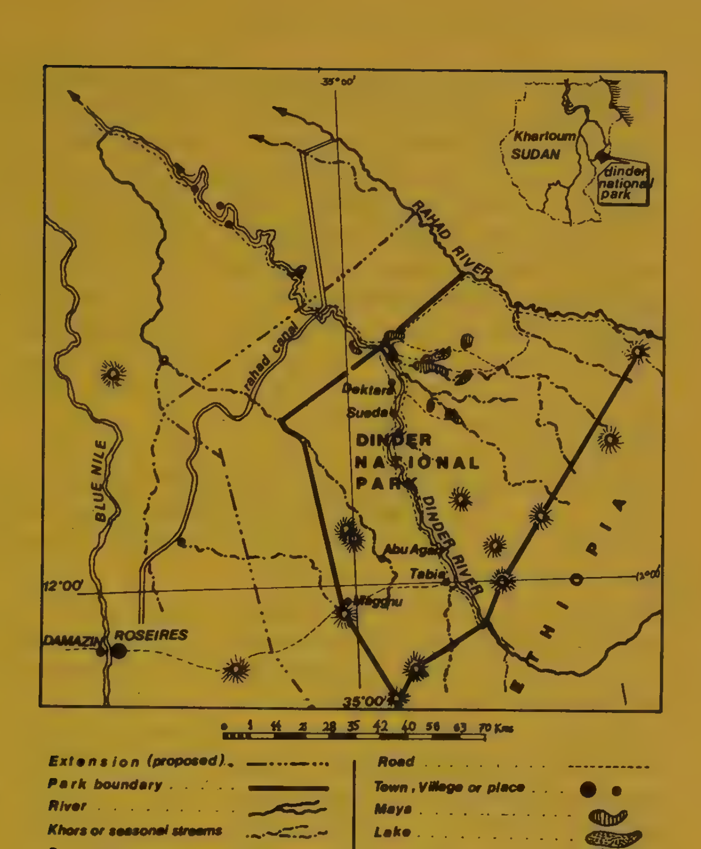
Tiersafaris

Von der in den alten Reisewerken geschilderten überaus reichen Fauna der Nilländer ist im Sudan nicht mehr viel übriggeblieben. Nomaden im Norden, Händler im Süden, vor allem aber ›White Hunters‹ haben die Bestände erheblich gelichtet. Allein 70 Löwen in fünf Jahren will z. B. Wilfred Thesiger geschossen haben. Erst 1935 machten strenge Jagdgesetze dem Gemetzel ein Ende; die Wilderei wurde illegal. Aber noch im Januar 1981 gerieten dem Zoll in Port Sudan 11 Tonnen Elfenbein in die Hände – die Stoßzähne von 1200 Elefanten!

Da die sudanesischen Tierreservate meist im Süden liegen, kann eine Anreise aus Kenya oder Uganda Zeit sparen. Mit den weltbe-

Tierreservate im Sudan

Ausgangspunkt	*Reservat mit Entfernung zum nächsten per öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbaren Ort*	*Besondere Tierarten*
Suki (312 Bahn-km von Khartoum)	Dinder-Nationalpark Lodge 173 km von Suki	Antilopen, Büffel, Warzenschweine, Paviane
Malakal (Flugverbindung mit Khartoum)	Zeraf-Reservat 140 km bis Fangak	Elefanten
Juba (Flugverbindung mit Khartoum)	Shambe-Reservat 120 km bis Shambe	Elefanten, Nilpferde, Krokodile
	Bodigeru-Reservat 136 km bis Gemmeiza	Büffel, Löwen
	Boma-Gebiet 384 km bis Pibor Post	Riesen-Elen, Zebras, Giraffen, Löwen
	Imatong-Gebirge 194 km bis Katire	Buschböcke, Büffel, Nashörner, Elefanten
	Nimule-Nationalpark 195 km bis Juba	Elefanten, Nashorn, Büffel
	Mbarizunga-Reservat 517 km bis Yambio	Büffel, Antilopen, Gorillas
Wau (Flugverbindung mit Juba)	Ashana-Reservat 150 km bis Aweil	Riesen-Elen, Weißes Nashorn



Offizielle Karte des Dinder-Nationalparks (aus Sudanow 2/1981)

rühmten Parks von Ostafrika sind die sudanesischen übrigens nicht zu vergleichen. Hier fährt nur hin, wer vor allem alleine sein möchte und auf Luxus-Lodge und Aussichtsbus verzichten kann. Vor allem muß sich der Tierfreund selbst bemühen, in die Schutzgebiete hinein und auch wieder herauszukommen. Die mit öffentlichen Verkehrsmitteln noch erreichbaren Punkte sind in der Liste den einzelnen Tierparadiesen vorangestellt (allein Dinder-Safaris können von Khartoum aus arrangiert werden, z. B. durch Khartoum Travel and Tourist Agency, P.O. Box 1810, Tel. 79100, 79111, Khartoum).

Tauchsafaris

Durch Hans Hass, Gert Wiland, neuerdings auch durch Leni Riefenstahl ist die einzigartige Korallenküste des Nordost-Sudan weiteren Kreisen bekannt geworden (der bereits erwähnte Prof. Ehrenberg beschrieb sie allerdings schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts). Doch sind es bislang nur wenig Reisende, die es wagen, in jene Märchenwelt unter dem glasklaren Salzwasser des Roten Meeres einzutauchen. Man kann den Farben- und Artenreichtum schon in schlichter Ausrüstung oder vom Glasbodenboot aus bestaunen;

mehr sieht allerdings, wer sich eines Atemgeräts bedient. Viele Unterwasserfreunde stellen auch dem dortigen Leben mit Harpune und Messer nach. Letzteres ist im Sudan offiziell verboten. Bekannte Stellen sind: Wingate Riff, Leuchtturm Sanganeb oder die ›Mörderriffe‹ vor dem Hafen von Suakin, wo auch eine meeresbiologische Station mit deutschen Wissenschaftlern arbeitet. 1973 haben italienische Taucher mit der Sudan Tourism and Hotels Corporation für 250 000 SP eine Lodge an der 45 km nördlich von Port Sudan gelegenen Bucht von Arous erbaut. Von Khartoum aus werden Tauchsafaris u. a. von Tigani World Wide Travel Organisation (P.O. Box 936, Tel. 792 81, Khartoum) organisiert, von München aus z.B. durch Nautilus Reise GmbH (Leopoldstr. 9, 8000 München 40, Tel. 0 89/33 30 91).

Städteverzeichnis (von A–Z)

Die Landflucht im Sudan verläuft regional unterschiedlich; 1970 wurden Urbanisierungsraten zwischen 21% (Kassala) und 1% (Gazellenfluß) ermittelt. Alle Städte aber leiden unter einer Bevölkerungsexplosion. Zur Verdeutlichung dieser Problematik wurden unten in Klammern hinter die geschätzte Einwohnerzahl (E) die gezählte von 1955 gesetzt. Damit erklärt sich die Unzulänglichkeit der Infrastruktur: Die städtischen Stromgeneratoren sind zu schwach, die Krankenhäuser quellen über, die Entsorgung von Müll und Fäkalien ist zusammengebrochen. Anderes wird immer wieder repariert, wie etwa der Flughafen, die Eisfabrik oder das Flutlichtstadion. Im Zentrum jeder Stadt steht das Gefängnis, dessen martialische Anlage auch kriminalpräventiv zu wirken hat, am Rande kleine Fabriken, die, meist in der sudanesischen ›Gründerzeit‹ 1956–66 errichtet, heute zu sich selbst tragenden Institutionen geworden sind. Wegen dieser besonderen Bedeutung als ›Subsistenzindustrien‹ (Sudanow) enthält das Verzeichnis dazu Angaben; sie sind Teil der staatlichen Verwaltung, ohne daß freilich der örtliche Stadtrat (T.C.) oder Landrat (R.C.) im Management mitentscheiden könnte. Die eigentliche Dynamik der Zentren kommt dagegen aus privater Hand, von den Händlern der Medina, die bei dem häufigen Stromausfall *(kahraba gaṭa'at)* ihren eigenen Generator anwerfen, z.B. die Sammeltaxiunternehmen *(bakassi)* gegründet haben und auch über Stiftungen zum Überleben der bettelarmen Massen beitragen.

Atbara: 17°40'/33°59', 350 m Meereshöhe, 90 000 E (1955: 36 000). Stadt der Eisenbahnen und Gewerkschaften (vgl. S. 21f.); 1924 schon durch den Aufstand des damals ägyptischen Eisenbahnerbataillons bekannt geworden; eigene Fernsehstation und Druckerei, Technikerschule, Zementfabrik (seit 1946), Getränke- und Seifenfabriken (Watania); Bewässerungsfarmen Zeidab und Hodeiba. Hotel: Nahr Atbara; Herbergen: National, Astoria, Hurriya; Jugendherberge.

Babanusa: 11°30'/28°, 505 m, 10 000 E. Bis zum Bahnbau 1960 nach dem ›Ebenholz‹ be-

nannter Regenzeitweideplatz der Messirīya Ḥumr. 1966 wurde mit UdSSR-Hilfe eine Milchpulverfabrik fertiggestellt, die täglich aus 50t Milch 5t Pulver herstellen sollte; sie pulverisiert heute mit 25% ihrer Kapazität Kakade und Gummi arabicum. Herberge in Bahnhofsnähe.

Bor: 6°12'/31°33', 425 m. Hauptstadt der Provinz Jonglei; schon 1905 Schule der Church Missionary Society; schöner schattiger Platz zwischen Schiffslände und Regierungsgebäuden; nördlich anschließend Medina mit Wellblechläden, Restaurants und Bäckerei; Straßen nach Malakal (N), Juba (S) und Pibor (O); in Bor-Langbaar, am Südende des Jonglei-Kanals, ist ein modernes Verwaltungszentrum geplant. Rasthaus.

Ed Damazin: 11°51'/34°23', 468 m, 20 000 E. Mit dem Roseires-Damm und der Bahnlinie in den 60er Jahren entstanden, heute bedeutender als die alte Stadt Roseires auf dem rechten Ufer; starke Garnison zum Schutz des imposanten Stauwehrs (16 km lang, 60 m hoch, Kosten: 36 Millionen SP), dessen Kraftwerk im Winter 120 Megawatt (MW) und im Sommer, wenn die Schleusen wegen der Flut geöffnet werden müssen, 70–80 MW in das gesamtsudanesische Stromnetz (Leistung 170 MW) speist. Unterhalb der Brücke romantischer Badeplatz im Katarakt.

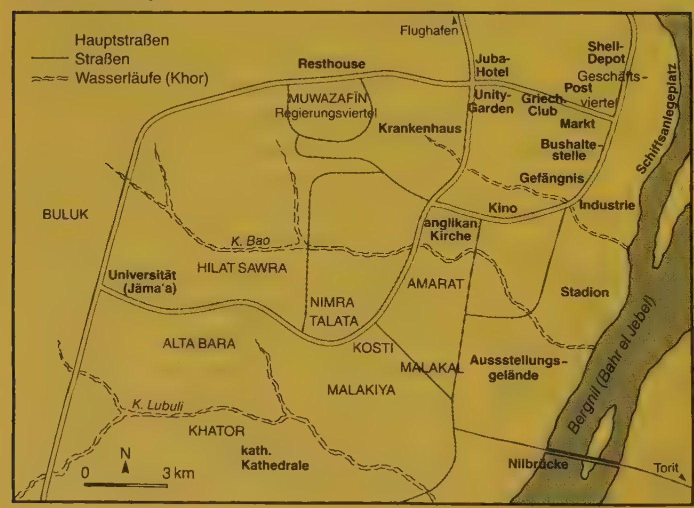
Dongola: 19°12'/30°28', 228 m, 20 000 E (3350). Hauptstadt der Nordprovinz (Al Shimāliya), Zentrum der Beckenbewässerungslandwirtschaft von Suleim und Burgeig; Dampferendstation (vgl. S. 345 ff.); Ausflüge zu den antiken Stätten Kawa, Argo und Kerma. Rasthaus; Hotel; Herbergen.

El Fasher: 13°38'/25°21', 730 m, 70 000 E (26 200). Der Name bedeutet in der Bornu-Tradition ›Der Königshof‹. Vom Sultan Teirab (1752–1787) gegründet; Hauptstadt der Provinz Nord-Darfur (Shimāl Dārfūr) und der Darfur-Region. Kleines Museum im ehemaligen Palast Abd Er Rahmans, in dem der letzte Sultan Ali Dinar bis 1916 ein selbständiges Darfur regierte, das er sogar auf Seiten der Achsenmächte in den 1. Weltkrieg führen wollte. Ausgestellt sind Holzarbeiten, Trophäen und Waffen. Zum Stadtsee gestauter Wadi Halluf (das Trinkwasser kommt heute aus einem weit außerhalb liegenden Reservoir) mit ›Einheits-Garten‹ und großem Platz (Markt, Karawanserei, Taxi-Stand, Bus nach Nyala); LKW-Karawanserei (Mogoff) in Flugplatznähe; Tagesausflüge auf die 30 km südlich gelegene Versuchsfarm Sag en Naam (›Straußenbein‹) oder zum Marra-Gebirge (Suni). Hotel; Herbergen.

Juba: 4°51'/31°37', 460 m, 100 000 E (10 660). Schön gelegen zwischen den Bergen Kujur (W), Belinian (O), Lado (N) und Logwek bei Rejaf (S) am Bergnil; seit 1930 Hauptstadt Aequatorias und seit 1972 der Südregion (650 000 km^2, 5 Millionen E); an der Schiffslände Industrie- und Handelsviertel, Haggar-Zigarettenfabrik (›Bringi‹); hier kommen auch die großen LKWs aus dem ›reichen‹ Kenia an. Dahinter Medina mit Moschee, Post, Restaurants und Bank, Marktplatz, Bushaltestelle, Gefängnis mit ausgedehnten Werkstätten (z. B. Schnitzereien) und Immigration Office. Weiteres Zentrum am ›Roundabout‹ mit den Namen der Aequatoria-Heroen, Regierungsgebäude, Sitz der 110 Mitglieder starken Volksversammlung der Region, griechische Kirche und griechischer Klub, Einheits-Garten, Stadtbibliothek, katholische Buchhandlung, Gericht und Krankenhaus. Im N Flughafen, im W Villenviertel (jugoslawische Neubauten für Parlamentarier). Richtig

Planskizze von El Fasher im Jahre 1957

Planskizze von Juba



afrikanisch wirkt das dritte Zentrum Malakiya jenseits der anglikanischen Kirche und des Kinos: Ladenstraßen, Restaurants, Bars (einst offizieller Alkoholausschank) und ausgedehnte, meist nach Sprachen gruppierte Wohnviertel (oder nach Religion wie auf dem Hügel Kathor um die katholische Kathedrale herum); im W in einer ehemaligen Kaserne die Universität, deren Bibliothek aus der BRD und den USA stammt. 1979 wurde die Kulturhalle eingeweiht (Architekt Norman Westwater, finanziert von Adnan Khashoggi) mit Kongreßräumen, Kino, Bibliothek und preisgünstigem Restaurant (gelegentlich Darbietungen der Theatergruppe Skylarks).

In den Vorstädten regelmäßig Stammesfeste (Bari, Dinka etc.); Ausflüge in die nahen Berge (Aussicht!), Straße nach Nimule/Uganda (S), Yambio und Wau (W), Malakal (N) und Kapoeta – Kenia (O); Sitz des Ärzte-, Veterinärs- und Forstteams der bundesrepublikanischen GTZ; Niederlassung des Fliegenden Ärzteteams von Nairobi.

Juba-Hotel (Tel. 33 10), Herberge ›Africa‹, Haggar-Fischer-Safari-Tours P.O. Box 18.

Kadugli: 11°/29°45', 513 m, 20 000 E. Hauptstadt der Provinz Südkordofan (Janūb Kordofān), von Bergen umgeben (heißer Kessel), großer Markt, Restaurants, eine Bar, Moschee,



Planskizze von Kassala im Jahre 1956

koptische, katholische und presbyterianische Kirchen, Textilfabrik. Herberge.

Kassala: 15°28'/36°24', 495 m, 130 000 E (40 600). Hauptstadt der gleichnamigen Provinz und der Ost-Region, malerisch am Fuß des gewaltigen Felsendomes (1390 m) und am Ufer des Gash gelegen; Zentrum der von Muhammad Uthman al Mirghani (1792–1853) gegründeten Khatmiya-Bruderschaft; heute auch Mittelpunkt des östlichen Wirtschaftsraumes. Eine Fabrik, die aus den Nüssen der Dumpalme Knöpfe herstellen sollte, ist stillgelegt; die Zwiebelpulverfabrik (sowjetisches Projekt von 1962) arbeitet mit kaum 50% Auslastung (neue Zwiebelsorte ›Nasie‹); Tagesausflüge nach **Aroma** (Türkenfort, Papierfabrik, die Baumwoll- und Rizinusstauden verwertet), **Khashm el Girba** (Atbara-Staudamm 350 m lang, 50 m hoch, Kosten 7 Millionen SP), **New Halfa** (Zuckerfabrik und Hauptkanal des Bewässerungsprojektes von BRD-Firmen gebaut; neue Heimat der ausgesiedelten Nubier vgl. S. 31). Hotel Bashair; Jugendherberge.

Khartoum: 15°36'/32°31', 381 m, 600 000 E (93 100), Bahri (Khartoum North) 350 000 E (39 000), Omdurman (vgl. S. 250ff. u. 368) 650 000 E (114 000); als ›Dreistadt‹ zusammen etwa 2 Millionen E.

Museen (montags Ruhetag, manche auch nachmittags geschlossen): Ethnographisches Museum, Shāri' Jāma'a, P.O. Box 178 (820 Exponate). Geologisches Museum: Shāri' Abū Sin, P.O. Box 410 (600 Exponate). Naturhistorisches Museum: Shāri' Jāma'a. Nationalmuseum (Archäologisches M.): Shāri' en Nil, P.O. Box 178 (1500 Exponate).

Bildung und Unterhaltung: Vier Kulturinstitute mit Filmprogramm, Bibliothek und Sprachkursen: seit 1957 British Council Khartoum Centre (Tel. 8 02 69) und American Center (Tel. 8 07 58), seit 1960 Goethe-Institut (Tel. 778 33) und Französisches Kulturzentrum (Tel. 728 37); Friendship Hall Theatre; Kush Gallery (Shāri' Barlaman); Freiluftkinos, z. B. Coliseum, Blue Nile oder Safia (Nord-Kh.); Messegelände (Sudanexpo, Tel. 777 02); Zoo; Botanischer Garten (P.O. Box 285, 4 ha, 3000 Arten); Rennbahn (Fr und So); Ringkämpfe in Burri und Umm Badda (Fr, 16–18 Uhr).

Kirchen und Hauptgottesdienste: Koptisch: El Shahidain (Street 15, Tel. 4 50 46, So 6 und 8 Uhr), Kathedrale (Shāri' 'Alī 'Abdel Latīf, So 8 Uhr). Anglikanisch: Church House (Sh. Abū Sin, So 7.30, 9.30 Uhr). Griechisch-Orthodox: Evangelisimos (Tel. 72973, So 7.30, 10 Uhr). Evangelikal: Shāri' Jamhouria (Tel. 721 21, So 8.30). Armenisch (Gregorianisch-Orthodox): Street 49 East, Tel. 4 29 57, So 9.30, 11 Uhr. Römisch-Katholisch: St. Matthäus-Kathedrale (Tel. 72677, So 7, 9.30 Uhr). Sudan-Inland-Mission: Street 35 (Tel. 796 44, So 7, 9, 10 Uhr).

Buchhandlungen: The Nile Bookshop (New Extension, Street 41); Khartoum Bookshop; University Bookshop; Bookshop der Khartoum University Press (Nähe Große Moschee) u. a.

Zeitungen: War der englischsprachige Reisende viele Jahre hindurch auf das regierungsoffizielle Wochenblatt ›Sudanow‹ angewiesen, informierten ihn seit dem Machtwechsel 1985 zusätzlich (und besser) die Tageszeitung ›Sudan Times‹ und die Wochenzeitung ›Forward‹. Auch die arabischsprachigen Medien hatten unter der demokratischen Pressefreiheit Vielfalt und Kritikfähigkeit zurückgewonnen, die seit dem Putsch vom 30. 6. 1989 erneut in Frage gestellt sind.

Wichtige Telefonnummern: Antiquities and National Museums Directorate (Tel. 706 80); Catholic Relief Services (Tel. 8 06 79); Central Records Office (Tel. 8 04 56); Civil Aviation

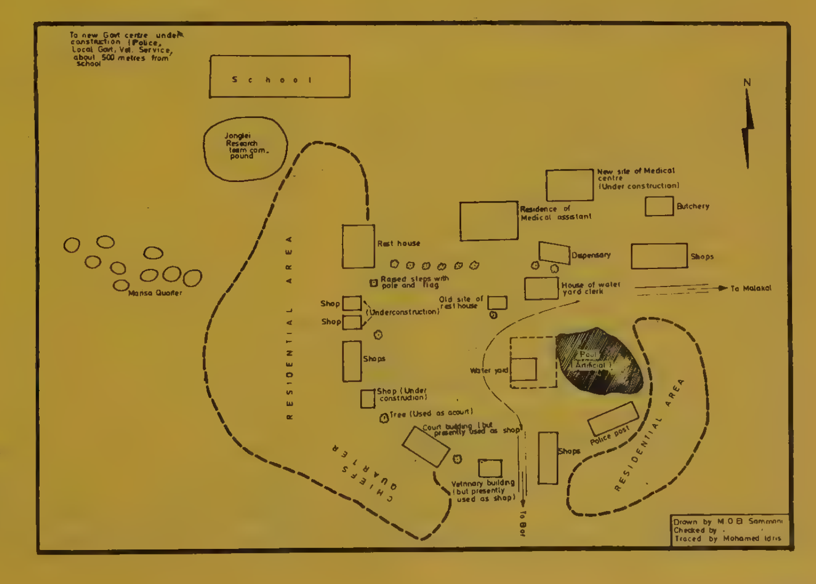
Department (Tel. 722 64); Customs Department (Tel. 727 98); International Telephone Exchange (Tel. 98 oder 81 11); Khartoum International Airport (Tel. 706 18); Railways Information (Tel. 723 81/753 88); Passport and Immigration Department (Tel. 713 64); Police (Tel. 9 99); Sudan Council of Churches (Tel. 428 55); Sudan Tourism and Hotels Corporation (Tel. 740 31); Tourist Information Office – Airport (Tel. 709 32); Wildlife Administration (Tel. 729 53).

Unterkunft: Spitzenhotels: Araak (Tel. 759 80); Grand Hotel (Tel. 727 82); Hilton (Tel. 741 00); Meridien (Tel. 759 70); Green Village (Tel. 739 49); Friendship Palace. Mittelklassehotels: Acropole (Tel. 728 60); Al Arzz (Tel. 458 54); Canary (Tel. 451 04); Excelsior (Tel. 8 11 81); Oasis (Tel. 8 11 01); Sahara (Tel. 752 40); Metro (Tel. 711 66); Sudan (Tel. 808 11); Sharq (Tel. 707 14). Herbergen: Asia (Tel. 731 17); El Safaa (Tel. 796 64); Gasr El Zahra (Tel. 414 87); Khalil (Tel. 777 66); Nile Palace (Tel. 414 87); Roxy (Tel. 747 23); Sawahli (Tel. 725 44). Jugendherberge (Street 29).

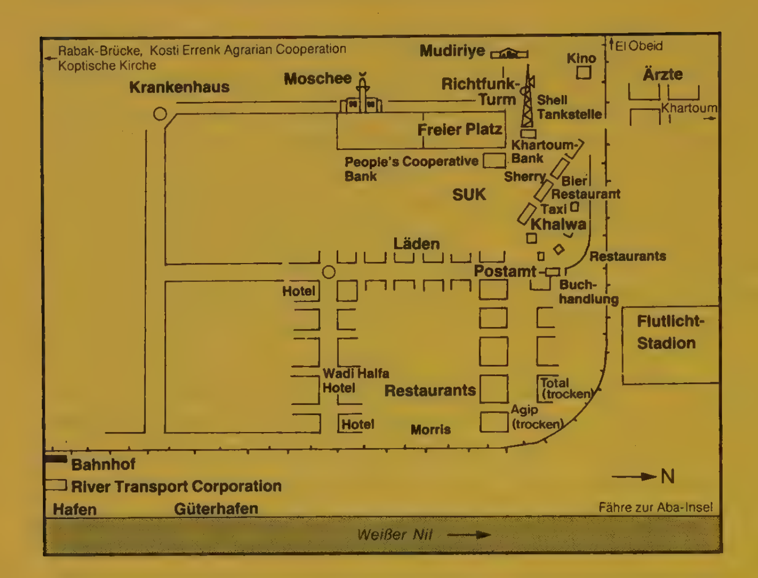
Transport: Neben den gelben Taxis verkehren in der Dreistadt sogenannte ›Boxen‹ *(bakassi, markub)* auf festen Routen. Sammelplätze bei der Faruq-Moschee (Omdurman), in der Baladiya-Straße (Nord-Khartoum), östlich des Arabischen Marktes (Sahafa, Soba), östlich des Coliseum (Burri, Nasser-Viertel), westlich des Arabischen Marktes (Shajara, Gebra) und in Bahri (Shambat, Halfaya).

Tagesausflüge: **Sabaloka-Schlucht** (6. Katarakt, 80 km nilabwärts, Sandpiste); **Aulia-Damm** (45 km nilaufwärts, Asphaltstraße, erbaut 1937, 5 km lang, 22 m hoch, Schiffsschleuse, Fischtreppe, Anlage vom ägyptischen Irrigation Department unterhalten).

Kongor: 7°/31°20’, 406 m. 1922 gegründet als Zentrum der Twi-Dinka, die hier ihren Landrat (R.C.) abhalten; 1935 Apotheke, 1949 Rasthaus und Pumpstation, 1953 Schule. Etwa



Ungefähre Lageskizze von Kongor (aus Abdel Ghaffar M. Ahmed 1979)



Planskizze von Kosti im Jahre 1978

15 Geschäfte meist nordsudanesischer Händler westlich des großen Platzes, auf dem manchmal Viehauktionen und Rinderfeste stattfinden. Die Leute von Kongor waren gespannt darauf, was der Jonglei-Kanal (vgl. S. 329f.) ihnen bringen würde.

Kosti: 13°10'/32°40', 384 m, 90000 E. Hauptstadt der Provinz Weißer Nil (Nil al abyad), im 19. Jh. vom griechischen Händler Kosta gegründet; Verkehrsknotenpunkt, Umschlagplatz von Schiene auf Schiff und umgekehrt. Seit oberstrom der alten Eisenbahndrehbrücke die von einer italienischen Firma erbaute kühn geschwungene Straßenbrücke (10 Millionen SP) eingeweiht ist, besteht eine Allwetterstraßenverbindung mit Khartoum und Port Sudan. Zwar sitzt die White Nile Board in Ed Dueim 115 km stromabwärts, doch auch für den Baumwollanbau am Weißen Nil ist Kosti das Zentrum. Sitz der River Transport Corporation und ihrer Reparaturwerft; die 1952 erbaute Corned-Beef-Fabrik liegt still. In Kosti sollte das im Nilbecken gefundene Erdöl raffiniert werden.

Gegenüber liegt **Rabak** mit seiner großen Industriezone, die an das zentralsudanesische Energienetz angeschlossen ist: Baumwollsaatmühle, Zementwerk und das riesige Kenana-Zuckerprojekt mit Zuckerrohrplantage und Zuckerfabrik. Die etwas ältere Anlage im nördlich von Rabak gelegenen **Asalaya** liegt still.

Eine Fähre führt von Kosti zur Insel **Aba**, dem halbautonomen Zentrum der Mahdiya (›Deirat el Mahdi‹): Palast der Mahdifamilie, Pferdezucht, Gärten, Krokodile.

Hotels in Kosti: Rasthaus Nr. 1; Herbergen: Africa (Tel. 107), Ibn Al Balad (Tel. 159), Kosti (Tel. 185), Makawi (Tel. 185), Rida (Tel. 185), Sha'ab (Tel. 87), Wadi Halfa (Tel. 185).

Malakal: 14°12'/24°40', 393 m, 60000 E. Hauptstadt der Provinz Obernil ('Ali an-Nil); die schönen Natursteinbauten wurden von Ägyptern errichtet mit Steinen vom Nyijwaat



Planskizze von Malakal im Jahre 1978

(Jebel Zeraf), der 1937 mittels einer Bahn mit dem Nil verbunden wurde. Abgesehen von der bombastischen Moschee und der großen Anlage des ägyptischen Irrigation Department zerfällt Malakal allerdings. Vor der Mudiriye (Provinzregierung) mahnt ein Denkmal an die im 2. Weltkrieg für England gefallenen Sudanesen. In der Medina griechische Geschäfte, eine Buchhandlung, ein Verkehrsamt. Beim bis auf Wände und Dach entblößten Empfangsgebäude des Flughafens steht das Flughafenhotel, östlich vom Markt befindet sich auch eine Herberge.

Maridi: 5°/29°30', 680 m, 10 000 E. Schönes, sauberes Städtchen inmitten üppiger Vegetation: Papaya, Bananen, Mango, Orchideen, Kokospalmen, Ölpalmen. Beachtliche anglikanische Kirche im ›afrikanischen Stil‹, die katholische im neoromanischen. Straßen nach Mundri (NO), Yambio (W) und Yei (SO). Großes Rasthaus.

Merowe: 18°29'/31°49', 252 m, 5000 E, vgl. S. 42. Früher besaß der Ort ein Museum mit 250 ethnographisch-archäologischen Exponaten. Mit seiner Flugverbindung nach Khartoum empfiehlt sich Merowe als Ausgangspunkt für archäologische Besuche von Sanam (1 km), Nuri (15 km), Ghazali (13 km), Barkal (8 km), El Kurru (9 km) und vielen anderen (vgl. S. 64 ff.). Rasthaus.

Nyala: 12°03'/24°53', 673 m, 100 000 E. Hauptstadt der Provinz Süd-Darfur (Janūb Dārfūr); seit 1960 Endpunkt der Eisenbahn



Planskizze von Maridi im Jahre 1978

und westliches Industriezentrum (Viehvermarktung, Textilfabrik, Darfur Printing House, etc.); Sitz der South Darfur Transport Company, die in Konkurrenz zur Bahn mit eigenen LKWs die 1250 km Sandpiste nach Khartoum überbrückt. Busverkehr nach El Fasher; Ausflüge ins Marra-Gebirge; Asphaltstraße nach Zalingei. Herberge.

El Obeid: 13°11'/30°14', 570 m, 150 000 E (53 400). Hauptstadt der Provinz Nordkordofan (Shimāl Kordofān) und der Kordofan-Region; traditionsreiche Stadt mit eingesessener Händleraristokratie; nach der Zerstörung 1821 neu entstanden aus den Vierteln Takruri (Pilger), El Gondjari (Fur-Krieger) und Mogarba (Reiter aus dem Maghreb), die sich um das türkische Militärlager (El Orta) gruppierten. Das Hospital war wegen seiner europäischen Ärzte bekannt. Nach Ohrwalder hatte die Stadt zu Beginn der Mahdīya schon einmal 100 000 E. Seit 1912 Bahnanschluß und mechanische Tiefbrunnen, seit 1930 LKW-Verkehr. Im Shiekan-Museum (geöffnet außer Mo) 400 Exponate (Archäologie, Ethnographie, Kriegsgeschichte); Bibliothek des British Council; Druckerei (Ende der 60er erschienen in El Obeid zwei Zeitungen!); Industrie (Seife, Streichhölzer, Hartfaserplatten, Makkaroni etc.) und Handelszentrum (Gummi Arabicum, Erdnüsse); Katholische Kathedrale, viele Moscheen und riesiges Geschäftsviertel; Mehrere Hotels/Herbergen (John; Shiekan u. a.) und eine Jugendherberge.

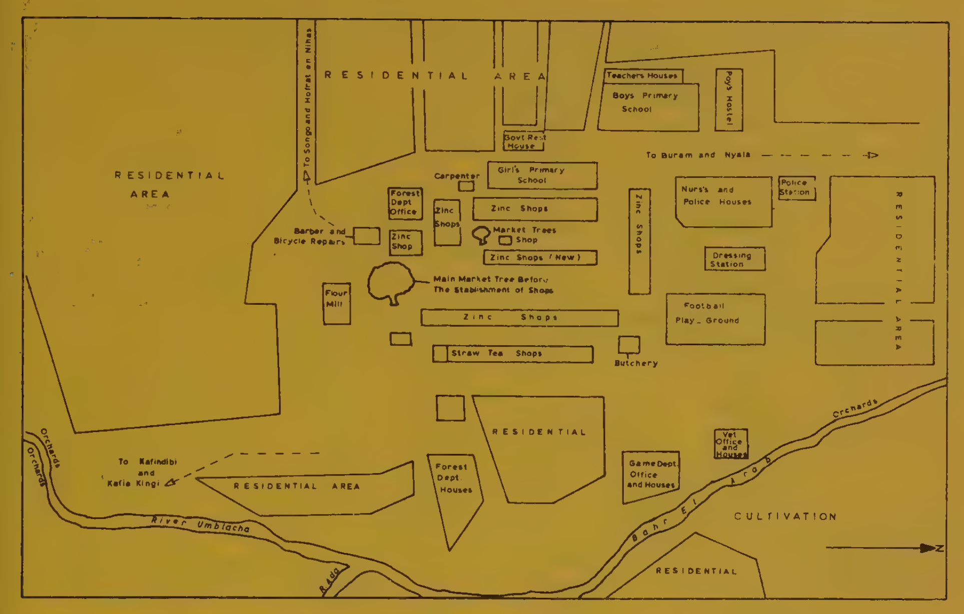
Omdurman vgl. Khartoum und S. 250 ff. Als kulturelle Hauptstadt beherbergt O. die Radio- und Fernsehanstalt des Landes, die Central Library, das National Theatre, den Youth Palace, islamische (z. B. das 1912 gegründete Islamische Institut el Mahad el Ilmi) und christliche Zentren, das British Council Omdurman Center und das interessanteste zeitgeschichtliche Museum des Sudan, das ›Haus des Khalifen‹ (P.O. Box 178, 1500 Exponate). Hotel Merryland; Herberge Kordofan u. a.

Port Sudan: 19°37'/37°13', 8 m, 241 000 E (47 600). Sudanesisches Tor zur Weltwirtschaft (vgl. S. 114 f.); 1906 zur Ablösung von Suakin, dem ›Venedig des Roten Meers‹, gegründet; Sitz der 1960 mit jugoslawischer Hilfe aufgebauten Sudan Shipping Line, deren 13 Schiffe (1978) Liverpool, Hamburg, Bremen, Rotterdam, Antwerpen, London, Jeddah, Aden und Hodeidah anlaufen. Der Güterumschlag in dem Hafen, dessen Wahrzeichen der 1964 erbaute Getreidesilo ist, stieg in den Jahren 1965–76 von 2,350 auf 3,622 Millionen Tonnen. Heute ist der Naturhafen zu klein; zur Entlastung wurde ein Containerhafen bei Suakin geplant. Seit 1929 arbeitet Shell in Port Sudan; zusammen mit BP erbaute sie 1964 die Raffinerie 8 km südlich des Hafens. Shell stellt auch die im ganzen Lande heiß begehrten und hoch gehandelten Dosen und Kanister *(safiha)* – zunächst für die eigenen Produkte – her.

Tagesausflüge nach Suakin, Marsa Arous (Tourist Village), Sinkat und Erkowit (Berghotel).

Wichtige Telefonnummern: Sudan Tourist Corporation P.O. Box 105 (Tel. 44 38); Hamido Tourist Corporation, P.O. Box 274 (Tel. 58 46/37 88); Auto- und Bootsvermietung Captain Abd el Halim Mohamed, P.O. Box 125 (Tel. 26 49) oder Yussif Shabor (Tel. 50 41); Airtaxi, P.O. Box 171 (Tel. 33 89); Sudan Airways, P.O. Box 399 (Tel. 28 40); Flughafen (Tel. 30 37/20 28); Sea Ports Corporation, P.O. Box 2534 Khartoum (Tel. 793 49).

Hotels: Spitzenklasse: Red Sea Hotel der STHC mit Schwimmbad (öffentlich) am Hafen (Tel. 48 11); Palace Hotel. Mittelklasse:



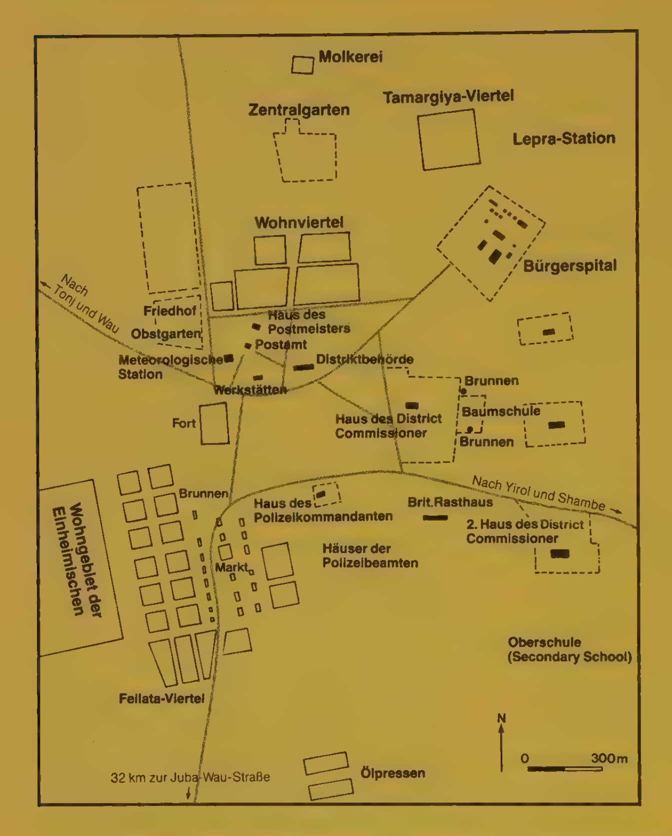
Planskizze von Radom (aus Abdel Ghaffer M. Ahmed 1979)

Olympia Park Hotel; Contopoulos. Herbergen: Zahran; Jugendherberge. (Marsa Arous und das Berghotel in Erkowit können im Red Sea Hotel gebucht werden.)

Radom: 9°50'/24°50', 500 m. 1928 im Zuge der Umsiedlung der arabischen Habanīya aus dem dem Süden zugeteilten Kafia Kingi gegründet (vgl. S. 325); die Siedlung am Bahr el Arab hat sich heute zu einem typischen Landstädtchen mit bäuerlicher Bevölkerung (Dongo-Kresh, Kara, Binga u. a.), Händlerbourgeoisie und Regierungsämtern entwickelt. Auf dem Markt werden Jagdtrophäen, Haschisch *(bangu)* und die auch sonst üblichen Erdnüsse, Hirsen und Sesame gegen Produkte der Niltalzentren und Importwaren verhandelt. Rasthaus.

Rumbek: 6°48'/29°42', 423 m, 20 000 E. 1857 von dem französischen Händler Alphonse de Malzac gegründet (vgl. S. 313). Die folgenden Platzherren hießen Franz Binder, Halil Schami, Tohami, Ghattas, dann im Regierungsauftrag Mula-Effendi, der Gouverneur der damals gebildeten Provinz Rohl. Als Emin-Pascha 1881 hier durchkam, entließ er 165 Monbuttu- und 400 Dinka-Sklaven; zwei Jahre später überfielen Dinka die Stadt, 1885 machten die Mahdisten sie nieder. Die heutige Stadt ist geprägt von der britischen Verwaltung und dem kirchlichen Aufbau. U. a. unterhält hier das Deutsche Aussätzigenhilfswerk (DAHW) ein Leprakrankenhaus mit Werkstätten. Rasthaus.

Sennar: 13°33'/33°38', 427 m, 30 000 E. Ehemals Hauptstadt des Funj-Reiches (vgl. S. 177 ff.). heute Sitz der Provinzverwaltung Blauer Nil (Nil al azrag). Die Stadt ist von neuem berühmt geworden durch den Bau des 1925 fertiggestellten Sennardammes (3 km lang, 36 m hoch, 80 Schleusen, die im Sommer die Was-



Planskizze von Rumbek im Jahre 1949

serfluten mit ihren Schlickmassen ungehindert passieren lassen müssen). Über den Damm fahren Autos und Eisenbahn; 1961 haben Siemens und Holzmann ein Kraftwerk mit 2×7,5-Megawatt-Generatoren dazugebaut. Industrie: Baumwollentkörnungsanlage, Betonrohrfertigung, Streichholzfabrik (wird beliefert aus den Sägewerken Dira, Wad el Neil und Suki). Tropischer Stadtgarten, Rasthaus der Dammbehörde, Herbergen.

Tagesausflüge zum Jebel Moya (Gräberfeld aus meroitischer Zeit, vgl. S. 200) oder nach **Maiurno** (50 000 E), dem Zentrum der westafrikanischen Pilger und Einwanderer (Fellata), das von Sultan Mohammed Bello Attahiru (1876–1944) gegründet wurde, einem Nachfahren des Fulbe-Herrschers Osman dan Fodio von Sokoto (heute Nigeria). Das ganze Gebiet um Sennar und **Singa** (13°09'/33°56', 436 m, 30 000 E) zeigt eine ethnisch höchst interessante Mischung. In Singa wurde übrigens auch der berühmteste paläanthropologische Fund des Sudan gemacht: ein 17 000 Jahre alter ›protokhoisanider‹ Schädel, der heute im Khartoumer Nationalmuseum zu sehen ist.

Torit: 4°24'/32°33', 632 m, 5000 E. Der Name stammt vom Lotuko-Wort *natorit* ab, das den fruchtbaren Lehm am Flußufer bezeichnet, der auch in der Trockenzeit bepflanzt werden kann. Seit 1917 saß hier das Equatorial Corps der kolonialbritischen Sudan Defence Force,

das 1955 mit seiner Meuterei den Bürgerkrieg einleitete. Rasthaus.

Im nahegelegenen **Hilieu** sitzt die Verwaltung des Norwegian Church Aid/Sudan Programm (NCA/SP), das u. a. die Torit District Cooperative Union (TDCU) und mehrere Rural Development Centres (RDC) betreibt. In der Village Polytechnics sind Spitzenprodukte der ›angepaßten Technologie‹ zu sehen.

Wad Medani: 14°24'/33°31', 411 m, 140000 E (41700). Hauptstadt der Gezira-Provinz und der Zentral-Region, der am meisten modernisierten Gegend des Sudan (höchstes Steueraufkommen nach Khartoum). War Zentrum der Unabhängigkeitsbewegung; Sitz des Ministry of Irrigation and Hydro Electric Power. Seit 1972 versorgt das Gezira Rural Television (GRTV) die Dörfer der Baumwollpächter; seit 1977 auch Universitätsstadt. Im Industriegebiet im SW, zwischen Bahnhof und landwirtschaftlicher Versuchsstation (Agricultural Research Center ARC), Fabriken für Zigaretten (›Embassy‹, ›Abu Nakhla‹), Getränke, Seife, Reifenrunderneuerung, Aspro-Tabletten, Insektizide, Haushaltsaluminium.

Im wenige km südlich gelegenen **Barakat** sitzt die Behörde der riesigen Gezira-Farm (Gezira Board) mit einer Versuchs- und Demonstrationsgärtnerei (auch Blumentöpferei), Werkstätten und Baumwollentkörnungsanlage.

Unterkunft: Hotels Continental, International. Herbergen Central, Wad Medani, Khawad, Gezira; Jugendherberge.

Wau: 7°42'/28°01', 433 m, 80000 E (8000). Der Name soll von einem Kriegsruf der Dinka herrühren. Als Ort zuerst erwähnt von Heughlin, weil hier sein Kollege Steudner auf



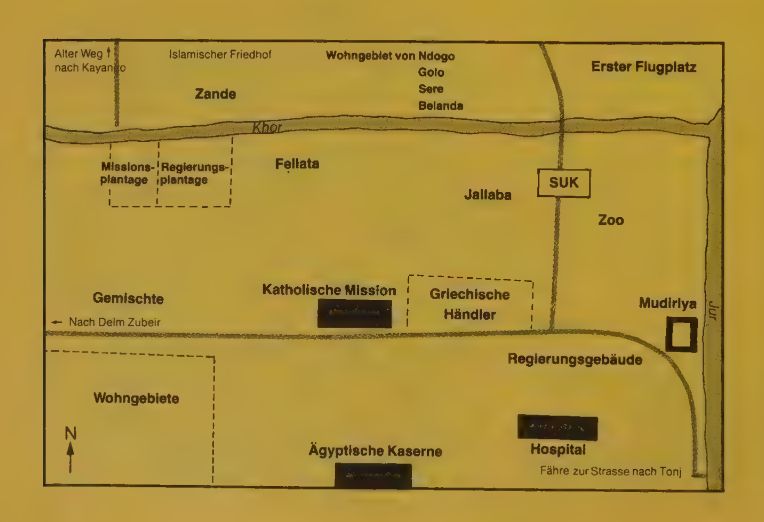
Diaspora von sudanesischen Stämmen und Kriegsveteranen in der Gegend um Singa am Blauen Nil (nach Barbour 1961)

der Tinnéschen Expedition starb (vgl. S. 312). Auf dem hügeligen Ufer des Jur stand damals eine Zeribe der Aqqad-Handelskompanie, die dann von Gessi zur Hauptstadt seiner Gazellenfluß-Provinz ausgebaut, 1884 aber von den Mahdisten zerstört wurde. Als Fort Desaix gründete Marchand den Ort neu, 1902 bekam er einen britischen Posten, 1904 eine katholische Mission, die den Grundstein für das Schulwesen und die lokale Möbelschreinerei und Zimmermannskunst legte. Damals entstanden auch die ersten Gebäude aus Stein, Backstein und Wellblech, die Mudiriye, Post, Krankenhaus und die Geschäfte der Griechen und Araber, um die herum sich die Quartiere der zugezogenen Landbevölkerung *(malakias)* nach Herkunftsrichtung und Stamm gruppierten. 1931 wurde in Wau die erste Zeitung des Südens, ›The Messenger‹, herausgegeben.

Die Stadt besitzt heute mit ihrer weithin sichtbaren Kathedrale das bedeutendste Beispiel für die nicht nur im Gazellenfluß-Gebiet anzutreffende Neoromanik der Verona-Patres. Die Industrialisierung begann mit dem Bahnanschluß 1962: Die sowjetisch geplante Obst- und Gemüsekonservenfabrik (Zwillingsprojekt zu Karima, vgl. S. 22) liegt heute still, die White Nile Brewery ebenso. Drei Sägewerke und viele Werkstätten verarbeiten den Holzreichtum (Mahagoni, Teak, Ebenholz etc.) der Gegend. Straßen nach Yambio (S), Tonj (SO), Aweil (NW), Deim Zubeir – Raga (W), Gogrial (N). In Wau-Agok modernstes Leprazentrum (14 Millionen DM) des Deutschen Aussätzigenhilfswerks (DAHW). Rasthaus, Herbergen, Jugendherberge.

Yambio: 4°34'/28°24', 710 m. Hauptstadt Westaequatorias; lebhafter Markt unter schattigen Bäumen inmitten des südsudanesischen Mango-Gartens, wo Fahrräder das bedeuten, was ein Esel im Norden ist.

20 km im W liegt **Nzara,** Sitz des Equatoria Projects Board (EPB, ›Zande-Scheme‹), das Baumwolle, Kaffee, Erdnüsse, Chillies, Ananas, Palmöl anbaut und in einer Baumwollentkörnungsanlage, Ölmühle, Spinnerei und Weberei verarbeitet. In Yambio Rasthaus, in Nzara Hotel des EPB.



Lageskizze des alten Wau

Sprachführer

Umgangssprache im Sudan ist ein arabischer Dialekt, für den es bis heute weder Grammatik noch Wörterverzeichnis auf deutsch gibt. Aus diesem Grund und weil die sprachliche Vorbereitung auf ein fremdes Land vielleicht die beste überhaupt darstellt, wurde folgender Anhang etwas ausführlicher gestaltet, als man von einem Reiseführer gemeinhin erwarten mag. Auch für den Sudanfreund, der nicht die Zeit hat, sich Elemente der zugegebenermaßen sehr schwierigen Sprache anzueignen, bietet das bloße Lesen eines Wörterverzeichnisses, seiner Wortfelder und wortkundlichen Schwerpunkte einen direkten Einblick in die Kultur des Landes und in die Denkweise seiner Bewohner.

Bemerkungen zur Grammatik

Die Zeitwörter (Verben) werden in der folgenden Liste in zwei Formen genannt: 3. Person Einzahl der Vergangenheit und 3. Person Einzahl der Gegenwart (jeweils männliches Geschlecht). Die übrigen Formen enden – z. B. beim Zeitwort ›lernen‹ = *daras/yadrus* – wie folgt:

Person	Vergangenheit	Gegenwart	Zukunft
ich	*darasta*	*adrus*	*badrus*
du (m)	*darasta*	*tadrus*	*bitadrus*
du (f)	*darasti*	*tadrusi*	*bitadrusi*
er	*daras* /	*yadrus*	*biyadrus*
sie	*darasat*	*tadrus*	*bitadrus*
wir	*darasna*	*nadrus*	*binadrus*
ihr	*darastu*	*tadrusu*	*bitadrusu*
sie	*darasu*	*yadrusu*	*biyadrusu*

Wo das Zeitwort in den übrigen Formen der Vergangenheit seinen Stamm ändert, wird die 1. Person Einzahl zusätzlich genannt, z. B.:

gām	*gumta*	*yagūm*
3. Person Einzahl	1. Person Einzahl	3. Person Einzahl
Vergangenheit (m)	Vergangenheit	Gegenwart
»er stand auf«	»ich stand auf«	»er steht auf«

Da im sudanarabischen Dialekt den Mittelwörtern (Partizipia) große Bedeutung zukommt, wurde ihre Form oft unter die Zeitwortformen geschrieben. Den Satz »Ich gehe zum Markt« kann man sowohl mit der Zeitwortform *ana amshi s sūg* wiedergeben als auch mit dem Mittelwort *ana māshi s sūg* (bzw. *māsha*, wenn »ich« weiblich ist).

Umschreibung und Lautung der arabischen Buchstaben

Zeichen	Name	Umschrift	Aussprache
ء	*hamza*	”	Kurz’arbeit (Kehlverschluß)
ا	*alif*	a	Jahr
ب	*bā”*	b	Band
ت	*tā”*	t (x)	Tante
ث	*thā”*	th (x)	thank (stimmloses th)
ج	*jīm*	j (x)	adieu (in Ägypten g)
ح	*ḥā”*	ḥ	(stark gehauchtes H)
خ	*khā*	kh	Bach
د	*dāl*	d (x)	Damm
ذ	*dhāl*	dh (x)	the (stimmhaftes th)
ر	*rā”*	r (x)	Rand (Zungen-R; ṛ = dunkles R)
ز	*zāy*	z (x)	Sand
س	*sīn*	s (x)	Raspel
ش	*shīn*	sh (x)	Schande
ص	*ṣād*	ṣ (x)	(Würgelaut)
ض	*ḍād*	ḍ (x)	(Würgelaut)
ط	*ṭā’*	ṭ (x)	(Würgelaut)
ظ	*ẓā’*	ẓ (x)	(Würgelaut)
ع	*’ain*	’	(Kehlverengung, Knarrlaut)
غ	*ghain*	gh	Rind (Zäpfchen-R)
ف	*fā”*	f	fand
ق	*gāf*	g (hocharabisch q)	Gang (nur im Sudanarabischen)
ك	*kāf*	k	Kante
ل	*lām*	l (x)	lange (ḷ = dunkles L)
م	*mīm*	m	Mann
ن	*nūn*	n (n)	Nacken
ه	*hā”*	h	Halt
و	*wāw*	w, ū	with; Uhr
ي	*yā”*	y, ī	Yacht, wir

Beginnt ein Hauptwort mit einem durch (x) gekennzeichneten Buchstaben, wird das l des unveränderlichen arabischen Artikels *al* angeglichen (assimiliert), indem es den Anfangsbuchstaben verdoppelt: *al shams* also *ash shams* = die Sonne.

Die Eigenschaftswörter (Adjektiva) und Mittelwörter werden in der männlichen, weiblichen und der Mehrzahlform angegeben: z. B. *'āwiz/-a/-īn*. Zu beachten ist, daß ein nicht gelängtes ›i‹ in der Silbe vor der weiblichen Endung *-a* und der Mehrzahlendung *-īn* wegfällt, im Falle von *'āwiz* = ›wünschend‹ also: *'āwza* und *'āwzīn*.

Die Betonung der Wörter liegt auf der letzten Silbe mit langem Vokal (Selbstlaut). Lange Vokale sind mit einem Querstrich gekennzeichnet. Fehlt eine solche Dehnung, wird die zweitletzte Silbe betont, sofern sie geschlossen ist, d. h. aus Mitlaut-Selbstlaut-Mitlaut besteht. In allen anderen Fällen liegt der Ton auf der drittletzten Silbe. Muß von dieser Regel abgewichen werden, ist ein Akzent auf die zu betonende Silbe gesetzt.

Die Besitzverhältnisse werden durch Suffixe (Endsilben) ausgedrückt. Wenn der Vater *(abū)* und die Tochter *(bitt)* im Abschnitt 7 (s. u.) nicht meine, d. h.

abūy	bzw.	*bitti*	sind, heißen sie
abūk		*bittak*	(dein m)
abūki		*bittik*	(dein f)
abū		*bittu*	(sein)
abūha		*bittaha*	(ihr)
abūna		*bíttana*	(unser)
abūkum		*bíttakum*	(euer)
abūhum		*bíttahum*	(ihr)

Die Abkürzungen in Klammern bedeuten:

(etw.) etwas
(Adv.) Adverb (Umstandswort)
(pl.) Plural (Mehrzahl)
(trans.) transitiv, d. h. mit Satzergänzung (Objekt), z. B. (etw.) verbrennen
(intr.) intransitiv, d. h. ohne Satzergänzung, z. B. (ver)brennen

(f) femininum (weiblich)
(m) masculinum (männlich)
(koll.) Kollektiv (Sammelbegriff)

Deutsch-Sudanarabisches Wörterverzeichnis von A–Z

A

Abend	*misā"*
Abendessen	*'ashā"*
zu Abend essen	*it'ashsha/yit'ashsha*
aber	*lakīn*
Aberglaube	*khurāfa/āt*
abfahren, aufstehen	*gām/gumta/yagūm*
abfahrend	*gāyim/-a/-īn*
Abführmittel	*misahhil*
absetzen (Last)	*dalla/dallēt/yidalli*
absteigen	*itdalla/yitdalla*
Ledersack (zum Wasserschöpfen)	*dalu, dila*
Absicht	*nīya*
Abteilung	*gisim/agsām*
Adresse	*'unwān/'anāwīn*
ähnlich wie	*zayy*
Ältester	*ajwād/ajāwīd*
Affe	*girid/girūd*
Affenbrotbaum	*tabaldi*
Ahnenreihe	*nasab; nisba*

allein *barā; waḥid*
als (Komparativ) *min*
(Konjunktion) *lamman*
alt (Sachen) *gadīm/-a/gudām*
(Personen) *'ajūz/-a/'ajāyiz*
Alter *'umr*
Ameise *namla/namil*
Amt; Behörde *maṣlaḥa/maṣāliḥ*
Amulett *ḥijāb*
Anfang *bidāya*
anfangen *bada/yabdi*
anfangs; zuerst *bē ll auwwal*
anhalten (selbst) *wagaf/yagif*
halt an! (m/f/pl.) *agif/agifi/agifu*
anhalten (etw.) *waggaf/yawaggif*
ankommen *wiṣil/yaṣal*
Ankunft *wuṣūl*
Anstand; Sitte *adab*
anstatt (deiner) *badal-(ak)*
Anstellung *waẓīfa/waẓāif*
Beamter *muwaẓẓaf/-īn*
Antilope *tētal*
Antwort *radd*
antworten *radd/raddēt/yarudd*
anwesend *mōjūd/-a/-īn*
anzünden *walla'/yawalli'*
Apfel *tuffāḥ*
Apotheke *ijzikhāna*
Apotheker *ajzaji*
Aprikose *mishmish*
Arbeit *shughul/ashghāl*
arbeiten *ishtaghal/yishtaghil*
beschäftigen *shaghghal/yashaghghil*
beschäftigt *mashghūl/-a/-īn*
Arbeiter *'āmil/'ummāl*
arbeitslos *'āṭil/'aṭāla*
Arm *ḍurā'/ḍir'ēn*
arm; ruhig *miskīn/-a/masākin; fagri*
Armee *dēsh/diyūsh*
Armut *fagur*
Arznei *dawa/adwīya*
behandeln *dāwā/yidāwī*
Arzt *ṭabīb; diktōr*
Arztpraxis *'iyāda*
Asche *ramād*
Aubergine *bējindān; (ṭamāṭim) aswad*
auf, zu *'alē*
Aufbruch; Ortswechsel *raḥīl*
losziehen *raḥal/yaraḥil*
Reise; Picknick *riḥla*
Nomaden *ruḥḥal*
die Frau heimholen *raḥḥal/yaraḥḥal*
aufhören; zur Neige gehen *kimil/yakmal*
aufgebraucht *kamlān/-a/-īn*
aufrichtig (Adv.) *bē ṣarāḥa*
Aufruhr, Streitfall *fitna*
aufsteigen *ṭala'/yaṭla'*
Aufstieg *ṭilū'*
Auge *'ēn/'iyūn*
anblicken *'āyan/ya'āyin*
Augenschminke (Antimon) *kuḥul*
ausfüllen *mala/malēt/yamla*
ausgezeichnet *mumtāz/-a/-īn*
ausgraben *ḥafar/yaḥafir*
Wasserreservoir *ḥafīr/ḥafā'ir*
ausschalten *gafal/yagfil*
außer *illa*
Aussprache *nuṭug*
aussprechen *naṭag/yanṭug*
austreten (ins Gebüsch) *masha barra*
auswechseln *ghayyar/yighayyir*
anders (als du) *ghēr-(ak)*
Auto *'arabīya/'arabāt*
Axt *fās/fawās*

B

Bach *khōr/khēran*
baden (sich) *istaḥamma/yistaḥamma*
Badezimmer *ḥammām/-āt*
Bäckerei; Backofen *furun/afrān; ṭābūna*
Bahnhof *maḥaṭṭa/-āt*
bald *ba'ad shwaya*
Bart *digin/digūn*
Schnurrbart *shanab/ashnāb*
Bauch *baṭūn/biṭūn (f)*
bauen *banā/banēt/yabni*
Gebäude *bināya*
Baum *shadara/shadar*
Baumwolle *guṭun*
bedaure; es tut mir leid *ana mit'assif*
bedecken *ghaṭṭa/ghaṭṭēt/yaghaṭṭi*
Bedeutung *ma'ana*
das heißt *ya'ni*
bedürftig; etwas brauchend *muḥtāj (lē ḥāja)*
begleiten *gaddam/yagaddim*

begraben	*dafan/yadfin*
Begräbnis	*jināza*
Bein; Fuß	*kura'/kir'ēn (f)*
Beispiel (z. B.); Sprichwort	*masal (masalan)*
bekommen	*akhad/yākhud*
beladen (Tier)	*shayyal/yashayyil*
(Fahrzeug)	*shaḥan/yashḥan*
beleidigt sein	*it'awwaj/yit'awwaj*
Berg	*jabal/jubāl*
Bericht	*tagrīr/tagārīr*
berühmt	*mashhūr*
Beruf	*shughul; waẓīfa*
bescheiden	*ṭahhar/yaṭahhir*
Beschneidung	*ṭahūr*
unbeschnitten	*aghalaf/ghalfā/ghuluf*
besichtigen	*itfarraj/yitfarraj*
Besitz	*milik*
besitzen	*malak/yamlik*
bestechen	*rasha/yarshi*
Bestechung	*rashwa*
Besuch	*ziyāra*
besuchen	*zār/zurta/yazūr*
beten	*ṣalla/ṣallēt/yaṣalli*
Gebet	*ṣalā*
Gebetskette	*sibḥa*
Gebetsrichtung	*gibla*
Gebetsrufer	*mu'azzin*
Gebetsmatte	*miṣlāya*
betrinken (sich)	*sikir/yaskar*
betrunken	*sakrān*
Betrug	*ghishsh*
Bett	*sarīr/sarāyir*
Holzrahmenbett	*'angarēb/'anāgrīb*
Bettzeug	*farish/furash*
betten; unterlegen	*farash/yafrush*
Pfleger	*farrāsh*
bewachen	*ḥaras/yaḥaris*
bewässern	*sagā/sagēt/yasgi*
Schöpfrad	*sāgiya/sawāgī*
bezahlen	*dafa'/yadfa'*
Bienen	*naḥal (koll.)*
Bier	*bīra*
Hirsebier	*marīsa*
Bild	*ṣūra/ṣuwar*
fotografieren	*ṣawwar/yaṣawwir*
sich etw. vorstellen	*itṣawwar/yitṣawwir*
billig	*rakhīs/-a/rukhās*
binden	*ṛabat/yaṛbut*
bis (zeitlich)	*laghāyat*
(örtlich)	*liḥaddi*
bitter	*muṛṛ*

Blätter	*ṣafag (koll.)*
blau, dunkel	*azrag/zargā/zurug*
Blech(-dose)	*tanaka*
Blechschmied	*zamkarī/-ya*
Blechwaren	*zamkara*
blind, Blinder	*a'ama/'imi*
Blume	*zahra/zihūr*
Blut; Blutfehde	*damm*
Boden	*waṭā (f); arḍ (f)*
Bonbon	*ḥalāwa*
Boot	*murkab/marākib (f);*
(großes B.)	*fallūka/falalīk*
braten, rösten	*shawa/yashwi; ḥammar/yaḥammir*
Brauch; Sitte	*'āda/'ādāt*
gebräuchlich	*'ādi*
braun	*aḥamar; kabdi*
Braut	*'arūs/-āt*
Bräutigam	*'arīs/'irsān*
Brautpreis	*mahar*
brechen	*kasar/yaksir*
zerbrechen (intr.)	*inkasar/yinkasir*
Brei	*'aṣīda*
Brief	*jawāb/-āt*
Briefmarke	*ṭāb'a/ṭawābi'*
Brille	*naḍḍāra*
Bruder	*akhu/ikhwān*
Brücke	*kubrī/kabāri*
Brunnen	*bīr/abyār; 'idd/'adada*
Brust (weibl.)	*nahid/nihūd*
Buch	*kitāb/kutub*
Buchhandlung	*maktaba*
Büro; Amt	*maktab/makātib*
Buchstabe	*ḥarf/ḥirūf*
Büchse, Dose, Packung	*'ilba/'ilab*
bügeln	*kawā/kawēt/yakwi*
Bügeleisen	*makwa*
Büffel	*jāmūs*
Bulle, Stier	*tōr/tērān*
Bus	*bāṣ/-āt*
Busch, Steppe	*khala*
Butter	*zibda; samin*

C

Cardamom	*habbahān*
Christ	*masīḥi/-īn*

D

Dach	*sagif*
damit	*'ashān*
Damm	*sadd/sidūd*

Dampfer, Maschine	*bābūr*
danach, später	*ba'adēn*
Dank, Ruhm	*shukur*
danke	*shukran*
danken, loben	*shakar/yashkur*
das, dieses	*da/di/dēl*
daß	*annu*
Dattel	*tamur; bala'*
Dattelpalme	*nakhla/nakhīl*
Datum	*tārīkh/tawārikh*
Decke	*baṭṭānīya/baṭāṭīn*
denken (an etw.)	*fakkar/yafakkir*
Gedanke	*fikir/afkār*
Dieb	*ḥarāmi/ḥarāmīya*
Diebstahl	*sarga*
stehlen	*sarag/yasrig*
gestohlen werden	*sirig/yasrag*
Diener; -in	*khaddām/-in; khādima*
Dienst	*khidma*
Ding	*ḥāja/-āt*
Direktor	*mudīr*
diskutieren	*nāghash/yanāghish*
Dokument	*waraga/awrāg*
Dorf	*ḥilla*
Dornen; Fischgräte	*shōk (koll.)*
Draht	*silik/aslāk*
draußen	*barra*
drehen (Schnur)	*fatal/yaftil*
drinnen	*jūwa*
drucken, tippen	*ṭaba'/yaṭba'*
drücken	*dafar/yadfur*
du	*inta/inti*
Düne	*ṛamla*
durcheinander	*malakhbat*
Durchfall	*ishāl*
Durst	*'aṭash*
durstig	*'aṭshān*
Dutzend	*dasta/disat*

E

ebenfalls, auch	*kamān; barḍu*
Ebenholz	*bābanūs*
Ei	*bēḍa/bēḍ; jana jidād*
Eifer, Eifersucht	*nashāṭ*
eifrig, eifersüchtig	*nashīṭ/-a/nushāṭ*
eilen, sich beeilen	*ista'ajal/yista'ajil*
ich habe es eilig	*ana mista'ajil*
Eile, Fahrrad	*'ajala*
einander	*ba'ad*
Einheimischer	*wad balad*
einladen	*'azam/ya'azim*
Einladung	*'ezūma/'awāzīm*
eingeladen	*ma'azūm*
einrollen, einwickeln	*ṭawa/ṭawēt/yaṭwi*
einschalten, öffnen	*fataḥ/yaftaḥ*
eintreten	*dakhal/yadkhul*
Eintritt	*dikhūl*
Eis	*talij*
Eisen	*ḥadīd*
Eisenbahn	*sikka ḥadīd*
Schmied	*ḥaddād/-in*
Elefant	*fīl/fayala*
Elektrizität, Strom	*kahāraba*
elektrisch	*kaharabayi*
Strom ist ausgefallen	*al kaharaba gaṭa'at*
Elfenbein	*'āj*
Emaille	*rigg*
Ende	*nihāya*
zu Ende gehen	*intaha/yintahi*
endlich	*ākhir ḥāja*
eng	*ḍaiyig/-a/-īn*
Engel	*malak/malāyika*
Ente	*baṭṭa*
Entschuldigung!	*'afwan*
sich entschuldigen	*it'aḍḍar/yit'aḍḍar*
gestatten Sie!	*'an iznak/-ik/-akum*
entweder – oder	*walla – walla*
er	*hū*
Erbe	*wāris*
erben	*wāras/yāris*
Erbschaft	*mīrās*
Erde	*arḍ (f)*
Erdnuß	*fūl sūdāni*
Erfolg	*najāḥ*
erinnern	*zakkar/yazakkir*
sich erinnern	*itzakkar/yitzakkir*
erklären	*fahham/yafahhim*
Erlaubnis	*izin; jawāz*
Aufenthaltserlaubnis	*ighāma*
ermäßigen, Preis senken	*khaffad/yikhaffid*
Ernte	*ḥaṣād*
ernten	*ḥaṣad/yaḥaṣid*
erwärmen, erhitzen	*sakhkhan/yisakhkhin*
erzählen	*ḥaka/yaḥki*
Erzählung, Angelegenheit	*ḥikāya*
Esel	*ḥumār/ḥamīr*
Essen	*akil*
essen	*akal/yākul*
gegessen habend	*mākil/-a/-īn*
Essig	*khall*
Euter	*ḍara'*

F

Fabrik	*maṣna'/maṣāni'*
arbeiten, herstellen	*'amal/ya'amil*
Faden; Abstammungslinie	*khēt/khiyūt*
Fähre	*banṭōn/-āt*
fahren, reiten	*rikib/yarkab*
Fahrer	*sawwāg/-īn*
Fahrkarte	*tazkara*
Fahrad	*(s. Eile)*
Falle	*sharak; kajāma*
fallen	*waga'/wagahta/yaga'*
falsch; Fehler	*ghalat*
falsch machen (etw.)	*ghilit/yaghlit*
falten	*tabbag/yatabbag*
Familie	*ahal*
Farbe	*lōn/alwān*
farbig	*malawwan*
Fasten	*ṣōm*
fasten	*ṣām/ṣumta/yaṣūm*
fastend	*ṣāyim/-a/-īn*
Feder	*rīsh*
(für das Auto)	*yāy/-āt*
Feigen	*tīn (koll.)*
fein	*ẓarīf/-a/-īn*
Feind	*'adu*
Fenster	*shubbāk/shabābik*
fern	*ba'īd*
fertig	*jāhiz/-a/-īn; musta'idd*
(Adv.)	*khalāṣ*
Fest	*'īd/a'yād; karāma*
Fett	*dihin; samin*
fett, dick	*samīn/-a/sumān*
feucht	*mablūl*
befeuchten	*ball/ballēt/yabill*
Feuer	*nār/nērān (f)*
Fieber	*ḥumma*
fiebrig	*maḥamūm/-a/-īn*
Finanzen	*māliya*
finanziell	*māli*
finden	*liga/ligīt/yalga*
Finger	*asba'/aṣābi'*
Fisch	*samak (koll.); ḥūt*
fischen	*ḥawwat/yaḥawwit*
Fischer	*ḥawwāt*
Nilbarsch	*'ijil*
Fladenbrot	*kisra*
Flasche	*gazāza/gazāiz*
Glas	*gazāz*
flechten (Matte)	*shafa/yashfi*
Flechtwerk	*shifāya*
flechten (Zopf)	*ḍafar/yaḍfur*
Zopf	*ḍafīra*
Fleisch	*laḥam/liḥūm*
Rindfleisch	*laḥam bagar*
Schafsfleisch	*laḥam ḍān*
Hackfleisch	*mafrūma*
gebratenes F.	*shayya*
geröstetes F.	*laham maḥammar*
Trockenfleisch	*sharmūṭ*
flicken	*ragga'/yaraggi'*
Flicken	*rug'a/ruga'*
Flickenhemd, ›Jibba‹	*hidim ar ruga'*
geflickt	*maragga'*
Fliegen	*ḍubbān (koll.)*
Rinderbremse	*surrēta; sha'rāna*
Tsetsefliege	*najāna; um bōjani*
Schlammfliege	*nimitti*
Stechmücke	*baōda*
fliegen	*ṭār/yaṭīr*
Vogel	*ṭēr/ṭiyūr*
Flugzeug	*ṭayyāra/-āt*
Flugplatz	*maṭār/-āt*
fliehen	*jatal/yajtil*
Flüchtling	*lāji'/-īn*
Flügel	*janāḥ/jinḥēn*
Fluß; Meer	*baḥar*
Flußpferd	*girint*
Flut; Überschwemmung	*sēl*
folgen	*taba'/yatba'*
Formular	*urnēk/arānik*
Fotograf	*muṣawwir/-īn*
fotografieren	*(s. Bild)*
Frage	*su'āl/as'ila*
fragen	*sa'al/yas'al*
Bettler	*sā'il; shaḥḥād*
Frau	*mara/niswān*
frei	*ḥurr; fāḍi*
Freiheit	*ḥurrīya*
freigebig, gnädig	*karīm*
Großzügigkeit	*karam/kurama*
befreien	*khallaṣ/yakhalliṣ*
freiwillig, für sich	*barāhu*
fremd; Fremder	*gharīb*
Freund	*ṣāḥib/aṣḥāb*
Freundin	*ṣāḥba/-āt; sadiqta*
Freundschaft	*ṣuḥba*
freundlich	*ḥanīn; laṭīf*
Freundlichkeit	*ḥinna*
Frieden	*salām*
frisch	*ṭāza*
froh	*masrūr; mabsūṭ*

fromm	*fagīr/-a/fugarā*
Frühstück	*faṭūr*
frühstücken	*faṭar/yafṭur*
Führer, Experte	*khabīr/khubara; murshid/-īn*
für	*lē*
fürchten (sich, vor)	*khāf/khufta/ yakhāf (min)*
fürchtend	*khāyif/-a/-īn*
Furcht	*khōf*
Feigling	*khawwāf*
erschrecken	*khawwaf/yakhawwaf*
Fuß	*rijil/rijlēn*
Fußballspiel	*mubārā/-yāt; kūrā*
Fußboden, Pflaster	*balāṭ*
Fußfessel (Kamel)	*'ugāl*

G

Gabel	*shōka/shuwak*
ganz; alles	*kullu*
Gärtnerei	*mashtal*
Garten	*jinēna/janāyin*
Gast	*dēf/diyūf*
Gastfreundschaft	*karam*
Gastgeschenk	*diyāfa*
Gazellen	*ghazāl (koll.)*
gebären	*wildat/talid*
geboren	*mawlūd/-a/-īn*
Geburt	*wilāda*
Geburtstag	*(yōm) mēlād*
des Propheten	*mūlid an nabi*
geben	*adda/addēt/yaddi*
es gibt	*fi/kān fi/bikūn fi*
Gebiet; Zone	*manṭiga/manāṭig*
gebrauchen	*ista'mal/yista'mal*
Gedränge	*zaḥma*
Gefängnis	*sijin/sijūn*
Gefangener	*masjūn/masājīn*
inhaftieren	*sajan/yasjin*
Gefäß	*mā'ūn/mawā'īn*
Gefahr	*khaṭar*
gefallen	*'ajab/ya'ajib*
gegen	*didd*
gehen	*masha/mashēt/yamshi*
gehend	*māshi/-a/-īn*
Gang	*mashya*
Geheimnis	*sirr/asrār*
geheim	*sirri*
Gehirn, Verstand	*mukhkh*
gehörend; betreffend	*hagg/-at/-īn; bitā'/-at/-īn*
gehorchen	*ṭā'/yaṭī'*
gehorsam	*ṭāyi'/-a/-īn*
Geier	*ṣagur/ṣigūr*
Geist	*jinn*
Geiz	*fasāla; bakhāla*
geizig	*fasil; bakhīl*
gelb	*aṣfar/ṣafrā/ṣufur*
Geld	*girsh/girūsh*
Geld wechseln	*fakka/yafikka*
Kleingeld	*fakka*
Gelegenheit	*furṣa/furaṣ*
gemäß	*ḥasab*
Gemeinschaft	*umma; jamā'a*
Gemeinschaftsarbeit mit Fest	*nafīr*
Gemüse	*khudrawāt*
genügen	*kafa/yakfi*
genug, genügend	*kifāya*
Gepäck	*'afash*
geradeaus	*ṭawwāli*
gerben	*dabagh/yadbugh*
Gerberei	*madbagha*
Gericht	*maḥkama*
geschehen	*ḥaṣal/yaḥaṣil*
Geschenk	*hadīya/hadāya*
Geschichte, Historie	*tārīkh*
geschickt, tüchtig	*najīd; fāliḥ*
geschieden	*mitallig/matallaga*
Gesicht	*washsh/wushush*
Gesichtsnarbe	*shilūkh*
Gestank	*'afna*
stinkend	*'afin*
gestern	*umbāriḥ*
vorgestern	*awwal umbāriḥ*
Gesundheit	*'āfiya; ṣaḥḥa*
Gewehr	*bundugīya/banādig*
Gewinn	*kasib*
gewinnen	*kasab/yaksib*
gewöhnen (sich an etw.)	*it'awwad ('alē)*
gewöhnlich	*'ādi*
Gift	*simm*
vergiften	*sammam/yasammim*
Giraffe	*zarafa/zaraf*
Glaube	*īmān*
glauben	*iftakar/yiftakar*
Glück	*bakht*
glücklich	*mabsūṭ*
Glückwunsch!	*mabrūk*
Gnade (Gottes)	*raḥama*
Gold	*dahab*
Goldschmied	*ṣāyigh*

Grab	*ghabur; turba/turab*
Friedhof	*maghbara/maghābir*
Grabstock	*sallūka*
Grapefruit	*girēn*
Gras	*gashsh*
gratulieren (jdm)	*bārak/yabārik (li)*
grau	*ramādi*
Grenze	*ḥadd/ḥidūd*
Großmutter	*ḥabbōba/-āt*
Großvater	*jidd/jidūd*
groß	*kabīr/-a/kubār*
größer, am größten	*akbar*
grün; grau; blau	*akhadar/khadrā/ khudur*
Grund, Ursache	*sabab/asbāb*
Gruppe	*jamā'a/-āt*
gütig, freundlich	*laṭīf*
Gummireifen	*lastīk*
Gut, Ware	*budā'ah/badāyi'; sil'a/sila'*
gut	*ṭayyib; kuwayyis*
besser	*ahsan*
am besten	*tamām*
H	
Haar	*sha'ar*
Kraushaar	*gurmāda*
glattes Haar	*sabībi*
Wuschelkopf	*tiffa; hatjaba*
habe/hatte (ich)	*'indi/kān 'indi*
Hacke	*tārīya/tawāri*
Hälfte, halb	*nuṣṣ*
häßlich	*shēn*
Hafen	*mīna; marsa*
Hals	*ragaba*
Halsband	*'igid*
halten, packen	*masak/yamsik*
Hammer	*shākūsh*
Hand	*īd/idēn*
Handel	*tijāra*
Händler	*tājir/tujjār; jallābi/jallāba*
Handtuch	*bishkīr*
Hauptquartier, Zentrum	*markaz*
Hauptstadt	*'āṣima*
Haus	*bēt/biyūt*
Rechteckhaus	*murabba'/-āt*
Rundhaus	*guttīya/gatāti*
rundes Küchenhaus	*tukul*
Haut	*jilid/jilūd*
Hefe	*khamīra*
Heide, Ungläubiger	*kāfir/kuffār*
Heiliger	*wali/auliya; ṣāliḥ/-īn*
Heiligengrab	*gubba/gubab*
Heilkundiger	*baṣīr*
Heirat	*zawāj*
heiraten (intr.)	*itzawwaj/yitzawwaj*
verheiratet	*mitzawwij*
(eine Frau) heiraten	*'arras/ya'arris*
Hochzeitsfeier	*'iris*
heiß	*ḥarr; sukhun*
Hitze	*ḥarr; sakhāna*
helfen	*sā'ad/yasā'id*
Helfer, Assistent	*musā'id*
Hilfe	*musā'ada*
Hemd	*gamīṣ/gumṣān*
Henna	*ḥinna*
Henna verwenden	*itḥannan/yitḥannan*
herausholen, -ziehen	*ṭalla'/yaṭalla'*
Herde	*murāḥ*
hüten	*ra'a/yar'a*
Hirte	*ra'i/ri'yān*
Hürde	*zarība*
Herr	*sayyid*
Herrscher	*ḥākim/ḥukkām*
Herrschaft, Regierung	*ḥakūma*
Herz	*galb/gilūb*
heute	*al lēla*
Hexerei, Magie	*siḥir*
Hexer	*saḥḥār/saḥāḥīr*
hier	*hina*
Himmel	*sama*
hinausgehen	*marag/yamrug*
hineintun	*dakhkhal/yadakhkhil*
hinter; hinten	*wara*
hinzufügen	*zād/zitta/yazīd*
mehr	*ziyada*
hoch	*'āli*
hocken	*ga'ad um gáḷaḷu*
Hocker	*bambar/banābir*
Hoden	*bēḍa*
Hölle	*jahannam*
hören	*simi'/yasma'*
hör her! (Anrede)	*asma'*
Holz	*khashab; ḥatab*
Holzkohle	*faḥam*
Hose	*banṭalōn/banāṭlīn*
türkische Hose	*sirwāl*
Hotel	*lōkanda; fundug*
Huf (Pferd, Esel)	*kudur*
Huhn	*jidāda/jidād*
Hund	*kalb/kilāb*

Hunger	*jū'*
hungrig	*jē'ān*
Hut	*burnēṭa/barānīṭ*
Hyäne	*marfa'īn/marāfi'a*

I

ich	*ana*
impfen	*garraḥ/yagarriḥ*
Impfung	*girāḥa*
in	*fi; dākhil*
Ingenieur	*muhandis/-īn*
Innereien	*maṣārīn*
als Gericht	*kammōnīya*
Insel	*jazīra/juzur*
Internat	*dākhlīya*
international	*duwali*
Nation	*daula/duwal*

J

ja	*aiwa; āy*
jagen	*iṣṭād/iṣṭitta/yiṣṭād; ganaṣ/yagnuṣ*
Jahr	*sana/sinīn*
jährlich	*sanawī*
jeder	*ayyi; kullu*
jedermann	*ayyi wāḥid*
jedes; alles	*ayyi shī; ayyi ḥāja*
jener	*dāk/dīk/dēlak*
jetzt, gerade	*hassa'*
jung; klein	*saghīr; sighayyir*
Junggeselle	*'azab/'azāba*
Jüngling; Jugend	*shābb/shabāb*

K

Käppchen	*ṭāgīya/tawāgi*
Käse	*jibna*
Kaffee	*gahawa; jabana*
Kaffeebohne	*bunn*
Kalb	*'ijil/'ijūl*
Kalebasse, Kürbis	*gar'a/gara'*
kalt	*bārid*
Kälte	*bard; ṣagat*
Kamel	*ibil (koll.); jamal/jumāl*
Kamelhirten	*abbāli/abbāla*
Kanal	*tur'a/tura'*
Bewässerungskanal	*jadwal/jadāwil*
Kapitän, Führer	*rayyis*
kaputt	*bāyiẓ/-a/-īn*
kaputtgehen	*bāẓ/buẓta/yabūẓ*
Karte	*kharīta*
Kartoffel	*baṭāṭis*
kastrieren	*ṭauwash/yaṭauwish*
Eunuch	*ṭawāshī*
kastriertes Tier	*khasi*
Katze	*kadīs/kadāyis*
kaufen	*ishtara/ishtarēt/yishtari*
Kautabak	*sa'ūṭ*
Kellner	*jarasōn/-āt*
Kerze	*sham'a/shimū'*
Kette	*katīna*
Keule	*'ukkāz/'akākīz*
Kind	*ṭifil/aṭfāl; walad/aulād*
Kino	*sīnama*
Kirche	*kanīsa/kanāyis*
Klage	*shakwa/shakāwī*
klagen	*shakā/shakēt/yashki*
Kleid	*fustān/fasātīn; ḥidim/ḥidūm*
Kleider	*malābis (koll.)*
klein	*ṣighayyir/-a/ṣughār*
kleiner; am kleinsten	*asghar*
klopfen; schlagen	*dagga/daggēt/yadugg*
klug	*zaki*
Knochen	*'aḍum/'uḍām*
Koch	*ṭabbākh/-īn*
kochen	*ṭabakh/yatbukh*
Küche	*maṭbakh*
gekochtes Essen	*ṭabīkh*
können	*gidir/yagdar*
Macht, Kraft	*gudra*
Körper	*jisim/ajsām*
köstlich	*lazīz/-a/-īn*
Koffer, Tasche	*shanṭa/shinaṭ*
Kohl	*kurumb/karānib*
kommen	*ja/jīt/yaji*
kommend; nächster	*jāyi/-a/-īn*
komm her!	*ta'āl/-i/-u*
Kompanie; Firma	*sharika/-āt*
Kontrolle	*fattīsh*
kontrollieren, sorgen für	*fattash/yafattish*
Kopf	*rās/rūsēn*
Kopfweh	*ṣudā'*
Kopftuch	*ṭarḥa*
Korn; Pille	*ḥabba/ḥibūb*
Kornspeicher	*maṭmura/maṭāmīr; suwēba/sawāyib*
Getreidesilo	*ṣōm'a*
kosten, probieren	*dāg/dugta/yadūg*
Kot, ›Scheiße‹	*khara*
krank	*'ayyān/-a/-īn*

Krankenhaus	*isbitālya; mustashfa*
Krankenpfleger	*tamarji; mumarriḍ*
Krankenschwester	*tamarjīya; mumarriḍa*
Kreuz	*ṣalīb*
Krieg	*ḥarib/ḥarūbāt*
Speer	*ḥarba/ḥurāb*
Krokodil	*tumsāḥ/tamāsiḥ*
Kühlschrank	*tallāja/-āt*
Küste, Ufer	*sāḥil; gēf/giyūf*
Kuh, Rind	*bagar/-āt*
Kuhhirte	*baggāri/baggāra*
Kunde	*zabūn/zabāyin*
Kupfer	*niḥās*
Kuß	*gubla*
küssen	*gabbal/yagabbil*
jdn. treffen	*gābal/yagābil*
sich treffen	*itgābal/yitgābal*

L

lachen (über)	*diḥik/yadḥak ('alē)*
Laden; Geschäft	*dukkān/dakākīn*
Land, Königreich	*mamlaka/mamālik*
Landwirtschaft	*zirā'a*
landwirtschaftlich	*zirā'i/-a/-īn*
säen	*zara'/yazra'*
Feld	*mazra'*
Bauer	*muzāri'*
lang	*ṭawīl/-a/ṭuwāl*
langsam (adv.)	*bē r rāḥa*
lassen, erlauben, aufgeben	*khalla/khallēt/yakhalli*
leben, wohnen	*sakan/yaskun*
lebendig	*ḥayy*
Leber (Tier)	*kibda*
(Mensch)	*kabid*
Leder	*jilid/jilūd*
leer, frei	*fāḍi*
legen, setzen, stellen	*khaṭṭa/khaṭṭet/yakhuṭṭa*
Linie	*khaṭṭ/khiṭūṭ*
Lehm	*ṭīn; jālūṣ*
Lehmziegel	*ṭūb*
lehren	*darras/yadarris; 'allam/ya'allim*
Lehrer	*mudarris; mu'allim*
leicht, mühelos	*sāhil*
leicht (adv.)	*bē sahūla*
leicht, gewichtsarm	*khafīf/-a/-īn*
leihen, ausleihen	*sallaf/yasallif*
Leopard	*nimir*
leprös	*abraṣ/barṣa/buruṣ*
lernen	*daras/yadrus; it'allam/yit'allam*
Lektion	*daris/dirūs*
lesen	*gara/garēt/yagra*
lesend	*gāri/-a/-īn*
letzter	*akhīr/-a/īn*
zuletzt	*akhīran*
verspätet	*mit'akhkhir*
Leute	*nās*
Licht	*nūr/anwār*
Liebe	*ḥubb; maḥabba*
lieben	*ḥabba/ḥabbēt/yaḥibba*
Lied, Gesang	*ughnīya/aghāni*
singen	*ghanna/ghannēt/yighanni*
Sänger, Dichter	*ghannāy*
liegen, sich hinlegen	*ragad/yargud*
liegend	*rāgid/-a/-īn*
links	*shimāl*
Lizenz, Führerschein	*rukhsa/rukhas*
Loch, Grube	*dagg; ḥufra/ḥufar*
Löffel	*ma'alagā/ma'ālig*
löten; schweißen	*laḥam/yalḥam*
Lötzinn	*liḥām*
Lötkolben	*kavya*
Löwe	*asad/isūd*
Lohn	*ujra; māhīya/mawāhi*
Tages-, Monatslohn	*yōmīya, shahrīya*
Lüge	*kiḍib*
lügen	*kaḍḍab/yakaḍḍib*
Lügner	*kaḍḍāb*
Luft	*hawa*
Lüfter, Klimaanlage	*mukayyif hawa*
Luftpost	*al barīd aj jawwi*
Luftpostbrief	*jawāb jawwi*
Luftspiegelung	*rihāb*

M

machen, tun	*sawwa/sawwēt/yasawwi; 'amal/ya'amil*
gemacht, getan	*ma'amūl/-a/-īn*
Tat	*'amal*
Mädchen	*bitt/banāt*
Magd	*khaddāma*
mahlen (Mehl)	*ṭaḥan/yaṭḥan*
Mühle	*ṭāḥūna*
von Hand mahlen	*darash/yadrush*
grobes Mehl	*darīsh*
Handmühle, Reibstein	*murḥāka*

Mais	*ḍura shāmīya*
Mal	*maṛṛa/maṛṛāt*
manchmal	*maṛṛāt*
das erste/letzte Mal	*awwal/ākhir maṛṛa*
ein andermal	*tāni maṛṛa*
nochmal	*maṛṛa tāniya; kamān*
bald – bald	*maṛṛa – maṛṛa*
Mango	*manga*
Mann	*rājil/rujāl*
Markt	*sūg/aswāg*
Marmelade	*marabba*
Mars	*mirrīkh*
Masse	*jamhūr*
Republik	*jamhūrīya*
Matratze	*martaba*
Mauer, Wand	*ḥēṭa/ḥēṭān*
Maus, Ratte	*fār/fērān*
Medizin	*ṭibb*
Medizinalassistent	*musā'id ṭibbi*
Mehl	*dagīg*
mehr	*aktar; ziyāda*
melken	*ḥalab/yaḥalib*
Mensch	*ibn ādam; insān*
messen	*gās/gista/yagīs*
Messer	*sikkīn/sakākīn*
Metall, Mine	*ma'adan/ma'ādin*
Metzger	*jazzār/jazāzir*
Miete	*ujra*
mieten	*'ajjar/ya'ajjir*
Milch	*laban*
hellblau	*labani*
Sauermilch	*rōb*
Minarett	*manāra; mēdana*
Ministerium	*wizāra/wizārāt*
Minute	*dagīga/dagāyig*
Minze	*na'na'*
mischen	*khalaṭ/yakhaliṭ*
gemischt	*makhalūṭ*
Mission	*tabshīr*
Missionar	*mubashshir*
mit	*ma'ā*
Mitleid	*shafaga*
mitleidig, besorgt	*shafgān*
Mitleid bekommen, sich Sorgen machen	*shifig/yashfag*
Mittag	*ḍuhur*
Nachmittag	*ba'ad ḍuhur*
Mittagessen	*ghada*
zu Mittag essen	*itghadda/-ēt/ yitghadda*
Mittagsrast	*gēla*
rasten	*gayyal/yagayyil*
Möbel, Gepäck	*'afash*
möbliert	*mafrūsh*
möglich	*jāyiz/-za/-īn*
es ist möglich	*mumkin; yimkin*
Mörser	*fundug*
Monat	*shahar/shihūr*
Mond	*gamrā*
Mondsichel	*hilāl*
Mörder	*kātil*
Mord	*katil*
morden, töten	*katal/yaktul*
Morgen	*ṣabāḥ*
Morgengrauen	*fajur*
Morgen-, Abendrot	*ḥamār*
morgen	*bukra; bākir*
Moschee	*jāmi'/jawāmi'*
Moskito	*nāmūsa/nāmūs*
Moskitonetz	*nāmūsīya*
Motor, Maschine	*makana/-āt*
Mechaniker	*makanīki*
müde	*ta'abān/-a/-īn*
müde werden	*ti'ib/yat'ab*
(müssen) es muß sein, daß	*lāzim*
Muschel	*ṣadaf*
Museum	*matḥaf/matāḥif*
Musikinstrument; Lyra	*rabāba*
Flöte	*zumbāra*
Mutter	*umm/ummāt*
Mutterbruder	*khāl/akhawāl*
Mutterschwester	*khāla/-āt*

N

Nabel	*ṣurra*
nach	*lē*
Nachbar	*jār/jērān*
Nachricht	*khabar/akhbār*
benachrichtigen	*khabbar/yakhabbir*
Nacht	*lēl; lēla*
nachts	*bē l lēl*
nachts feiern	*sahar/yashar*
nächtliche Feier	*sahra*
nackt	*'aryān*
Nadel	*ibra/ibar*
nähen	*khayyaṭ/yakhayyiṭ*
Näherei	*khiyāṭa*
Nagel	*musmār*
nahe, kürzlich, baldig, verwandt	*garīb/-a/gurāb (min)*
beinahe etw. tun	*garrab/yagarrib*
nahe bei, neben	*jamb*

Namen	*ism/asāmi*
nennen	*samma/yasammi*
Kose-, Spitzname	*isim dala'; gafur*
Nase	*nakhara/nukhrēn*
Nationalität, Geschlecht	*jinis/ajnās*
Naturwissenschaften	*'ilūm*
Geisteswissenschaften	*adab*
nehmen	*akhad/yākhud*
genommen habend	*mākhid/-a/-īn*
annehmen; einsammeln	*istalam/yistalim*
Neid	*ḥasad*
beneiden	*ḥasad/yaḥasid*
neu	*jadīd/-a/judād*
nicht, un- (unrichtig)	*mā (mā ṣaḥiḥ)*
nicht wahr?	*mush kida*
nie	*abadan*
Niere	*kilawa/kalāwi*
Niveau, Standard	*mustawa*
Nomaden	*'arab (koll.); ruḥḥal*
Nomadenlager	*farīg/furgān*
Norden	*baḥari; shimāl*
Notizbuch	*nōta/nuwat*
notwendig	*lāzim; darūri*
Nudeln	*ma'karūna*
Null	*ṣifir*
Nummer	*nimra/nimar*
nur	*sākit; bass*
Nutzen	*fāyda*
nützen	*nafa'/yanfa'*
nützlich	*mufīd/-a/-īn*
nutzlos	*mā nāfi'*

O

oben	*fōg*
obig	*fōgāni*
Obst	*fawākih*
Obstsaft	*sharbāt*
oder	*aw; wallā*
öffnen; erobern	*fataḥ/yaftaḥ*
öffnend	*fātiḥ/-a/-īn*
offen	*maftūḥ*
Öl	*zēt*
Olive	*zētūn*
oft	*katīr*
ohne	*barā; bidūn*
Ohr	*adān/idnēn*
Ohrring	*khurus; fidwa*
Okra-Schoten	*bāmya*
Orange	*burtughān*
Ort	*balad*
örtlich, lokal	*baladi; maḥalli*
Oryx-Antilope	*mathat; um hurab*

P

Pächter	*mu'ajjir/-īn*
Pachtzelle	*ḥawwāsha/-at*
Paket	*ṭarid/ṭirūd*
Palast	*gaṣir/giṣūr; sarāya/-āt*
Palmen	*nakhal (koll.)*
Dattelpalme	*nakhala*
Doleibpalme	*dilēb*
Dumpalme	*dōm*
Palmbast	*sa'af*
Papier	*warag/waraga*
Paradies	*janna*
Parfüm	*rīḥa/rawāyiḥ; damūr*
Party	*ḥafla*
Paß, Reisepaß	*jawāz/-āt; bāsabōrt*
Passagier	*rākib/rukkāb*
Peitsche	*ṣōṭ; kurbāj/karābīj*
Pelikan	*abu si'in*
Perle	*ḥabba; suksuk (koll.)*
Person	*zōl; nafar/anfār*
Pfad	*darib/dirūb; dādāb/dawādīb*
Pfand	*rahan*
Pfanne	*tawwa*
Pfeffer	*filfil*
roter P. (Chili)	*shaṭṭa*
Pfeife	*būṣa; kādōs; shisha*
Pferd	*ḥuṣān/ḥaṣīn*
Pflanze; Setzling	*shatla/-āt; nabāt*
Pflanzenzucht; Gärtnerei	*mashtal/mashātil*
pflücken	*laggaṭ/yalaggiṭ*
Pflug	*muḥrat/maḥārīt*
Philosophie	*falsafa*
Unsinn reden	*itfalsaf/yitfalsaf*
Piaster	*girish/girūsh*
Pilger	*zāyir/zuwwār*
Mekkapilger	*ḥājj/ḥujjāj*
Pilgerreise	*ziyāra; ḥajj*
Platz	*maḥall/-āt*
städtischer P.	*mēdān/mēyādīn*
Politik	*siyāsa*
Polizei	*bōlīs*
Postamt	*maktab al busṭa*
Postkarte	*karit*
Prediger	*khaṭīb*
Predigt	*khuṭba*
Preis	*si'ir/as'ār; taman/atmān*

Priester	*gissīs*
Projekt	*mashrū'/mashārī'*
Prophet	*nabī; rasūl*
Prophetennachkommen	*sharīf/ashrāf*
Prostituierte	*sharmūṭa/sharāmīṭ*
Prüfung	*imtiḥān*
Pulver	*būdra*
Pumpe	*ṭulumba/-āt*
Pumpstation	*bābūr; dōnki*
Punkt	*nugṭa/nugaṭ*
Pyramide	*ṭarbūl/ṭarābīl*

R

Rabe; Krähe	*ghurāb*
Rache	*tār*
Rad	*ṭāra; dōlāb/dawālīb*
Rang; Stellung	*rutba/rutab*
Rasiermesser	*mūs/amwās*
Rat; Versammlung	*majlis/majālis*
Ratschlag	*shōra; naṣīḥa*
jdm. raten	*naṣaḥ/yanṣaḥ*
sich beraten	*itshāwar/yitshāwar*
um Rat fragen	*shāwar/yishāwir*
Rauch	*dukhkhān*
rauchen (Zigarette)	*shirib/yashrab (sijāra)*
Raum, Zimmer	*ōḍa/uwaḍ*
Rechnung	*fātūra; ḥisāb/-āt*
Recht	*ḥagg/ḥigūg*
Rede	*kalām*
Regen	*maṭar/amṭār*
Regenzeit	*kharīf*
Regenzeitwanderung der Nomaden	*nishūgh (nashagh/yanshagh)*
Regierung	*ḥakūma/-āt*
regieren	*ḥakam/yaḥakim*
Gericht	*maḥkama/maḥākim*
registrieren	*sajjal/yasajjil*
reich	*ghani*
Reichtum	*ghina*
reif	*najīḍ/-a/-īn*
reifen	*nijiḍ/yanjaḍ*
Reis	*ruzz*
Reise	*safar*
reisen	*sāfar/yasāfir*
Reisender	*misāfir/-īn*
Reiseproviant	*zād*
reiten; fahren	*rikib/yarkab*
Ritt	*rikūb*
Reiter	*fāris/firsān*
Religion	*dīn*
Rennen; Wettlauf	*ṣabag*
rennen	*jara/jarēt/yajri*
Reparatur	*taṣlīḥ*
reparieren	*ṣallaḥ/yaṣalliḥ*
Reservation; Buchung	*ḥajiz*
Richter	*gāḍi*
richtig	*ṣaḥīḥ/-a/-īn; ṣaḥḥ*
Rinde	*gishra*
Rohrbesen	*mugshāsha*
rosa	*bamba/-īya/-īyīn*
rot	*aḥamar/ḥamrā/ḥumur*
Rücken	*ḍahar*
Ruhe	*rāḥa*
ruhen	*irtāḥ/irtiḥta/yirtāḥ*
Rasthaus	*istirāḥa*
rufen	*nāda/nādēt/yanādi*
Ruinen	*kharāb/-āt; kanāyis; kufrīyāt; āsār*

S

Sache, Ding	*shi; ḥāja/-āt*
Sack	*shawwāl/-āt*
sagen	*gāl/gutta/yagūl*
sagend, denkend	*gāyil/-a/-īn*
Salat	*salaṭa*
Salz	*miliḥ*
sammeln	*lamma/yalimma*
Sand	*turāb; ṛamla*
sandig	*ṛamli*
Sandhügel	*gōz/gēzān*
Sandsturm	*habūb/habāyib*
Sandale, Sohle	*na'al/ni'āl*
satt	*shab'ān; mitkaffi*
satt werden	*shibi'/yashba'*
Sattel (Pferd, Esel)	*sarj/surūj*
(Reitkamel)	*makhalūfa/makhālif*
(Packsattel)	*ḥauwīya/ḥawāya*
(überdachter S.)	*haūdaj*
satteln	*shadd/shaddēt/yashidd*
sauber	*naḍīf/-a/nuḍāf*
säubern	*naḍḍaf/yanaḍḍif*
Saubohne	*fūl (maṣri)*
Schaden	*maḍarra*
schädigen	*ḍarra/ḍarrēt/yaḍurra*
Schaf	*ḍān (koll.); kharūf/khurfān*
Schal	*shāl*
Scham (weibl.)	*kuss*
Schamhaftigkeit	*'irīḍ*
scharf	*sanīn*
Schaufel	*kōrēg/kawārig*
Schere	*magaṣṣ/-āt*

schicken, senden	*rassal/yarassil*
Schiff (Fluß)	*murkab/marākib*
Lastensegler	*naqur/nuqara*
(See)	*sambūk/sanābīk*
Schild (Kampf)	*daraga*
(Laden-)	*yāfta*
schlachten	*ḍabaḥ/yaḍbaḥ*
Schlachthaus	*salakhāna*
schlafen	*nām/numta/yanūm*
schlafend	*nāyim/-a/-īn*
Schlafwagen	*falanka*
schlagen; Instrument spielen	*ḍarab/yaḍrub*
schlecht	*baṭṭāl; ka'ab*
schlechter	*ak'ab*
Schleier (Frau)	*mugna'*
verschleiert	*mitganni'*
schließen	*gafal/yagfil*
Schmerz	*waja'/awjā'*
schmerzen	*waja'/yōja'*
Schmied	*ḥaddād/-īn*
schmelzen (passiv)	*sah/sahet/yasih*
schmelzen (aktiv)	*sayyaḥ/yasayyiḥ*
Schmuck	*ḥifla*
schmücken	*ḥaffal/yaḥaffil*
Schmuggel	*tahrīb*
schmuggeln	*harrab/yaharrib*
Schmutz	*wasakh*
schmutzig	*waskhān/-a/-īn*
schmutzig werden	*itwassakh/yitwassakh*
Schnee	*jalīd*
schneiden	*gaṭa'/yagṭa'*
Schneider	*tarzi*
schnell	*sarī'/-a/-īn*
schnell (adv.)	*bē sur'a; guwām*
Schnelligkeit	*sur'a*
schön	*jamīl/-a/-īn; samih/-a/-īn*
Schönheit	*jamāl*
Schöpfbaum	*shādūf/shawādīf*
Schöpfrad, Göpel	*sāgia*
Schraube	*musmār gala'ās; barrīma*
Schraubenmutter	*ṣāmūla/-āt*
Schraubenschlüssel	*muftāḥ*
Schraubenzieher	*mafakk*
Schraubstock	*malzama*
schrecklich	*fazī'*
Schrei	*sarkha*
schreien	*sarakh/yasrakh; kōrak/yakōrik*
Geschrei	*kōrāk*
schützen, bewachen	*ḥaras/yaḥaris*
Schuh	*jazma/jizam*
Schuhmacher	*jazmajī*
Slipper	*markūb/marākīb*
Pantoffel	*shibshib/shabāshib*
Schuld	*dēn/diyūn*
Schule	*madrasa/madāris*
studieren, lernen	*daras/yadrus*
Schüler, Student	*ṭālib/ṭalaba (ṭullāb)*
schwanger	*ḥāmil*
schwarz	*aswad/sōdā́/sūd*
schweigen	*sakat/yaskut*
Schweigen	*sukāt*
zum Schweigen bringen	*sakkat/yasakkit*
still, einfach, gerade so, umsonst, ohne Grund, nackt	*sākit*
Schwein	*kadrūk/kadārīk*
Schwemmland	*girēr*
schwer	*tagīl/-a/-īn*
Schwester	*ukhut/akhawāt*
Schwert	*sēf/siyūf*
Schwiegervater	*nasīb*
Schwiegermutter	*nasība*
Schwager; Bruder des Ehemannes	*ḥama*
Schwägerin; Frau des Bruders	*ḥamā́*
schwierig	*sa'ab*
schwimmen	*'ām/ūmta/ya'ūm*
schwitzend	*'argān*
See	*biḥēra/buhēyrāt*
Seemann, Matrose	*baḥḥārī; nawwātī*
Segel	*shurā'*
Segen	*baṛaka*
segnen	*bāṛak/yabāṛik*
gesegnet, glücklich	*mabṛūk*
sehen	*shāf/shufta/yashūf*
gesehen werden	*inshāf/inshufta/yinshāf*
sehend	*shāyif/-a/-īn*
sehnsüchtig	*mushtāg/-a/-īn*
sehr	*jiddan; khālis*
Seide	*ḥarīr*
Seife	*ṣābūn*
Seil	*ḥabil/ḥubāl*
Halfter (Kamel)	*rasan*
(Pferd)	*mugwad*
sein	*kān/kunta/yakūn*
seit (der Zeit)	*min (mudda)*

Seite (Körper, Buch)	*ṣafḥa*
(Richtung)	*jīha*
selbst	*bē nafsu*
selten, seltsam	*ʼajīb/-a/-īn*
selten (adv.)	*nādir*
Sesam	*simsim*
setzen, legen, stellen	*khatta/khattēt/ yakhutta*
sich setzen	*gaʼad/yagʼud*
sitzend, tuend	*gāʼid/-a/-īn*
sitzend, im Schneidersitz	*mitḥakkir*
sitzend, in der Hocke	*gāʼid um gálạlu*
Sichel, Sense	*munjal/manājil*
sicher	*sālim*
Sicherheit	*salāma*
in Sicherheit	*fi amān illāhi*
sie (f)	*hī*
sie (pl)	*hum*
Sieb	*ghurbāl/gharābīl*
Siedlung; Hochhaus	*ʼamāra/-āt*
Sieg	*naṣur*
Silber	*faḍḍa*
Sklave	*ʼabid/ʼabīd*
Skorpion	*ʼagrab/ʼagārib*
so	*kida; kadi*
sobald	*mimma*
Socken	*shurrāb/-āt*
sogar; selbst wenn	*ḥatta*
Sohn	*walad/aulād*
Soldat	*ʼaskari*
Sommer	*ṣēf*
Sonne	*shamish*
Sonnenaufgang	*shargat ash shamish*
Sonnendach	*rākūba/rawākib*
Sonnenschirm	*shamsīya/shamāsī*
Sonnenuntergang	*mughrib*
sooft	*kullama*
Sorge	*hamm/himūm*
Sorghumhirse	*ḍura*
Sorghumbier	*marīsa*
Sorte, Art	*jinis; noaʼ/anwaʼ*
Sozialismus	*ishtirākīya*
sparen	*waffar/yawaffir*
Spaziergang	*fusḥa/fusaḥ*
spazierengehen	*itfassaḥ/yitfassaḥ*
Spiegel	*mirāya*
spielen	*liʼib/yalʼab*
Spieler, spielend	*lāʼib/-a/-īn*
Spiel mit Löchern und Steinen	*mungala*
Kartenspiel	*kushtēna*
Spielkarte	*karit/kirūt*
Sprache	*lugha/-āt*
sprechen	*itkallam/yitkallam*
ansprechen	*kallam/yakallim*
springen	*naṭṭa/naṭṭēt/yanuṭṭa*
spucken	*bakhkha/yabukhkha*
Stadion	*istād/-āt*
Stadt	*madīna/mudun*
ständig, immer	*dāyman; ṭawwāli*
Stärke	*gūwa*
stark	*gauwi; shadīd*
stärken	*gawwa/gawwēt/ yagawwi*
Stamm	*gabīla/gabāyil*
Stammbaum	*nisba/ansāb*
sich zurückführen auf	*nasab/yansib (min)*
Statur	*timsāl; hēkal*
stehen bleiben	*wagaf/yagif*
stehend	*wāgif/-a/-īn*
Stein; Taschenlampenbatterie	*ḥajar/ḥujār*
sterben	*māt/mutta/yamūt*
sterbend, tot	*mayyit/-a/-īn*
Tod	*mōt*
Steuer	*ḍarība/ḍarāyib*
Steuermarke	*damgha/damghāt*
islam. Armensteuer	*zakā*
sticken	*ṭarraz/yaṭarriz*
Stimme	*ṣōt/aṣwāt*
stinken	*tallaʼ rīḥa; ʼafan/yaʼafin*
Stock	*ʼaṣā/ʼiṣi*
Spazierstock	*bambaga; ʼaṣāya*
Strand	*shāṭi*
Straße	*shāriʼ/shawāriʼ sikka/sikak*
Streichholz	*kibrīta/kibrīt*
Streik	*iḍrāb*
Streit	*shakal*
streiten	*shākal/yashkil*
Stroh	*gashsh*
Strohbesen	*mugshāsha*
Strohdeckel	*ṭabag/ṭubāga*
Strohkorb	*guffa/gufāf*
Strohmatte	*birish/burush*
Stromschnelle	*shallāl/-āt*
Student; Schüler	*ṭalib/ṭalaba*
Stuhl	*kursi/karāsi*
Stunde	*sāʼa/-āt*
suchen	*fattash/yafattish*
Inspektor	*mufattish*

suchen nach etw.	*kās/kusta/yakūs (lē)*
suchend	*kāyis/-a/-īn*
Süden	*janūb; gibli; ṣa'īd*
südlich; Südler	*janūbī; gibli*
süß	*ḥilū/ḥilwa/ḥilwīn*
Summe	*jumla/jumal*
Suppe	*shōrba*
T	
Tabak	*tumbāk*
Tablett	*ṣīnīya/ṣawāni*
tabu; aus religiösen Gründen verboten	*ḥarām*
– Bastard; Schurke	*wad ḥarām*
Tafel; Wandtafel	*sabbūra/-āt*
Tag	*yōm/ayyām*
Tal	*wādi/widyān*
Tamarinde	*'aradēb*
Tambourin; Rahmentrommel	*ṭār*
Tankstelle	*maḥaṭṭat banzīn; tulumba*
Tante	
– (väterlicherseits)	*'amma*
– (mütterlicherseits)	*khāla*
Tanz	*ragiṣ*
tanzen	*ragaṣ/yarguṣ*
– Tänzerin	*raggāṣa*
tapfer, tüchtig	*shujā; shāṭir/-a/-īn*
Tapferkeit	*shajā'a; shaṭāra*
Tasche (im Gewand)	*jēb/jiyūb*
– (zum Tragen)	*shanṭa/shinaṭ*
Taschenlampe	*baṭṭārīya*
Taube	*ḥamām (koll.)*
Tee	*shāy*
Teekanne	
– (zum Servieren)	*barrād*
– (zum Aufkochen)	*kafatēra*
teilen	*gasam/yagsim; shagg/yashugg*
– aufgeteilt	*magassam*
telefonieren (jdm.)	*ḍarab/yaḍrub (lē wāḥid) talafōn*
Teller	*ṣaḥan/ṣiḥūn*
Tempel	*ma'bad/ma'ābid; birba/barābī*
Teppich	*sajjāda/sajājīd; shamla/shumāl*
Termite	*arḍa*
teuer	*ghāli*
Teufel	*iblīs; sheṭān/shawāṭin*
Theater	*masraḥ*
Tier	*ḥayawān/ḥayawānāt*
– Haustier	*bahīma/bahāyin*
Tinte	*ḥibir*
Tisch	*ṭarabēza/-āt*
Töpferei	*fukhkhār*
töten	*katal/yaktul*
– getötet werden	*kitil/yaktal*
Tomaten	*ṭamāṭim*
Tonbandgerät	*musajjil*
Topf (Metall)	*ḥalla/ḥilal*
– (Ton)	*burma/burām; kantūsh/kanātīsh*
Tor	*bāb/abwāb*
– Türhüter	*bawwāb*
– Fußballtor	*gōn/agwān*
Tourismus	*siyāḥa*
tragen (Kleid)	*libis/yalbas*
– angezogen mit	*lābis/-a/-īn*
tragen (Gepäck); nehmen	*shāl/shilta/yashīl*
Träger	*ḥammāl*
– Strafexpedition	*ḥamla*
Transport; Verkehrsmittel	*muwāṣalāt*
Traum	*ḥilim*
träumen	*ḥilim/yaḥalam*
traurig	*ḥazīn; ta'abān*
treffen (jdn.)	*lāga/lagēt/yalāgi*
– (sich)	*itlāgu/itlagēna/yitlāgu* (pl.)
treiben	*sāg/sugta/yasūg*
– Fahrer	*sawwāg*
Treppe; Leiter	*sillim/salālim*
treu, vertrauenswürdig	*amīn*
trinken	*shirib/yashrab*
– Trank; Saft	*sharāb*
– tränken	*warrad/yawarrid*
Trinkgeld	*bakshīsh*
Trinkglas	*kubbāya/kabābi*
Trittpflanzstock; Spaten	*sallūka/salālik*
trocken	*nāshif/-a/-īn*
trocknen (intr.)	*nishif/yanshaf*
– (trans.)	*nashshaf/yanashshif*
Trockenmilch	*laban būdra*
trösten; kondolieren	*'azza/ya'azzi*
Trog; Dachrinne	*ḥōḍ/ḥēḍān; sabalūka*
Trommel	*nuggāra*
– Tanztrommel	*dallūka/dalālik*
– Kupferpauke	*niḥās*
Tuch, Tischtuch	*fūta/fuwāt*
Tüte	*kīs/akyās*

U
überhaupt *kullu kullu; aṣlu*
übel *sharr*
überrascht sein *it'ajjab/yit'ajjab*
Überschwemmung *tasāb; sēl*
überschwemmen *tassab/yatassib*
übersetzen *tarjam/yatarjim*
Übersetzer *mutarjim*
Übersetzung *tarjama*
übertreiben *bālagh/yabāligh*
übrig bleiben *faḍal/yafḍul*
Übung, Drill *tamrīn*
  üben *itmarran/yitmarran*
Ufer *shāṭi; gēf*
Uhr *sā'a/-āt*
Uhrmacher *sā'ati*
um herum *ḥawāli*
Umhang (d. Frau) *tōb/tēbān*
Umschlag (Brief) *ẓarif/ẓuruf*
umsonst *majānan; sākit*
Umzug, Prozession *sēra*
und *u; wa*
Unfall *ḥādis/ḥawādis*
Unglück *bala*
Unordnung *kabasēba*
Unrecht *ẓulum*
Unrecht tun *ẓalam/yaẓlum*
untergehen; versinken *ghāb/ghibta/yaghīb*
unterhalten (jdn.) *wannas/yawannis*
  sich unterhalten *itwannas/yitwannas*
Unterhaltung *wanasa*
untersuchen; enthüllen *kashaf/yakshif*
Untersuchung (med.) *kashif*
Urin *bōl*
urinieren *bāl/bulta/yabūl*
Urlaub *ijāza*
Ursprung *aṣil*

V
Ventilator *marwaḥa/marāwiḥ*
verantwortlich (für) *mas'ūl (min)*
Verantwortung *mas'ūlīya*
verbieten *mana'/yamna'*
verboten *mamnū'*
Verbrechen *jarīma*
Verbrecher *mujrim*
verbrennen (intr.) *ḥirig/yaḥarag*
  (trans.) *ḥarag/yaḥarig*
verderben *bashtan/yabashtin*
  Elend, Durcheinander *bashtana*
vergessen *nisa/nisīt/yansa*
verkaufen *bā'/biḥta/yabī'*
verkaufend *bāyi'/-a/-īn*
  Verkauf *bē'*
  zum Verkauf *lē l bē'*
verlaufen (sich) *ḍihib/yaḍhab*
verletzen (sich) *it'awwag/yit'awwag*
verlieren, verschwenden *waddar/yawaddir*
verlieren (Spiel, Handel) *khisir/yakhsar*
  verlorengehen *widir/yōdar; raḥ/ruḥta yarūḥ*
  sich verirren *itwaddar/yitwaddar*
Verlust *khasāra*
vermehren, zunehmen *zād/zitta/yazīd*
Vermehrung *ziyāda*
  zusätzlich, mehr *ziyāda*
verrückt *majnūn*
Verrücktheit, Geist *jinn*
verrückt machen *jannan/yajannin*
verrückt werden *itjannan/yitjannan*
verschieden *mikhtalif*
  Unterschied *ikhtilāf*
versenken *ghattas/yaghattis*
versinken *ghatas/yaghatis*
Versöhnung *ṣuluḥ*
  sich versöhnen *itṣālaḥ/yitṣālaḥ*
verspäten (sich) *it'akhkhar/yit'akhkhar*
versperren, verstopfen *sadda/saddēt/yasidda*
versperrt *masdūd*
verstecken *dassa/dassēt/yadissa*
  sich verstecken *indassa/yindassa*
Versteck *madassa*
verstehen *fihim/yafham*
  erklären *fahham/yafahhim*
  sich verständigen *itfāham/yitfāham*
  verständlich *mafhūm/-a/-īn*
Vertrag *ittifāg; ittifāgīya*
Vertrag schließen *ittafag/yittafig*
vertreiben *ṭarad/yaṭrud*
Vertreibung *maṭrūd*
Verwandtschaft *garāba*
Verwaltung *idāra/-āt*
Verwalter *wakīl*
viel *katīr/-a/kutār*
  mehr *aktar*
vielleicht *yimkin; mumkin*
Viertel (Stadt) *ḥayy/aḥya; ḥāra*
Vogel *ṭēr/ṭiyūr*
Vogel Strauß *na'ām (koll.)*
voll, besetzt *malān/-a/-īn*
vollständig *kāmil*

vollständig werden; abschließen	*tamma/yatimma*
Volk	*sha'ab; daūla/duwal*
von	*min*
vor (zeitlich)	*gabli; gubbāl*
(räumlich)	*giddam*
vorbeigehen	*fāt/futta/yafūt*
vergangen	*fāyit/-a/-in*
W	
Waage	*mēzān*
wiegen	*wazan/yōzin*
Wache; Wächter	*ghafīr/ghufara*
bewachen	*ghafar/yaghafir*
Wachs	*shama'*
Waffe	*silāḥ/asliḥa*
Wagen (einachsig)	*kārrō/kārrōwāt*
wagen	*itjāsar/yitjāsar*
Wagenheber	*'ifrīta*
wahr	*ṣaḥīḥ*
Wahrheit	*ḥagīga*
Wandbrett, Schrank	*dōlāb/dawālib*
wann?	*mitēn*
warm	*sukhun*
warten	*rija/yarja; istanna/yistanna*
warum?	*lē shinū*
was?	*shinū*
waschen	*ghassal/yaghassil*
Wäsche	*ghasūl*
Wasser	*mōya*
Wasserbalg, -sack	*girba/girab; suga*
Wasserflasche	*zamzamīya*
Wasserkanne	*ibrīg/abārīg*
Wasserkrug	*zīr*
Wassermelone	*bittīkh*
Wasserreservoir	*ḥafīr/ḥafā'ir*
Wasserrinne, -speier	*sabalūka*
Wasserträger	*rayy (koll.)*
Wasserwagen	*tirilla*
Wassertonne	*birmil/barāwil*
Wasser holen; tränken	*warad/yarid*
weben	*nasaj/yinsij*
Webstuhl	*mansij; dukkān*
wecken (jdn.)	*ṣaḥḥa/yaṣaḥḥi*
weder – noch	*mā – walā; walā – walā*
Weg; Bruderschaft	*ṭarīga/ṭurug*
weggehen; aufstehen	*gām/gumta/yagūm*
im Aufbruch	*gāyim/-a/-in*
weich	*layyin*
einweichen	*lān/linta/yalīn*
weichen, auswandern	*hājar/yahājir*
Weide	*mar'a*
weiden	*ra'a/yar'a*
Weihnachten	*'id al mēlād*
weil	*'ashān*
Wein	*nabīz*
Weizen	*gamiḥ*
welcher	*yātu/yāta/yātum*
weinen	*baka/bakēt/yabki*
weinend, in Trauer	*bāki/-ya/-yin*
Trauergesellschaft	*bika*
Welt	*dunya*
wenig	*galīl/-a/gulāl; basīt*
wenden	*laffat/yalaffit*
sich wenden	*itlafat/yitlafit*
wenn (kond. real.)	*iza kān*
(kond. irreal.)	*law kān*
(temporal)	*wakit; lamman*
wer?	*minū*
werden	*biga/bigīt/yabga*
werfen	*rama/ramēt/yarmi*
Werkzeug, Gerät, Geschirr	*'idda/'idad*
Weste	*sidēri*
Westen	*gharb*
wichtig	*muhimm*
Widder	*kabish*
wie	*zayy*
wieder; auch	*kamān*
Wild	*ṣēd*
Wind	*rīḥ/aryāḥ; hawa*
heißer Wind	*simūm; khamsīn*
Staubsturm	*saffāya*
Windhose	*'uṣāra/'uṣār (koll.)*
winden, umwickeln	*laffa/laffēt/yaliffa*
Winter	*shita*
wir	*niḥna*
Wirtschaft	*igtiṣād*
wissen	*'irif/ya'arif*
wissend	*'ārif/-a/-in*
bekannt	*ma'arūf*
Wissenschaft	*'ilim/'ilūm*
Wissenschaftler	*'ālim*
wissenschaftlich	*'ilmi*
Witwe	*armala*
unverheiratete Frau	*'azaba*
Woche	*isbū'/asābī'*
wohin?	*when; shiggēsh*
wollend, wünschend	*'āwiz/-a/-in; dāyir/-a/-in*
Wort	*kalma/-āt*

Wüste	*ṣaḥrā/ṣaḥāri*
Würde; Verteilungsfest	*karāma*
Wunde	*jarḥa*
verwunden	*jarraḥ/yajarriḥ*
Wunder	*ma'ajaza*
wunderbar, seltsam	*'ajīb; gharīb*
sich wundern	*it'ajjab/yit'ajjab*
Wurm; Wurmkrankheit	*dūd/dēdān*
Wut	*za'al*
wütend werden	*zi'il/yazi'il*
wütend	*za'lān*
in Wut bringen	*za'al/yaza'il*

Y

Yoghurt	*zabādi*

Z

Zahn	*sinn/asnān*
Zahnstocher	*miswāk*
Zahnarzt	*tabīb asnān*
Zahl	*'adad*
zählen	*'adda/'addēt/ya'dda*
Zange	*māshsha*
Zecke	*gurād/gurdān*
Zehe (Fußfinger)	*aṣba' al kurā'*
Zehnter; Getreidesteuer	*'ushur*
Zeichen; Wegmarke	*'alāma/-āt*
bezeichnen, markieren	*'allam/ya'allim*
zeichnen	*rasam/yarsum*
zeigen	*warra/yawarri*
Zeit	*wakit*
vor langer Zeit	*min zamān*
Zeitspanne	*mudda*
ausbreiten	*madda/maddēt/ yamidda*
Zeitung	*jarīda/jarāyid*
Zentrum, Distrikt	*markaz/marākiz*
zerbrechen (trans.)	*kassar/yakassir*
(intr.)	*itkassar/yitkassar; inkasar/yinkasar*
zerschmettert, zertrümmert	*makassar; maksūr*
Zeremonie, Feier	*ḥafla*
zerstören	*kharab/yakharib*
Ruine	*kharāba/kharāb*
Ziegel(stein)	*ṭūb*
Lehmziegel	*ṭūb akhaḍar*
gebrannter Z.	*ṭūb aḥamar*
Ziegelei	*kamīna/kamāyin*
Ziegen, Kleinvieh	*ghanam (koll.)*
ziehen	*jarra/jarrēt/yajurr*
Zigarette	*sijāra/sajāyir*
Zigeuner	*ḥalabi/ḥalab*
Zimmermann	*najjār/-in*
Zimt	*girfa*
Zitrone	*lemūn*
zögern	*itwaggaf/yitwaggaf*
Zoll	*jumruk*
Zucchini	*gara' kōsa*
Zucker	*sukkar*
Zuckerrohr	*gaṣab*
Zügel	*lujām*
zufällig	*bē s ṣudfa*
zufrieden	*mabsūṭ; raḍyān*
Zug, Eisenbahn	*gaṭar*
Zunge	*lisān*
zurückkehren	*raja/yarja'*
zusammen; gleich	*sawa*
Zusammenfluß	*mugran*
Zustand	*ḥāl/aḥawāl*
zustimmen	*wāfag/yawāfig*
einverstanden	*miwāfig*
zuvor	*gabli kida*
Zweifel	*shakk*
zweifeln	*shakka/shakkēt/yashukka*
zwischen	*bēn*

Geographie (jughrāfiya) von A–Z

Ägypten	*maṣir*
Ägypter	*maṣrī*
Äquator	*khaṭṭ al istiwā'*
Äquatoria	*istiwā'iya*
Äthiopien	*ithyūbiya; ḥabash*
Äthiopier	*ḥabashi*
Afrika	*ifrīghiya*
Alexandrien	*iskandarīya*
Algerien (Insel des Westens)	*al jazāyir (jazīrat al maghrib)*
Amerika	*amrīka*
Bergnil	*baḥar al jabal*
Blauer Nil	*an nīl al azrag*
China	*ṣīn*
Chinese	*ṣīni*
Cyrenaika	*barga*

Deutschland (O-/W-)	*almānya (shargīya/gharbīya)*
Deutscher	*almāni*
England	*ingiltarra*
Engländer	*inglīzī*
Europa	*ūrubba*
Europäer	*ūrubbi*
Fezzan	*fazzanīya*
Frankreich	*faransa*
Franzose	*faransī*
französisch	*faransāwi*
Gazellenfluß	*baḥar el ghazāl*
Griechenland	*yūnān*
Grieche	*yūnāni; grīgi*
Großer Wagen (Bär)	*'angarēb*
Holland	*hūlanda*
Indien	*hind*
Inder	*hindi*
Irak	*'irāgh*
Italien	*iṭāliya*
Italiener	*iṭāli*
Jude	*yahūdi*
Kenia	*kīnya*
Kopte	*gibṭi/agbāṭ*
Kreuz des Südens	*an na'āim*
Kuweit	*kiwēt*
Kairo	*al ghāhira*
Libyen	*lībya*
Mittelmeer	*baḥar abyaḍ*
Norden	*shimāl*
Obernil	*a'ali an nīl*
Orion	*al 'iṣi (Stöcke)*
Österreich	*nimsa*
Österreicher	*nimsāwi*
Osten	*sharg; gibla*
Palästina	*filasṭīn*
Rotes Meer	*al baḥar al aḥamar*
Spanien	*isbānya*
Schweiz	*swīsra*
Schweizer	*swīsrawi*
Saudi-Arabien	*as sa'ūdīya*
Süden	*janūb*
Tripolis	*ṭarābulus*
Tschad	*tashād*
Uganda	*ūghānda*
Weißer Nil	*an nīl al abyaḍ*
Westen	*gharb*
Zaire	*zāyīr*
Zentralafrika	*ifrīghiya al wusṭa*

Zeit, Zahlen, Redewendungen

Zeit (al wakit)

Stunden und Minuten	*(sā'a/āt u dagīga/dagāyig)*
3:15	*as sā'a talāta u khamustāshar dagīga**
›Viertel nach Drei‹	*talāta u rubu'*
3:20	*as sā'a talāta u ishrīn dagīga**
›Drittel nach Drei‹	*talāta u tilit*
3:30	*as sā'a talāta u talātīn dagīga**
›Halb nach Drei‹	*talāta u nuṣṣ*
3:40	*as sā'a talāta u arba'īn dagīga**
›Drittel vor Vier‹	*arba'a illa tilit*
3:45	*as sā'a talāta u khamsa u arba'īn dagīga**
›Viertel vor Vier‹	*arba'a illa rubu'*

* (nach Zahlen ab 11 steht Einzahl)

Tages- und Gebetszeiten

lēla	Nacht
daghash	(kälteste Zeit vor Sonnenaufgang)
ṣalāt aṣ ṣubuḥ	Morgengebet (vor Sonnenaufgang)
ḥamār	Morgenröte
fajur	Sonnenaufgang (um 6 Uhr)
ṣabāḥ	Morgen
faṭūr	Frühstück (ca. 9 Uhr)
ḍiḥa	Hitzebeginn (9–12 Uhr)
ḍuhur; nuṣṣ al nihār	Mittag
ṣalāt aḍ ḍuhur	Mittagsgebet
ghada	Mittagessen (ca. 14 Uhr)
'aṣrīya	Mittagsruhe
ṣalāt al 'aṣur	Nachmittagsgebet (16 Uhr)
mughrībīya	Abendarbeit (z. B. Herde zurückholen)
mughrib	Sonnenuntergang (um 18 Uhr)

Zahlen ('adad; nimra/nimar)

Grundzahlen			Ordnungszahlen	11–19	Brüche	Zehner	Hunderter
0	٠	*sifir*					
1	١	*wāḥid*	*awwal/a/in*	*ḥidāshar*		*'ashara*	*miya*
2	٢	*itnēn*	*tāni/a/in*	*itnāshar*	*nuṣṣ*	*ishrīn*	*mīyten*
3	٣	*talāta*	*tālit/a/in*	*talaṭṭāshar*	*tilit*	*talātin*	*tultumīya*
4	٤	*arba'a*	*rābi'/a/in*	*arba'ṭāshar*	*rubu'*	*arba'īn*	*arba'mīya*
5	٥	*khamsa*	*khāmis/a/in*	*khamusṭāshar*	*khumus*	*khamsīn*	*khamsumīya*
6	٦	*sitta*	*sādis/a/in*	*siṭṭāshar*	*sudus*	*sittīn*	*suttumīya*
7	٧	*sab'a*	*sābi'/a/in*	*saba'ṭāshar*	*subu'*	*sab'īn*	*sub'umīya*
8	٨	*tamānya*	*tāmin/a/in*	*tamanṭāshar*	*tumun*	*tamānīn*	*tumnumīya*
9	٩	*tis'a*	*tāsi'/a/in*	*tisa'ṭāshar*	*tusu'*	*tis'īn*	*tus'umīya*
10	١٠	*'ashira*	*'āshir/a/in*		*'ushur*		*alif*
11	١١	*ḥidashar*	*iḥdāsharāwi*				
12	١٢	*iṭnāshar*	*iṭnasharāwi*				

10 000	*'ashartālāf*
100 000	*miyat alif*
1 000 000	*milyūn*
1983	*alf u tus'umīya u talāta u tamānin*
Prozent	*fil miya*

Grundrechenarten

5+3=8	*khamsa zāid talāta yisāwi tamānya*
5−3=2	*khamsa nāgiṣ talāta yisāwi itnēn*
5×6=30	*khamsa fi sitta yisāwi talatīn*
12:4=3	*itnashar 'alā arba'a yisāwi talāta*

ṣalāt al mughrib	Abendgebet
misa	Abend
'isha	Zeit nach Einbruch der Dunkelheit
'ashā	Abendessen (ca. 20 Uhr)
ṣalāt al isha	Nachtgebet

Jahreszeiten in der Zentralregion

kharīf	Juli bis September	Regenzeit
darat	Oktober bis November	nach dem Regen (z. B. Rückkehr zum Trockenzeitlager *damar*)
shita	Dezember bis Februar	trockener Winter
ṣēf	März bis Juni	heißer Sommer

Wochentage

yōm al aḥad	Sonntag
yōm al itnēn	Montag
yōm at talātā	Dienstag
yōm al arbaḥā	Mittwoch
yōm al khamīs	Donnerstag
yōm aj jum'a	Freitag
yōm as sabit	Samstag

Gruß- und Dialogformeln

Guten Tag (Friede mit Euch)	*as salām 'alēkum*
(Antwort)	*'alēkum as salām*
Guten Morgen	*ṣabāḥ al khēr*

(Antwort) *ṣabaḥ an nūr*
Gute Nacht *lēltak sa'īda*
Willkommen *ahlan wa sahlan*
Auf Wiedersehen *ma'āssalāma*
Gute Besserung *salāmtak/-ik*

Wie geht es? (wie ist der Zustand?) *zaiyy al ḥāl*
Wie ist Dein Zustand? *kēf ḥālak; kēfinnak*
Wie geht es Dir? *zaiyak*
Ich hoffe, es geht Dir gut! *in shā"allā kwayyis*
Wir sind (von Dir) verlassen worden! *istawḥashna*
Wie gehts den Kinderchen und Tierchen? *al wilēdāt u bihēmāt kēf*
(Antwort: Gott sei Dank) *al hamdu l illāh*

Herzlichen Glückwunsch *mabrūk 'alēk*
Gott segne Dich *al̤l̤a yibārik fīk*
Reichtum und Kindersegen (Hochzeitswunsch) *bēt māl u 'iyāl*
Gott verlängere Dein Leben *al̤l̤a yitauwil 'umrak*
Gesegnetes Fest *'īd mubārak 'alēk*
Gesundheit und Heil *bē ṣ ṣaḥḥa wa s salāma*
Ich weiß, Du bist ein guter Mann *a'rifak rājil ṭaiyib*

Was ist mit Dir? *mālák/ík*
Wie alt bist Du? *'umrak/ik kam sāna*
Wie ist Dein Name? *ismak/ik shinū*
Wie heißt Dein Stamm? *gabīltak/ik shinū*
Wie heißt dieser Ort? *ism al balad da shinū*
Was hast Du gesagt? *gutta/i shinū*
Was hat er gesagt? *gāl shinū*
Was ist geschehen? *al ḥāṣil shinū*
Wie ist es passiert? *kēf biga*
Kann ich Dir helfen? *mumkin asā'idak*
Welches von diesen Häusern gehört Dir? *yatū fi l biyūt dēl ḥaggak*
Woraus ist das gemacht? *ma'mūl min shinū*
Was ist sein Nutzen? *fāyittu shinū*
Wer von diesen ist Musa? *Mūsa yātū fi dēl*
Wer ist dieser Mann? *ez zōl da minū (yatū)*
Wem gehört das? *da ḥagg minū*
Wer ist zu uns gekommen? *al jāna minū*
Was hat Dich hergeführt? *al jābak shinū*
Wann wurde es gebaut? *imbana mitēn*
Was kostet das? *da bē kam*

Setz Dich *ag'ud/i*

Hier hast Du ... *hāk/i/um*
... ist nicht leicht zu finden *mā bitlagi be sahūla*
Es ist nicht zu zählen *mā bin'adda*
Es ist nicht zu sehen *mā binshāf*
Nichts Schlimmes! *māfi 'awaja*
Wir sind verwandt *bēnātnā laḥam u damm*

Laß ihn herein! *khallīhu yadkhul*
Ich habe ihn nie im Leben gesehen *'umri mā shuftu*
So lange ich lebe *ṭūl ḥayāti*
Ich bin beschäftigt *ana mashghūl*
Du mußt früh kommen! *lāzim taji badri*
Ich habe nichts dagegen *mā 'indi māni'*
Die Sache beschäftigt mich *al mas'ala tashghalni*
Ich schulde ihm ein Pfund *'indī lēhu jinē*
Er schuldet mir ein Pfund *layy 'indu jinē*
Das ist derselbe Mann, der gestern kam *iyyāhu r rājil bē zātu al ja umbāriḥ*
Sie sprechen dieselbe Sprache *yitkallamu bē lugha wāḥda*
Seit 3 Jahren habe ich Dich nicht gesehen *min muddat talāta sinīn ma shuftak*

Paß auf, daß Du nicht fällst *aw'a taga'*
Ich bin fast gestorben *ana garrabta amūt*
Sei still! *agīf minn el kalam*
Wir treffen uns dort *nitgābal hinak*
Sag ihm, er soll morgen kommen! *gūl lēhu ta'āl bukra*
Ich denke, Du hast kein Geld *ana gāyil (khāif) mā 'indak gurūsh*
Warte, bis ich komme! *istanna lamma aji*
Zuviel; mehr als erlaubt! *aktar minn el lāzim*
Sprich lauter! *arfa' ḥissak (ṣōtak)*
Alles, was ich habe, gehört Dir *al 'indi kullu lēk*
Ich weiß nicht, wohin er gegangen ist *mānī 'ārif hū masha wēn*
Ich bin einverstanden *ana miwāfig*
Ich habe verloren; vergessen *widir minni; rāḥ minni*
Das gefällt mir *da 'ājibni*
Zeig mir! *warrīni*
Je nach Umstand (Zustand) *ḥasab az ẓurūf (al ḥāl)*
Sag mir! *gūl layy*
Sag noch einmal! *gūl tāri*
Danke – bitte *shukran – 'afwan*
Bitte *law samaḥta; itfaḍḍa*
Wie bitte? *na'am*

Bei Gott	*wallāhi*
Beim Leben des Propheten	*waḥāt an nabi*
Meine Frau soll mir verboten werden, wenn ...	*(ʿalaiy bēt) ḥarām*
Ich lasse mich scheiden, wenn ...	*(ʿalaiy bēt) ṭalāg*
Ich bin so müde, daß ich nicht gehen kann.	*ana taʾbān ḥatta inni mā agdar amshi*
Du Hohlkopf!	*yā maghatta fāḍi*
Bravo!	*ʾawāfi ʾalēk*
Laß mich in Ruhe!	*mā tashghalnī*

Sprichwörter (masal/amsāl) und Wendungen

dafanu l jana u khallu t abīʾa
»Sie begruben das Kind und behielten die Nachgeburt.«

ash shī al binaffir aṣ ṣāḥib u yashammit al ʾadu
»etwas, das den Freund vergrault und den Feind ergötzt.«

an ligitu wiḥēda yanṭik wilēda
»Triffst Du ihn allein, gibt er Dir sein Kind« (Spott der Baggāra über die Ängstlichkeit des Händlers)

girdan yasallīna walā ghazālun yabakkīna
»(Lieber) einen Pavian, der uns erheitert, als eine Gazelle, die uns zum Heulen bringt.«

al bēt yashīl mīyat rājil, mā yashīl maratēn
»Ein Haus mag 100 Männer fassen, doch keine 2 Frauen.«

al mōya mā bitrūb wal fājra mā bittūb
»Wasser gerinnt so wenig, wie eine Hure bereut.«

min khallas dēno nāmat ʾēno
»Wer seine Schulden bezahlt hat, schläft gut.«

al mā fīhu sharr mā fīhu khēr
»In wem nichts Böses ist, ist auch nichts Gutes.«

al ʾabd fūg galbū
»Der Sklave folgt seinem Herzen.«

al kalib yanbaḥ wal jamal māshi
»Der Hund bellt, doch das Kamel schreitet weiter.«

el gābil ʾalēk mā bitaʾrifu
»Was auf Dich zukommen wird, weißt Du nicht.«

ʾawaja māfi lākin al maḍarra ḥāṣla
»Nichts Schlimmes, jedoch der Schaden ist da.«

rabbak u ṣāḥbak mā ʾalēhum madassa
»Vor Gott und Deinem Freund gibt es kein Versteck.«

yā nōm taʾāl u sakkit ej juhhāl
»Komm, Schlaf, und laß die Kinder still werden.«

kān kunta malik kunta akūn mabsūṭ
»Wäre ich ein König, wäre ich glücklich.«

yaʾazzi mū khābir al mayyit
»Er kondoliert, ohne den Toten zu kennen.« (= der Schmarotzer)

ad dunya um bunāyan gashsh
»Aus Stroh ist die Welt gebaut.«

ad dunya ākhíra kullu kharāb
»Letztlich geht alles auf der Welt zu Bruch.«

al ʾarjā lē murāḥa
»Zurück zur Herde mit dem Lahmen.« (Wer pleite ist, sucht bei der Verwandtschaft Hilfe)

al gamar kān ḍauwa shin fāydat an nijūm
»Wenn der Mond scheint, für was braucht man Sterne?«

dahab aḥamar walla mōt aḥamar
»Rotes Gold oder roter Tod« (erwartete die Händler auf ihren Südexpeditionen)

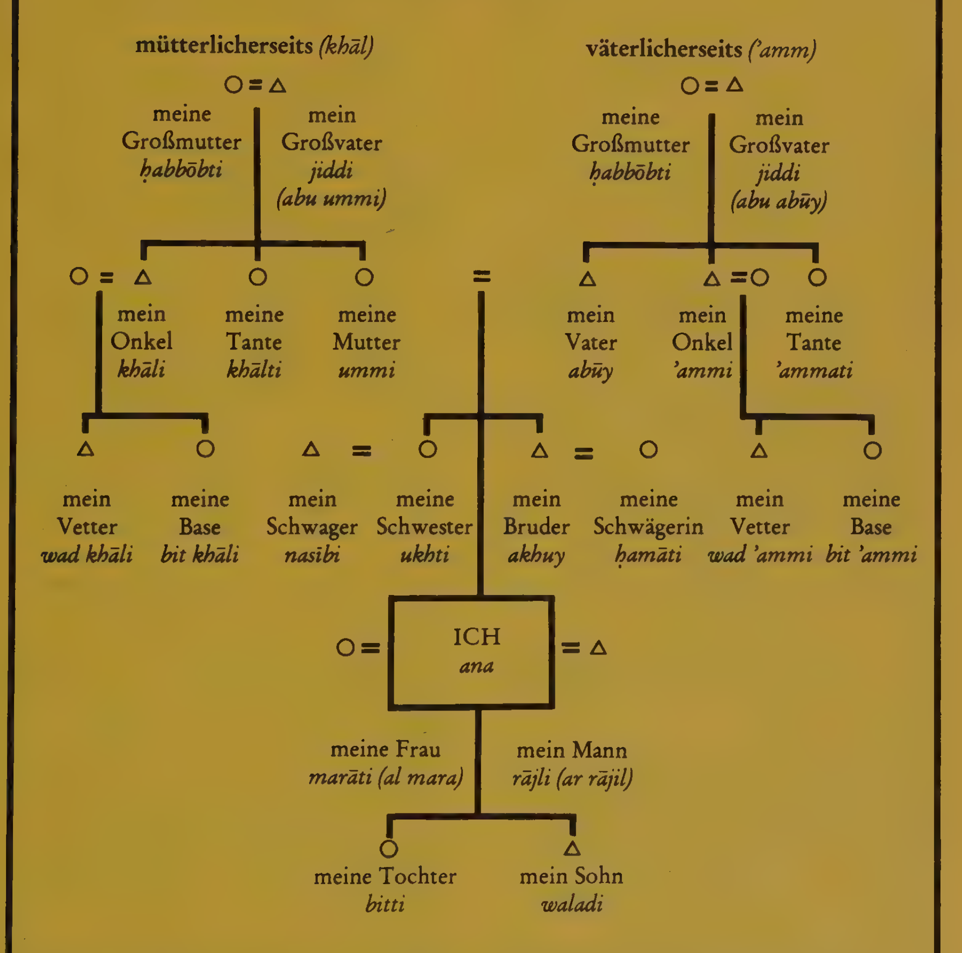
trāb al kuwār tegtel al biḍān
»Das Land der Schwarzen tötet die Weißen.« (Sprichwort aus dem Maghreb)

yā ʾarabī mukhak zay mukh jamalak
»Oh Hirt, im Kopf hast Du soviel wie Dein Kamel.«

al Ḥalab wa al ʾarab wa al jarab wa al fār
Allāh lā danālhum dār
»Zigeuner, Nomaden, Räudige und Ratten – Gott schütze uns vor ihnen.«

Verwandtschaftsschema

Meine Familie = *ahli*



Bevorzugte Heiratspartner in der arabischen Gesellschaft: Tochter bzw. Sohn des Vaterbruders = *bit 'ammi* bzw. *wad 'ammi* (Parallelbase und Parallelvetter)

Bild- und Quellennachweis / Literaturverzeichnis

Streck, Bernhard: alle Farbaufnahmen, Abb. 70–72, 77, 78, 80, 85–95
Zimmerschied, Gusti: Abb. 68, 69, 73–76, 79, 81–84, 90

Abdel Ghaffar, M. A./Mustafa Abdel Rahman: Urbanisation and Exploitation: The Role of Small Centres. Univ. Khartoum 1979 Textabb. S. 365, 369

Adams, N. Y.: Progress Report on Nubian Pottery. Kush XV, 1967–68 Textabb. S. 35
Nubia. Corridor to Africa. London: Allen Lane 1977 Textabb. S. 30, 45, 51, 52, 58, 60, 63, 82, 84, 85, 89, 90, 92u., 93u.

Ali Jamaa Abdalla: Sudan Pastronomads in Transition. In: Die Nomaden in Geschichte und Gegenwart. Berlin: Akademie 1981

Almásy, L. E.: Unbekannte Sahara. Leipzig: Brockhaus 1942 Textabb. S. 101

Addison, F.: Abu Geili. Oxford UP 1949

Arkell, A. J.: Darfur Antiquities I. Ain Farah. Sudan Notes and Records XIX, 1936 Textabb. S. 183, 191u.l.
Darfur Antiquities II. The Tora Palaces in Turra at the north end of the Jebel Marra. Sudan Notes and Records XX, 1937 Textabb. S. 195, 196, 198
Darfur Antiquities III. The Ruined Town of Uri in Northern Darfur. Sudan Notes and Records XXVII, 1946 Textabb. S. 187, 188u.

Balfour-Paul, G.: Sultans Palaces in Darfur and Wadai. Kush II, 1954
History and Antiquities of Darfur. SAS MP 3, Khartoum 1955 Textabb. S. 185, 191u.r., 192, 193o., 193u.
Islam at Uri. Sudan Notes and Records XXXV, 1954 Textabb. S. 188o.

Barclay, H. B.: Buurri al Lamaab. A suburban Village in the Sudan. New York: Cornell UP 1964

Barnett, T.: The Gezira Scheme. London: Frank Cass. 1977 Textabb. S. 222

Beaton, A. C.: The Bari: Clan and Age-Class Systems. Sudan Notes and Records XIX, 1936 Textabb. S. 294

Bochow, K. H.: Zu den Quellen des Nils. Frankfurt: Umschau 1977

Bonn, Gisela: Das doppelte Gesicht des Sudan. Wiesbaden: Brockhaus 1961

Brooklyn Museum: Africa in Antiquitiy. The Arts of Ancient Nubia and the Sudan. New York 1978 Abb. 1–13, 29, 52; Textabb. S. 38, 41, 94

Brook-Shepherd: Gordon Slatin Pascha. Ein abenteuerliches Leben. Wien/München/Zürich: Molden 1972

Buxton, J.: Religion and Healing in Mandari: Oxford UP 1973

Casati, G.: Zehn Jahre in Äquatoria. Bamberg: Buchner 1891 Abb. 57; Textabb. S. 317

Crawford, O. G. S.: Castles and Churches in the Middle Nile Region. SAS OP

Evans-Pritchard, E. E.: The Nuer. Oxford UP 1974 Textabb. S. 263

Faris, J. C.: Nuba Personal Art. London: Duckworth & Co. 1972 Textabb. S. 205, 206, 207, 208

Geyer, F. X.: Durch Sand, Sumpf und Wald. Freiburg: Herder 1914 Textabb. S. 246, 290

Greenlaw, J. P.: The Coral Buildings of Suakin. London: Routledge 1976 Textabb. S. 115, 116, 117, 119, 120

Hassan, V.: Die ägyptische Äquatorialprovinz und der Sudan. Berlin: Reimer 1895 Textabb. S. 323

Hall, R.: Die Liebenden auf dem Nil. Berlin: Severin u. Siedler 1981

Hartmann, R.: Die Nilländer. Leipzig: Freytag 1884 Textabb. S. 220

Hessische Staatsarchive: Katalog zur Ausstellung

›Hessische Entdecker – Forschungsreisen in fünf Erdteilen‹. Darmstadt 1981 Textabb. S. 56, 298
Heuglin, Th. v.: Reise in das Gebiet des Weißen Nil und seiner westlichen Zuflüsse. Leipzig/Heidelberg 1869 Abb. 26
Hinkel, F. W.: The Archaeological Map of the Sudan. II: The Area of the South Libyan Desert. Berlin: Akademie 1979 Textabb. S. 95, 98, 343
Hinze, F.: Musawwarat es Sufra. Kush XV 1967/68 Textabb. S. 92o.
Hofmann, I.: Studien zum meroitischen Königtum. Bruxelles: Fondation Egyptologique Reine Elisabeth 1971
Holt, P. M.: A Modern History of the Sudan. London: Weidenfeld and Nicolson 1974
Hornell, J.: Frameless Boats of the Middle Nile. Sudan Notes and Records XXV, 1942 Textabb. S. 15
Huard, P.: Influences culturelles transmises au Sahara tchadien par le Groupe C de Nubie. Kush XV, 1967/68
Jakobielski, S./Krzyzaniak, L.: Polish Excavations at Old Dongola, 3. Season Dec. 1966 – Feb. 1967. Kush XV, 1967/68
James, W.: Kwanim Pa. The Making of the Uduk People. Oxford UP 1979 Textabb. S. 213
Junker, W.: Reisen in Afrika 1875–86. Wien/Olmütz 1889–91 Abb. 14, 15, 20–22, 63; Textabb. S. 7, 126, 136, 243, 244, 311, 322, 325
Kronenberg, W. u. A.: Die Bongo. Bauern und Jäger im Südsudan. Wiesbaden: Steiner 1981
Lewis, B. A.: The Murle. Oxford UP 1972 Textabb. S. 213
Maystre, C.: Excavations at Tabo, Argo Island, 1965–1968. Kush XV, 1967/68
Michalowski, K.: Faras. Die Wandbilder in den Sammlungen des Nationalmuseums zu Warschau. Dresden: VEB Verlag der Kunst 1974 Textabb. S. 44
Mindt, Erich: Der erste war ein Deutscher! Berlin/Ulm: Ebner & Ebner 1942
Moorehead, A.: The White Nile. Harmondsworth: Penguin 1971
Museum für Völkerkunde Basel: Katalog der Sonderausstellung: Beduinen aus Nordostafrika. Basel 1957 Textabb. S. 110, 111
Mynors, T. H. B.: Moru Arrowheads. Sudan Notes and Records XXXIV, 1953
Reining, C. C.: The Zande Scheme. Evanston, Ill.: Northwestern UP 1966 Textabb. S. 267, 271
Rhotert, H.: Libysche Felsbilder. Darmstadt: Wittich 1952 Textabb. S. 104
Rüppel, E.: Reisen in Nubien, Kordofahn und dem peträischen Arabien. Frankfurt 1829 Textabb. S. 62o., 83u.
Santandrea, S.: Popular History of Wau (Bahr el Ghazal-Sudan) from its foundations to about 1940. Rom 1977
Santi, P./Hill, R.: The Europeans in the Sudan 1834–1878. Oxford UP 1980 Abb. 23, 43, 44
Schiffers, Heinrich: Wilder Erdteil Afrika. Das Abenteuer der großen Forschungsreisen. Frankfurt: Athenäum 1962
Schweinfurth, G.: Im Herzen von Afrika, Leipzig 1918 Abb. 24; Textabb. S. 314
Segebrock, H.: Sudan. Bonn: Schroeders Reiseführer 1963 Textabb. S. 16
Seligman, C.G. u. B.Z.: Tribes of the Nilotic Sudan. London: Routledge & Kegan 1965 Textabb. S. 257u., 291
Shinnie, P. L.: Meroe – a civilization of the Sudan. London 1967 Textabb. S. 93o.
Simon, Artur: Dikr und Madih. Schallplatten MC 10 der Musikethnologischen Abteilung des Museums für Völkerkunde Berlin Abb. 39
Slatin, R.: Feuer und Schwert im Sudan. Leipzig: Brockhaus 1896 Abb. 53; Textabb. S. 245
Sudanow (Zeitschrift) Feb. 1981 (Textabb. S. 359), June 1980 (Textabb. S. 254)
World Markets Nr. 19, ›Sudan‹, August 1979, Paris: J. A. S. A. Textabb. S. 223, 346
Wyndham, R.: The Gentle Savage. London: Cassel & Co 1936
Ziegler, Ph.: Omdurman. London: Collins 1973 Textabb. S. 49

Vgl. auch die kommentierten weiterführenden Literaturhinweise am Ende der verschiedenen Kapitel (S. 31, 106, 111, 122, 135, 202, 212, 221, 243, 254, 266, 291, 301, 310, 331)

Karten in den Umschlaginnenseiten: Gerda Rebensburg, Köln

Alle übrigen Abbildungen stammen aus den Archiven von Autor und Verlag

Register

Personenregister
(auch Stämme, Völker, Sekten)

Orts- und Sachregister
(Vgl. auch Zeittafel S. 332f., Glossar S. 333f. und Inhaltsverzeichnis des Gelben Teils S. 337)



Schmiede bei den Lotuka (Darstellung von 1897)

DuMont Kunst-Reiseführer

»Kunst- und kulturgeschichtlich Interessierten sind die DuMont Kunst-Reiseführer unentbehrliche Reisebegleiter geworden. Denn sie vermitteln, Text und Bild meist trefflich kombiniert, fundierte Einführungen in Geschichte und Kultur der jeweiligen Länder oder Städte, und sie erweisen sich gleichzeitig als praktische Führer.« *Süddeutsche Zeitung*

Alle Titel in dieser Reihe:

- Ägypten und Sinai
- Albanien (September '89)
- Algerien
- Belgien
  - Die Ardennen
- Bhutan
- Brasilien
- Bulgarien

Bundesrepublik Deutschland
  - Das Allgäu
  - Das Bergische Land
  - Bodensee und Oberschwaben
  - Bonn
  - Bremen, Bremerhaven und das nördliche Niedersachsen
  - Düsseldorf
  - Die Eifel
  - Franken
  - Freie und Hansestadt Hamburg (Oktober '89)
  - Hannover und das südliche Niedersachsen
  - Hessen
  - Hunsrück und Naheland
  - Köln
  - Kölns romanische Kirchen
  - Die Mosel
  - München
  - Münster und das Münsterland
  - Zwischen Neckar und Donau
  - Oberbayern
  - Oberpfalz, Bayerischer Wald, Niederbayern
  - Ostfriesland
  - Die Pfalz
  - Der Rhein von Mainz bis Köln
  - Das Ruhrgebiet
  - Sauerland
  - Schleswig-Holstein
  - Der Schwarzwald und das Oberrheinland
  - Sylt, Helgoland, Amrum, Föhr
  - Der Westerwald
  - Östliches Westfalen
  - Württemberg-Hohenzollern

- Volksrepublik China
- DDR
- Dänemark

Frankreich
  - Auvergne und Zentralmassiv
  - Die Bretagne
  - Burgund
  - Côte d'Azur
  - Das Elsaß
  - Frankreich für Pferdefreunde
  - Frankreichs gotische Kathedralen
  - Romanische Kunst in Frankreich
  - Korsika
  - Languedoc – Roussillon
  - Das Tal der Loire
  - Lothringen
  - Die Normandie
  - Paris und die Ile de France
  - Führer Musée d'Orsay, Paris
  - Périgord und Atlantikküste
  - Das Poitou
  - Die Provence
  - Drei Jahrtausende Provence
  - Savoyen
  - Südwest-Frankreich

Griechenland
  - Athen
  - Die griechischen Inseln
  - Alte Kirchen und Klöster Griechenlands
  - Tempel und Stätten der Götter Griechenlands
  - Korfu
  - Kreta
  - Rhodos

Großbritannien
  - Englische Kathedralen
  - Die Kanalinseln und die Insel Wight
  - London
  - Die Orkney- und Shetland-Inseln
  - Schottland
  - Süd-England
  - Wales

- Guatemala
- Holland
- Indien
  - Ladakh und Zanskar
- Indonesien
  - Bali
- Irland
- Island

Israel
  - Das Heilige Land

Italien
  - Apulien
  - Elba
  - Emilia-Romagna
  - Das etruskische Italien
  - Florenz
  - Gardasee, Verona, Trentino
  - Latium
  - Lombardei und Oberitalienische Seen
  - Die Marken
  - Ober-Italien
  - Die italienische Riviera
  - Piemont und Aosta-Tal (September '89)
  - Rom – Ein Reisebegleiter
  - Rom in 1000 Bildern
  - Das antike Rom
  - Sardinien
  - Südtirol
  - Toscana
  - Umbrien
  - Venedig
  - Die Villen im Veneto

- Japan
- Der Jemen
- Jordanien
- Jugoslawien
- Karibische Inseln
- Kenya
- Luxemburg
- Malaysia und Singapur
- Malta und Gozo
- Marokko
- Mexiko
  - Mexico auf neuen Wegen
- Namibia und Botswana
- Nepal

Österreich
  - Burgenland
  - Kärnten und Steiermark
  - Salzburg, Salzkammergut, Oberösterreich
  - Tirol
  - Vorarlberg und Liechtenstein
  - Wien und Umgebung

- Pakistan
- Papua-Neuguinea
- Polen
- Portugal
  - Madeira
- Rumänien
- Die Sahara
- Sahel: Senegal, Mauretanien, Mali, Niger
- Die Schweiz
  - Tessin
  - Das Wallis
- Skandinavien

Sowjetunion
  - Georgien und Armenien
  - Moskau und Leningrad
  - Sowjetischer Orient

Spanien
  - Die Kanarischen Inseln
  - Katalonien
  - Mallorca – Menorca
  - Nordwestspanien
  - Spaniens Südosten – Die Levante
  - Südspanien für Pferdefreunde

- Sudan
- Südamerika
- Südkorea
- Syrien
- Thailand und Burma

Türkei
  - Istanbul (November '89)

- Tunesien
- USA – Der Südwesten
- Zypern

Alle Bände mit vielen, zum Teil farbigen Abbildungen; dazu Zeichnungen, Karten, Grundrisse, praktische Reisehinweise.

»Richtig reisen«

Ägypten
Algerische Sahara
Amsterdam
Arabische Halbinsel
Australien
Bahamas
Von Bangkok nach Bali
Belgien mit dem Rad
Berlin
Bornholm
»Richtig wandern«: Bretagne
Budapest
»Richtig wandern«: Burgund
Cuba
Elsaß
Ferner Osten
Finnland
Florida
Frankreich für Feinschmecker
Friaul – Triest – Venetien
Graz und die Steiermark
Griechenland
Delphi, Athen, Nord- und Mittelgriechenland, Inseln
Griechische Inseln
Großbritannien
Hawaii
Holland
Hongkong
Mit Macau und Kanton
Ibiza/Formentera
Indonesien
Irland
Istanbul
Italien (November '89)
Jamaica
Kairo
Kalifornien
Kanada und Alaska
Ost-Kanada
West-Kanada und Alaska
Kreta
»Richtig wandern«: Kykladen
Lanzarote
London
Los Angeles
Madagaskar
Malediven
»Richtig wandern«: Mallorca
Marokko
Mauritius
Mexiko
Moskau
München
Neapel – Küsten und Inseln
Nepal
Neu-England
Neuseeland
New Orleans
und die Südstaaten Louisiana, Mississippi, Alabama, Tennessee, Georgia
New York
Nord-Indien (Dezember '89)
Norwegen
Ostafrika
Kenya und Tanzania mit Uganda, Rwanda und Burundi
Paris
Peru und Bolivien
Philippinen
Portugal
Réunion
»Richtig wandern«: Rhodos
Rom
San Francisco
»Richtig wandern«: Schottland
Schweden
Die Schweiz und ihre Städte
Seychellen
Sinai und Rotes Meer
Sizilien
Spanien
Sri Lanka (Ceylon)
Südamerika 2
Argentinien, Chile, Uruguay, Paraguay
»Richtig wandern«: Südtirol
Südwesten · USA
Arizona · New Mexico · Utah · Nevada
Teneriffa
Texas
Thailand
Toscana
»Richtig wandern«: Toscana und Latium
Türkei
Tunesien
Venedig
Wallis
Wien
Zypern

DuMont Dokumente

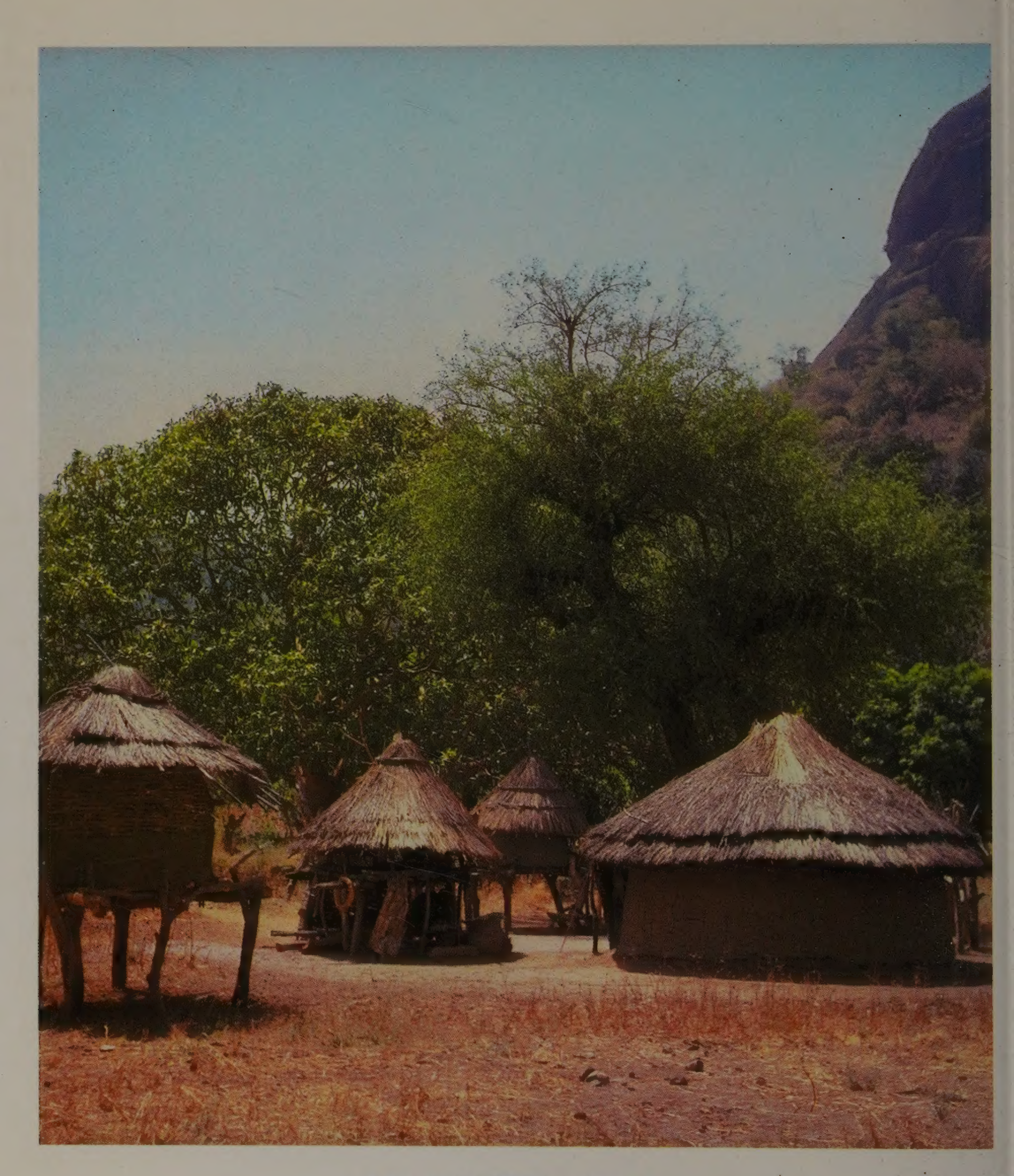
Über den Inhalt: Der Sudan, mit etwa 2,5 Millionen Quadratkilometern der größte Staat Afrikas, dessen Fläche die der Bundesrepublik Deutschland um das zehnfache übertrifft, ist kein Reiseland im eigentlichen Sinne. Zwar stellt die Hauptstadt Khartoum einen wichtigen Knotenpunkt des afrikanischen Flugverkehrs dar, wo Reisende auf dem Weg nach Kenia oder Tansania einen Zwischenaufenthalt einlegen, und folgt die frequentierte Globetrotter-Route von Kairo nach Nairobi dem Lauf des Nils, der Schlagader dieses alten Kulturraumes. Nach wie vor ist der Sudan aber vor allem ein klassisches Land für Entdecker, denen Strapazen und Zeitaufwand nichts bedeuten angesichts geheimnisvoller Ruinen und faszinierender Lebensformen. Beides liegt nicht vor der Hoteltür; und hat man die versteckten Schätze des weiten Landes endlich gefunden, gibt es längst keine Hotels mehr. Der Sudan ist ein Ziel für Einzelgänger, für bedürfnislose Pritschenreisende oder selbständige Geländewagenbesitzer. Ein Mittelweg wird von wenigen Expeditionsunternehmern angeboten, die sich dort auskennen.

Das Staatsgebiet der seit 1956 unabhängigen Republik umfaßt das Flußsystem des Nils, soweit dieser den ebenfalls Sudan (vom arabischen *bilād-es-sūdān*, ›Land der Schwarzen‹) genannten breiten Savannengürtel zwischen Senegal und Rotem Meer durchfließt. Im Süden stürzt der Nil aus immergrünen Hochländern herab, verliert sich fast in einem riesigen Papyrus-Sumpf und eilt dann zielstrebig durch die trockener werdende Sahelzone nach Norden. Zwar erhält er bei der Hauptstadt Khartoum durch den Blauen Nil nochmals eine beträchtliche Verstärkung aus dem regenreichen Abessinien, in Nubien aber behauptet er nur noch einen schmalen Vegetationsstreifen gegen die toten Wüsten zu beiden Seiten.

Dieser dramatischen Abfolge unterschiedlicher Lebensräume entspricht eine bunte Palette afrikanischer und arabischer Kulturen: Da sind die Niltalbauern, welche die ägyptische Flußoase nach Süden weiterpflegen; die Berglandbewohner am Roten Meer, am Rande des abessinischen Hochlandes, in Südkordofan und Zentraldarfur; die arabischen Kamel- und Rindernomaden in den riesigen Steppen zwischen Wüste und Sumpf und schließlich die Bewohner der Nilmarschen, der Feuchtsavannen und Grasländer im Süden. Ethnographisch verbindet der Sudan Schwarzafrika mit dem Mittelmeerraum, mit Arabien und dem Horn von Ostafrika, historisch birgt er eine unvorstellbare Tiefe an Traditionen, die schon früh Fremdes einzubürgern und den örtlichen Gegebenheiten anzupassen verstanden. Der Sudan hatte Anteil an den Tempelkulturen der Antike und am östlichen Christentum des frühen Mittelalters. Kettenpanzerreiter schützten seine Reiche an den Knotenpunkten der Pilgerstraße vom Niger nach Mekka, und Allahs Krieger verjagten noch vor 100 Jahren die Kolonialarmeen aus dem Land. Den modernen Staat halten künstlich bewässerte Baumwollfarmen am Leben und vielleicht bald auch eigene Ölquellen. Es ist nicht leicht, ein Land von dieser Größe und mit einer solchen Vergangenheit zu begreifen. Doch versteht es der Autor in diesem Band, eine ethnographisch prägnante und historisch packende Schilderung dieses in seiner Vielfalt faszinierenden Landes zu geben, die dem Reisenden – in Verbindung mit den bekannten Praktischen Informationen – eine unentbehrliche Hilfe zum Verständnis dieser Region und ihrer Bewohner ist.

Über den Autor: Bernhard Streck, geb. 1945, ist promovierter Ethnologe und Lehrbeauftragter für Völkerkunde an den Universitäten Mainz und Gießen. Den Sudan hat er zwischen 1975 und 1986 fast jährlich besucht, zunächst als Reiseleiter auf Samir Lamas Expeditionen durch Nordostafrika, dann als Berater der Nil-Filmexpedition von Walter Wilz, später als Einzelreisender im Fischerboot, auf dem Kamel oder auf dem Lastwagen, schließlich als Feldforscher bei Zigeunerschmieden in Nubien, Kordofan, am Blauen Nil und in der Hauptstadt. Neben verschiedenen Aufsätzen über den Sudan publizierte er über Zigeuner, informelles Recycling und Wissenschaftsgeschichte. Zum Thema handwerkliche Altmetallverarbeitung legte er eine Sammlung an und drehte ethnographische Filme. 1987 gab er für DuMont das »Wörterbuch der Ethnologie« heraus.

405 Seiten mit 41 mehrfarbigen und 95 einfarbigen Abbildungen sowie 157 Karten und Zeichnungen im Text



ISB N 3-7701-1232-6